



BIBEL UND ASTRONOMIE. 3E, NEUAUSGEARB. AUFL

JOHANN HEINRICH KURTZ



Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
Kahle/Austin Foundation

https://archive.org/details/isbn_9781143767678

Bibel Und Astronomie. 3E, Neuausgearb. Aufl

Johann Heinrich Kurtz

Nabu Public Domain Reprints:

You are holding a reproduction of an original work published before 1923 that is in the public domain in the United States of America, and possibly other countries. You may freely copy and distribute this work as no entity (individual or corporate) has a copyright on the body of the work. This book may contain prior copyright references, and library stamps (as most of these works were scanned from library copies). These have been scanned and retained as part of the historical artifact.

This book may have occasional imperfections such as missing or blurred pages, poor pictures, errant marks, etc. that were either part of the original artifact, or were introduced by the scanning process. We believe this work is culturally important, and despite the imperfections, have elected to bring it back into print as part of our continuing commitment to the preservation of printed works worldwide. We appreciate your understanding of the imperfections in the preservation process, and hope you enjoy this valuable book.

Bibel und Astronomie,

nebst Zugaben verwandten Inhaltes.

Eine Darstellung

der

biblischen Kosmologie und ihrer Beziehungen
zu den Naturwissenschaften

von

Joh. Heinr. Kurb,

der Theologie Doctor u. ordentl. Professor zu Dorpat,
ordentl. Mitglied der historisch-theol. Gesellschaft zu Leipzig, R. R. Staatsrath.

1 Kor. 13, 9—12. u. 8, 12—15.

Dritte, zum großen Theile neu ausgearbeitete Auflage.



Berlin, New-York und Adelaide, 1853.

Verlag von Julius Albert Wohlgemuth.

Bibel und Astronomie,

nebst Zugaben verwandten Inhaltes.

Eine Darstellung

der

biblischen Kosmologie und ihrer Beziehungen
zu den Naturwissenschaften

von

Joh. Heinr. Rurk,

der Theologie Doctor u. ordentl. Professor zu Dorpat,
ordentl. Mitglied der historisch-theol. Gesellschaft zu Leipzig, R. R. Staatsrath.

1 Kor. 13, 9—12. u. 8, 12—15.

Dritte, zum großen Theile neu ausgearbeitete Auflage.



Berlin, New-York und Adelaide, 1853.

Verlag von Justus Albert Wohlgemuth.

Journal of the American Medical Association

PUBLISHED WEEKLY

Vol. 100, No. 10

Official Journal of the American Medical Association
Incorporated in 1847

Subscription Price

Five Dollars Per Annum in Advance
Single Copies Fifteen Cents

Published by the American Medical Association

535 North Dearborn Street, Chicago, Ill. 60610



Entered as Second-Class Matter, May 2, 1882
Postage paid at Chicago, Ill.

Den edlen Forschern
im Gebiete der Natur und des Geistes

Herrn Dr. Gotthilf Heinr. v. Schubert,
Professor in München,

Herrn Dr. Karl v. Raumer,
Professor in Erlangen,

Herrn Dr. Andreas Wagner,
Professor in München,

mit dem Gefühle

der innigsten Verehrung

gewidmet

dem

Verfasser.

Vorrede zur ersten Auflage.

(1842.)

Das vorliegende Schriftchen möchte seine Erscheinung durch das Interesse des Gegenstandes, den es behandelt, gerechtfertigt, oder wenigstens entschuldigt sehen. Wenn der Verfasser einigemal mit einem „vielleicht“ oder einem „wahrscheinlich“ sich behelfen mußte und statt unzweifelhafter Wahrnehmungen bisweilen nur subjektive Ansichten geben konnte, so wolle der geneigte Leser das auf Rechnung des Gegenstandes setzen, der in manchen Partien nur von dem geheimnißvollen Hell Dunkel der Morgendämmerung beleuchtet ist, während seine Höhepunkte im Licht der aufgehenden Morgensonne hell und deutlich erkannt werden können. Der Leser freue sich mit dem Verfasser an der freien Aussicht auf die in rosigem Licht erglänzenden Alpengipfel der fernen Heimath, und wolle es ihm nicht verdenken, wenn er seine Blicke auch auf die zwar schwachbeleuchteten, aber vielversprechenden Thäler fallen ließ, um sich ein möglichst umfassendes Bild der theuern, heimathlichen Gesilde zu verschaffen.

Vorrede zur zweiten Auflage.

(1849.)

Die wohlwollende und nachsichtsvolle Aufnahme, welche die erste Auflage dieser Schrift, trotz ihrer zum Theil augenfälligen Mängel, gefunden hat, und die auch, nachdem sie bereits lange vergriffen war, noch immer fortbauernben Nachfragen machten mir die erneuerte Herausgabe derselben zur angenehmen Pflicht, so ungern ich auch andrerseits dadurch wieder auf längre Zeit von andern mir zur eigentlichen Lebensaufgabe gewordenen Studien mich abgezogen sah. Denn das war mir von vornherein klar: mit einer bloßen Revision und Nachbesserung der ersten Auflage durfte ich mich keinesfalls begnügen; es mußte vielmehr das ganze Werkchen von Grund aus umgestaltet und neu ausgearbeitet werden.

So erscheint denn die zweite Auflage als eine an Umfang beinahe um das Dreifache gewachsene Schrift. Ton und Haltung derselben habe ich indeß beizubehalten gesucht. Ohne gelehrte theologische Abhandlungen zu bieten, möchte sie sich doch auch vom Theologen in gebührender Bescheidenheit Berücksichtigung wünschen; und obwohl nach gründlicher Schriftauslegung strebend, möchte sie doch hauptsächlich auch den Bedürfnissen gebildeter Nichttheologen entsprechen.

Vorrede zur dritten Auflage.

Auch die vorliegende dritte Auflage dieser Schrift hat sowohl im theologischen wie im naturwissenschaftlichen Theile in vielen Partien eine neue Gestalt gewonnen. Während ich in Beziehung auf die Astronomie und Geologie nur nachzutragen und einzugliedern hatte, was die rasch fortschreitende Wissenschaft an neuen Resultaten gewonnen hat, mußte ich im theologischen Theile viele Abschnitte gänzlich umarbeiten. Es haben sich mir seitdem nämlich einige die ganze Darstellung beherrschende Grundanschauungen als irrig und unzulässig erwiesen, die mit ihren weltgreifenden Konsequenzen beseitigt werden mußten. Dahin gehört besonders eine einflußreiche Umgestaltung meiner frühern Auffassung vom Heraemeron und eine nicht minder wichtige Aenderung in meiner Ansicht von der Menschwerdung Gottes in Christo, die ich jetzt mit den ältern Lehrern unserer Kirche als einzig und allein durch die Sünde des Menschen bedingt erkannt habe. Außerdem sah ich mich genöthigt, mich mit einigen seitdem erschienenen Schriften auseinander zu setzen, die auf meine Darstellung, dieselbe vielfach bestreitend, Rücksicht genommen haben. Ich meine damit besonders J. P. Lange's positive Dogmatik, Ebrard's Abhandlung über Bibel und Naturwissenschaft, Hofmann's Schriftbeweis und Delitzsch's Erklärung der Genesis. Namentlich die beiden letztgenannten Schriften, die mir, wie ich freudig und dankbar bekenne, einen reichen Schatz von Belehrung und Anregung gebracht haben und von denen ich mich auch in mehrern hier behandelten Punkten willig habe zurecht weisen lassen, — forderten mich häufig zu einer eingehenden Vertheidigung meiner Ansicht und

Bestreitung der entgegengesetzten auf. In Betreff des geistvollen Buches von Delitzsch mußte dies so oft und in so entschiedener Weise geschehen, daß es fast für den Unkundigen den Schein annehmen könnte, als ob meine theologische Richtung von der seinigen eine total verschiedene sei, während ich doch mir freudig bewußt bin, mit dem hochverehrten Verfasser, meinem theuren Freunde, auf demselben Grunde des christlichen Glaubens, des kirchlichen Bekenntnisses und der theologischen Wissenschaft zu stehen. Je öfter ich daher in dem vorliegenden Buche dem hochverdienten Schriftforscher widersprechen mußte, — es betrifft ja doch nur Punkte, die den Grund des Glaubens und des Bekenntnisses unberührt lassen —, um so mehr freue ich mich darauf, daß ich sehr bald an einem andern Orte Gelegenheit haben werde, zu zeigen, wie lieb und werth mir Delitzsch's neues Buch ist, wie viel Anregung und Belehrung ich darin gefunden und wie groß die Uebereinstimmung meines theologischen Erkennens mit dem seinigen ist.

Die gegenwärtige Auflage meiner Schrift mußte außerdem auch in solchen Partien, die keiner ganz neuen Ausarbeitung zu bedürfen schienen, vielfach verbessert und erweitert, bisweilen auch verkürzt werden, je nach der fortgeschrittenen Einsicht des Verfassers. Möchten die vielen Aenderungen und Zusätze auch als Verbesserungen und Bereicherungen des Buches erkannt werden können, und möchte es auch in seiner neuen Gestalt die freundliche Aufnahme finden, deren die beiden ersten Auflagen sich zu erfreuen hatten!

Dorpat, im August 1852.

Der Verfasser.

Erste Abtheilung.

Bibel und Astronomie.

- I. Die Theologie und die Naturwissenschaften.
 - II. Die heidnische und pantheistische Weltanschauung.
 - III. Eine Universalgeschichte des Kosmos.
 - IV. Die biblische Weltanschauung von der Entstehung, Entwicklung und Vollendung
des Weltalls.
 - V. Astronomische Forschungen und Ergebnisse.
 - VI. Conflict und Harmonie zwischen Bibel und Astronomie.
-

Psalm 8.

„Jehova, unser Herr!

Wie herrlich ist Dein Name auf der ganzen Erde,
Der Du mit Deiner Pracht den Himmel gekrönt!
Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge
Bereitest Du Dir eine Nacht,
Um zu schwichtigen Feind' und Raubgierige.

Wenn ich sehe Deinen Himmel, das Werk Deiner Finger,
Den Mond und die Sterne, die Du gegrünbet hast:
Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest,
Und der Menschensohn, daß Du ihn besuchest?
Wenig unter göttlichen Stand erniedrigst Du ihn,
Krönest ihn mit Ehre und Herrlichkeit.
Du lässest ihn herrschen über das Werk Deiner Hände,
Allest legtest Du unter seine Füße,
Schafe und Rinder allzumal,
Sammt den Thieren des Feldes,
Den Vögeln des Himmels und den Fischen des Meeres,
Was nur durchwandert Pfade des Meeres.
Jehova, unser Herr!
Wie herrlich ist Dein Name auf der ganzen Erde!“



Erstes Kapitel.

Die Theologie und die Naturwissenschaft.

Wir haben ein festes prophetisches Wort und ihr thut wohl, daß ihr darauf achtet, als auf ein Licht, das da scheint in einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen (2 Petri 1, 19). Wahrlich, es ist ein festes Wort, das Wort Gottes, das die heiligen Menschen Gottes, getrieben vom heiligen Geiste, zu uns geredet haben, es ist fester, denn Himmel und Erde, denn es wird nicht der kleinste Buchstabe noch ein Titelschen desselben zergehen, wenn auch Himmel und Erde zergehen; es ist ein theuer werthes Wort, voll göttlicher Lebenskräfte, ein Licht auf unserm Wege, ein Stab in unsern Händen.

Aber auch die Natur ist für den, der in ihr lesen gelernt hat, ein aufgeschlagenes Gottesbuch, denn Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit wird ersehen, so man das wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt (Röm. 1, 20). Auch die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Werke verkündigen seiner Hände Werk (Psalm 19, 2). Was in Flammenzügen die Sternenpracht des Himmels erzählt, was das Meer und die Tiefen der Erde und ihre Berge verkünden; was der helle freundliche Sonnenschein und das Grausen der Sturmesnächte; was die Blüthenpracht des Frühlings und was der Hagel, der sie zerknickt, oder der eifige Hauch

des Reifses, der sie ertödtet; was die Lilie auf dem Felde, der Sperling auf dem Dache, der Schlerling in unsern Gärten, die Schlange im Rasen uns lehrt, — das Alles, ja das Sonnenstäubchen und das Sandkorn ist, wenn es recht gelesen und recht verstanden wird, auch ein Wort Gottes, darin Zeugniß abgelegt ist von den vorigen Tagen, darin geschrieben steht von Gottes Allmacht und Weisheit, aber auch von seiner Heiligkeit; von seiner schöpferischen Liebe, aber auch von seiner strafenden Gerechtigkeit — das sehnsüchtige Hoffen und Harren der Kreatur (Röm. 8, 19—21) ist auch eine Predigt, die Schätze der Weisheit und Erkenntniß aufthut, die da predigt von Segen und Fluch, von Tod und Auferstehung, von Sünde und Erlösung ¹⁾. „Obgleich,“ sagt ein Mann, dessen ganzes reiches Leben dem Studium dieser Gotteschrift gewidmet ist ²⁾, „obgleich das Buch der Natur im Vergleich mit dem heiligen Buch der Offenbarung nur wie ein unter den Ruinen einer zerstörten Stadt stehender, mit Hieroglyphen überschriebener Obelisk erscheint, dessen Bilderschrift zum Theil dem jetzigen Menschengeschlecht unverständlich geworden, zum Theil sogar von Feindeshand verstümmelt und verwischt ist, so läßt sich doch aus guten Gründen eine Uebereinstimmung des Inhalts jener Bildersprache, die ja ursprünglich auch eine Offenbarung Gottes an die Menschen war, mit dem Inhalt der heiligen Schrift behaupten oder nachweisen. Ja, auch die Natur zeugt mit unverkennbarer Deutlichkeit von Ihm, von dem und durch den alle Dinge sind, und in unsern Tagen, deren Verkehrtheit sich mehr zum Forschen und Genießen der natürlichen Dinge, worin sie glaubt, das Leben zu haben, hinneigt, als zum

1) Vgl. z. B. das ergreifende Bruchstück einer solchen Predigt bei G. H. v. Schubert, Ansichten von der Nachseite der Naturwissenschaft 4. Aufl. Dresd. 1840. S. 259 f.

2) G. H. v. Schubert, Symbolik des Traums 3. Aufl. Leipzig, 1840. S. 44 f.

Forschen in der Schrift, ist es vielleicht nicht ganz unnöthig, auf jenes ernste Zeugniß der Natur und auf die Uebereinstimmung ihres Inhaltes mit dem der Schrift aufmerksam zu machen."

Wohl enthält das geschriebene Wort Gottes Alles, was uns zu unsrer Seligkeit zu wissen nöthig ist; wohl spricht die heilige Schrift deutlicher und untrüglicher, sicherer und vernünftlicher zu uns, als jene Obeliskenschrift; sie spricht für den Ungebildeten und Ungelehrten, für den Armen am Geist ebenso verständlich als für den Gebildeten und Geistreichen, denn sie gleicht „einem Wasser, worin der Elephant schwimmt und das Lamm wadet“, und wer da glaubt, bei dem Buche der Natur, jenes entbehren zu können, dessen Augen sind für das eine, wie für das andere Zeugniß von Gottes Wesen und Werken verblendet. Aber dennoch sollen wir auch auf jene Stimme, deren Schnur ausgeht in alle Lande, und ihre Rede an der Welt Ende (Psalm 19, 5), hören, auch von ihr lernen, was durch sie Gottes schöpferisches Wort uns offenbart, und dies um so mehr, da die Natur — zunächst ein Wort Gottes für uns — dereinst auch ein Wort Gottes gegen uns sein kann, denn es steht geschrieben, auf daß sie keine Entschuldigung haben (Röm. 1, 20).

Darum gehe der Theologe, und nicht nur er, es gehe überhaupt der Christ zum Naturforscher in die Schule. Er gebe Ehre, dem Ehre gebührt; willig und gern lasse er sich von den Meistern der Wissenschaft eine neue Welt voll Wunder seines Gottes aufschließen; freudig und dankbar erkenne er es, wenn sie in ebenso klühnem als mühevолlem Forschen neue Schätze aus dem tiefen und verborgenen Schacht des Wissens ans Tageslicht fördern und in gangbare Münze umprägen.

Ebenso gebe aber auch der Naturforscher Ehre, dem Ehre gebührt, der Meister werde zum Jünger, der Lehrer werde zum Schüler, er setze sich mit dem demüthigen und

lernbegierigen Sinn einer Maria von Bethanien zu den Füßen eines höhern Meisters, und lerne dort Worte des ewigen Lebens und eine Weisheit, die nicht von gestern und heute ist, lerne dort, was seine Teleskope und Mikroskope ihn nicht lehren können, und was doch seiner Weisheit erst die rechte Weihe giebt. Er vergesse nicht, daß, wenn die Natur ein Buch voll göttlicher Lehre und Predigt ist, — daß dann die Bibel Lexicon und Grammatik ist, woraus er allein Etymologie und Syntax dieser heiligen Sprache, Bildung und Geschichte, Sinn und Bedeutung aller einzelnen Worte erlernen kann, daß sie allein die Kritik und Hermeneutik, Aesthetik und Logik lehre, wonach die *disjecti membra poeta* zu ordnen, zu verstehen, zu erläutern sind.

Aber wie, wenn Bibel und Natur, statt einander zu erklären, zu erweitern, zu ergänzen, einander widersprechen?

Bibel und Natur, insofern sie beide Gottes Wort sind, müssen übereinstimmen. Wo das nicht stattzufinden scheint, da ist die Exegese des Theologen oder die Exegese des Naturforschers eine falsche. Und nicht nur das Letztere, sondern auch das Erstere findet leider nur zu häufig statt und hat unsägliche Verwirrung in die Frage nach der Concordanz zwischen Schrift und Natur gebracht.

Wo der rebliche Zweifel, der nur sichere und nach allen Seiten hin haltbare Wahrheit will, oder der bibelfeindliche Unglaube, der seine Freude daran hat, dem Bibelglauben in den Augen der Welt eine neue Schlappe beizubringen, angeblich — oder scheinbar — unverföhllichen Widerspruch der biblischen Angaben mit den Resultaten der Naturforschung geltend gemacht hat, da bezog sich dies vornehmlich auf die biblische Schöpfungsgeschichte, und Theologen nicht nur, sondern auch Naturforscher, und der letztere fast noch mehr wie der erstere, boten allen Scharfsinn und alle Gelehrsamkeit auf, um diese angeblichen Widersprüche zu beseitigen, und die schönste Har-

monie zwischen Naturforschung und Bibelauslegung nachzuweisen.

Und sonderbar! gerade hier, wo die Widersprüche aufs Unverkennbarste hervortreten, wo sie sich am meisten häufen sollen, — gerade hier ist, bei einem richtigen Begriff von der göttlichen Offenbarung und bei einer richtigen Auffassung der biblischen Urkunde ein Widerspruch gar nicht möglich, und zwar darum nicht, weil die Bibel gar nichts offenbart, noch auch offenbaren will über das, was die Naturforschung zu ermitteln vermag, und umgekehrt, weil das, was die Naturforschung suchen und finden kann, gar nicht in das Bereich der biblischen Offenbarung fällt; weil die beiderseitigen Belehrungen nicht auf einander, sondern nur neben einander fallen, und darum nicht einander widersprechen und verdrängen, sondern nur (ihre sonstige Richtigkeit vorausgesetzt) einander ergänzen können.

Die mosaische Schöpfungsgeschichte ³⁾ will nämlich, wie die Bibel überhaupt, nirgends eigentlich-naturwissenschaftliche Belehrungen geben. Nichts liegt ihr ferner als das. Das Ringen des menschlichen Geistes nach weltlicher Bildung, nach Kunst und Wissenschaft ist nirgends unter die Mitwirkung specieller göttlicher Offenbarung gestellt. Wie der Mensch dem Boden, auf dem er wandelt, im Schweiße seines Angesichtes das tägliche Brod als Nahrung seines Leibes abgewinnen muß, so muß er auch der Natur in ihm, um ihn, unter ihm und über ihm Wissen und Erkenntniß zur Nahrung und Bildung seines Geistes in mühsamem Ringen und Suchen und Forschen abgewinnen. Nie und nirgends ist ihm durch eigentliche göttliche Offenbarung mathematisches, physica'sches, medicinisches Wissen mitgetheilt worden. Kein einziger der

3) Wir können hier den speciellen Auseinandersetzungen der folgenden Kapitel unsrer Schrift nicht vorgreifen, und müssen uns daher auf die Darlegung der allgemeinen Gesichtspunkte beschränken.

Propheten des alten Bundes, kein einziger der Apostel des neuen Bundes hat auf dem Wege der Offenbarung naturwissenschaftliche Kenntnisse gewonnen, kein einziger war durch göttliche Erleuchtung in dieser Beziehung über den Bildungs- und Erkenntnißstand seiner Zeit erhoben. Was ein Moses von der astronomischen Beschaffenheit des Sternenhimmels, von dem geologischen Bau der Erdrinde, von den naturhistorischen Merkmalen der reinen und unreinen Thiere, von dem medicinischen Verlauf des Auszuges oder der geschlechtlichen Zustände u. wußte, das hatte er aus den Schulen der ägyptischen Weisen gelernt ⁴⁾ oder hatte es aus eigenem Beobachten und Forschen in der 40jährigen Schule der Wüste erkannt; aber die göttliche Weisheit wußte diese auf natürlichem Wege gewonnene Erkenntniß sich dienstbar zu machen und zum Träger unvergänglicher Ideen von Gnade und Gerechtigkeit, von Sünde und Erlösung zu weihen. Was ein Salomo, dessen Weisheit zu hören die Königin vom Morgenlande herbeikam, von den Bäumen, von der Ceder an zu Libanon bis an den Ysop, der an der Wand wächst, von Vieh und von Vögeln, von Kriechendem und von Fischen in seinen dreitausend Sprüchen oder in seinen tausend und fünf Liedern redete und sang (1 Kön. 4, 32, 33), das war eine Frucht seiner eignen sinnigen Naturbetrachtung, aber auch ein Gefäß, in welches sich die Weisheit von oben versenken konnte.

Ja, wir gehen noch weiter, wir behaupten kühn, und mit der sichern Zuversicht, dem göttlichen Charakter der heiligen Schrift und Geschichte nicht im Mindesten zu nahe zu treten,

4) Darum ist auch die Lebensführung des Moses, die ihn in diese Schule führte, eine specifisch göttliche. Der Mann, der Israel Gesetz und Gottesdienst, und in ihnen eine Fülle neuer göttlicher Offenbarungen, geben sollte, sollte auch in aller Weisheit der Ägypter erzogen sein, um dadurch die höchste formale und materiale Vorbildung seiner Naturgaben und Naturanlagen für seinen göttlichen Beruf zu gewinnen.

daß die heiligen Männer Gottes im alten und neuen Bunde, welche der Geist Gottes zu göttlichen Werken oder Worten trieb, gar wohl, was naturwissenschaftliche Erkenntnisse betrifft, in den zu ihrer Zeit allgemein herrschenden Irrthümern mitbefangen sein konnten. Solche Irrthümer brachten den religiösen Wahrheiten, deren Ausrichter und Verkünder sie sein sollten, nicht die mindeste Beeinträchtigung. War z. B. in den Zeiten Josua's die allgemeine Meinung herrschend, daß die Sonne sich mit dem gesammten Sternenhimmel um die Erde in vier und zwanzig stündigem Umschwung drehe, so war Josua sicher nicht über diesen Irrthum erhoben, und als er das vielbesprochene Glaubenswort: „Sonne stehe still zu Gibeon und Mond im Thale Ajalon!“ (Jos. 10, 12 ff.) aussprach, lag diese irrige Ansicht ohne Zweifel zu Grunde. Josua sprach das Gebot des Glaubens so aus, wie er die Sache verstand, aber die göttliche Erhörung desselben wurde so ausgeführt, wie Gott es verstand ⁵⁾. Eben so wenig wird es uns befremden dürfen, wenn auch anderwärts in der heiligen Schrift die geocentrische Anschauung zu Grunde liegt ⁶⁾.

5) Es kam dem Josua darauf an, daß die Helligkeit des Tageslichtes so lange dauern und die Finsterniß der Nacht so lange abgehalten werde, bis er seinen Zweck in der Verfolgung der Feinde erreicht hatte. Und das erlangte er durch die Wundermacht seines Glaubens. Welches das natürliche Mittel für die übernatürliche Wirkung war, war für den Glauben Josua's gleichgültig und ist es auch heute noch für den Glauben des Lesers.

6) Wir müssen es daher auch für völlig irrig und irreführend halten, wenn man, um die Inspiration der Bibel auch in Sachen menschlicher Wissenschaft zu retten, sich bemüht hat, nachzuweisen, daß die heilige Schrift zwar geocentrisch rede, aber heliocentrisch denke. Es ist dies nur der andre Pol jener Verlehrtheit, welche dem Kopernikanischen System deshalb die Anerkennung glaubt versagen zu müssen, weil einige Bibelstellen von der geocentrischen Anschauung ausgehen. In jenen Fehler verfiel auch der verehrungswürdige F. Fr. v. Meyer, der in f. Blättern für höhere Wahrheit VIII, 342 ff.

So konnte auch Moses gar manche physicaalisch-irrigte Ansicht über die Natur des Sternenhimmels oder des Erdbinnern haben, als er im prophetischen Geiste die Geschichte der Schöpfung des Himmels und der Erde auffaßte, ohne daß ihm diese Irrthümer dadurch hätten benommen werden müssen, denn die mosaische Schöpfungsgeschichte hat eben gar keine physicaalische, sondern bloß religiöse Belehrung zum Zwecke.

einen Aufsatz mit der Ueberschrift „Die Bibel denkt heliocentrisch“ niederlegte. Zum Erweis dieser Behauptung führt er besonders Jak. 1, 17 an. Er übersetzt diese Stelle: „Alle gute Gabe und alles vollkommene Geschenk ist von oben herabsteigend von dem Vater der Lichter, bei welchem ist nicht innewohnend Veränderung oder der Wende Verschattung“, und fügt erläuternd hinzu: „Hier wird im Gegensatz der obern Lichter auf die Erde gezielt und bei ihr nicht als zufällig, sondern als eine wesentlich innewohnende Eigenschaft gedacht, was von Gott als wesentlich oder ihm inwohnend geläugnet wird, nämlich die Veränderung und eine Finsterniß, die durch Umkehrung entsteht. Wäre hier von einer Umkehrung des Himmels um die Erde die Rede, mit welcher die Sonne bald Tag bald Nacht macht, so wäre es eine äußere, nicht der Erde eigenthümliche, wie doch der Sinn des Gegensatzes mit sich bringt. Wir gestehen, daß der Wink sehr leise, folglich für eine plumpe Wahrnehmung nicht ist. Uns ist die Stelle ein so feiner als deutlicher Beweis, daß nach der Wissenschaft des Geistes Gottes, so gut wie nach der jetzigen Schulwissenschaft, die Erde sich um ihre Are wendet, ja daß sie auch den davon kaum trennbaren jährlichen tropischen Umlauf hält, mithin das heliocentrische System das Verborgene der Bibel ist.“ G. F. G. Goltz (in dem sonst gar nicht übeln Büchlein: Die stillstehende Sonne zu Gibeon. Berlin 1833, S. 35) stimmt dieser Argumentation bei und meint sie noch verstärken zu können durch 1 Mos. 1, 5.: „Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag“. Man müsse darunter verstehen: „Da kam der Tag von Abend nach Morgen dahergezogen.“ Und dann sei es ein Beweis für die Umbrehung der Erde von Abend nach Morgen. Denn spräche die Schrift geocentrisch, so würde sie dem scheinbaren Laufe der Sonne gemäß sagen: „Da ward aus Morgen und Abend der Tag.“

Nun ist aber allerdings auch denkbar, daß ein physica-
lisches Moment in die Offenbarung religiöser Wahrheiten mit
verwebt ist, sei es als der nothwendige Träger der Lehren
oder als die mehr zufällige Folie und Umgebung derselben.
Allerdings kann die religiöse oder ethische Stellung eines Natur-
gegenstandes, welche Objekt der Offenbarung ist, durch die
Naturbeschaffenheit desselben, welche Objekt naturwissenschaft-
licher Forschung ist, in der Art bedingt sein, daß eine irr-
thümliche Fixirung des Lehren auch dem Ersten eine verkehrte
Fassung oder eine irreführende Richtung aufprägen würde.
So hat ohne Zweifel z. B. die physische Beschaffenheit des
Weltbaues, die Gliederung und Zusammengehörigkeit der ein-
zelnen Weltkörper, ihre gegenseitige Bezüglichkeit u. dgl. m.
auch eine religiöse Bedeutsamkeit, die als solche an sich gar
wohl Gegenstand der Offenbarung sein könnte, insofern deren
Erkenntniß uns eine tiefere, umfassendere oder klarere Einsicht
in den göttlichen Weltplan, in dem ja auch wir gliedlich mit
beschlossen sind, eröffnen würde. Aber auch in solchen Fällen
kann eine physikalische Belehrung weder im Zwecke einer solchen
Offenbarung liegen, noch auch in ihrem Erfolge, so daß der
sich ihr gläubig hingebende Menscheng Geist dadurch veranlaßt
oder genöthigt wäre, einen bisher festgehaltenen physikalischen
Irrthum aufzugeben, oder durch dieselbe befähigt würde, einer
künftigen Entwicklung menschlicher Wissenschaft so vorzugreifen,
daß seine dadurch gewonnene Erkenntniß in ausdrücklichen
Widerspruch mit der damaligen Entwicklungsstufe trete; denn
beides würde gleich sehr mit dem Charakter der Offenbarung
in Widerspruch stehen. Die Offenbarung enthält sich für
solche Fälle der Belehrung, wie ja überhaupt nicht ihre Auf-
gabe ist, zur Zeit Alles und Jedes zu offenbaren, was religiös
bedeutsam ist. Sie ist vielmehr wie eine Erzieherin, die dem
Kinde nicht sogleich Alles mittheilt, was sie selbst weiß, son-
dern jedesmal zur Zeit nur das, dessen das Kind für seine
Fortbildung unmittelbar bedarf und für dessen Aneignung es

durch seine vorangegangene Bildung schon herangereift ist. Ihren göttlichen Charakter bewährt die heilige Schrift in solchen Fällen darin, daß alle zukünftige Wissenschaft in ihr Platz findet, daß sie sich in Nichts verredet hat, daß keine neuere Wissenschaft ihr ein: „Hättest du geschwiegen“ entgegenrufen kann. Wir sind aber der Zuversicht, daß einst — im ewigen Leben — eine Offenbarung viel höherer und umfassenderer Art auch die Irrthümer unserer naturwissenschaftlichen Erkenntnisse berichtigen, ihre Lücken ergänzen, und ihr höheres religiöses Verständniß uns eröffnen werde.

Von Seiten des Bibelforschers liegt, wenn bei dem Vergleich der biblischen Offenbarungsdaten mit den Ergebnissen der Naturforschung Widersprüche zum Vorschein kommen, der Irrthum häufig darin, daß er in der Bibel Belehrungen zu finden wähnte, die ihr völlig fremd sind, für die sie kein Interesse hat; weil sie zur Zeit noch ganz außer ihrem Bereiche liegen. Mit dem Irrlichte dieser falschen Voraussetzung betrachtet man die Worte der heiligen Schrift, die dann natürlich auch in falschem Lichte erscheinen und aufgefaßt werden.

Aber ebenso sehr kann auch der vermeintliche Widerspruch auf einer falschen Exegese des Naturforschers beruhen, indem derselbe mit falschen Voraussetzungen an das Buch der Natur geht, und dann herausliest, was er schon mitbrachte. Wie die biblische Offenbarung das naturwissenschaftliche und physikalische Moment nicht zum Gegenstande ihrer Belehrung hat, so liegt auch umgekehrt das eigentlich-religiöse Moment nicht im Bereiche der empirischen Naturforschung. Ob z. B. die Welt, wie die Bibel lehrt, in der Zeit durch den Willen eines persönlichen Gottes aus Nichts geschaffen sei, oder ob sie, wie alter und neuer Wahnglaube lehrt, ewig und selbst Gott und somit das Entstehen neuer Lebensformen in ihr nur ihre eigne Selbstentwicklung sei, das vermag kein Naturforscher aus den Ergebnissen seiner Beobachtungen und Untersuchungen zu ermitteln; denn das Organ für solche Erkennt-

nisse ist allein der Glaube; der Empirie sind sie auf ewig verschlossen; und je gewissenhafter und treuer die Empirie ist, um so ferner wird sie solchen Irrwegen bleiben. Es ist die möglichst-größte Selbsttäuschung, wenn der Naturforscher sich oder Andern einbilden will, die Ergebnisse seiner empirischen Forschung hätten ihn zum Leugner der biblischen Lehre von der Welterschöpfung gemacht. Nicht die Naturforschung ist Schuld daran, sondern die Speculation, in der eben sowohl der Glaube wie der Wahnglaube Magnet oder Kompaß sein können.

Wie mit der biblischen Schöpfungslehre, so steht es auch mit den übrigen Grund-Lehren der heiligen Schrift, die als unverträglich mit den Ergebnissen der Naturforschung angesehen werden. Man entnimmt diesen Ergebnissen — sichern und unsichern, eine Weltanschauung, in welcher die biblischen Lehren von Engeln und Geistern, von der Erbsünde und der Menschwerdung Gottes, von Erlösung und Weltende, von Gericht, Auferstehung und ewigem Leben keinen Raum mehr haben. Und wiederum ist es nicht die Naturforschung, sondern die unbefugte Speculation, oder vielmehr die schon von vornherein feststehende Richtung des Denkens und Dichtens, welche die Speculation mit sich fortreißt und den Ergebnissen der Naturforschung Gewalt anthut, um sie sagen zu lassen, was man eben hören will.

Wenn man zu dieser Willkühr der naturphilosophischen Speculation auch noch die Unsicherheit derjenigen naturwissenschaftlichen Ergebnisse, die dieser Speculation zum Ausgangspunkte dienen, in Betracht zieht, so begreift sich, wie wenig Gewicht den daraus gefolgerten Anschauungen im Gegensatz zur Offenbarung der heiligen Schrift zukommen kann. Denn in der That, je tiefer die Naturforschung in die Geheimnisse des Entstehens und Bestehens in die Räthsel des Raumes und der Zeit eindringen will, desto unsicherer werden ihre Ergebnisse. Sie ist um so mehr dem Irrthum unterworfen, je

mehr Hindernisse das Meer und die Berge, die Tiefen der Erde und die Höhen des Himmels seiner Forschung entgegen-
setzen: je mehr sie an die Schale gewiesen ist, ohne bis zum Kern durchdringen zu können, je leichter sie darum Schein für Wesen, und Wesen für Schein halten kann; ihre Ergebnisse sind um so unzuverlässiger, je schwerer unserer abstrakten Zeit die Enträthselung ihrer Hieroglyphen- und Bilderschrift ist, ja auch je nöthiger gerade bei dieser Schrift eine vorsichtige Kritik ist, um das Genuine vom Unächten oder Untergeschobenen zu sichten. Denn — verhehlen wir es uns nicht: Die Natur bietet uns nicht mehr die reine Handschrift Gottes dar, sie ist in manchen Partien ein Palimpsest, ein codex rescriptus; eine Feindeshand ist darüber gerathen und hat manchen theuren Schriftzug ausgelöscht oder undeutlich gemacht, manches Wort hineingetragen oder darüber geschrieben, das ursprünglich nicht in ihr stand, nicht in sie hineingehörte.

Daraus erhellt, daß der bibelgläubige Theologe von den angeblich widerstrebenden Ergebnissen der Naturwissenschaft nicht viel zu fürchten hat. Findet sich aber doch ein Widerstreit, so forsche er eifriger in der Schrift, prüfe mit größerer Selbstverläugnung seine Auffassung des Schriftwortes, vergesse alle Voraussetzungen eignen Scharffsinnes und eignen Weisheit, — und halte nur die eine Voraussetzung, daß Gottes Wort allem Kampf und Gewirre der Zeitmeinungen und Zeitweisheit, so wie aller Anmaßung menschlicher Wissenschaft gegenüber, Recht behalten werde, Recht behalten müsse, unerschütterlich fest, — und löst sich ihm der angebliche Widerspruch nicht, nun so bleibe er in der Festung des Wortes der freudigen Ueberzeugung: daß der Widerspruch entweder nur scheinbar, also keiner ist, oder daß der Irrthum auf Seiten der Wissenschaft ist; er habe auch das Vertrauen zur Wissenschaft, oder vielmehr zum lebendigen Gott, dessen allmächtiges Wort, trotz aller menschlichen Anmaßung, auch die Wissenschaft trägt, daß sie selbst im Läuterungsfeuer ihrer eignen

Entwicklung Holz, Stroh und Stoppeln ausscheiden werde. In des Meisters Worte zu schwören, — das mag sonst allenthalben Zeichen eines unselbstständigen Denkers sein, aber es ist ein Meister, auf dessen Worte zu schwören, die rechte Freiheit und Selbstständigkeit des Geistes ist: der Herr und sein Geist, denn es steht geschrieben: Ihr sollt euch nicht lassen Meister nennen, denn Einer ist euer Meister, Christus. (Matth. 23, 10. Vgl. Joh. 8, 32, 36.)

Doch glücklicherweise steht es so schlimm eben nicht. Die ächte Wissenschaft, und vornehmlich die Naturwissenschaft hat sich zu allen Zeiten in Wahrheit unter das Wort der Offenbarung gebeugt, ist immer fern davon gewesen, ihre Ergebnisse Sturm laufen zu lassen gegen die Offenbarung. Wir könnten einen nicht unbedeutenden Katalog von Zeugen der christlichen Wahrheit unter den Naturforschern hinstellen, könnten von Albertus Magnus bis auf Schubert und Cuvier eine Menge gewichtiger Namen nennen, die auch in christlicher Beziehung einen guten Klang haben; wir könnten eine Menge Zeugnisse derer, die als Sterne erster Größe in dieser Wissenschaft glänzen, aufführen, worin sie freudig ihren unerschütterlichen Glauben an die Schrift, die Uebereinstimmung ihrer wissenschaftlichen Ergebnisse mit den religiösen Wahrheiten der Bibel aussprechen, — wenn uns das nicht zu weit abführen würde, wenn es nicht schon oft und mannichfach geschehen wäre.

Je erstaunenswerther und großartiger in unsern Tagen die Fortschritte sämmtlicher Naturwissenschaften hervortreten, je mehr täglich die Erkenntniß der Natur an Tiefe und Umfang zunimmt, je mehr auch die gewonnenen Ergebnisse und Ansichten zum hochgeachteten, auch wohl bisweilen überschätzten, Gemeingut aller Gebildeten werden und schon geworden sind, um so weniger darf der Christ, und am allerwenigsten der Theologe sich denselben entziehen, um so mehr wird es Be-

bedürfniß, diese Ergebnisse und Ansichten in eine fruchtbare Verbindung mit der heiligen Schrift zu bringen, um eine gegenseitige Einigung und Ergänzung zu erzielen. Dieses Bestreben ist zwar vielfach verkannt, und jenes Bedürfniß häufig geläugnet worden, und zwar ebensowohl im Interesse der Wissenschaft als im Interesse der Religion. Auch an verächtlichen Seitenbildern hat es nicht gefehlt. Diese lassen wir billig unbeachtet; die Einsprache aber, die in Wahrheit im Namen der Religion oder der Wissenschaft eingelegt worden ist, ehren wir, halten aber nichts desto weniger die vorgebrachten Bedenkllichkeiten für unbegründet.

Wir behaupten vielmehr: die Wissenschaft kann nur gewinnen, wenn sie einen Lebensbund mit dem Glauben eingeht; aber auch der Glaube kann nur gewinnen in diesem Bunde. Die Wissenschaft erhält durch den Glauben ihre Weiße, ihre ewige, über diese Spanne Zeit hinausreichende Bedeutung; der Glaube gewinnt durch die Wissenschaft an Wärme und Lebendigkeit, an Kraft und Fülle. Die Wissenschaft ist des Glaubens jüngerer Bruder, beide sind sie von einer Mutter geboren, von jener ewigen Weisheit, die alle Dinge schuf, trägt und erhält. Muß nicht die gemeinsame Liebe zur gemeinsamen Mutter, die sie beide nährt, auch ein Band der Liebe zwischen beiden sein? Kann denn der eine den andern seine Wege gehen lassen, ohne sich um ihn zu bekümmern? Darf denn der ältere, ohne der Schuld des Brudermörders sich theilhaftig zu machen, in das frevelnde Wort einstimmen: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Oder darf der jüngere und ledere sich überheben und sprechen: Ich bedarf dein nicht?

Aber, sagt der Advokat der Wissenschaft, soll denn die Wissenschaft, soll namentlich die Naturkunde mit den ohnlängst erst abgeworfenen Fesseln, die eine engherzige und beschränkte Religiosität ihr aufgezwungen hatte, von Neuem gefesselt, soll ihr freier und fröhlicher Entwicklungsgang, den sie erst seit Kurzem begonnen, schon wieder gehemmt werden durch die

Dogmen der Kirche? Wird da nicht, auch beim besten Willen, ihr freier Blick verdunkelt und durch Vorurtheile getrübt, durch Voraussetzungen abgelenkt werden? Tritt einmal die Naturwissenschaft wieder in Lebensgemeinschaft und Blutsverwandtschaft mit dem Glauben, dann wird sie sich seiner Herrschaft nicht auf die Dauer entziehen, wird ihre Unabhängigkeit nicht bewahren können, und dann haben wir auch die Rückkehr jener finsternen Zeiten wieder zu erwarten, in welchen ein Albertus Magnus und Roger Baco als Zauberer verschrien, ein Galiläi verfolgt und eingekerkert wurden. — Nein! das soll nicht geschehen, das wird nicht geschehen! Nicht soll die Wissenschaft geknechtet werden unter den Glauben, sie soll nur im freien Verein mit ihm nach einem gemeinsamen Ziele hinstreben, nämlich der Verherrlichung Gottes durch Erkenntniß seiner Allmacht und Weisheit, seiner Gnade und Heiligkeit, und der Bildung des Menschen zum Bilde Gottes durch Erkenntniß seines Berufes, seiner Stellung, seiner Aufgabe. Nicht um ihre Freiheit soll die Wissenschaft betrogen werden, sondern Miterbe der reichen Güter des Vaterhauses soll sie werden; nicht die Wege ihres Berufes sollen ihr verlegt oder verboten werden, sie soll vielmehr in die tiefsten Tiefen hinab-, in die höchsten Höhen hinaufsteigen, sie soll mit den Flügeln der Morgenröthe an die entlegensten Enden der Welt, mit den Boten des Lichtes in die Höhen des Himmels eilen, aber sie soll dabei des Vaterhauses nicht vergessen, soll oft und mit Liebe dorthin zurückkehren, soll die erworbenen Schätze zu den Füßen des ewigen Vaters in Demuth niederlegen, von dem Feuerblick der ewigen Weisheit sie durchläutern lassen. Ihr Streben, ihr Eifer soll nicht vom Glauben geringgeschätzt und verdächtigt werden, aber sie soll auch nicht zu stolz sein, auf den Rath und die Warnung des ältern Bruders zu hören, und seine Erfahrungen, seine Weisheit sich zu Nuzen zu machen.

Aber auch von der andern Seite werden Bedenklichkeiten laut, ein Anwalt des Glaubens tritt auf und spricht: Die

Bibel giebt uns schlechthin sichere, objektive Wahrheit, die Naturwissenschaft unzulängliche Wahrnehmungen, subjektive Meinungen; was heute für unumstößliche, unzweifelhafte Wahrheit gilt, ist morgen als Irrthum erkannt und wird durch eine neue Ansicht, die wahrscheinlich bald ein gleiches Schicksal trifft, verdrängt. Sind wir nun dazu berechtigt, göttlich Ueberliefertes mit menschlich Erforschem zusammenzubringen, zu einen, zu vermischen? Müssen wir nicht vielmehr Beides stets und streng auseinanderhalten, damit das Objektive nicht in das Gebiet der Subjektivität, das schlechthin Wahre und Sichere in das Gebiet des Irrthums, der Unsicherheit gezogen, und dadurch selbst zum Subjektiven, zum Unsichern werde?

So achtbar die in solchen Befürchtungen sich aussprechende Gesinnung auch immerhin sein mag, so liegt ihr dennoch eine gewisse Glaubensschwäche, ja auch ein dunkles Bewußtsein von dieser Schwäche zu Grunde. Denn das ist noch nicht der rechte Welt überwindende Glaube, der die Wissenschaft fürchtet, der ihr nicht frei ins Angesicht zu blicken wagt; ein solcher Glaube ist noch fern von jener Festigkeit und Zuversicht, von jenem heiligen Trost, der die Helden des Glaubens charakterisirt. Zwar kann es nicht in Abrede gestellt werden, daß der Glaube, wenn er den geforderten Bund mit der menschlichen Wissenschaft eingeht, sich manchen Gefahren aussetzt, denen er vielleicht ohne dies entgehen könnte. Er wird genöthigt, aus sich selbst herauszutreten, seine Unmittelbarkeit, in der er sich genügt, aufzugeben; er muß den sichern Hafen der Ruhe verlassen und sein Schifflein dem ungewissen Meer vertrauen. Möglich ist es da, daß das Schifflein von den wilden Wogen des Zweifels verschlungen werde, oder an den Klippen der Erkenntniß zerschelttere, oder auf den Sandbänken der Speculation strandet. Doch dem Glauben wohnt eine Gotteskraft inne; das Schifflein, so schwach es auch scheine, hat einen Anker, den auch der gewaltigste Sturm nicht zerreißen kann, einen Kompaß, der nie irre zeigt, und es ist noch Einer mit auf dem Schifflein,

der den Wind bedräuet und zu dem Meere spricht: Schweig und verstumme (Marc. 4, 39). Und derselbige ruft auch uns zu: Was seid ihr so furchtsam? Wie, daß ihr keinen Glauben habt (B. 40)? Gefahr ist nur da, wo jene Gotteskräfte nicht gebraucht werden. Willst du das Pfund, das dir der Herr zum Wuchern gegeben hat, gleich jenem unnützen und faulen Knechte, aus Furcht, es zu verlieren, vergraben, und am Tage der Rechenschaft gleich jenem troyig vor ihn hintreten mit dem Worte: Siehe, da hast du das Deine (Matth. 25, 25), so stehe dich vor, daß dir nicht auch gleich jenem das Urtheil gesprochen werde.

Und wozu jene übertriebene Furcht vor einer menschlichen Subjektivirung des objektiv Göttlichen? Ist denn das Subjektive darum schon das Irrige? Hat nicht auch die Subjektivität ihre heiligen, unantastbaren Rechte? Und giebt es denn überhaupt ein menschliches Erkennen, Wollen oder Fühlen, das nicht von der Subjektivität ausgehen, durch sie hindurchgehen müsse? Ist denn nicht die objektivste Wahrheit, die Offenbarung in der Schrift auch eine subjektiv vermittelte, durch menschliche Eigenthümlichkeit hindurchgegangene? Ist nicht die Predigt eines Paulus und Jakobus, eines Petrus und Johannes eine solche, die das Siegel der Subjektivität an der Stirne trägt, — freilich einer erhabenen und erhobenen, einer heiligen und geheiligten, einer kräftigen und gekräftigten Subjektivität? Allerdings, die Bibel bietet die volle, die objektive Wahrheit dar, aber nicht in ihren einzelnen Sätzen und Schriften, sondern in ihrem ganzen Inbegriff, in der Einheit ihrer prismatisch-subjektivirten Strahlen. Willst du die Subjektivität von der Bibel fern halten, so mußt du die Bibel von dir, und dich von der Bibel fern halten, so ist dein Glaube nur ein Köhlerglaube, ein todt und unfruchtbar Ding, keine Gotteskraft, die dich und deine Subjektivität durchläutern, durchheiligen und durchkräftigen könnte.

Uns kann es am allerwenigsten einfallen, der Subjektiv-

wittät im Gebiete der Religion ein schrankenloses Walten er-
 kämpfen zu wollen; wir würden dann in unseliger Verblen-
 dung die Waffen gegen uns selbst wenden müssen und gegen
 die heilige Stadt Gottes, die zu schützen, zu bewahren, zu
 pflegen wir für unsere heiligste Pflicht halten. Wir erkennen
 und verehren in der Schrift, die einzig untrügliche Quelle
 aller religiösen Wahrheit, den Kanon der Beurtheilung aller
 religiösen Erscheinungen; — ja noch mehr, wir erkennen und
 verehren in der Kirche einen festen Damm gegen alle Will-
 führ der Auslegung und Auffassung des Schriftwortes, eine
 Basis, auf der wir weiter zu bauen berufen sind; einen mit
 jedem Jahrhundert sich vergrößernden Schatz geläuterter, ge-
 sicherter Erkenntniß. Dem vielgepriesenen Worte: Die Welt-
 geschichte ist das Weltgericht — liegt gewiß Wahrheit zu
 Grunde, aber viel unbeschränkter und unwidersprechlicher ist
 die Wahrheit, daß die Entwicklungsgeschichte der Kirche Christi
 ein Gericht ist über alle eigene Weisheit, die sich in ihr breit
 gemacht hat, und ein Läuterungsfeuer, in welchem alle Schla-
 den irriger Auffassung, welche auch die wahrheitsliebendste
 Subjektivität an sich trägt, ausgeschieden werden, so daß doch
 am Ende das lautere Gold der reinen Lehre als Residuum
 und Basis der künftigen Entwicklung übrig bleibt; denn wir
 glauben nach der Verheißung an ein göttlich kräftiges Wal-
 ten des heiligen Geistes in der Kirche, das stets den Sieg
 behält. Aber das möchten wir auch anerkannt wissen, daß
 jegliche objektive Wahrheit der Kirche aus dem von oben ge-
 segneten Forschen und Ringen subjektiver Erkenntniß hervor-
 gegangen ist. Es war zunächst z. B. eine subjektive Auf-
 fassung, was gewaltige und reichbegabte Persönlichkeiten, wie
 die eines Athanasius, Augustinus u. A., getrieben durch das
 innerste und eigenste Bedürfniß ihres Lebens und Erkennens,
 aussprachen, aber es war die siegreiche Kraft der innewoh-
 nenden Wahrheit und das unsichtbare Walten des Geistes
 Gottes, was ihrer Auffassung objektive kirchliche Geltung
 verschaffte.

Diesjenigen Partien der religiösen Erkenntniß, um welche es sich hier handelt, sind aber zum Theil gerade solche, welche die Kirche bisher weislich noch nicht in das Bereich ihrer Objektivirung gezogen hat, es sind wenigstens zum Theil auch solche, die sie vielleicht für immer davon wird ausschließen müssen. Es giebt eine „Nachtseite der Naturwissenschaft,“ von welcher ein Seher unserer Tage uns tiefsinnige und gemüthliche „Ansichten“ gegeben hat, es giebt ebenso auch eine Nachtseite der Offenbarungswissenschaft, die sogar zum Theil mit jener coincidirt. Zur Nachtseite gehören alle jene Partien, die nicht vom hellen Glanz der nahen Mittagssonne beleuchtet, sondern durch den Schimmer der fernen Sterne nur in ein geheimnißvolles Hell Dunkel gehüllt sind, die aber auch einst, wenn die Nacht mit ihren verhüllenden Schatten gewichen und der Tag angebrochen sein wird, in hellem Lichte erglänzen werden. Nur für solche nehmen wir das Recht subjektiver Ansichten in Anspruch, nur bei solchen erlauben wir es uns, mit der Leuchte der Naturkunde hinzuzutreten, ob nicht etwa so die Gegenstände deutlicher, die Umriffe schärfer hervortreten möchten, wie wir umgekehrt das Licht der Offenbarung zu der Nachtseite der Naturwissenschaft zu demselben Zweck gebraucht wissen möchten.

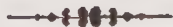
Die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse sind einmal da, sie haben sich neben den religiösen Erkenntnissen Geltung und Anerkennung verschafft. Der menschliche Geist aber ist kein abstraktes, todttes Fachwerk, in welches menschlich und göttlich Erkanntes, jedes für sich und abgesondert vom andern, aufgespeichert werden könnte, ohne sich gegenseitig zu berühren, zu durchdringen, zu einen. Der Geist ist ein untheilbares Ganze, eine lebendige Einheit; jede Lebensthätigkeit nimmt ihn ganz und gar in Anspruch, jede neue Erkenntniß, die er aufnimmt, durchdringt ihn ganz und gar, eint sich mit dem System der frühern Erkenntniß zu einem lebensvollen Ganzen, und wo diese Einigung nicht möglich ist, da muß ent-

weder das Alte ausgeschieden, oder dem Neuen die Aufnahme verweigert werden. „Der Glaube will Alles mit sich vereinigen, mit seinem Geiste durchdringen; er will Alles religiös verklären und heiligen, und namentlich alles Wissen in Theologie verwandeln. Und andrerseits liegt es im Wesen einer festen wissenschaftlichen Ueberzeugung, daß sie keine religiöse Ueberzeugung neben sich dulden kann, wenn sie nicht einer innigen Uebereinstimmung mit derselben sich versichert weiß“ 7). Vor allen gilt dies Letztere aber von den induktiven Wissenschaften. Es wohnt denselben, wie uns davon die Erfahrung hinlänglich belehrt hat, eine Macht zu überzeugen bei, welche selbst der Ueberzeugung des Glaubens gefährlich werden kann. Auf diese Macht hat z. B. Dr. Dav. Strauß gerechnet und sich sicherlich nicht verrechnet, wenn er es wagte, in seiner „Glaubenslehre“ eine Handvoll invalider Truppen, die er aus den Lazarethten der Astronomie, Geologie und Anthropologie angeworben hatte, gegen die Offenbarung aufzustellen und mit unvergleichlicher Zuversichtlichkeit die Leute zu überreden, das sei ein jugendlich kräftiges, unüberwindliches Heer. — Sollen nun wir solchem Treiben ruhig zusehen, und die Hände in den Schooß legen? Sollen uns denn umsonst jene Wissenschaften ihre blühendsten, jugendlichsten Kräfte zu Schutz und Trutz anbieten? — Steht denn der Spruch: die Kinder dieser Welt sind klüger, denn die Kinder des Lichtes in ihrem Geschlecht (Luk. 16, 8), nicht schon lange genug geschrieben, daß wir daraus hätten lernen können, was er uns lehren will?

Man mißverstehe uns nicht. Wir verlangen keineswegs, daß die Theologie vor den Thüren der Naturwissenschaft ihr tägliches Brod betteln gehen solle, während sie im eignen Hause die reichste Fülle himmlischen Manna's besitzt; wir verlangen auch nicht, daß sie, wie die Athener, nur darauf bedacht

7) Lange, Das Land der Herrlichk. S. 6.

sein soll, etwas Neues zu sehen und zu hören; während das Wort Gottes ihr Schätze der Weisheit und der Erkenntniß darbietet, die ewig jung und neu sind, die nie ergründet und erschöpft werden können, — oder daß sie, wie einst die Kinder Israel, den Göttern Kanaans nachlaufe und in allen Höhen räuchere und auf allen Höhen opfere, während die schönen und lieblichen Gottesdienste im Hause des Herrn ihr winken, während die ewige Liebe und die wundervolle Gnade Jehova's zur Anbetung auffordert. Aber wir verlangen, daß sie Alles, was die wahre Wissenschaft im ernstesten Ringen nach Wahrheit, im eifrigen Forschen nach Erkenntniß gewonnen, so viel an ihr ist, sich aneigne und zur Ehre Gottes wie zur Bildung des zu Gott geschaffenen Menschengestes verwende; wir vertrauen auf die unverlegbare Lebenskraft, die die göttliche Wahrheit in sich trägt, daß sie, wie der lebensvolle Organismus die fremdartigen Stoffe ausscheidet, so auch allen Irrthum, der sich etwa mit einschleicht, ausscheiden und überwinden werde; wir verlangen, daß sie mit dem Licht des göttlichen Wortes sich die Augen schärfe, sich die Gabe, die Geister zu unterscheiden (1 Kor. 12, 10), erbitte, und nicht unbesiehends hinnehme, was ihr geboten wird.



Zweites Kapitel.

Die deistische und pantheistische Weltanschauung.

Auf dem Gebiete der Religion treten uns in allen Zeiten und vornehmlich in unserer Zeit zwei einander völlig ausschließende Extreme entgegen: Deismus und Pantheismus. Der Mittelpunkt des Widerstreites dieser beiden Richtungen ist bekanntlich das Verhältniß Gottes zur Welt. Jener hat einen bloß jenseitigen Gott, dessen unendliche Erhabenheit ihn hindert, sich um jede Kleinigkeit in seiner Welt zu bekümmern, und ihn nöthigt, die Weltregierung und Erhaltung den sogenannten Naturgesetzen zu überlassen. Dieser hat einen bloß diesseitigen Gott, der in allen Dingen lebt und webt, der im Grassalm sich entfaltet, und im Menschengestalt seine höchste Entwicklung findet, dessen Leben eben das Leben der Natur ist und außer ihr nicht existirt. Beide sind, jeder dem andern gegenüber, im Recht, denn einem jeden liegt ein tiefes religiöses Bedürfniß zu Grunde, für welches dem andern der Sinn gänzlich abgeht. Beide sind aber auch dem Christenthum gegenüber im Unrecht, denn dies vereinigt die wahren Elemente beider in sich zur allumfassenden Wahrheit und bleibt gleich fern von der extremen Einseitigkeit beider. Wir entlehnen von beiden die Namen zur Bezeichnung der aus jeder von beiden hervorgehenden falschen Weltanschauung, der wir dann die biblische Weltanschauung, so wie die sie bestätigenden und erläuternden Ergebnisse und Ansichten der neuern Astronomie, entgegensetzen wollen.

Bernehmen wir zunächst das Raisonnement der deistischen Weltanschauung. Diese, die sich par excellence die gebildete nennt, hat in neuerer Zeit vornehmlich aus der Kustammer der Naturforscher die Waffen entlehnt, womit sie gegen das geoffenbarte Wort Gottes ankämpft. Daß sie nicht gerade immer die schärfsten bekommen hat, sondern mitunter auch mit gar stumpfen, verrosteten und schartigen hat vorlieb nehmen müssen, wird sich im Verfolg ergeben.

Seit das Kopernikanische System, heißt es, die Erde aus der erträumten und angemachten Höhe eines Mittelpunktes und Thrones des Weltalls zu dem niedrigen und dienenden Standpunkt eines der kleinsten Trabanten einer der unbedeutendsten Sonnen verwiesen hat, muß die biblische Weltanschauung als veraltet und beseitigt angesehen werden. Denn die Planeten unseres Sonnensystems sind Erden wie unsere Erde, ohne Zweifel bewohnt wie sie, und all die Millionen Fixsterne der Milchstraße sind Sonnen, wie die unserige, zum Theil unendlich größer und prächtiger denn sie, umkreist wie sie von bewohnten Erden, Monden und Kometen. Und jene Nebelflecken, die das Auge nur durch das Teleskop erblickt, sind neue Milchstraßensysteme, deren Auflösung in Millionen Sterne nur durch ihre aller Teleskope spottende Entfernung verhindert wird. W. Herschel zählte ihrer schon gegen 3000, und wie viele mögen noch jenseit des Gesichtskreises unserer Teleskope liegen? So weit unser Blick reicht, bewegen sich Monden um Planeten, und diese mit ihren Monden um eine Sonne. Aber auch die Sonne und die gleichartigen Fixsterne bewegen sich nach einem, wahrscheinlich Allen gemeinsamen Richtpunkte; vielleicht daß auch sie alle mit ihren Planeten, Monden und Kometen — durch die allmächtigen Geseze der Schwere und Anziehung zusammengehalten, — sich um eine allgewaltige unsern Augen und Teleskopen unerreichbare Centralsonne bewegen, — ein Rhythmus der Bewegung, den wir wahrscheinlich in all jenen Milchstraßen vorauszusehen

haben. Und auch da weiß der messende Verstand des Menschen noch kein Ende zu finden. Wie sollte nun dies Pünktchen Erde es wagen dürfen, in himmelftürmender Kühnheit sich dem Weltall, als dessen kleinstes und unbedeutendstes Theilchen sie erscheint, gegenübersehen zu dürfen? Wer kann da glauben, daß diese Millionen Welten so unbedeutend seien, daß der Schöpfer bei ihrer Erschaffung nur einen Tag, und unsere armselige Erde so bedeutend, daß er fünf Tage schaffend bei ihr verweilte? Und wenn das Licht bei der ungeheuren Geschwindigkeit von mehr als 41,000 Meilen in der Secunde dennoch neun bis zwölf Jahre braucht, um vom nächsten Fixstern aus uns zu erreichen, und wenn W. Herschel's Riesenteleskop noch Sterne unterschieden hat, welche 1000mal weiter von uns entfernt sind, deren Lichtstrahl also erst nach 9000 Jahren unsere Erde erreichen konnte, ja wenn nach desselben Forschers Combinationen manche Nebelflecken 300,000mal weiter von uns entfernt sein müssen, als unsere Nachbarsonnen, und also gegen drei Millionen Erdenjahre vergehen mußten, ehe ihr Licht von einem Menschenauge erblickt werden konnte, — wie kann damit die Behauptung bestehen, daß sie mit unserer Erde zugleich vor etwa 6000 Jahren geschaffen seien? Wer kann sich denken, daß diese zahllosen und unermesslichen Welten alle nur für das Stäublein Erde da seien, um ihre Nächte auszuschnüden, oder vollends den astrologischen Witz ihrer Bewohner zu üben? Ja, wer kann das Unglaubliche glauben, daß der Schöpfer all dieser Weltssysteme sich solle herabgelassen haben, wie ein Kind zu reden mit dem erdgeborenen Kinde? oder gar die staubgeborne Menschennatur nicht nur an sich zu nehmen, sondern auch mit sich zu nehmen in seine Seligkeiten und Ewigkeiten? Und so scheinen denn, wie ein Theologe, der sich zum Vertreter dieser Richtung aufwarf, es uns zum Ueberfluß versicherte ¹⁾, mit dem beseitigten Ptole-

1) Vergl. Bretschneider, Sendschreiben an einen Staatsmann. S. 70.

mäischen System alle Grundlehren des Christenthums von der Menschwerdung Gottes, von seinem Versöhnungstod, seiner Himmelfahrt und seiner Wiederkunft, von Himmel und Hölle, von der Auferstehung und dem Gericht — über den Haufen zu fallen, wie die Kartenhäuser des Anaben vor dem verheerenden Sturmwind.

Daß der Sieg der heliocentrischen Lehre an sich das Signal und den Anlaß zu solchem en bas Rufen gegeben habe, möchte doch mehr als zweifelhaft sein; wenigstens würden sicherlich die drei größten und eifrigsten Beförderer dieser Lehre, denen sie ihre allgemeine und gerechte Anerkennung zu verdanken hat, den entschiedensten Protest gegen die ihnen aufgedrungene Ehre, durch ihre Lehre mit all jenen Dogmen abgemacht zu haben, einlegen, denn Copernikus, Kepler und Newton waren fromme gläubige Christen, die auf jene Glaubenslehren ihre einzige Hoffnung im Leben und im Sterben setzten ²⁾. Suchen wir dagegen dem wahren Stammbaum

2) Die christliche Gesinnung, besonders des Letztern, liegt der Welt offen vor in seinen nach seinem Tode herausgegebenen theologischen Schriften. Freilich half man sich mit dem perfiden Märchen, Newton sei in seinen letzten Jahren kindisch und gemüthskrank gewesen. Man bebauerte den großen Geist, ereiferte sich auch wohl darüber, daß man dem Manne noch nach seinem Tode die Schmach habe anthun können, ihn durch die Herausgabe der Produkte seines kindischen Alters vor dem ganzen gebildeten Europa zu brandmarken. Doch man höre, was das Conversationslexikon, dem noch Niemand religiöse Befangenheit vorgeworfen hat, in der achten Auflage Bb. 8. S. 321 (vergl. 9. Aufl. Bb. 10. S. 735) dazu sagt: „Was die Philosophen des 18. Jahrhunderts über Pascal's Gemüthsgerüttung gesagt haben, . . . beruht auf derselben schlechten Basis, worauf auch das Märchen von Newton's Gemüthskrankheit ruht. Man wollte die christliche Gesinnung des Einen wie des Andern, da man sie einmal nicht läugnen konnte, aus Geistesverwirrung erklären. Die Widerlegung giebt die Chronologie an die Hand.“ Newton's theologische Schriften stammen gerade aus der Blüthe seines Mannes-

unseres anmaßlichen Gegners auf die Spur zu kommen. Kopernikus, Kepler und Newton verweigern die Verwandtschaft, vielleicht sind Shaftesbury, Toland und Tindal nicht so spröde.

Wir irren wohl nicht in der Behauptung, daß hier eine Selbsttäuschung zu Grunde liege, welche uns zu oft entgegentritt, als daß sie uns unbekannt sein könnte. Zwei Pflanzen saugen aus demselben Boden ihre Lebensäfte, und doch sind ihre Früchte entgegengesetzter Art; die Hegel'sche Schule hat einen Strauß und Feuerbach hervorgebracht, aber auch Männer wie Böschel sind aus ihr hervorgegangen. Von der Philosophie jenes großen Denkers gingen Beide aus, aber dieser deducirt aus ihr die reichste Fülle christlichen Glaubensgehaltes, und jene benutzen sie, um alles Christliche niederzureißen. Und wie erklärt sich dies? Antwort: was als das Letzte erscheint, war das Erste. So auch hier. Die deistische Weltanschauung, die man als Folgerung aus der Kopernikanischen Theorie angesehen wissen wollte, war das Erste, von vorn herein Vorhandene. Erst als man den lebendig waltenden, jedes Sandkörnchen mit seinem allmächtigen Worte tragenden und wägenden Gott aus seiner Schöpfung verbannt und zu einem *dolce far niente* in Ruhestand versetzt hatte, als man nur die Unendlichkeit anerkennen wollte, und es läugnete, daß Er selbst die Endlichkeit an sich genommen, — da erst konnte

alters. — Ueber Kepler vergl. das Leben desselben von Breitshwert 1831 und die Anzeige dieses Buches von Tholud in dessen vermischten Schriften II. S. 384—402. Als Zeugniß für die christliche Gesinnung des Kopernikus genüge hier die Anführung der noch jetzt auf seinem Grabmal in der Johanniskirche zu Thorn vorhandenen und von ihm selbst zu diesem Zweck verfaßten Grabchrift:

Non parem Pauli gratiam requiro,
 Veniam Petri non posco, sed quam
 In crucis ligno dederas latroni
 Sedulus oro.

es gelingen, das Weltall als eine Maschine anzusehen; da erst war es möglich, jene ungeheuerliche, ja man kann mit Fr. Baader behaupten, langweilige Vorstellung des Himmels als einer in die Unendlichkeit fortgehenden, eintönigen Wiederholung von Sonnen, Planeten, Monden und Bewohnern derselben, out comme chez nous, als höchst erhaben und einzig des unendlichen Gottes würdig anzupreisen; — so wurde man ja auf eine bequeme und zugleich noble Weise des menschengewordenen Gottessohnes los und ledig und aller unbequemen Beziehungen, die damit zusammenhängen. Ausgehend von der zur verirrten vollen Anerkennung gelangten heliocentrischen Lehre, es übersehend, daß im Reiche des Geistes andere Gesetze walten, als die der Masse, und höhere Maßstäbe, als Fixsternweiten, und daß trotz der unzweifelhaften Gewißheit jener Lehre, die Erde dennoch in anderer, — religiöser — Beziehung einen Mittel- und Höhepunkt im Weltall bilden könne, — gefiel man sich darin, Sonnensystem auf Sonnensystem zu bauen und Weltsystem auf Weltsystem, und mit jedem nahm in geometrischer Progression die religiöse Bedeutung der Erde ab; schon vom Sirius herab erschien sie als kaum noch der Rede werth, und als man erst auf jenen Nebelflecken angelangt war, war sie ganz verschwunden. Und wenn der Verstand in jenen unendlichen Höhen schwindelte, und das Herz sich öde, arm und verlassen fühlte, so hieß das Andacht! Des trefflichen W. Herschel's ungeheure Entdeckungen vollendeten die ungeheuerliche und unheimliche Anschauung, aber er selbst, obwohl die herrschende Ansicht möglichst festhaltend, sah sich doch immer mehr genöthigt, davon abzulassen, je mehr er Entdeckungen machte, die mit jenen Grundansichten nicht übereinstimmen wollten. Vornehmlich aber war es G. H. v. Schubert, welcher in seinem geist- und gemüthreichen Werke: Die Urwelt und die Fixsterne, Dresden 1822, 2. Aufl. 1839, die von Herschel betretene Richtung selbstständig weiter verfolgte und „der Melodie eines alten, oftmals auf den Gassen, da die Weisheit ihre

Stimme hören läßt, verkommenen Liebes auch einmal einen andern Text, als den oft gehörten, unterlegte,“ und zugleich auf „andere gewichtigere Ansichten hindeutete, nach denen sich die kleine Erde, sammt dem noch kleinern bewußten Stäublein, das sie bewohnt, kühn und bedeutungsvoll den ungeheuern Massen der Welten gegenüberstellen könne.“

Jener oben dargelegten Weltanschauung geradezu gegenüber, suchte sich neuerdings wieder eine andere Ansicht geltend zu machen, gegen die wir vom biblischen Standpunkt aus nicht minder entschiedene Einsprache thun müssen. Wir bezeichnen sie ihrem Boden und ihrer Natur nach als die pantheistische.

Jene überschätzt und überbietet die astronomischen Ergebnisse, diese verachtet oder ignorirt sie; jener liegt ein religiöses, oder vielmehr irreligiöses Interesse zu Grunde, dieser nicht minder; jene überschätzt den Himmel, diese die Erde; dort verschwindet die Erde dem Weltall gegenüber, hier tritt das Universum vor der Bedeutung und der Wichtigkeit der Erde gänzlich in den Hintergrund; jene verliert sich in einer erträumten Unendlichkeit der Welten, diese fühlt sich allein behaglich auf ihrer Erde und verspeißt aller Himmel Himmel zu einem spekulativen Frühstück. Dort galt es, die Erde und ihre Bewohner möglichst klein, gering und unbedeutend darzustellen, damit der Herr des Himmels und der Erden sich nicht viel um sie zu bemühen braucht, und der Mensch sich ziemlich unbeachtet wissen von Einem, der Augen hat, wie Feuerflammen und Herz und Nieren prüft; hier gilt es, die Vergötterung des Menschengesistes, als des einzigen und höchsten Weltgeistes zu feiern und eine Folie für seine Herrlichkeit zu gewinnen. Da kommt denn freilich der alte Kopernikus sehr ungelegen, und eines Herschel's, Bessel's, Struve's und Mädler's erhabene Blicke sind vollends unbequem. Man ignorirt daher lieber

die Ergebnisse mühsamer und erhabener Forschungen und conscrirt sich seine Welt a priori.

Mit den eigenthümlich-christlichen Lehren steht diese Ansicht in eben so grellem Widerspruch wie die entgegengesetzte. Die eine bevölkert das Weltall so, daß es dem lieben Gott unmöglich ist, Mensch zu werden, und damit ist das ganze Christenthum beseitigt; die andere entvölkert es so, daß der Mensch allein Gott ist, d. h. die höchste Entfaltung Gottes. Was die Bibel von einem Mensch gewordenen Gott erzählt, gilt, wenn es noch gar hoch zu Ehren kommt, als eine unwillkürliche prophetische Ahnung, in der das göttliche Selbstbewußtsein der Menschheit durchzudämmern beginnt, und ist ein kühnes Märchen, in welchem unbewußt der Weltgeist die Geschichte seiner Selbstentwicklung prognosticirt. Sünde und Erlösung, Himmel und Hölle, Persönlichkeit und Fortdauer, Auferstehung und Gericht fallen dabei ohnehin weg. Nur die Erde ist die Stätte der Selbstoffenbarung Gottes, der Höhepunkt seiner Erscheinungen, außer ihr ist keine Spur von einem Geiste zu finden, und nur das Kind oder der Thor sucht jenseits noch vernünftige Wesen, Geister und Engel.

Der Deismus läßt es sich allenfalls noch gefallen, an das Dasein der Engel zu glauben, — versteht sich, so lange man ihm ferne bleibt mit jenen Ausgeburten des finstersten Aberglaubens, mit gefallenen Engeln, mit Geistern des Abgrunds und Fürsten der Finsterniß; ja er schmeichelt den Seinigen wohl gar mit der zuversichtlichen Aussicht, daß sie, die ja hier „halb Thier, halb Engel“ sind, sobald sie im Tode die eine Hälfte ihres irdischen Daseins, die thierische Hülle, abgestreift haben, sofort selber zu ganzen und vollen Engeln werden und in ewiger Vervollkommnungsfähigkeit die Unendlichkeit der Welten durchwandern und jede derselben vollkommener verkaffen würden. Ueber solche kindliche oder kindische Hoffnungen und Phantasien ist nun freilich der Pantheismus längst hinaus, ihm erscheint aber auch, was die Bibel von obern

Welten und himmlischen Lichtbewohnern, von Engeln und starren Helden Gottes, von Fürstenthümern, Gewalten und Herrschaften berichtet, als ein albernes Ammen- und Kindermärchen.

Da muß denn der Sternenhimmel, damit er doch zu irgend etwas diene, zu einer Gasbeleuchtung im Großen werden, die nur dazu da ist, die Geburtsstätte des ewig werdenden Gottes zu erleuchten, zu einem leeren Prachtsaal, in dem der Menscheng Geist sich ergehen und in dessen viel tausend Brillantspiegeln er seine Herrlichkeit sich entgegenstrahlen lassen könne; und damit er sich nicht verliere, darf jener Prachtsaal nur von mäßiger Größe und Ausdehnung sein. Aber bei alle Dem steigert diese Weltanschauung sich zu einer solchen Gottlosigkeit, daß selbst der Deismus, gegen sie gehalten, noch als fromm und religiös erscheint ³⁾.

3) Am klarsten und rückhaltlosesten hat die letztgenannte Weltanschauung Michelet (in seinen Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele oder die ewige Persönlichkeit des Geistes, Berlin 1841) ausgesprochen. Die Sterne sind ihm „Nichts Weiteres als im Himmelsmeer ausgestreute, nackte Lichtfelsen“ (S. 227), der Begriff des Sternenhimmels stellt nur „das Moment der abstrakten, regungslosen Dauer, als die bloße unlebendige Erscheinung der Ewigkeit“ dar (S. 228). „Die Erde hat vor der Sonne die Priorität der Würde voraus“ und „es ist bis zur Evidenz gewiß, daß das Vollendetste in der siderischen Natur nicht außer unserm Planeten zu suchen und daß jenseit desselben keine Spur von einem Geiste zu finden ist,“ (S. 230) u. d. m. — Daß bei einer solchen echt pantheistischen Auffassung des Weltalls sich auch Anklänge einer wahrhaft christlichen Weltanschauung finden, kann uns, nach dem, was wir oben über Deismus und Pantheismus gesagt haben, nicht Wunder nehmen. Auch bei Michelet finden sich solche Aeußerungen, die wir vom biblischen Standpunkt aus billigen und unterschreiben können, z. B. wenn er es hervorhebt, „daß die Erde, wenn auch nicht der sinnliche, doch der geistige

So stehen sich Deismus und Pantheismus in allen ihren Grund-Anschauungen schroff gegenüber; was der eine von der biblischen Wahrheit gelten läßt — (dort die Außerweltlichkeit, hier die Innerweltlichkeit Gottes) —, das gerade ist dem andern ein Dorn im Auge. Bei solcher Grundverschiedenheit der Richtung hat es denn auch an Reibungen und Kämpfen zwischen beiden nicht gefehlt, und Ernst und Spott, Zorn und Verachtung sind dazu aufgeboden worden. Namentlich hat der Pantheismus, und das lag tief in seiner Natur begründet, denn er ist die Philosophie des Hochmuths und der Selbstüberhebung, — die Lauge des bittersten Hohnes und der schändlichsten Verachtung ausgegossen über die „antediluvianischen Theologen,“ wie er charakteristisch seine Gegner bezeichnete, sich selbst für die Fluth erklärend, die allen Unrath aus dem Gebiete des Erkennens hinweggespült und die Welt des Geistes erneuert habe.

Mittelpunkt des Systems sei,“ oder wenn er sagt: „Die Quantität des Raumes ist absolut gleichgültig für die Offenbarungen des Geistes, der sich oft gefällt, in den kleinsten Raum die größten Wunder einzuschließen.“ — Aber auch die neuere Philosophie überhaupt, auch wo sie sich nicht bis zum nackten und consequenten Pantheismus verirrt hat, hat von vornherein ein begreifliches Interesse gezeigt, die Bedeutung des Sternenhimmels der Erde gegenüber möglichst herabzusetzen. Vergl. Schelling's Sendschr. an Eschenmayer in der Zeitschr. von Deutschen und für Deutsche 1812, und Hegel's Schlußbemerkung zu der Kosmologie des Anaximander in f. Gesch. d. Philos. S. 207. Der Letztere legt es sogar mitunter recht geistlich darauf an, die moderne Anschauung von der Erhabenheit und Unendlichkeit der Sternentwelt als lächerliche und absurde Phantasterei darzustellen, so z. B. wenn er sie nur als „einen Lichtaus Schlag, ebenso wenig bewunderungswürdig, wie ein Ausschlag am Menschen oder als die Menge von Fliegen“ will gelten lassen (Vorlesung über Naturphilos. I. S. 92, vergl. S. 461).

Aber fast scheint es, als solle jetzt auf die Zeit des Kampfes eine Zeit des Friedens zwischen beiden Gegnern, und des gemeinsamen Kampfes gegen das Christenthum, als gemeinsamen Gegner, folgen. Schon hat Dav. Strauß in seiner durchaus pantheistischen „Glaubenslehre“ den bis dahin üblichen verächtlich-stolzen Gegensatz gegen die Ergebnisse der Naturwissenschaften fallen lassen, und sich nicht geschämt, neben Ballenstedt und Bretschneider Posto fassend, das schon durch die Helden des Deismus verbrauchte und in seiner kläglichen Unwissenheit und Unwissenschaftlichkeit gebührend gezüchtigte ⁴⁾ Gerede von einem augenfälligen Widerspruche der erhabenen naturwissenschaftlichen Resultate gegen die absurde biblische Schöpfungsgeschichte wieder vorzubringen. Und wie in der Theorie, so haben auch in der Praxis, nämlich auf dem Kampfplatze des Lebens, die doch immer nur vereinzelt Pantheisten unserer Tage sich in die dichtgedrängten Freischaaren des Lichtfreundthums, — olim Deismus und Rationalismus vulgaris, — zum Kampfe gegen das gute Recht der Kirche einschreiben lassen.

Diese für den ersten Blick allerdings befremdliche Erscheinung ist aber bei genauerem Eingehen in die Zeitverhältnisse gar wohl erklärlich. Die Sache bloß von der praktischen Seite angesehen, hat man es ja auch sonst erlebt, daß Herodes und Pilatus Freunde werden, und daß Pharisäer und Sadducäer sich zusammenthun. Von der theoretischen Seite aber ist es besonders die Astronomie, welche eine wirkliche Annäherung herbeizuführen scheint.

Der Pantheismus kann sich nämlich auf die Dauer doch nicht in der vermeintlichen Festung seiner begrifflichen Weltconstruction gegen die täglich mächtiger und unwiderstehlich dagegen einstürmenden Ergebnisse der Astronomie halten. Es gehört doch in der That noch eine größere Dosis von unver-

4) Vgl. R. v. Raumer Streitsäge Bb. 1.

besserlicher Selbstgenügsamkeit dazu, als der Pantheismus, der in diesem Stücke allerdings das Mögliche geleistet hat, aufzubieten hat, um noch heutiges Tages, im Angesicht der astronomischen Ergebnisse, die Unermeßlichkeit der glänzenden Himmelswelten beharrlich für „nachte im Himmelsmeer ausgestreute Lichtfelsen,“ oder gar für einen „Hautauschlag,“ den ein vorübergehendes Scharlachfieber des Himmels hervorgebracht habe, zu erklären. Er wird also wohl doch endlich den Wahn, daß der Mensch die einzige Erscheinung des Geistes im ganzen Weltall sei, fallen lassen müssen, und kann dies auch, da ihm doch immer noch der Trost bleibt, daß er, der Philosoph, die einzige höchste Verleiblichung des Weltgeistes sei, mag dann auch immerhin auf den Sternen des Himmels dieser Weltgeist sich noch in ähnlicher und entsprechender Weise verleiblicht haben.

Auf der andern Seite überstürzt sich der Deismus in seinem Bestreben, die Erhabenheit und Unzähligkeit der Himmelswelten bis in die Unendlichkeit zu steigern, und stürzt lospfeiler, ohne es zu merken, in den Pantheismus hinein. Ihm ist es eigentlich nur darum zu thun, Wunder und Weissagung, Offenbarung und Menschwerdung Gottes auf der Erde loszuwerden; darum gefällt er sich darin, Sonnen auf Sonnen und Milchstraßensysteme auf Milchstraßensysteme bis in die Unendlichkeit zu häufen, denn mit jeder solchen Erweiterung wird, wie er meint, die Absurbität des biblischen Wunder- und Offenbarungsglaubens augenfälliger und eclatanter. Hat er sich so aber einmal bis zu der Anschauung von einer absoluten Unendlichkeit der Schöpfung emporgeschraubt, so führt ihn die Folgerichtigkeit des Denkens, wenn er anders es nicht vorzieht, dem Denken da eine Grenze zu setzen, wo es anfängt, seine bisherige Anschauung aus dem Sattel zu heben, direkt in die Grenzprovinzen des Pantheismus hinein. Denn an die Unendlichkeit des Raumes und der Welten, die ihn erfüllen, schließt sich als kaum zu umgehendes Correlat die Ewigkeit

der Zeit an. Hat man aber einmal dem Raume Unendlichkeit und der Zeit Ewigkeit zuerkannt, so ist der Begriff der Schöpfung und mit ihm der Begriff des persönlichen, über Raum und Zeit erhabenen Schöpfers schon im Scheidewasser des Denkens aufgelöst und unter den Händen dahingeschwunden.

Es begreift sich, wie bei einer solchen gegenseitigen Annäherung die anfangs toto coelo geschiedenen Gegner ein Concordat schließen mögen, nicht auf Grund des Wahren und Schriftgemäßen, das Beide noch haben (hier den Gott über der Welt, dort den Gott in der Welt), sondern vielmehr gerade mit Aufhebung des wahren und schriftgemäßen Momentes (hier des biblischen Schöpfungsbegriffs, dort der biblischen Anschauung von der hohen und einzigen Bedeutung des Menschen und seiner Geschichte).

Solch eine Stellung hat also die Astronomie, oder haben vielmehr nur die schmarogerischen Pilze der Speculation, die sich an dieselbe angeheftet haben, um ihre edlen Säfte auszusaugen und in sich zu tödtendem Gift gegen den Bibelglauben umzubilden, eingenommen; und jene edle Wissenschaft, die, wie keine andre, ein ununterbrochener Lobgesang auf die Herrlichkeit des Schöpfers, welche im Kleinen und Kleinsten nicht minder glanzvoll hervortritt, als im Großen und Größesten, — diese Wissenschaft ist dazu mißbraucht worden, nicht nur den köstlichsten Schmutz der Demuth und Liebe Gottes, seine Menschwerdung in Christo, sondern auch die majestätische Krone seiner Hoheit und Herrlichkeit, seine Schöpferwürde, in den Staub zu ziehen.

Fragen wir nun, wie die Theologie, die zur Wächterin des geschändeten Heiligthums bestellt war, sich zu den Ergebnissen der Astronomie und zu dem Mißbrauch, den Deismus und Pantheismus mit ihnen und an ihnen getrieben haben, gestellt hat.

Es ist bekannt, wie der römische Stuhl das System des

Kopernikus anathematisirt und in der Person des Galiläi verfolgt hat, und noch nicht so gar lange ist es her, daß die päpstliche Curie es auf die Lehrstühle der Astronomie zugelassen hat; aber auch die protestantische Theologie hat nur mit Mühe die sich entgegenstellenden religiösen Bedenkllichkeiten zu überwinden vermocht ⁵⁾. Ein geheimer Widerwille, die heliocentrische Lehre und überhaupt die Ergebnisse der neuern Astronomie sich anzueignen und in die christliche Weltanschauung aufzunehmen, hat sich selbst bis in unsere Tage fortgeerbt ⁶⁾. Diese Richtung, die von der Voraussetzung einer unvereinbaren

5) Eine der letzten von vermeintlich theologischem Interesse ausgehenden Reaktionen gegen die siegende Kopernikanische Theorie enthält das im J. 1740 herausgegebene Werk des Hirschberger Gymnasial-Rektors G. Hensel, dessen signifikanter Titel so lautet: „Cosmotheoria biblica restaurata oder neues Mosaisches Welt-systema, darinnen aus göttlichen und natürlichen Gründen harmonisch erwiesen wird: 1) daß die Erde feststehe, 2) daß die Sonne laufe, 3) daß der schnelle Lauf aller Gestirne nicht unmöglich oder wider die Vernunft, sondern den principiis der neuesten Naturlehre gemäß sei, 4) daß die himmlischen Körper zwar groß, aber nicht von so abscheulicher Größe seien, als wie sie heutiges Tages insgemein vorgegeben werden, 5) daß die fünf kleinen Planeten einen ganz besondern periodischen Kreislauf haben, aus welchem die retrógradatio entsteht und leicht zu begreifen ist; mit Kupfern zum Preise des großen Schöpfers, Rettung der Wahrheit, wie jedermänniglich so vornehmlich der studirenden Jugend zum nützlichen Unterricht an das Licht gestellet von zc.“ — Aber noch im Jahre 1806 erschien zu Paris Mercier sur l'impossibilité des systèmes de Copernic et de Newton. (Vergl. Mäbler astron. Vrlse S. 40.)

6) Außer der Hauptstelle Jos. 10, 12—14. hat man als unvereinbar mit dem Kopernikanischen System noch Ps. 93, 1; 96, 10; 104, 5; Pred. Sal. 1, 5; Jes. 34, 4; Richt. 5, 20 geltend gemacht. — Wir glauben, daß der geneigte Leser uns den Beweis, daß diese Bibelstellen sämmtlich ebensowenig für als gegen die heliocentrische Lehre zeugen, gerne erlassen werde.

Differenz ausgeht, ist jedoch eine sehr vereinzelte und findet sich fast nur auf Seiten einer gewissen christlichen Gnosis, die im Stillleben des christlichen Geistes sich dem Gewirre der Zeitmeinungen entziehen zu können oder zu müssen glaubt.

Dagegen hat die Theologie im Ganzen vom Widerspruch gegen die Astronomie abgelassen; ob sie ihn aber vollständig überwunden, d. h. die beiderseitige Weltanschauung in Einklang gebracht und zu einem harmonischen Ganzen, wobei die eine so gut, wie die andre in ungeschmälertem Rechte bleibt; ob sie auch alle Bedenken die der redliche Zweifel oder leichtfertige Unglaube aus dieser Wissenschaft, mit oder ohne Grund, entlehnt hat, beseitigt hat, ist eine Frage, die, so beachtungswerthe Versuche auch schon aufzuweisen sind 7), doch nicht so

7) Vergl. die dahin einschlagenden Aufsätze von Friedr. von Meyer in dessen Blättern für höhere Wahrheit II, 4 ff.; IV, 354 ff.; VIII, 342 ff.; das blühend geschriebene Büchlein von J. P. Lange das Land der Herrlichkeit 1838; ferner die Schrift des als glänzenden Redner bekannten englischen Theologen Th. Chalmers, Reden über die christliche Offenbarung in Beziehung auf die neuere Astronomie, nach der 12. Aufl. des Originals übers. von Reinede, Rinteln 1841; dann das Werk eines andern englischen Theologen, das uns aber nicht zu Gesicht gekommen ist: T. Milner, Astronomy and Scripture, or some illustrations of that science and of the solar, lunar, stellar and terrestrial phenomena of holy Writ. London 1843, die tief sinnige Schrift von E. A. v. Schaben Theodicee Bb. I. (mit dem bes. Titel: Orion, od. über den Bau des Himmels) Carlör. 1842, welche die christliche und astronomische Weltanschauung durch Vertiefung beider in ihrem absoluten Einklange darzustellen sucht, von der wir aber leider gestehen müssen, daß wir nicht vermocht haben, uns in den speculativ-gnostischen Tiefen derselben heimisch zu machen; und endlich die mehrfach treffliche Abhandlung von Aug. Ebrard: Die Weltanschauung d. Bibel und die Naturwissenschaften, im dritten Jahrg. der von diesem Gelehrten herausgegebenen Zeitschrift: Die Zukunft der Kirche.

unbedenklich bejaht werden darf, daß ein Versuch, der den vorhandenen sich in eigenthümlicher Weise anschließt, von vornherein als unnütz oder unberechtigt erscheinen könnte.

Frankf. u. Zürich 1847. Unter den Dogmatikern geht J. P. Lange (positive Dogmatik, Heidelb. 1851), unter den Erregten Fr. Delitzsch (Auslegung der Genesis, Leipz. 1852) am meisten auf eine Vergleichung der bibl. Offenbarung mit den naturwissenschaftlichen Resultaten ein. Das geistvolle Werk von J. Richers (Natur u. Geist, Leipz. 1850 ff., bis jetzt 3 Bde.), welches auch diesen Gegenstand zu behandeln verspricht, ist noch nicht so weit vorgerückt.

Drittes Kapitel.

Eine Universalgeschichte des Kosmos.

Die Universal- oder Weltgeschichte in ihrer gewöhnlichen Fassung hat die irdische Gesamtentwicklung des Menschengeschlechtes zu ihrem Gegenstande, und mißt das Einzelne nach der Bedeutung und Wichtigkeit, die es für das Ganze hat. Ausgeschlossen aus dem Bereiche ihrer Darstellung ist darum einerseits alles Zufällige und Beziehungslose, jede bloß vegetative oder instinctartige Lebensäußerung, -- und zurückgewiesen andererseits jede Zersplitterung, Vereinzelung und Losreißung vom Gesamtorganismus der Entwicklung. Dagegen fordert sie die genaueste Erforschung aller Thatfachen und Erscheinungen, welche in irgend einer Beziehung Einfluß gehabt haben auf die Richtung, den Fortgang und die Ergebnisse der Gesamtentwicklung, welche für die Heranbildung des Menschengeschlechtes von irgend einer Bedeutung gewesen sind. Kein Volk, das eine eigenthümliche Aufgabe und eine gütlich eingreifende Stellung gehabt hat; keine Zeit, welche bei ihrem Vorübergehen Spuren ihres Fußtritts hinterlassen hat; keine Begebenheit, welche den Strom der Entwicklung beschleunigt oder aufgehalten, oder demselben eine andre und neue Richtung gegeben hat; keine Persönlichkeit, die ihre Zeit irgendwie beherrscht oder sie in irgend einer Beziehung getragen; keine Bestrebung des menschlichen Geistes, welche eine weitere Entwicklung angebahnt oder hervorgerufen hat, darf unbeachtet bleiben; alle Mittel und Kräfte, alle Förderungen

und Hemmungen in der Bewegung, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie, Religion und Politik, und was sonst den unermüdlich nach immer höherer Ausbildung, nach immer umfassenderer Herrschaft ringenden Geist des Menschen bewegt hat, sind Gegenstand dieser Wissenschaft; sie alle zu erforschen nach Anfang und Fortgang, nach Ursache und Wirkung, nach Mittel und Ziel, sie alle zu einem einheitlich-gegliederten Organismus zusammen zu fassen und sie in ihrer Einheit und Polarität, in ihrer Gegenseitigkeit und Gegensätzlichkeit zu erfassen, ist die unerlässliche Pflicht und Aufgabe des Geschichtsforschers. Die Geschichte ist die Physiologie und nicht die Anatomie des Geschehenen.

So erscheint diese Wissenschaft in der That als die großartigste und umfassendste aller menschlichen Wissenschaften, und der erkennende Geist des Menschen hat in ihrem Studium einen gewiß in ausgezeichnetem Maße seiner unermesslichen Strebsamkeit würdigen Gegenstand gefunden. Mit Recht bezeichnet man sie daher als Universal- oder Weltgeschichte. Alle andern Wissenschaften, mögen sie nun Gott oder den Menschen, den Staat oder die Kirche, die Natur oder die Kunst nach irgend einer Seite sich zum besondern Gegenstande ihrer Forschung ausersehen haben, müssen ihr vorarbeiten, müssen durch ihre Bestrebungen und Ergebnisse sie bereichern und ihren Gesichtskreis erweitern. Die ganze Erde, das gesammte Menschengeschlecht, alle Zeiten, die über das Angesicht der Erde dahin geeilt sind, eine ganze Welt nach Raum und Zeit, ein Universum des Lebens und der Bewegung, will sie erfassen und erkennen.

Und doch wie klein bei aller staunenerregenden Größe und Fülle ist das Bereich der Erkenntniß, das diese Universalgeschichte umfassen will und kann! wie gering und armselig erscheint es bei aller Unermesslichkeit, wenn wir einen andern noch höhern, noch umfassendern Maßstab, dessen Princip der Menscheng Geist ebenfalls in sich birgt, anlegen!

Ist denn unsre Erde das Universum im eigentlichen Sinne? ist sie die Welt, die alles Leben in sich birgt? sind ihre Grenzen denn auch die Grenzen des Raumes und der Zeit überhaupt? ist der Menscheng Geist, der die Erde bewohnt und beherrscht, denn die einzige Erscheinung des freien, persönlichen und Geschichte bildenden Geistes innerhalb der gesamten Kreatur Gottes? und ist denn über die Erde hinaus kein Raum mehr für den Wellenschlag geistiger Bewegung, für die Wandlungen und Entwicklungen selbstbewußten Lebens?

Oder haben etwa, wenn Alles uns zur bestimmtesten Verneinung dieser Fragen drängt, haben etwa solche Bewegungen und Wandlungen kein Interesse, keine Bedeutung für uns? Ja noch mehr, sollte die Geschichte des außerirdischen, außermenschlichen Geistes so ganz ohne alle Beziehung zu unsrer irdischen Geschichte, oder umgekehrt, vor sich gehen? sollte gar kein über- oder untergeordnetes, kein wechselseitig ineinander greifendes Verhältniß zwischen beiden obwalten? sollten die verschiedenen Glieder des Weltalls ohne höhere Einheit, ohne gliedlichen Zusammenschluß zu einem höhern organischen Ganzen beziehungslos nebeneinander stehen, und nicht vielmehr die Bestimmung und die Aufgabe der Einzelnen einem höhern einheitlichen Zwecke dienen, — etwa in ähnlicher Weise, wie die specielle Bestimmung und Thätigkeit der einzelnen Glieder des Leibes der Bestimmung des ganzen Leibes dient?

In der That wäre dem so, — ginge die ganze außerirdische Kreatur uns gar nichts an, bestände gar kein wesentliches Verhältniß zwischen ihr und uns, — dann wäre die Forscherlust des erkennenden Geistes, der das kühn segelnde Schiff seiner Gedanken auch jenseits dieser Räumlichkeit und Zeitlichkeit Anker werfen läßt, nur eine unwürdige, verwerfliche Neugier; — denn die Sucht, etwas zu erforschen und zu wissen, das mich gar nichts angeht, das in gar keiner wesent-

lichen Beziehung zu mir, zu meiner Lebensaufgabe und Lebensstellung steht, verdient nimmermehr den edlen Namen der Wissbegier, sondern nur den gemeinen Namen den Neugier; — dann verdiente der Astronom, der sein Teleskop zu den obern Himmelswelten wendet, und der tiefe Denker, der sich an der Erforschung der irdischen Dinge nicht genügen läßt, so wie der Theologe, der in der Schrift nach dem Jenseits forscht, um aus ihrem tiefen und reinen Born den Durst seines Glaubens, Erkennens und Hoffens zu stillen, — dann verdienen sie Alle nicht Achtung und Anerkennung, sondern Ladel und Mißbilligung; dann wäre jene unnennbare Sehnsucht wie nach einer lieben und reichen, aber noch ungelannten, fernen Heimath, die uns im innersten Busen ergreift, wenn in stillen klaren Nächten unser Blick und Sinn voll geheimnißvollen Ahnens an der Pracht des Sternenhimmels haftet, nur die sentimentale Phantasterei blöder Thoren.

Es gibt, das ist das Resultat einer innern Nöthigung, die uns schwerlich belügen wird, — es gibt auch außer unserer Erde noch eine Geschichte, — ja diese Geschichte wird mit der unsrigen in irgend welcher wesentlichen Beziehung stehen; beiderlei Geschichte wird, wenigstens in den Höhepunkten ihrer beiderseitigen Entwicklung sich berühren und in einander greifen; das letzte, endliche Ziel ihres beiderseitigen Bewegens und Bestrebens wird ein gemeines, einheitliches, allumfassendes sein. Es giebt eine Universal- und Welt-Geschichte, die noch in höhern und wahren Sinne diesen Namen verdient, als die Geschichte, welche alle Entwicklungen und Bestrebungen des Menschengeschlechtes auf diesem Stäublein Erde umfassen und unter den einheitlichen Gesichtspunkt einer Wissenschaft stellen will.

Je mehr der menschliche Geist vermöge des ihm angeborenen königlichen Freiheitstriebes sich losringt von der Scholle, auf der er geboren ist, der er im Schweiße seines Angesichtes sein tägliches Brod abgewinnen muß, um so mehr erweitert

sich auch seine Welt, die er geistig in Besitz zu nehmen und mit seiner Erkenntniß zu durchdringen sucht, in der er heimisch zu werden strebt. Das stille Haus mit seinen Leiden und Freuden, die Werkstatt mit ihrem Schweiß und ihren Mühen, oder das Dorf der Heimath mit seinen kleinlichen Interessen ist manchem Menschen seine Welt. Und die Geschichte dieses Hauses, dieses Dorfes ist seine Welt-, seine Universalgeschichte.

Aber auf einer andern Bildungsstufe erweitert sich der Blick und mit ihm der Horizont des strebenden Geistes; seine Welt und seine Weltgeschichte wird eine nach Außen und nach Innen immer größere und umfassendere; was Ost und West und Nord und Süd, was die Höhen und die Tiefen der Erde, was die Vergangenheit und die Gegenwart des Menschengeschlechtes Bedeutsames darbieten, will er umspannen, will er begreifen, will es in seinem Werden und Gewordensein ergründen; — und gar bald schon fallen die Grenzen seiner subjektiven Welt mit den Grenzen der objektiven sublunarschen Welt zusammen: die Weltgeschichte, deren Erkenntniß ihm dann zum Bedürfniß geworden, ist eben die Universalgeschichte aller menschlichen und irdischen Entwicklungen.

Läßt der forschende Geist sich denn nun aber genügen, wenn er in kühnem Adlerfluge die Enden seiner irdischen Welt erreicht hat, wenn er wie mit den Flügeln der Morgenröthe zum äußersten Meere gelangt ist? Beugt er sich hier willig und vorbehaltslos unter das harte Gesetz: „Bis hieher und nicht weiter!“

Mit Nichten. Der Geist bewährt gerade darin seinen Ursprung, seine königliche Bestimmung, seine Herrschaft über Raum und Zeit, obwohl durch seine Leiblichkeit an Raum und Zeit, und bei jedem Schritte vorwärts, durch ihre Schranken gehemmt, dennoch nirgends im unermesslichen Gebiete des Raumes und der Zeit seinem Forschen, seinem Erobern Grenzen setzen läßt.

Der Naturforscher erblickt durch das Mikroskop in jedem Tropfen seiner Oeeane, auf jedem Blatt der Waldungen seiner Erde, eine ganze Welt des Lebens. Aber er läßt sich daran nicht genügen, er nimmt von allen diesen Welten vorläufig im Allgemeinen Besitz, mit der kühnen Zuversicht, sie immer mehr, auch bis in ihre, ihm zur Zeit noch verschlossenen Einzelheiten zu durchdringen und zu beherrschen; er legt das Mikroskop aus der Hand, um zum Teleskop zu greifen, um die zahllosen Himmelswelten, die in unermesslicher Ferne über seinem Haupte am Himmelsgewölbe ausgespannt sind, deren jede an Größe des Umfanges, an Fülle und Macht der kosmischen Kräfte seiner winzigen Erde spottet, um sie alle zu mustern, zu sichten, zu erforschen.

Der Geschichtsforscher, der es nicht mit der Natur an sich, sondern mit den Entwicklungen des Geistes in ihr, und den Einwirkungen des Geistes auf sie zu thun hat, läßt alle Völker und Zeiten, welche über die Erde dahin gegangen sind, und Spuren ihres Waltens zurückgelassen haben, vor seinem prüfenden und beurtheilenden Blicke vorübergehen, um sich aus den tausend und aber tausend Erscheinungen, Entwicklungen und Wandlungen, die sie hervorgerufen, ein einheitliches Totalbild von der Geschichte des Geschlechtes, dem er selbst angehört, zu construiren, um sich das Verständniß des Berufes und der Bestimmung desselben und die Einsicht in das Maß der jedesmaligen Annäherung an diese Bestimmung oder der Entfernung von ihr zu eröffnen.

Aber auch ihm leuchten die Welten über seinem Haupte und entzünden in ihm die Ahnung, daß auch sie eine Geschichte haben, daß diese Geschichte für den Menscheng Geist nicht gleichgültig sei, daß vielleicht manche Räthsel dieser sublunarschen Weltentwicklung, die seine Forschung nicht zu lösen vermochte, dort ihre Lösung finden mögen. Ein Johannes von Müller, der in seinem großen und reichen Geiste die gesamte Entwicklung des Menschengeschlechtes mit einer Tiefe

der Einsicht, mit einer Klarheit des Verständnisses wie wenige Geschichtsforscher erfasst und aufgenommen hatte, fühlte sich doch nicht dadurch befriedigt; sein hoher, strebsamer Geist verlangte noch nach der Erkenntniß einer großartigern, umfassendern, höhern Geschichte; er sehnte sich nach einer Zeit, wo er, wie er meinte, die Universalgeschichte der Sonnensysteme studiren zu können hoffte.

Johannes von Müller war ein gläubiger Christ. Jene Hoffnung wurzelte bei ihm in der Zuversicht auf die Hoffnung des ewigen Lebens, in welchem unser Glaube zum Schauen, und das Stückwerk unsres Wissens zur umfassenden und durchdringenden Vollkommenheit der Erkenntniß verklärt und erhöht sein wird, in welchem alle Räthsel des Mikrokosmos, wie des Makrokosmos gelöst sein werden, daß wir es schauen von Angesicht zu Angesicht, und es erkennen gleich wie wir erkannt sind.

Aber ist denn jene Erkenntniß, die Johannes von Müller erst von dem Schauen des ewigen Lebens erwartete, für den Blick des diesseitigen irdischen Lebens ganz und gar verschlossen? Können wir denn nicht auch jetzt schon, wenn auch nur vorerst durch einen Spiegel in einem dunkeln Worte in jene Geheimnisse hineinschauen, — nicht wenigstens so lange wir noch Kinder sind in der Erkenntniß des Wesens aller Dinge, auch klug sein wie die Kinder, und kindische Anschläge, kindische Einsichten und Ausichten haben? Sollte denn in dieser Beziehung auch sogar das beschränkte Privilegium dieses beschränkten irdischen Lebens, stückweise erkennen zu können, uns versagt sein?

„Alles ist euer,“ sagt der Apostel, „aber es frommet nicht Alles,“ fügt er wohlweislich und bedächtig hinzu. Frommet denn nun auch ein solches stückweises Erkennen? Nützen denn auch solche kindische Einsichten und Ausichten? Ist das Streben nach ihnen nicht vielmehr unnütz, thöricht und an sich schon verwerflich, da wir es doch nicht zu irgend

einer Sicherheit des Erkennens in ihnen bringen können, da vielmehr mannigfache Mißdeutungen, schiefe Auffassungen und positive Irrthümer dabei kaum zu vermeiden sein werden?

Wir antworten mit einer Gegenfrage. Soll denn dem Kinde, weil es die Welt und die Dinge in ihr noch nicht in ihrem innern Wesen zu ergründen, in ihren vielseitigen Beziehungen, in ihrer mannigfachen Bedeutung noch nicht zu umspannen vermag, soll man ihm deshalb jedes sinnende und forschende Anschauen derselben, jede Bemühung, sie zu erkennen, so gut es eben angeht, und so weit seine Fähigkeiten es gestatten, jedes Bestreben, sie sich zurechtzulegen nach seiner Weise, soll man ihm dies von vornherein verwehren? Soll man ihm die Freude nicht gönnen, die kleine Welt seiner Gedanken und Anschauungen zu bereichern und den engen Gesichtskreis der Kinderstube sich zu erweitern, selbst auf die Gefahr hin, daß einseitige, schiefe und verkehrte Auffassungen, über welche es selbst in reifern Jahren lächeln wird, mit unterlaufen? Wo bliebe dann die Ausbildung seiner Geistes- und Erkenntnißkräfte? wo die nöthige Vorbildung zum Berufe des Mannes?

Ist uns irgend eine, wenn auch noch so dürftige und stückweise Erkenntniß jener Universalgeschichte des Weltalls zu erlangen möglich, und fragen wir nach dem sichersten Wege, der uns dazu führen möchte, so können dabei nur drei Wege in Betracht kommen: die Speculation des Philosophen, das Teleskop des Astronomen, die Bibel des Theologen und Christen.

Es wohnt dem menschlichen Geiste eine prophetische Anlage inne; — sie ist darin begründet, daß er göttlichen Geschlechtes ist, daß ein göttlicher Odem ihm innewohnt, der dem Gebilde aus Staub und Erde von dem Gott der Geister alles Fleisches eingehaucht wurde. Aber weil der Mensch in der Verkehrtheit seines Willens sich losgerissen hat von

dem ewigen Urquell seines Daseins, weil nun der endliche creatürliche Geist des Menschen isolirt ist von dem ewigen, unendlichen Geiste, ist jene prophetische Anlage des Bodens, in dem allein sie recht gedethen und ihre potentielle Fülle und Kraft entfalten konnte, verlustig gegangen. Nur eine dunkle, unbestimmte Ahnung, die im Finstern umhertappt, ist geblieben, ein ohnmächtiger Drang der verfehlten Bestimmung; — und nur da, wo die göttliche Fülle sich von Neuem in die Seele des Menschen ergoß, wo im Glauben durch die Gnade die gestörte Gemeinschaft wiederhergestellt wurde und der versiegende Bach wieder neuen Zufluß aus der unversegbaren ewigen Urquelle, der er uranfänglich entquollen war, erhielt, — im Prophetenthum des alten und neuen Bundes — nur da kam die Anlage zu einer ihrer Bestimmung würdigen Entfaltung, — nur da vermochte der menschliche Geist auf den Schwingen der prophetischen Begeisterung sich in jene Höhen zu erheben, von wo aus ihm ein Blick in die dem Leibesauge verschlossenen Erkenntnisse gestattet ist.

Aber was kann die nackte Speculation des Philosophen hier zu erschließen, zu ergründen hoffen? Vermöge jener dem Geiste verliehenen prophetischen Anlage und Bestimmung, die aber nicht zur Entfaltung und Bethätigung gelangt ist, mag er wohl mit innerer Nothigung eine Ahnung davon haben, daß etwas zu erforschen, zu erkennen da sei, nicht aber ein sicheres Bewußtsein, was es ist, wie es ist. — Die Speculation ist nur eine Form, die den Inhalt, den sie zur Erkenntniß gestalten soll, nicht allein aus sich hervorbringen kann, sondern ihn von Außen empfangen und in sich aufnehmen muß; sie kann höchstens aus dem Besondern das Allgemeine, aus dem Was und Wie das Wozu erschließen.

Kann also der Speculation überhaupt eine Bedeutung für die Erkenntniß der außerirdischen Geschichte und ihrer Beziehungen zur irdischen Entwicklung zukommen, so kann dies nur in dem Maße geschehen, als sie auf dem festen Boden

er sinnlichen oder der prophetischen Anschauung ruht, d. h. nur insofern sie aus den Ergebnissen der empirischen Naturforschung oder aus den Daten der göttlichen Offenbarung die Unterlage ihres Denkens angenommen hat, und so aus dem Begebenen das Gesuchte, aus dem Besondern das Allgemeine entwickelt. Wie unsicher und verfänglich, wie leicht irreführend und dann noch die Speculation ist, leuchtet von selbst ein.

Aber auch das Teleskop, so großartig und überraschend auch seine Entdeckungen schon sind, und mit jedem Tage mehr zu werden versprechen, — wird für unsre eigenthümlichen Zwecke kaum je etwas Erkledliches zu ermitteln vermögen. Das Teleskop zeigt nur das Massenhaft-Kosmische; nur die massenhaften Werke des schöpferischen Geistes in ihren allgemeinsten Umrissen, Beziehungen und Wandlungen vermag es zu erkennen. Dagegen ist und bleibt ihm alles Individuelle im Allgemeinen, alles Kleine und Kleinste im Massenhaften, alle Thätigkeit des creatürlichen Geistes in und an den Welten des schöpferischen Geistes, kurz Alles, was Geschichte bedingt, abget und bezeugt, hoffnungslos verschlossen.

Dennoch aber sind die Ergebnisse der Astronomie keineswegs ohne alle Bedeutung für die Erforschung und Erkenntniß der Geschichte des Universums. Sie lehrt uns wenigstens die allgemeinen Unterlagen kennen, an denen diese Geschichte sich zu verwirklichen hat und durch deren Beschaffenheit sie mehr oder minder bedingt sein wird. Sie giebt uns die Mittel an die Hand, auf Grund der allenthalben und nothwendig stattfindenden Bezüglichkeit zwischen Geist und Natur aus der Erkenntniß der kosmischen Beziehungen und Verhältnisse der Welten des Universums zu einander mit mehr oder minder Sicherheit Schlüsse zu machen auf eine entsprechende Bezüglichkeit des Heißen, der sie bewohnt, um dessentwillen sie da sind, und so sind, wie sie sind. Die Erde ist um des Menschen willen da; durch eine Bestimmung ist ihre Bestimmung, durch seine Entwicklung ist ihre Entwicklung bedingt. Einen gleichen Zusammenhang der

beiderseitigen und gegenseitigen Bestimmung müssen wir auch zwischen der individuellen Natur und dem individuellen Geiste jener Himmelswelten voraussetzen. Und wo wir einen lebensvollen Zusammenhang, eine gegenseitige Bezüglichkeit der Welten zu den Welten wahrnehmen, da müssen wir auch eine entsprechende Bezüglichkeit des Geistes zum Geiste, zunächst freilich nur in der Bestimmung, die der schöpferische Geist ihm eingeprägt hat, die er aber in freier Selbstbestimmung zu ergreifen, in selbstständiger Entwicklung, d. h. in der Geschichte zu entfalten, und allmählig zur vollen, entsprechenden Erscheinung zu bringen hat ¹⁾, voraussetzen.

Aber dennoch kommen wir auch hier, auf dem Wege der sinnlichen Empirie, nicht viel weiter, als mit der sich selbst überlassenen Speculation, selbst wenn auch beide ihre Kräfte mit einander vereinen. Eine einheitlich-bezügliche Geschichte des Weltalls zu vermuthen und vorauszusetzen, dazu drängt uns Beides, die Speculation, wie die Empirie. Aber keine

1) Freilich kann auch der kreatürliche Geist, eben weil ihm als Geist freie Selbstbestimmung zukommt, sich anders bestimmen, als wozu ihn Gott in der Schöpfung bestimmt hatte. Aber ist diese ungöttliche Selbstbestimmung zur schlechtthin widergöttlichen geworden, läßt sie in absoluter Abgeschlossenheit gar keine Rückkehr zur ursprünglichen Bestimmung, gar keine Wiederanknüpfung der verfehlten Entwicklung an die Potenz des Anfanges zu, — ist also das Band der Gemeinschaft des geschaffenen Geistes mit dem schaffenden Geiste unwiederbringlich durchschnitten, so wird ebendamt auch das Band, das jenen zur glieblichen Gemeinschaft und Mitwirkung mit der gesammten bestimmungstreuen Creatur verbindet, durchschnitten sein. Er wird am Ende einer solchen Entwicklung mit seiner Natur, sofern sie, kraft der Macht des Geistes über sie, mit hinein gezogen ist in den Abgrund seiner Gottlosigkeit, oder ohne sie, sofern sie kraft der göttlichen Potenz in ihr, nicht hat hinein gezogen werden können, aus dem organischen und harmonisch in Gott zusammenfließenden Gesamtcomplex der gottgetreuen Creatur ausgeschieden und ins rettungslose Verderben verbannt sein.

von beiden vermag uns die Einsicht in das Wesen und die Aufgabe dieser Geschichte zu eröffnen; keine von beiden kann uns die concreten, individuellen Gestaltungen, die sie hervorruft, und die Wandlungen, denen sie unterliegt, vor die Augen des erkennenden Geistes führen. Und wenn sie es könnten, so würde doch die Bedeutung des Einzelnen für das Ganze so lange nur Gegenstand unsicherer Vermuthung und vagen Hin- und Herrathens sein können, bis etwa in der Vollendung des Ganzen auch die Hingehörigkeit und Bezüglichkeit des Einzelnen klarer und unzweideutiger hervorträte.

Aber es steht uns noch eine dritte Quelle der Erkenntniß offen. Das ist die göttliche Offenbarung in der heiligen Schrift. Hier ist der Menscheng Geist erhoben worden zu den Höhen der göttlichen Anschauung und angethan mit dem Tiefblick der göttlichen Weisheit, auf daß er, — einerseits nach dem Maße seines jedesmaligen Bedürfnisses und andererseits innerhalb der Grenzen, welche die Weisheit Gottes ihm dabei gezogen hat, — erkenne und verkünde, was seinem Schauen und Forschen sonst verschlossen wäre, und doch ihm zu erkennen heilsam, nützlich und nöthig ist.

Hier endlich können wir hoffen, Aufschlüsse zu finden über jene Geschichte, deren Erkenntniß uns so ferne, und doch auch wiederum so nahe liegt, daß der erkennende Geist in uns seinen Drang und Durst nach ihr nicht beschwichtigen, noch verläugnen mag. Denn ist dieser Drang und Durst nicht ein unnatürlicher, nicht ein krankhaftes, fieberhaftes Gelüste, ist er vielmehr tief innerlich im Wesen des Geistes begründet, — findet eine Gegenseitigkeit und Bezüglichkeit zwischen unsrer irdischen Welt und den Himmelswelten, zwischen dem Menscheng Geiste und den geschaffenen Geistern der andern Welten statt, — stehen die Entwicklungen und Wandlungen unsrer Geschichte in irgend einem wesentlichen Verhältnisse zu der Aufgabe und Bestimmung des Weltalls, — sind jene durch diese und diese durch jene irgendwie bedingt, so daß die eigen-

thümliche Stellung und Aufgabe der Erde und ihres Bewohners, welche ihnen vom Schöpfer angewiesen ist, nicht erkannt oder verstanden werden kann ohne die Erkenntniß dieser Beziehungen, — dann werden wir mit Recht erwarten, daß die heilige Schrift uns die für unser irdisches Leben und Erkennen angemessenen Aufschlüsse gegeben haben werde.

Die Mängel und Gebrechen, die Schranken und Hemmungen, welche bei der Erforschung der Geschichte des Weltalls der Speculation des Philosophen und der Empirie des Naturforschers allenthalben und auf allen Seiten in den Weg treten und aller Anstrengung des denkenden Geistes, aller Berechnung des forschenden Verstandes spotten, — stehen der Weissagung der heiligen Offenbarungsurkunden nicht hindernd im Wege. Auch sie hat zwar ihre Schranken, — denn auch die Weissagung ist, wie alles irdische Erkennen, welches durch den menschlichen Geist vermittelt wird, noch Stückwerk; sie hat ihre subjektiven Schranken, die bedingt sind durch die zeitweilige Befähigung und Bildung des schauenden Menschengesistes; sie hat auch ihre objektiven Schranken, welche ihr gezogen sind durch die erziehende und lehrende Weisheit des erleuchtenden Geistes Gottes.

Nicht Alles, was die Neugier wissen möchte, ist dem Schauen der Weissagung geöffnet, sondern nur das, was ihr nützt und frommt. Nicht das krankhafte Gelüsten nach verborgenem Wissen soll sie befriedigen, sondern den gesunden Hunger und Durst nach einer Geistesnahrung, die dem Geistesleben ebenso sehr Bedürfniß ist, wie dem leiblichen Leben die leibliche Speise. Aber innerhalb dieser dem prophetischen Fernblide durch Natur und Bestimmung, durch Bedürfniß und Fähigkeit, durch göttliche Weisheit und Vorsehung gezogenen Grenzen, bewegt sich die Weissagung frei und ungehemmt durch die Hindernisse, welche Zeit und Raum dem auf sich selbst beschränkten Denken und Forschen entgegenstellen.

In der Prophetie wird der zu Gott und nach Gottes

Ebenbild geschaffene Menschengestalt erhoben zu der ewigen Urquelle, daraus er hervorgegangen, und gesättigt aus der Fülle göttlicher Erkenntnisfähigkeit, die über Raum und Zeit steht, und doch Raum und Zeit durchdringt. Von den Bedürfnissen und Zuständen der Gegenwart, welche ebenso sehr das Ergebnis aller bisherigen wesentlichen Entwicklung ist, als sie die Keime und Bedingungen aller zukünftigen Entwicklung in sich birgt, — von der Gegenwart ausgehend, schaut die Weissagung mit göttlich geschärftem Blicke rückwärts in die Vergangenheit und vorwärts in die Zukunft; — ausgehend von dem Nahen, das mit dem Fernen durch die Einheit der Weltbestimmung und des Weltplans zusammenhängt, dringt ihr Blick bis in die weitesten Fernen des Raumes. Die Kunde von den Thatfachen der Vergangenheit, wenn sie auch begrabener ist unter den Trümmern der Jahrtausende und abgeschnitten von der Erinnerung und Ueberlieferung des Menschengeschlechtes, ja selbst wenn auch kein menschliches Auge Zeuge des Vorganges gewesen ist, öffnet sich ihrem mit göttlichem Fernblick ausgerüsteten Auge. Von dem Gewordenen aus erschaut sie den Vorgang des Werdens; aus dem Bestande der Gegenwart divinirt sie die Entwicklungen der Vergangenheit, denn in jenem ist dieses beschlossen und verhüllt, enthüllt sich aber der Gotteskraft des prophetischen Schauens. Auf ähnliche Weise erschließen sich ihr auch die wesentlichen Entwicklungen der Zukunft, sofern dieselben durch die Zustände der Gegenwart bedingt sind, in ihr als noch unentfaltete Keime und verborgene Anfänge und Ansätze ruhen; und auch in die Fernen des Raumes dringt sie, getragen von der thatsächlich vorhandenen, wenn auch nicht offen vorliegenden verwandtschaftlichen Beziehung zwischen dem Nahen und Fernen.

Viertes Kapitel.

Die biblische Anschauung von der Entstehung, Entwicklung und Vollendung des Weltalls.

Im vorigen Kapitel haben wir von einer Universalgeschichte des gesammten Kosmos gesprochen, die von einem einheitlichen Weltplane getragen, auch einem einheitlichen Ziele zustrebt. Daß eine solche vorhanden sein werde, ist uns mehr als wahrscheinlich geworden. Wir haben aber auch gesehen, daß wenn sie vorhanden ist, weder die Speculation des Philosophen, noch die Empirie des Naturforschers uns den Weg zu ihrer Erkenntniß zu bahnen vermöge. Aber wir wiesen noch auf einen dritten Weg hin, der, wenn überhaupt irgend einer, uns zum Ziele führen kann: die Forschung in der heiligen Schrift als dem Archive der göttlichen Offenbarung. Wir gedenken nun im Folgenden diesen Weg zu betreten. Vielleicht gelingt es uns, hier die Elemente und Grundzüge einer solchen Universalgeschichte zu gewinnen.

§. 1. Ursprung, Bedeutung und Charakter der biblischen Schöpfungs- und Urgeschichte. (1 Mos. 1—3.)

An der Spitze der ganzen heiligen Schrift steht ein Bericht über die Urgeschichte der Erde und des Menschen von solcher Bedeutung für Theologie und Wissenschaft überhaupt, von solcher Tiefe und solchem Umfange des Inhaltes, von so arundlegender Wichtigkeit und vielseitigster Bezüglichkeit, daß

nur wenige Partien der heiligen Schrift ihm darin zur Seite gesetzt werden können. Auch für die speciellen Zwecke unserer gegenwärtigen Untersuchung bietet er eine reiche Fülle von Anhaltspunkten dar. Von ihm wird daher auch unsre Forschung ausgehen und auf ihn gar oft im Verlaufe der Untersuchung wieder zurückgehen müssen. Versuchen wir es, nun, uns zuvor über Charakter und Bedeutung, über Ursprung, Stellung und Aufgabe dieser Urkunde zu verständigen.

Schon bei einer ersten flüchtigen Durchsicht dieser Urkunde erkennen wir, daß dieselbe in zwei selbstständige Abschnitte zerfällt. Der erste, der A. 1 und 2, 1—3 umfaßt, berichtet über die Entstehung des Weltalls, oder wie er selbst A. 2, 1, sich ausdrückt, über die Entstehung des Himmels und der Erde mit all ihrem Heere. Der zweite, von A. 2, 4 bis zum Schluß des A. 3 reichend, hat zu seiner eigentlichen Aufgabe die Geschichte des Sündenfalles mit seinen Ursachen und Folgen, seinen Voraussetzungen und Ergebnissen. Letzteres (die Folgen und Resultate des Sündenfalls) macht diesen Bericht zur Grundlage aller folgenden heiligen Geschichte, Ersteres (die Ursachen, Veranlassungen und Voraussetzungen des Sündenfalls) führt ihn in das Bereich der Schöpfung zurück, wodurch er mehrere Berührungspunkte mit dem vorangehenden Abschnitte erhält. Vorläufig lassen wir das Verhältniß beider Abschnitte zu einander noch unerörtert, um zunächst die Fragen, die eine gemeinsame Beantwortung erheischen, in Betracht zu ziehen. (Vgl. S. 10.)

Was die drei ersten Kapitel der Genesis uns berichten, liegt zum Theil außer und jenseits aller menschlichen Anschauung und Erinnerung und bezieht sich anderentheils auf jene erste, schnell vorübergegangene Morgenstunde der Geschichte des Menschengeschlechtes, deren Beschaffenheit und Zustände dem Menschen seitdem ein völlig Fremdartiges, außer aller Erfahrung, Anschauung und Analogie Liegendes geworden sind. Ist nun die Darstellung von den Entwicklungen

und Zuständen jener Urzeit, welche uns hier vorliegt, Dichtung oder Philosophem, Sage oder Geschichte?

Wo die Dichtung in der Form der Geschichte, d. h. als Erzählung eines Geschehenen auftritt, ist sie entweder reine Dichtung, wenn nämlich der Dichter den Stoff seiner Erzählung rein aus sich selber schafft, oder historische Dichtung, wenn er das Geschehene für seine dichterischen Zwecke umbildet und neugestaltet. In beiden Fällen hat er seine Schöpfung oder Neuschöpfung nur in das Gewand der Geschichte eingekleidet. Er macht aber auch keinen Anspruch darauf, seine Darstellung als wirklich und thatsächlich anerkannt zu sehen.

Eine solche Dichtung kann auch von einem durch den Geist Gottes erleuchteten Dichter ausgehen; es kann in solchem Falle also auch eine derartige Dichtung in der heiligen Schrift Platz finden. Als Beleg dazu dient das Buch Hiob, in welchem ein geschichtlicher oder sagenhafter Stoff dichterisch verarbeitet ist, um in ihm die Folie oder vielmehr den Rahmen für die Darstellung einer aus den Tiefen eines gotterleuchteten Geistes quellenden Weisheit und Erkenntnis zu gewinnen. Unsere Urkunde bietet aber durchaus nichts Analoges dar. Hier ist die Geschichte nicht Kleid und Rahmen, sondern Körper und Wesen. Unsere Urkunde will, was sie in geschichtlicher Form darstellt, auch offenbar für thatsächliche Wahrheit gehalten wissen. Für den ersten Abschnitt ergiebt sich dies schon mit unzweifelhafter Gewissheit aus dessen Schluß R. 2, 3., wo die Helligung des Sabbathtages auf das sechstägige Schöpfungswerk und die demselben folgende Gottesruhe am siebenten Tage gegründet wird. Das hat nur Sinn, wenn beides als historisch thatsächlich angesehen werden soll. Aber auch der zweite Abschnitt will nicht als eine Schöpfung der Phantasie, nicht als freie Dichtung gelten. Seine ganze Fassung, Einrahmung und Darstellung zeigt, daß er Wirkliches und Thatsächliches berichten will. Als Solches wird der Inhalt

beider Abschnitte auch völlig zweifellos in allen spätern biblischen Büchern, die darauf Bezug nehmen, angesehen und angewandt.

Freilich ist auch eine Dichtung denkbar, die noch andere als dichterische Zwecke hat, und um dieser Zwecke willen für Geschichte gehalten werden will, obwohl sie nur Dichtung ist. Könnte nicht, um zunächst bei dem Schöpfungsberichte stehen zu bleiben, eben das Auslaufen dieser Urkunde in eine Begründung des Sabbathgesetzes uns auf diese Spur führen? Könnte nicht irgend ein Weiser Israel's in der guten Absicht, jenes hochbedeutsame Institut vor dem Volke als göttlich zu begründen und eindringlich zu empfehlen, das erste Kapitel der Genesis gedichtet und nur deshalb seinen Inhalt als historische Thatsache dargestellt haben, um diesen Zweck sicher zu erreichen?

Zu dieser Frage ist man nur dann und nur so lange befugt, als man die Schriften, die Geschichte und die Institutionen des alten Testaments für bloß menschliche glaubt ansehen zu können oder zu müssen. Ist man aber durch innere und äußere Nöthigung, durch das Zeugniß des heiligen Geistes, durch die Resultate der Forschung und Betrachtung zu der Gewißheit gelangt, daß in diesen Büchern und in der Geschichte, von welcher sie berichten, noch ein anderer als der bloß menschliche Geist, nämlich der Geist Gottes selbst, gewirkt und gewaltet hat, so kann man nimmer zweifelhaft sein, daß die Frage von vornherein mit Indignation abgewiesen werden müsse. Haben wir erkannt, daß Geschichte, Lehre und Weissagung des alten Testaments auf die Menschwerdung Gottes in Christo hinstrebe, daß sie in Christo ihre Erfüllung und Gipfelung, ihr Ziel und ihre Vollenbung gefunden haben, so wissen wir auch, daß Geschichte, Lehre und Weissagung des alten Testaments in Christo ihre Beglaubigung hat. Die mosaische Schöpfungs- und Urgeschichte ist der Grundstein des Gebäudes, welches die Apostel Jesu Christ

zur Vollendung und zum Abschluß gebracht haben. Der Gottesbau des Christenthums kann nicht eine Täuschung, kann nicht einen Betrug, und wäre es auch ein gutgemeinter, zum Grundstein, zur Basis haben.

Das Philosophem ist ebenso wie die Dichtung eine selbststehende Schöpfung des Autors, nur von anderer Art. Ausgehend von einem Vorhandenen, über dessen Entstehung, Bedeutung und Ziel weder die historische, noch die empirische Forschung hinreichende Auskunft geben, will es die dadurch bedingten Lücken der menschlichen Erkenntniß vermittelt Reflexion und Speculation ausfüllen und ist oft anmaßend genug, den Resultaten seines irrlichterirrenden Denkens unbedingte Zuverlässigkeit und Nothwendigkeit zuzuschreiben.

An einen solchen Ursprung unserer Urkunde hat man um so eher denken zu dürfen geglaubt, als wirklich die Entstehung der Welt und die Entstehung des Bösen, über welche sie uns Aufschluß geben will, auch von jeher die nächsten und wichtigsten Probleme aller Philosophie und Speculation gewesen sind. Aber abgesehen von so manchen andern Momenten, die dieser Ableitung der Urkunde widerstreben, bürgt die fundamentale Stellung derselben zur ganzen Offenbarungs- und Heilsgeschichte, so wie die Beglaubigung ihres Inhaltes durch die neutestamentlichen Schriften uns schon hinlänglich dafür, daß wir in ihr ein Andres und Besseres als die bloße Ausgeburt eines über die Räthsel der Welt und des Lebens philosophirenden Kopfes besitzen.

Die Sage endlich ist der Bericht, den die mündliche Ueberlieferung eines Volkes vom Geschehenen giebt. Sie hat es nur mit vorhistorischen Zeiten, Zuständen und Ereignissen zu thun. Die historische Zeit eines Volkes beginnt aber, sobald oder insofern Augenzeugen oder doch Zeitgenossen die Ereignisse der Gegenwart für das Gedächtniß der Nachwelt schriftlich aufzeichnen. Was von den Berichten über die Begebenheiten der Vorzeit nicht unmittelbar von Augenzeugen

oder Zeitgenossen aufgezeichnet ist, was sich demnach längere oder kürzere Zeit von Mund zu Mund fortgepflanzt hat, ist Sage. Der Ursprung der Sage kann nun aber ein zweifacher sein. Entweder geht sie durch ununterbrochene Ueberlieferung auf die Zeit zurück, von welcher sie Denkwürdiges berichtet, so daß sie wirklich die Trägerin historischer Erinnerungen ist, mögen dieselben auch noch so sehr durch die poetische Ader des Volksgeistes umgebildet, bereichert und ausgeschmückt sein; — oder die Ueberlieferung ist abgebrochen und der Volksgeist, dem meist ein ebenso gründlicher horror vacui als eine reiche, schöpferische Dichterkraft innewohnt, hat die Kluft durch Dichtung ausgefüllt, hat dem Gewordenen eine erdichtete Geschichte des Werdens untergebaut, welche die nachfolgende Ueberlieferung unwillkürlich als eigentliche, auf die Urzeit selbst zurückgehende Sage weiter fördert.

Die glückliche Stellung unsrer Urkunde im Zusammenhange der göttlichen Offenbarungsgeschichte verbietet uns, sie als Sage der lehtbezeichneten Art zu fassen. Dagegen brauchen wir kein Bedenken zu tragen, sie als Sage der ersten Art anzusehen. Zwar werden wir, wenn sie anders die Stellung und Bedeutung behaupten soll, die ihr durch die Aufnahme unter die Urkunden des Reiches Gottes angewiesen ist, sie als reine Sage, als wesentlich treue Erinnerung an die Urzeit fassen müssen, werden jede Umbildung ihres eigentlichen Wesens, ihres thatsächlichen Inhaltes, als wodurch ihre Wahrhaftigkeit verloren gegangen wäre, vernennen müssen. Aber sie kann auch Sage sein und doch dieser Forderung entsprechen. Denn mag auch bei allen andern Völkern die Sage in solcher Reinheit, in solcher wesentlichen Uebereinstimmung mit der uranfänglichen Erinnerung nirgends zu finden sein; mag auch bei allen andern Völkern durchweg die Fähigkeit und die Möglichkeit fehlen, eine im Volksmunde umgebildete, mit willkürlicher Dichtung ausgeschmückte und mit philosophischen Speculationen verbrämte Sage auf ihre reine, geschichtliche Ur-

gestalt zurückzuführen, — so könnten wir doch beides bei unsrer Urkunde, falls wir sie aus der Sage abzuleiten hätten, getrost behaupten. Vergessen wir nicht, daß wir uns hier auf einem Gebiete befinden, wo die göttliche Vorsehung in besonders, ja in einzig-kräftiger Weise gewaltet hat, so kann es uns nicht als etwas Unmögliches erscheinen, daß die Sage, die dazu bestimmt war, dereinst in den göttlichen Offenbarungscoder aufgenommen zu werden, bei dem Volle, das ihr Träger sein sollte, vermittelst göttlichen Aufsehens, sich wesentlich unverfälscht erhalten habe bis auf Den, der dazu berufen war, sie der heiligen Schrift einzufügen und dadurch göttlich zu beglaubigen. Doch wir bedürfen dieser Voraussetzung nicht einmal. Wir können unbedenklich zugeben, daß die Ursage auch im Volle Israel manche willkürliche oder unwillkürliche dichterische Zuthaten oder Umbildungen erfahren haben könne, und dennoch der schriftlichen Aufzeichnung, wie sie in Genes. 1—3 vorliegt, unbedingte Zuverlässigkeit und Wahrhaftigkeit zuerkennen. Wissen wir doch, daß die Gottesmänner, denen die Afassung der heiligen Schriften anvertraut war, unter der Erleuchtung des heiligen Geistes standen, daß sie durch diese Erleuchtung wohl befähigt sein konnten, Wahres und Falsches, Echtes und Uechtes bei den Ueberlieferungen zu scheiden, die sie als Erkenntnisquelle für den göttlichen Heilsrath und die Heilsgeschichte aufnehmen und (wir wiederholen es) dadurch beglaubigen sollten.

Unsre Urkunde kann der Sage entnommen sein, aber dann enthält sie reine und unverfälschte, oder doch gereinigte und geläuterte Sage, — eine solche Sage, die [mit der eigentlichen Geschichte dem Wesen nach eins ist und nur dadurch sich von ihr unterscheidet, daß sie nicht auf zeitgenössische Aufzeichnung, sondern auf mündliche Ueberlieferung sich gründet. — Sie kann Sage sein. Ob sie aber wirklich Sage ist, ob der Verfasser der Genesis ihren Inhalt wirklich der mündlichen Ueberlieferung des Volles entlehnt hat, oder ob er diesen In-

halt auf anderm Wege gewonnen, aus einer andern Quelle geschöpft hat, darauf giebt unsre bisherige Betrachtung noch keine Antwort.

Bei weiterer Erörterung werden wir jedoch die aufgeworfene Frage bejahen müssen. Einfache Combination unzweifelhafter Thatfachen führt uns mit Nothwendigkeit darauf. Entweder hat der Verfasser der Genesis den Inhalt des Berichtes als einen bereits gegebenen vorgefunden, oder er ist ihm durch Offenbarung vermittelt worden. Letzteres erscheint aber schon deshalb als unannehmbar, weil die Sagen aller übrigen Völker im Norden und Süden, im Osten und Westen, so grundverschieden auch der religiöse Geist ist, der darin weheth, selbst was das Thatsächliche betrifft, in so auffallender Weise und so vielfach bis in das nebensächlichste Detail hinein mit der Darstellung in unsrer Urkunde übereinstimmen, daß wir nicht umhin können, die beiderseitigen Berichte auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen. Denn daß die übrigen Völker die übereinstimmenden Züge von Israel her übernommen hätten, ist völlig undenkbar. Somit kann nicht der Verfasser der Genesis, kann überhaupt nicht ein Israelit der selbstständige Concipient der Urkunde sein. Es muß eine gemeinsame Urquelle angenommen werden, aus der Israel, aus der auch die übrigen Völker geschöpft haben, und diese Urquelle muß einer Zeit angehören, in welcher das Menschengeschlecht noch in seiner urzeitlichen Einheit bestand, in welcher es noch nicht durch Verschiedenheit des Wohnsitzes und der Sprache, durch scharfe Abgrenzung der Stämme und durch verschiedene Cultur und Religion gespalten war. Aus jener Urzeit müssen die sich isolirenden Völker solche übereinstimmende Erinnerungen und Sagen aufgenommen haben. Nach Maßgabe der verschiedenen geistigen Richtungen, welche sie seit der Trennung einschlugen, bildete sich dann im Volksmunde oder in der priesterlichen Ueberlieferung dies Erbe des Vaterhauses zu mannigfaltiger Gestaltung um, jedoch so,

daß immer noch die Signatur des Vaterhauses, die Einheit des Ursprungs, ihm unverkennbar aufgeprägt blieb. Nur in Israel, dem Volke der Offenbarung, erhielt sich die Sage in ihrer reinen Urgestalt, oder aber nur hier waren Mittel und Kräfte vorhanden, sie auf ihre reine Urgestalt zurück zu führen.

Müssen wir aber einmal bis in die Zeit zurückgehen, wo die Völker und Stämme des Menschengeschlechtes noch genirt waren, dann hindert uns auch nichts, dann drängt uns vielmehr Vieles dazu, noch einen und zwei Schritte weiter zu thun, bis in die Zeit Noah's und von da bis in die Zeit Adams zurückzugehen. Wir glauben, eine wohl annehmbare, mehr als wahrscheinliche Vermuthung auszusprechen, wenn wir meinen, der Inhalt dieser Sage sei von den allerältesten Zeiten des Menschengeschlechtes her durch Ueberlieferung bis auf den Verfasser der Genesis fortgepflanzt worden.

Aber unsre Urkunde enthält, wie wir schon sahen, zwei Abschnitte, deren jeder ein in sich abgeschlossenes und abgerundetes Ganze darbietet, mit eigenthümlicher Einrahmung und eigenthümlicher Darstellung des Gemeinsamen. Führt uns nun diese Duplicität der Urkunde nicht auf eine Duplicität der Sage, und diese auf eine Duplicität der Urquelle? ¹⁾

1) Man hat diese Ansicht aus angeblichen oder scheinbaren Widersprüchen des zweiten Abschnittes mit dem ersten erhärten wollen. Ich habe anderwärts (Beiträge zur Vertheidigung und Begründung der Einheit des Pentateuches. Königsb. 1844, I. p. 50—73; und: Einheit der Genesis. Berl. 1846, p. 2—14) nachgewiesen, daß es mit diesen angeblichen Widersprüchen nicht viel auf sich hat. Hier würde die specielle Beleuchtung derselben uns zu weit abführen und den Gang der Untersuchung allzu störend unterbrechen. Gewiß ist von vornherein, daß der Verfasser der Genesis in ihrer gegenwärtigen Gestalt, mag er auch zwei verschiedene Urkunden aufgenommen oder aus zwei verschiedenen Sagentkreisen geschöpft haben, keinen einander ausschließenden Widerspruch zwischen beiden gesehen

Mit nichts. Sie würde im schlimmsten Falle auf eine doppelte Gestaltung der Ursage, auf einen zwiefachen Sagenkreis zur Zeit der Abfassung der Genesis führen, in keinem Falle aber auf eine doppelte Urquelle. Ihre einheitlichen Repräsentanten hatte die israelitische Sage jedenfalls in Noah und später wieder in Abraham, Isaak und Jakob. Mag auch jener Lichtstrahl aus der Urzeit sich schon in den Zwischenzeiten durch das Prisma der mündlichen Fortpflanzung in verschiedene Farbkreise zerlegt haben, so mußte doch in Noah, in Abraham die Einheit, wenn auch etwa mit Verlust einzelner Farbkreise (was wohl möglich, aber nicht nothwendig wäre) sich wieder herstellen. Seitdem können nun freilich wieder aus der einheitlichen Sage sich verschiedene concentrische, ja selbst excentrische Sagenkreise gebildet haben, die aber deshalb noch nicht mit einander oder mit der einheitlichen Ursage in unvereinbarem Widerspruch zu stehen brauchen. Es kann aber auch eben so gut sich die Einheit der Ursage erhalten haben. Im erstern Falle kann der Verfasser der Genesis wirklich zwei verschiedene Sagenkreise ausgebeutet haben, um den einen durch den andern zu ergänzen oder zu vervollständigen. Je lebendiger und sicherer in diesem Falle das Bewußtsein bei ihm war, in beiden nur Wahrheit gefunden, oder doch aus beiden nur Wahrheit genommen zu haben, um so weniger hatte er ein Interesse, die Duplicität seiner Quelle zu verwischen. Im andern Falle aber ist gar wohl denkbar, daß er selbst aus den verschiedenen Momenten der einheitlichen Sage zwei verschiedene, sich aber gegenseitig ergänzende Gruppen gebildet habe²⁾.

haben kann, denn sonst würde er ihn ohne Zweifel ausgeglichen oder sich nur an eine von beiden Quellen gehalten haben. Konnte der Verfasser oder Component der Genesis beide Berichte als einander ergänzend aufnehmen, so brauchen auch wir selbst im schlimmsten Falle nicht an der Möglichkeit einer Vereinbarung beider zu zweifeln.

2) Das Verhältniß bleibt dasselbe, wenn auch, wie neuerlich selbst Delitzsch (Auslegung der Genesis, Leipzig 1852) behauptet,

Wir werden unten bei §. 10. das Interesse kennen lernen, das ihn zu einer solchen Gruppierung führen konnte.

beide Abschnitte nicht aus einer Feder geflossen sind, sondern der zweite Abschnitt von einem andern Verfasser (dem s. g. Ergänzer) herrührt. Delissch's Beweisführung hält sich, das muß ihr nachgerühmt werden, ganz und gar auf dem Boden berechtigter Kritik ohne alle Einmischung dogmatischer Ungebühr. Sie giebt der Ergänzungshypothese eine Fassung, gegen welche vom reinen Standpunkt des Offenbarungs- und Bibelglaubens kein Protest nöthig ist. Sie läßt der Genesis und dem Pentateuche die fundamentale Stellung für Geschichte und Lehre des Reiches Gottes, welche die unerläßliche Bedingung für das Verständniß beider ist, welche die Sammler des Kanons ihnen angewiesen, welche Christus und die Apostel ihnen bestätigt, welche die Synagoge und die Kirche ihnen stets zuerkannt haben. Der Pentateuch bleibt die Basis und die Voraussetzung aller übrigen biblischen Bücher, und wenn er auch nicht in allen seinen Bestandtheilen unmittelbar aus der Feder Mose's geflossen ist, sondern noch zwei jüngere Zeitgenossen Mose's bei seiner Abfassung theilhaftig sind, so ist doch sein ganzer Inhalt mosaisch, weil aus Mose's Geist und Schule hervorgegangen. (Nach dem Selbstzeugnisse des Pentateuches, so lehrt Delissch, verfaßte Moses selbst die Bundesrolle 2 Mos. 19—24 und noch einige kleinere Abschnitte in den gesetzlichen Büchern, die 2 Mos. 17, 14; 34, 27 und 4 Mos. 33, 2 indicirt sind, ferner nach 5 Mos. 31, 9 das ganze Deuteronomium mit Ausnahme des Schlusses. Ein priesterlicher Zeitgenosse des Gesetzgebers, vielleicht Eleazar, zeichnete die übrigen Gesetze auf, schloß sie mit den von Mose selbst aufgetragenen Gesetzesabschnitten zu einem Ganzen zusammen und gab diesem durch Abfassung der Genesis einen historischen Unterbau. Ein zweiter Zeitgenosse Moses, von vorherrschend prophetischer Geistesrichtung, ergänzte die Arbeit seines priesterlichen Vorgängers durch mehrere für seine Geistesrichtung bedeutsame Zusätze und Erweiterungen, überarbeitete sie in andern Partien und fügte das Deuteronomium, an dem er selbst sich gebildet hatte, hinzu.) Wir müssen gestehen, daß diese Hypothese viel Ansprechendes hat. Dennoch sind uns einige Bedenken und Zweifel an ihrer Richtigkeit durch das,

§. 2. Fortsetzung.

Wir haben im Vorigen erkannt, daß der biblische Bericht über die Schöpfung der Erde und die Urgeschichte des Menschen in Gen. 1—3 aus der Sage geschöpft ist, und zwar aus der Sage, die von den ersten Zeiten des Menschengeschlechtes her sich vermittlest mündlicher Ueberlieferung bis auf den Verfasser der Genesis erhalten hat und von ihm in gottreueleuchtetem Geist aufgefaßt, in heiliger Schrift als Fundament der heiligen Geschichte und Lehre aufgezeichnet und dadurch göttlich beglaubigt ist.

Sofort aber tritt uns nun eine neue, wichtige Frage entgegen, deren Beantwortung wir uns nicht entziehen dürfen. Auf welchem Wege, durch welche Mittel ist der erste Concipient zur Kunde der Begebenheiten gelangt, die unser Bericht beschreibt? Ein Theil derselben kann ohne Zweifel auf die Erinnerung eigenen, selbstbewußten Erlebens und Erfahrens des ersten Menschen zurückgeführt werden. Aber ein anderer Theil, und gerade der für unsere Zwecke besonders wichtige, scheint davon ausgenommen werden zu müssen. Der ganze erste Abschnitt und ein Theil des zweiten handelt von Zeiten und Zuständen, von Begebenheiten und Entwicklungen, die kein menschliches Auge gesehen hat, die außer und jenseits aller menschlichen Wahrnehmung und Erinnerung liegen. Um zur Erkenntniß dieser vormenschlichen Geschichte zu gelangen, bedurfte es anderer Mittel und Fähigkeiten, als diejenigen sind, welche jetzt dem Menschen zur Erforschung des Geschehenen zu Gebote stehen.

Von hochachtbarer Seite ³⁾ wird uns geantwortet: „Wir was Delitzsch bisher zu ihrer Begründung und Vertheidigung beigebracht hat, noch keineswegs gelöst. Wir enthalten uns daher vorläufig noch eines abschließenden Urtheils und erwarten mit Verlangen die versprochene ausführliche Behandlung des Gegenstandes.

3) Vgl. Hofmann, Schriftbeweis. Nördl. 1852. I, p. 232—243.

nehmen den Schöpfungsbericht, wie er sich giebt, für den Ausdruck der Kenntniß, welche der erstgeschaffene Mensch von dem hatte, was seinem Dasein vorangegangen war. Eine solche Kenntniß konnte er aber haben, ohne daß es einer besondern Offenbarung bedurfte, wenn ihm nur die Gegenwart der Welt so klar und durchsichtig vorlag, wie es uns der biblische Bericht glauben läßt. Aehnlich, wie sich dem Naturforscher unserer Tage die Anfangsgeschichte der Erde aus ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit erschließt, wird sich dem erstgeschaffenen Menschen die Gegenwart der Welt, welche er in ihrem Verhältnisse zu ihm eben so rein als unmittelbar erkannte, in eine Geschichte, wie diese Welt geworden, umgesetzt haben.“ „Der Schöpfungsbericht will weder für ein Ergebniß des Nachdenkens oder Träumens über Weltentstehung, geschweige irgend welcher naturwissenschaftlichen Forschung, noch für eine das Nachdenken oder Forschen ersetzende Offenbarung, sondern für den Ausdruck überlieferter Anschauung des Erstgeschaffenen gelten.“

Vorausgesetzt wird bei dieser Ansicht zunächst, daß die Erfassung der ganzen Schöpfungsgeschichte der vorsündlichen Zeit des Menschengeschlechtes angehört, und dann, daß der Mensch vor dem Sündenfalle die seitdem verloren gegangene Fähigkeit besessen habe, mit scharfem, klarem und irrthumsfreiem Blicke das Wesen aller erschaffenen Dinge nicht nur nach ihrem bermaligen Bestehen, sondern auch nach der Geschichte ihres Entstehens zu erkennen, ohne daß er, wie die gegenwärtige Naturforschung nöthig hatte, „sie zu martern und zu zerfleischen, um in ihr Inneres einzudringen. Sie waren ihm, heißt es anderswo ⁴⁾, durchsichtig, ohne daß er ihnen Gewalt anthat.“

Prüfen wir zunächst die zweite Voraussetzung. Sie scheint durch das, was die Urkunde (R. 2) von und aus dem

4) Fr. Delitzsch, Genesis S. 49.

Urstande des Menschen berichtet, begründet und gerechtfertigt zu sein. Wir erfahren hier, daß der Mensch durch den bloßen Anblick auf der ihm vorgeführten Thierwelt befähigt wurde, einem jeglichen Thiere seinen geeigneten Namen zu geben; wir erfahren ferner, daß der erste Blick auf das eben geschaffene Weib ihn den Ursprung, das Wesen und die Bestimmung desselben mit zweifelloser Klarheit und Sicherheit erkennen ließ. —

Ist dadurch jene Ansicht nicht hinlänglich begründet und gerechtfertigt? Ist der Schluß nicht berechtigt, daß der Mensch, der auf den ersten Blick den Ursprung und die Bestimmung des Weibes, sowie die Natur und das Wesen der Thiere erkannte, auch befähigt gewesen sein müsse, die Entstehungsgeschichte des Himmels und der Erde, des Meeres und der Berge, der Pflanzen und Thiere in derselben Weise zu erkennen?

So scheint es. Aber sehen wir uns den Bericht (K. 1—3) näher an, ziehen wir alle seine Angaben, wie sich gebührt, mit gleicher Sorgfalt in Betracht, um das Einzelne, nicht losgerissen vom Ganzen, sondern vielmehr in seiner gliedlichen Stellung zum Ganzen, zu erfassen, so gewinnen wir bald ein anderes Resultat.

Eine Menge ausdrücklicher Angaben des Textes widerprechen jener Voraussetzung.

Gott überläßt die Benennung des Weibes und der Thiere dem Menschen, aber Himmel und Erde, Tag und Nacht, Land und Meer benennt er selbst. Wozu diese Vertheilung des so wichtigen Actes der Namengebung? Ist das Benennen von Seiten des Menschen eine Offenbarung des Menschen, d. h. ein Hervortreten des in ihm liegenden Erkennens über das Wesen der von ihm benannten Gegenstände, so ist auch das Benennen der Creaturen von Seiten Gottes eine Offenbarung Gottes. Und doch soll ja „die Offenbarung das eigne Nachdenken oder Forschen des Menschen nicht ersetzen.“ Warum

überließ denn Gott nicht auch die Benennung jener Kreaturen dem Menschen, wenn derselbe durch unmittelbare Anschauung ihre Natur und ihre Geschichte erkennen konnte?

Und schließt das Benennen der Thiere durch den Menschen denn wirklich und nothwendig eine solche Erkenntniß von denselben in sich, vermöge welcher er nicht nur ihre Natur und ihr Wesen, sondern auch ihre Entstehung und bisherige Entwicklung, — nicht nur ihr gegenwärtiges Bestehen, sondern auch ihr vormaliges Entstehen in unmittelbarer Anschauung erfaßte? Könnte nicht schon Ersteres auch ohne das Letztere als hinreichende Basis für das Benennen der Thiere angesehen werden? Und selbst diese Beschränkung reicht noch nicht aus. Unter den Thieren, welche der Mensch benennt, ist doch auch wohl die Schlange, denn nach R. 2, 19. 20 benannte er auch alle Thiere des Feldes. Die Schlange wenigstens hat also der Mensch benannt, ohne ihr ganzes Wesen, ihre Stellung und Bedeutung allseitig durchschaut und erkannt zu haben. Er hat sie benannt, und doch hat er eine Seite ihres Wesens, die, daß sie listiger war als Thiere des Feldes, nicht erkannt. Hätte er klar und fest von vornherein den Lügner und Betrüger in ihr erkannt, als welchen sie sich später auswies, so würde er ihren glatten Worten nicht so leicht geglaubt haben ⁵⁾.

Aber die Natur des Weibes hat der Mensch doch auf den ersten Blick vollständig erkannt? und nicht nur ihre gegenwärtige Natur, sondern auch ihre Entstehung in der Vergangenheit, ja sogar ihre Stellung in der Zukunft?

Das Erstere muß zugestanden werden, ob auch das Zweite, ist doch wenigstens noch fraglich ⁶⁾. Jedenfalls aber müssen

5) Einwürfe gegen diese Argumentation bittet der Verf. bis nach Lesung von S. 26 zu versparen.

6) Berücksichtigen wir, daß Christus (Matth. 19, 5) die Worte des 24. Verses als Gottes Worte anführt, so wird man mit De-

alle Schlüsse von der Fähigkeit, des Weibes Ursprung und Wesen zu erkennen, auf eine Fähigkeit, Ursprung und Wesen aller übrigen Creaturen in gleichem Umfang und mit gleicher Sicherheit zu erkennen, als willkürlich und unberechtigt abgewiesen werden. Denn die Erschaffung des Weibes liegt nicht wie die aller übrigen Creaturen jenseits seines eigenen Daseins, und wenn auch der Moment ihres Entstehens nicht in das Bereich seines wachen Lebens hineinfiel, so war die Entstehung selbst doch der Art, daß er sie auch ohne eine solche Allerkennntnißkraft mit Sicherheit mußte divintren können.

Aber es sind auch ganz ausdrückliche Zeugnisse da, daß der erste geschaffene Mensch in seinem Urstande nicht Alles Vorhandene seinem Ursprung und seinem Wesen nach erkannt habe. Der Baum der Erkenntniß stand mitten im Garten, aber der Mensch konnte ihm von sich aus nicht sein Wesen und seine Bestimmung absehen. Er wußte nicht, daß er von demselben nicht essen dürfe, wie doch von allen andern Bäumen des Gartens: Gott selbst mußte ihm diesen Unterschied durch Offenbarung erst zum Bewußtsein bringen. Er erkannte nicht, daß der Genuß des Baumes den Tod nach sich ziehen werde: Gott mußte es ihm ausdrücklich kund thun.

Doch gesetzt auch, der Mensch habe vor dem Falle einen so klaren, durchdringenden Blick gehabt, daß sein Schauen des Geschaffenen sofort schon zum Durchschauen bis in die innersten Tiefen seines Wesens wurde, — eine so scharfe Combinationsgabe, daß die Erkenntniß des dormaligen Bestandes der Welt sich ihm auch sofort in die Erkenntniß ihrer Entstehungsgeschichte umsetzen mußte, — so bietet doch auch dann noch der Text manches völlig Unerklärliche; er enthält Momente, deren Kenntniß der Mensch auch dann nur durch specielle Offenbarung erlangt haben könnte.

lißsch (Gen. 2. 114) geneigt sein, sie nicht als von Adam gesprochen, sondern als Worte des Erzählers, welche den Worten Adams in B. 23 eine weitere Entfaltung geben sollen, anzusehen.

Wir werden z. B. es bei dieser Annahme noch begreiflich finden können, daß der Mensch die Reihenfolge des Schaffens und die Zahl der Schöpfungsacte aus dem Bestand des Geschaffenen erkannte; schwer begreiflich wird es uns aber sein, wie er auch die Sechszahl der Schöpfungstage und die ungleiche Vertheilung der acht Schöpfungsacte auf jene sechs Tage aus dem Bestande des Geschaffenen habe erkennen können. Vollends und absolut unbegreiflich wird es aber sein, wie er die Segnung des siebenten Tages und seine Heiligung für den Menschen ohne hinzutretende Offenbarung aus der ihm klar und durchsichtig vorliegenden Welt habe erkennen können.

Doch gehen wir von der Erwägung des Einzelnen zu den hier in Betracht kommenden allgemeinen Gesichtspunkten über, so wird sich noch ungleich klarer und sicherer die Unzulässigkeit und Irrigkeit jener Auffassung herausstellen.

Obwohl Gott am Schlusse seines sechstägigen Schöpfungswerkes bezeugt hat, daß Alles gut, sehr gut sei, was er geschaffen, so erfahren wir doch bald, daß dennoch ein Böses schon vorhanden ist. Denn der Mensch soll Gutes und Böses erkennen lernen, ohne selbst böse zu werden. Folglich muß ein Böses außer ihm vorhanden sein, dessen Erkenntniß und Ueberwindung ihm nöthig ist. Daraus aber, daß seine ganze geistige Entwicklung, seine Selbstbestimmung, seine Freiheitsprobe, seine Selbstthätigkeit, mit einem Worte seine Geschichte mit dieser Erkenntniß und resp. Ueberwindung des vorhandenen Bösen beginnen soll und muß, daraus erkennen wir, wie bedeutsam, wie eingreifend, wie beziehungsreich dies Böse für den Menschen und seine Geschichte ist. Die Spannung zwischen Gut und Böse, zu deren Erkenntniß der Mensch vor allem Andern kommen soll, um sie zu lösen, muß eine so umfassende sein, daß sie seine ganze Umgebung ergriffen hat, daß er nirgends innerhalb der ganzen Sphäre seiner Bestimmung thätig eingreifen kann, ohne mit ihr in Conflict zu kommen; daß es durchaus keinen Punkt giebt, wo er seine

Bestimmung zu realisiren anfangen könnte, ohne von ihr umgeben zu sein. Erkenntniß dieser Spannung ist also der nothwendige Anfang aller Erkenntniß. Eine Kenntniß von dem Vorhandenen kann und wird schon vorher dagewesen sein (und aus ihr werden wir die Benennung der Thiere abzuleiten haben), aber eine rechte, wahre und tiefe Erkenntniß, ein Hineindringen in die Tiefen des Seins, in die Geheimnisse des Werdens und Gewordenseins, in die Beziehungen zwischen Vergangenheit und Gegenwart gab es nicht, ehe die Spannung zwischen Gut und Böse erkannt, in rechter Weise erkannt, d. h. gelöst und überwunden war. Vor der rechten Erkenntniß des Guten und Bösen gab es keine rechte Erkenntniß der Dinge. Die Bedingung alles Erkennens ist die Erkenntniß des Guten und Bösen 7).

Hätte der Mensch nun den Inhalt unsres Berichtes auf dem Wege gewonnen, daß die Einsicht in das Klar und durchsichtig vor ihm liegende Wesen alles Geschaffenen sich ihm in eine Erkenntniß des Entstehens alles Geschaffenen umgesetzt hätte, so würde er vor allen Dingen auch dies Entstehen und Bestehen des Bösen haben erkennen müssen. Wir sehen davon ab, daß die nachfolgende Erkenntnißprobe dadurch überflüssig geworden wäre; — wir machen nur darauf aufmerksam, daß der ganze Bericht, sowohl im ersten wie im zweiten Abschnitte, nicht die mindeste Kunde von dem Entstehen des doch

7) Durch den Sündenfall gelangte der Mensch zwar zur Erkenntniß des Guten und Bösen, aber nicht auf dem rechten Wege und daher auch nicht zur rechten Erkenntniß. Seine nun erlangte Erkenntniß des Guten und Bösen ist die Rehrseite der Erkenntniß, zu der er hätte gelangen können und sollen. So wie er das Gute jetzt nicht wahrhaft erkennt, so erkennt er auch das Böse nicht wahrhaft. Erst wenn er vermittelt der Erlösung zur vollen Erkenntniß des Guten gelangt sein wird, wird er auch eine volle Erkenntniß des Bösen besitzen. Der Fortschritt in der Erkenntniß bei-er geht Hand in Hand.

als vorhanden vorausgesetzten, ja bald in die Geschichte eingreifenden, Bösen enthält. Einem Alles bis auf's innerste Wesen durchdringendem, seine ganze Entstehungsgeschichte vermittelst natürlicher Sehkraft ergründende Blicke hätte das Entstehen und Eingreifen des Bösen nicht entgehen können. Der Bericht über die vormenschliche Urgeschichte kann also unmöglich aus eigener Anschauung des erstgeschaffenen Menschen hervorgegangen sein. Dies Schweigen über das vorhandene Böse ist nur erklärbar, wenn der Bericht dem Menschen gegeben ist, wenn die pädagogische Einsicht eines weisen Lehrers und Erziehers zwischen Verschweigen und Verkünden eine heilsame weil zur Zeit noch nöthige Grenze zog. Mit einem Worte, der Inhalt des Berichtes, soweit er vom Menschen nicht selbst erlebt ist, muß Offenbarung Gottes an den Menschen sein, eine Offenbarung, welche ihm von den geheimnißvollen Vorgängen der Vorzeit, nur so viel kund that, als ihm zur Zeit zu wissen nöthig, nützlich und heilsam war; welche die Ergänzung seiner Lücken, die Erläuterung seiner Andeutungen einem spätern reifern Alter des Zöglings vorbehielt.

Dasselbe Resultat ergiebt sich uns noch von andrer Seite her. Auch wir sind überzeugt, daß der Mensch in seinem Urstande berufen war und deshalb auch befähigt, Alles Geschaffene in seinem innersten Wesen, nach seinen Beziehungen zu einander, nach seinem Ursprung und seiner Bestimmung zu erkennen. Dies anzunehmen nöthigt uns schon die Stellung, welche der Schöpfungsbericht dem Menschen anweist, und die Aufgabe die ihm gegeben ist, die ganze Erde mit allen ihren Kreaturen zu beherrschen. Denn, soll er sie beherrschen, so muß er sie erkennen, so muß er wissen, was sie sind, woher sie sind und wozu sie bestimmt sind.

Wir sind weiter ebenfalls überzeugt, daß der Mensch, wenn die Katastrophe des Sündenfalls seine ursprüngliche Befähigung nicht zerrüttet, ihn nicht auf einen ganz andern

Boden der Entwicklung gesetzt hätte, zu jener Erkenntniß auf dem angegebenen Wege unmittelbarer Anschauung und Betrachtung gelangt sein würde; — daß das Wesen der geschaffenen Dinge sich seinem Herrscherblide vollkommen erschlossen haben würde, auch ohne das Messer des Anatomen, ohne den Spaten des Geologen, ohne das Teleskop des Astronomen, ohne das Mikroskop des Naturforschers, mit einem Worte ohne all die staunenswerthen und doch so armseligen Hilfsmittel, deren die gegenwärtige Forschung sich bedient, um — doch nur die Schale der Dinge zu erkennen.

Dagegen müssen wir die Ansicht, daß in dem kurzen Istande des Menschen die anerschaffene Fähigkeit zu einer solchen Erkenntniß schon Entfaltung, und der Beruf dazu schon Verwirklichung gewesen sei, auf das entschiedenste als irrig und irreführend, als un- und widerbiblisch, abweisen.

Der Mensch war vollkommen und gut erschaffen, aber seine anerschaffene Vollkommenheit war eine entwicklungskräftige und entwicklungsbedürftige, denn er war als freies, persönliches Wesen geschaffen, mit der Aufgabe, durch eigenen Willensentschluß sich dazu zu bestimmen, wozu sein Schöpfer ihn bestimmt hatte, die Kräfte und Anlagen, die Gott ihm verliehen, zu entfalten, und durch die Entfaltung derselben seinen Beruf zu verwirklichen. Wie alle Anlagen und Gaben, so bedurfte auch seine Erkenntnißfähigkeit einer fortschreitenden Entfaltung, um zur vollen, Alles umfassenden, Alles durchbringenden Erkenntniß zu gelangen. Was als das Ende der Entwicklung sich herausstellt, darf nimmer als der Anfang derselben angesehen werden.

So und nicht anders stellt sich auch das Verhältniß nach unsrer Urkunde heraus. Der erste Abschnitt (A. 1) giebt als die Bestimmung des Menschen dies an, daß er die ganze Erde und Alles, was auf und in ihr ist, beherrschen soll. Aber daß damit das Ziel und nicht der Anfang seiner

Entwicklung gemeint ist, ergibt sich schon daraus, daß als die Bedingung und Unterlage des Beherrschens der ganzen Erde, das Erfüllen der ganzen Erde ausdrücklich hervorgehoben ist (K. 1, 28). Dies bestätigt sich weiter aus dem zweiten Abschnitte (K. 2), der nicht das Ziel, sondern den Anfang der Entwicklung des Menschen beschreibt. Da heißt es nicht, er solle die ganze Erde, sondern nur: er solle den Garten in Eden bebauen und bewahren. Also an einem Punkte der Erde soll seine Herrscherthätigkeit, welche die Erkenntniß des zu Beherrschenden zur Voraussetzung hat, beginnen. Er soll sie dann in allmählicher Erweiterung, in stetigem Fortschritte über die ganze Erde ausdehnen.

Daß die von uns bekämpfte Ansicht eine irrige sei, ergibt sich endlich auch daraus, daß sie in consequenter Anwendung und Durchführung keinen Platz läßt für das Bedürfniß göttlicher Offenbarung in der vor- oder einer etwaigen ohne sündlicher Entwicklungsgeschichte, während doch die vorsündliche Geschichte, wie sie uns K. 2 vor Augen legt, eine ununterbrochene Bethätigung göttlicher Offenbarung als historisch und wirklich bezeugt, und uns aus der Wirklichkeit auf die Bedürftigkeit und Nothwendigkeit schließen läßt.

Hatte der Mensch schon als anerschaffene, natürliche und ihm stets immanente Gabe das Vermögen, von dem ersten Momente seines Daseins an mit klarem, sicherem, durchdringendem Blicke das Wesen aller geschaffenen Dinge nach allen ihren Beziehungen, nach ihrem Grund und Ursprung, nach ihrem Anfang, Fortgang und Ziel in seiner Erkenntniß zu erfassen, — so läßt es sich nicht absehen, wozu er noch einer besondern göttlichen Belehrung und Offenbarung bedurfte, um seine Aufgabe zu realisiren.

Ganz anders ist die biblische Anschauung. Nach ihr erscheint der erstgeschaffene Mensch als ein für hohe Zwecke bestimmtes und darum hochbegabtes Wesen, dessen Gaben aber noch nicht entfaltet und bethätigt, dessen Beruf noch nicht

verwirklicht und bewährt ist, sondern es erst werden sollen. Und damit sie es werden, damit die Gaben sich recht entfalten, damit der Beruf sich nicht verirre, ist er auf allen Seiten, bei allen seinen Schritten von göttlicher Erziehung, Lehre, Mahnung und Warnung umgeben.

Die Offenbarung will freilich nie und nirgends, weder im vor- noch im nachsündlichen Zustande des Menschen ihm das rigne Forschen und Nachdenken ersetzen oder unnöthig machen, aber sie will es auf die rechte Bahn lenken, vor Verirrungen bewahren, will es kräftigen, heiligen und läutern, wo es dessen bedarf, will seine Mängel ergänzen, seine Lücken ausfüllen. Für diesen Zweck bot nicht nur der Verkehrte, entartete Zustand des Menschen nach dem Falle, sondern auch der unentfaltete, von Gefahren umgebene und doch der Gefahren unkundige Zustand vor dem Falle Anlaß genug.

Wir gehen nun zur Prüfung der andern Voraussetzung, von der die Hofmann'sche Ansicht ausgeht, über, nämlich der Voraussetzung, daß der in Gen. 1, 2 berichtete Vorgang der Schöpfung von dem erstgeschaffenen Menschen vor dem Sündenfalle erkannt und erfaßt worden sei.

Auch wenn wir die Richtigkeit dieser Voraussetzung anerkennen müßten, würde das Resultat der voranstehenden Untersuchung, daß der Schöpfungsbericht nicht auf natürliche Anschauung des erstgeschaffenen Menschen, sondern vielmehr auf übernatürliche Offenbarung des lehrenden Gottes zurückzuführen sei, dennoch feststehen.

Wir können sie aber nicht als richtig anerkennen, weil die Geschichte des ersten Menschen, wie R. 2, 3 sie uns beschreibt, keinen Platz dafür hat, weil der festgeschlossene Fortschritt dieser Geschichte sie ausschließt.

R. 2 schildert die allererste Entwicklungsgeschichte des Menschen, wie sich dieselbe unter der Rettung und Offenbarung des beaufsichtigenden, erziehenden Gottes entfaltet. Als Gott den Menschen in den Garten setzt, da ist derselbe noch

erkenntnißlos. Er soll im Garten erst zur Erkenntniß kommen. Am allerwenigsten aber kann der Mensch damals schon die umfassende, großartige Einsicht und Kenntniß gehabt haben, die in Gen. 1 ausgesprochen ist. Dazu würde die Unkenntniß, die Gottes Belehrungen in ihm voraussetzen, schlecht sich reimen. Das Bewußtsein des Menschen war in diesem Momente noch *carte blanche*. Er mußte also während seines Weilens im Garten jene Einsicht in den ganzen Vorgang der Schöpfung gewonnen haben. Das aber ist völlig undenkbar, weil der Fortschritt seiner Entwicklung während dieser Zeit so planmäßig, so festgeschlossen, so entschieden und ausschließlich auf ein Ziel hingerrichtet ist, nämlich auf die Vorbereitung und Instandsetzung des Menschen für die große Entscheidungsprobe, die ihm bevorsteht, daß er keinen Raum dafür hat. Alles, was nicht unmittelbar zu jenem Zwecke dient, würde seine Entwicklung auch nicht gefördert, sondern gehemmt und aufgehalten haben, und jede neue Erkenntniß, die nicht auch ein Moment zu jener Vorbereitung gewesen, würde eine für jetzt fremdartige, ungehörige, also störende gewesen sein. Das aber ist klar, daß der ganze Bericht in Gen. 1 gar nichts bietet, was ein Moment für die Vorbereitung zur Entscheidungsprobe abgeben könnte. Folglich kann die Conception seines Inhaltes nicht der Zeit vor dem Sündenfalle angehören.

Gott setzt den Menschen in den Garten, denn hier soll sich die Entscheidungsprobe verwirklichen, und läßt ihn dann Schritt vor Schritt in fest geschlossenem Gange die Kenntniß alles dessen gewinnen, was er zur Entscheidung zu wissen nöthig hat, läßt ihn die Entwicklungen durchmachen, welche die Vorbedingungen der Entscheidung sind. Da ist kein Raum, keine Zeit, kein Anlaß, kein Boden für die Conception eines diesem Zwecke so fremden Wissens, wie Gen. 1 es bietet.

Wenn also schon der erstgeschaffene Mensch gewußt hat, was Gen. 1 berichtet, so kann er zur Kenntniß desselben nicht

vor, sondern erst nach seinem Falle gelangt sein. Aus dem Paradiese nahm der Mensch nur die Erinnerung an das mit, was er dort erlebt hatte und was Gott ihm dort geoffenbart hatte. Dahin gehört aber nicht die Schöpfungsgeschichte der Erde.

Die Erinnerungen des Selbsterlebten aus der Zeit vor dem Falle, das war der erste Kern der sich jetzt nach dem Sündenfalle bildenden, und von Mund zu Mund bis auf Noah, bis auf Abraham, bis in die Zeiten Mose's sich fortpflanzenden Sage.

Diese Sage erweiterte sich durch Aufnahme der nachparadisischen Geschichte; sie erweiterte sich aber auch nach der andern Seite hin durch Aufnahme der vorparadisischen Geschichte, d. h. der Entstehungsgeschichte alles Geschaffenen, und die Letztere konnte nur durch Offenbarung der Kenntniß des Menschen erschlossen werden.

Fragen wir nun, ob sie schon dem ersten Menschen selbst durch Offenbarung sich erschlossen hat, oder ob sie erst einer der folgenden Generationen durch Vermittelung eines Gottesmannes kund gethan wurde, — etwa eines Mannes, der wie Henoch „mit Gott wandelte“, 1. Mos. 5, 22, dem in göttlicher Erleuchtung die Thatsache der vorgeschichtlichen Zeit der Schöpfung sich enthüllten, wie dem Gottesmanne Henoch nach einer alten, durch das neue Testament beglaubigten Sage (Juda 14, 15) in göttlicher Erleuchtung die nachgeschichtlichen Zeiten des Gerichtes sich enthüllten? — so fehlen uns zu einer sichern Beantwortung einer solchen Frage die nöthigen Data.

Dennoch mögen wir eine Vermuthung, die wenigstens große Wahrscheinlichkeit für sich zu haben scheint, nicht zurückhalten.

Sehen wir den Schöpfungsbericht in Gen. 1 näher an, so erkennen wir, daß er von einer ganz bestimmten, klar ausgesprochenen Tendenz ausgegangen ist, oder doch wenigstens

in ihr mündet und abschließt, nämlich in der Begründung der Sabbathsheiligung, als eines göttlichen Institutes, als einer Basis für die gottesdienstliche Stellung des Menschen. Weil Gott sechs Tage geschaffen hat und am siebenten ruhte, soll nach göttlichem Vorbild und nach göttlichem Willen auch der Mensch sechs Tage arbeiten und am siebenten ruhen von seinem irdischen Werke. Wir vermuthen daher nicht ohne Grund, in Gen. 2, 1—3 einen Aufschluß über Anlaß und Zweck der Offenbarung der Schöpfungsgeschichte zu finden. Suchen wir nun weiter nach einem geschichtlichen Boden für eine solche Entstehung des Berichtes, so stoßen wir auf Gen. 4, 26, wo uns berichtet wird, daß zu der Zeit, als dem Patriarchen Seth, dem Sohne Adam's, ein Sohn, Namens Enos, geboren wurde, man angefangen habe, den Namen Jehovah's anzurufen. Der Sinn dieser Worte kann nicht zweifelhaft sein. Sie berichten von der ersten Institution einer förmlichen, feierlichen und öffentlichen Verehrung Jehovah's. An die Stelle der bisher bloß privaten, willkürlichen und formlosen Gottesverehrung, wie sie z. B. in Cain's und Abel's Opferdienst sich zeigt, tritt eine allgemeine und gemeinsame Gottesdienstordnung. Das erste Erforderniß einer solchen ist die Feststellung einer Cultuszeit, und das Ur- und Vorbild, der Kern und Stern aller Cultuszeit ist der Sabbath.

Gehen wir zu weit, wenn wir es wahrscheinlich finden⁸⁾, daß die Offenbarung der Schöpfungsgeschichte in diese Zeit fällt, daß sie dieser Institution zur Grundlage und Richtschnur dienen sollte?

Ob Seth selbst, ob Adam, der damals noch lebte, oder ob irgend ein Anderer der Zeitgenossen der Vermittler der Offenbarung war, das bleibt natürlich dahingestellt.

8) Man halte uns nicht entgegen, daß es sich hier um Jehovahverehrung handelt, während der Schöpfungsbericht nur den Namen Elohim kenne. Zur Beseitigung dieses Bedenkens genügt schon das Jehovah-Elohim in Gen. 2, 4 ff.

§. 3. Fortsetzung.

Es handelt sich bei der Offenbarung des Vorganges der Schöpfung um Mittheilung einer Kunde von Geschehenem, und zwar eines vor dem selbstbewußten Dasein des Menschen Geschehenen. In welcher Form, in welcher Art und Weise haben wir uns diese Mittheilung an den Menschengeist zu denken? Und wie haben wir sie als solche aufzufassen und zu deuten?

Die Quelle aller menschlichen Geschichte ist die Autopsie, das eigene Schauen und Erleben, sei es dies selbsteigene des Berichterstatters, oder das fremde, ihm zur Ueberlieferung zugekommene. Nur was der Mensch selbst gesehen oder erlebt hat, ist Gegenstand menschlicher Geschichtschreibung. Die Geschichte, welche der Mensch schreiben mag, kann also erst da, wo er selbst oder sein Geschlecht zum vollen Selbst- oder Weltbewußtsein herangereift, selbst (gleichviel ob aktiver oder passiver) Zuschauer des Werdens geworden ist, beginnen, und sie muß bei dem jedesmaligen Momente der Gegenwart endigen. Aber jenseits beider Grenzmarken liegt auch noch ein successives Werden, eine Entwicklung, also eine Geschichte, dort als Vergangenheit, hier als Zukunft. Denn wenn der Mensch anfängt, Geschichte zu beobachten oder zu bilden, ist er selbst und die ganze Folie und Umgebung seines Daseins schon vorhanden, oder schon geworden; und ebenso steht der Fluß der Entwicklung nicht mit der jedesmaligen Gegenwart stille, der Faden ist nicht abgeschnitten, sondern millionenfache Hände und Kräfte nicht bloß der sichtbaren, sondern auch der unsichtbaren Welt spinnen ihn weiter, ein Jeder spinnt mit, aber Keiner kann wissen, wie sich das gemeinsame, einheitliche Produkt aller dieser Faktoren gestalten wird. Beiderlei Geschichte liegt also außer dem Bereich menschlicher Erkenntniß, die, in Raum und Zeit gebannt, nur die Gegenwart beherrschen, nur sie ihr eigen nennen kann. Nur Gott, außer und über Raum und

Zeit stehend, schaut rückwärts und vorwärts, sowohl die Entwicklung, die jenseits der ersten Gegenwart des Menschen liegt, als die, welche jenseits der jedesmaligen letzten Gegenwart des Menschen liegt. So verschieden nun auch beiderlei Geschichte sein mag, so sind doch beide in Beziehung auf das Princip ihrer Unkenntniß sowohl als ihrer Erkenntniß für den Menschen einander gleichzustellen. Das Princip der Unkenntniß ist seine Areatürlichkeit, das Princip der Erkenntniß ist das göttliche Wissen, und das Mittel zwischen Unkenntniß und Erkenntniß ist objectiv die göttliche Offenbarung und subjectiv die prophetische Anschauung des Menschen, in welcher er mit dem Geistesauge schaut, was seinem leiblichen Auge verschlossen und verborgen ist. Da nun somit die Erkenntniß-Quelle für beide Arten der Geschichte, und wie die Quelle, so auch Mittel, Art und Weise ihrer Erkenntniß, nämlich die Autopsie des prophetischen Geistesauges dieselbe ist, so wird auch die Geschichtsdarstellung, welche das erkennende Subjekt auf Grund dieser Autopsie entwirft, in gleichem Verhältniß zur Wirklichkeit stehen und den gleichen Gesetzen der Auffassung und Auslegung unterzogen werden müssen. Wir gewinnen also so die sehr wichtige hermeneutische Regel, daß die auf Offenbarung ruhende Darstellung vormenschlicher Entwicklungen von demselben Standpunkt betrachtet und nach denselben Gesetzen ausgelegt werden müssen, wie die auf Offenbarung ruhenden Weissagungen und Schildrungen zukünftiger Zeiten und Entwicklungen. Das ist also auch der einzig richtige Standpunkt für die wissenschaftliche Auslegung der mosaischen Schöpfungsgeschichte, sobald nämlich und solange wir in ihr eine Urkunde erkennen, die weder aus naturphilosophischer Speculation, noch aus naturforschender Empirie, noch aus verständiger Reflexion, sondern aus göttlicher Offenbarung hervorgegangen ist.

Nun aber ist die Conception aller außer der menschlichen Erfahrung liegenden Entwicklung eine ganz andre als die der

selbsterlebten Thatsachen. Dort schaut das geistige Auge, hier das leibliche. Hier waltet die Nüchternheit des alltäglichen Lebens mit seinem sichern und scharfen Blick für die Aeußerlichkeit der Dinge, aber auch mit aller Unsicherheit desselben für das innere Wesen der Gegenstände; dort befindet sich der Schauende in einem über die Alltäglichkeit erhobenen Zustande, der Blick ist geschärft für das Schauen des innern Zusammenhangs, aber hat eben dadurch das Interesse für die äußerlichen Beziehungen und damit auch die Fähigkeit, sie scharf aufzufassen, verloren. Das leibliche Auge sieht auf das Leibliche, es ist an die Form der Erscheinung, an den äußern Connex der Dinge, die aber häufig nur zufällig und ohne Nothwendigkeit sind, gebannt, er sucht nach Haltpunkten in der äußern Umgebung, die aber oft nur irreführend sind, und verliert so häufig den innern Connex, den wesentlichen Gehalt, die höhere Bedeutung und die wahre Stellung der Erscheinung. Gerade umgekehrt verhält es sich aber beim geistigen Schauen. Dies ist auf das geistige Element der Erscheinung gerichtet; ihm sind die äußeren, zufälligen, nebensächlichen Beziehungen, die, auch ohne das Wesen der Sache zu ändern, allenfalls andre sein könnten, gleichgültig, denn es hat für sie keinen Sinn und kein Interesse. Es ist auf den Kern der Sache gerichtet und übersieht dabei oft die äußern Umrisse, den äußern Connex der Dinge, die Merkmale und Haltpunkte der äußern Umgebung. Daneben ist auch noch das zu beachten, daß der objektive Inhalt des Geschauten, den Gott dem Menschen offenbaren will, sich der subjektiven Form und Fähigkeit, so wie dem jedesmaligen Bedürfniß des schauenden Geistes anpaßt, so daß wir z. B. für unsern Fall in der geoffenbarten Welt schöpfungsgeschichte keineswegs Antwort auf alle nur mögliche Fragen, und namentlich nicht auf solche, die erst bei einem geförderten Zustande der empirischen Naturwissenschaft in Anregung kommen können, erwarten dürfen, sondern nur auf solche, die von allgemein

religiösem und für alle Zeiten gleich sehr hervortretendem Interesse sind.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die historische Darstellung der prophetischen Anschauung und die accidentelle Wirklichkeit des geschauten Vorganges allerdings in den für den schauenden Geist sowohl als für die innere Bedeutung der Thatfachen wesentlichen Stücken absolut übereinstimmen müssen, daß aber keineswegs die prophetische Anschauung und deren geschichtliche Darstellung auch nothwendig und absolut alle Aeußerlichkeiten, Zufälligkeiten und Nebensächlichkeiten des accidentellen Vorgangs genau auffassen und wiedergeben müßte. Es ist dies bei der Auffassung geweissagter Geschichte nie aus dem Auge zu lassen, und es muß zugestanden werden, daß nicht exegetische Willkür sich dahinter verstecken will, daß vielmehr dieser Grundsatz aus der Sache selbst mit Nothwendigkeit hervorgeht. Auf die Erkennung der accidentellen, sinnlichen Wirklichkeit mit ihrem äußern Connex und ihrer zufälligen Umgebung muß bei der Erklärung der geweissagten Geschichte der Zukunft nothwendig so lange verzichtet werden, bis sie in Erfüllung gegangen ist. Für die geweissagte Geschichte der Welt schöpfung steht aber natürlich eine solche Hoffnung nicht in Aussicht, wohl aber vielleicht ein Surrogat derselben in den Fortschritten der empirischen Naturwissenschaft, welche, inso weit sie aus dem durchforschten status quo, d. i. aus der Autopsie des Gewordenen auf die Geschichte des Werdens sichere Schlüsse machen kann, den äußern wirklichen Vorgang gewissermaßen miterlebt.

Eichhorn ⁹⁾ sagte: „Die mosaische Urkunde nennt man mit Unrecht Schöpfungsgeschichte: man hätte sie Schöpfungsgemälde nennen sollen. Jeder Zug scheint doch den Pinsel eines Malers, nicht den Griffel eines Geschichtschreibers zu

9) Vgl. dessen Repertorium IV, 131.

verrathen," — und Ammon¹⁰⁾ meinte: „Nach dem Inhalte der ersten Urkunde ist der Verfasser selbst ein Zuschauer der Schöpfung.“

Beide Bemerkungen haben (abgesehen von den Consequenzen, die ihre Urheber daraus zogen) allerdings ihre Richtigkeit. Ganz unverkennbar trägt die Urkunde den Charakter eigner Anschauung an sich, und dem kann nicht anders sein, wenn sie ist, wofür Synagoge und Kirche sie stets gehalten hat. Ist sie wirklich Ergebnis göttlicher Offenbarung, so wird sie auch, — nach Analogie geoffenbarter Zukunftsgeschichte — durch das Mittel prophetischer Anschauung conceipirt sein, und der Conciptent (gleichviel wer) hat in Worte übersezt, was er im Geiste geschaut hat: er hat geschildert, was er geschaut hat, und hat es so geschildert, wie er es geschaut hat. Daher der malerisch-anschauliche, ich möchte sagen, der plastisch-lebendige Charakter des Berichtes. Es sind lauter prophetisch-historische Tableau's, die sich vor seinem geistigen Auge entfalten, Scenen der schöpferischen Thätigkeit Gottes, deren jede ein Hauptmoment des großen Drama's, eine Hauptphase der Entwicklung darstellen¹¹⁾. Vor dem Blick des Sehers entfaltet sich eine Scene nach der andern, bis endlich in der Siebenzahl derselben¹²⁾ der historische Verlauf der Schöpfung sich ihm vollständig dargestellt hat.

10) Vgl. dessen bibl. Theologie I, S. 269.

11) Diese Auffassung hat Beifall und Anerkennung gefunden bei Ebrard (in d. angef. Abhandl. über Bibel u. Naturwissensch. S. 3 S. 167) und bei J. V. Lange (posit. Dogm. S. 243). Dagegen ist sie bekämpft und verworfen worden von Hofmann (Schriftbeweis I, 231) und Delitzsch (Genesis S. 42). Die Polemik der beiden Letztern, so weit sie treffend ist, trifft aber nicht den Kern meiner Auffassung, sondern nur einige irrthümliche Behauptungen, die sich in der zweiten Auflage dieser Schrift daran angeschlossen, jetzt aber beseitigt sind. Vgl. unten Anmerk. 14.

12) „Genau genommen ist daher der Ausdruck Hexaemeron

§. 4. Die Begrenzung und Dauer der Schöpfungstage.

Das erste Kapitel der Genesis berichtet von acht Schöpfungsacten, deren jeder mit den Worten: „Gott sprach: Es werde!“ eingeleitet wird, und dagegen nur von sechs

falsch, es müßte *Heptaemeron* heißen.“ Die Welterschöpfung ist nach biblischer Anschauung nicht in sechs, sondern in sieben Tagen absolviert worden. Denn auch der siebente Tag, der Tag der Gottesruhe, gehört wesentlich noch dazu, wie es denn auch Gen. 2, 2 ausdrücklich heißt: „Also vollendete Gott am siebenten Tage alle seine Werke.“ Die Ruhe war der Schlußstein des Gebäudes, das Siegel der Vollendung und somit die Vollendung selbst. Es war eine unnütze und verflachende Nachhülfe des Samaritaners und Syrrers, den Text l. c. zu ändern und statt des siebenten den sechsten Tag zu substituieren.“

So, wie sie hier wieder abgedruckt ist (einen unbedeutenden Druckfehler in dem Worte *Heptaemeron* abgerechnet), stand diese Anmerkung auch in der zweiten Auflage dieser Schrift. Mit Erstaunen las ich nun in J. P. Lange's posit. Dogm. zu S. 232 die Anmerkung: „Kurz tabelt den Ausdruck *Geraemeron*. Er will von einem Siebentagewerke reden. Welches wäre denn das Werk des siebenten Tages? — Bäte mir der vorliegende Wiederabdruck meiner Worte nicht Anlaß und Aufforderung, mich gegen Lange's Insinuation zu rechtfertigen, so würde ich, wie bisher, auch ferner dazu geschwiegen haben. Nun aber mögen mir einige Worte der Abwehr gestattet sein.“

Herr Prof. Lange weiß ohne Zweifel so gut wie ich, und wie schon jeder Quartaner es weiß, daß das Wort „*Heptaemeron*“ nicht durch „Siebentagewerk“ zu übersetzen ist, sondern einen Complex von sieben Tagen bezeichnet. Er macht sich also einer Verfälschung meiner Worte schuldig, — nicht aus Unkenntniß, auch gewiß nicht aus Böswilligkeit, sondern — ein Andres bleibt nicht übrig — aus Ueberreilung und Gedankenlosigkeit. Das könnte an sich noch hingehen, denn: *Quandoque bonus dormitat Homerus*. Wenn nun aber Herr Prof. Lange die halb gelesene

Schöpfungstagen, auf welche jene Schöpfungsacte vertheilt sind. Jeder dieser Schöpfungstage beginnt mit einem Schöpfungsmorgen, der bezeichnet ist durch das Göttliche: „Es werde!“ er verläuft sich dann in der thatsächlichen Realisation des betreffenden Schöpfergebotes und bildet endlich durch Abend- und Morgenwerden den Uebergang zu einem neuen Schöpfungstage ¹³⁾).

und ganz mißverstandene Stelle in verfälschender Relation bloß deshalb anführt, um daran die spottende Frage zu knüpfen: „Welches wäre denn das Werk des siebenten Tages? — d. h. um mich einer Absurdität und Gedankenlosigkeit zu bezüchtigen, deren ich mich zu schämen hätte, wenn ich sie mir wirklich hätte zu Schulden kommen lassen, — so maculirt er dadurch meinen schriftstellerischen Charakter auf die ungerechteste Weise vor allen seinen Lesern, die nicht Lust, Zeit oder Gelegenheit haben, die verspottete Stelle in meinem Buche selbst nachzulesen, und steigert so seine zu entschuldigende Flüchtigkeit zu einer nicht zu entschuldigenden Leichtfertigkeit.

Ich bedaure herzlich, diese harte Anklage gegen Herrn Prof. Lange, dessen Schriften ich vielfache Anregung und manchen Genuß verdanke, erheben zu müssen. Aber es giebt auch eine schriftstellerische Ehre, die gewahrt zu werden, und, als im achten Gebote mitinbegriffen, geachtet zu werden verdient.

13) Ich kann mich nicht überzeugen, daß die gewöhnliche Fassung der Worte: „Und es ward Abend und es ward Morgen“, als enthielten sie die Umschreibung eines ganzen Tages, richtig sei. Sie ist vielmehr völlig ungrammatisch und sinnwidrig. Das a consecutive kann in diesem durch die strengste Zeitfolge beherrschten Abschnitte, und in dem Zusammenhange, in dem es hier auftritt, nur die Zeitfolge bezeichnen, so daß das Voranstehende auch als der Zeit nach vorangehend anzusehen ist. „Gott sprach: Es werde Licht! — Es wurde Licht. — Gott schied das Licht von der Finsterniß. — Es wurde Abend, es wurde Morgen.“ Alles bewegt sich in der strengsten Zeitfolge fort. Ich muß es daher entschieden für irrig erklären, wenn auch noch Delitzsch, Genesis S. 60, sagt: „Die Finsterniß ist eher da gewesen, als das Licht, darum beginnt der Ge-

Hier treten uns nun zwei neue Fragen entgegen. Es fragt sich nämlich zunächst, ob die Siebenzahl der prophetischen Visionen, in welcher dem Seher vermittelt göttlicher Offenbarung sich die Schöpfungsgeschichte darstellt, eine wesentliche und nothwendige, oder eine zufällige und unwesentliche sei, d. h. ob nicht auch die Schöpfung in mehr oder weniger Entwicklungsphasen habe dargestellt werden können; ob dieser Vertheilung objective Wahrheit in der sinn-

samttag mit dem Abend.“ Denn einerseits heißt die Finsterniß nicht Abend, sondern Nacht, und andrerseits muß, wenn es heißt: „Es ward Abend“, nothwendig ein Tag vorangegangen sein, an dessen Stelle der Abend tritt. Der Schöpfungstag kann also nicht mit dem Abend, er muß mit dem Morgen begonnen haben. Es würde unbegreiflich sein, wie man dies Mißverständniß so lange und so einstimmig hat festhalten können, wenn man nicht wüßte, woher es kommt. Gewiß nicht aus Gen. 1, sondern vielmehr aus der unzweifelhaften Thatsache, daß die Hebräer nicht nur, sondern auch die meisten übrigen Völker des Alterthums ihren bürgerlichen Tag mit dem Abend begonnen. Man glaubte nämlich, diese Anschauung müsse schon in dieser fundamentalen Urkunde begründet sein, oder hineingetragen werden. Auch ich glaube, daß sie allerdings darin begründet ist, aber in ganz andrer Weise. Sie hat nämlich ihre Basis nicht im ersten bis sechsten, sondern im siebenten Tage. Der Arbeitstag beginnt naturgemäß mit dem Morgen, der Ruhetag aber ebensosehr naturgemäß mit dem Abend.. Da nun der Sabbath die Norm und das Maß für alle religiöse und bürgerliche Zeittheilung war, und man den Sabbath naturgemäß mit dem Abschluß des vorigen Arbeitstages begann, so forderte die Gleichmäßigkeit und der normative Charakter des Sabbaths, die Zeitrechnung überhaupt darnach zu messen. Der Arbeitstag als solcher begann aber natürlich trotzdem nach wie vor mit dem Morgen. Wir haben in dieser, wie ich überzeugt bin, allein richtigen Auffassung zugleich einen neuen Beweis, daß der Schöpfungs-„Mythus“ nicht aus der Wocheneintheilung, sondern vielmehr die Wochentheilung aus der Schöpfungs-„Geschichte“ geschlossen ist.

lichen Wirklichkeit des Vorgangs, oder nur subjective Wahrheit in der prophetischen Anschauung des Vorganges zukomme? Müßte man sich für Letzteres entscheiden, so würde dadurch die Urkunde ebensowenig an göttlichem Charakter und göttlicher Autorität verlieren, als die Weissagungen zukünftiger Geschichte bei den Propheten wegen ähnlicher Verhältnisse an ihrem Werthe und ihrer Bedeutung Einbuße erleiden. Würden in der Urkunde selbst oder in spätern Offenbarungen nicht zwingende Gründe gegen eine solche Auffassung liegen, so müßte sie als unbedenklich anerkannt werden.

Aber dem ist nicht so. Die Urkunde selbst enthält ein ausdrückliches Datum, welches uns nöthigt, die Siebenzahl der Visionen als wesentlich und nothwendig, als der Wirklichkeit des Vorganges und der Vertheilung der Schöpfungswerke genau entsprechend anzusehen. Es ist die Begründung der Wocheneintheilung und der Sabbathsheiligung in K. 2, 3 ein Argument, dessen Gewicht noch bedeutend durch die Gesetzesstellen 2 Mos. 20, 9—11 und 31, 12—17, welche dem israelitischen Volke die Sabbathsheiligung einschärfen, verstärkt wird. Eine rein subjective, also zufällige, unwesentliche und willkürliche Begrenzung der verschiedenen Phasen des Schöpfungsvorganges kann unmöglich Urbild, Norm und Anlaß für ein göttliches Gesetz und vollends für ein Gesetz von solcher Bedeutung sein. Gegen das Gewicht dieses Argumentes schlägt die Berufung auf die in den Denkgesetzen des menschlichen Geistes wie in dem Naturleben begründete Bedeutsamkeit und Heiligkeit der Siebenzahl nicht das Mindeste.¹⁴⁾

14) Dies ist das einzige der von Hofmann und Delitzsch gegen meine Darstellung in der zweiten Aufl. dieser Schrift vorgebrachten Argumente, dem ich Beweiskraft zugestehen kann. Aber meine Grundansicht, daß der geschichtliche Inhalt von Kap. 1 ursprünglich aus prophetischer Conception hervorgegangen sei, bleibt auch nach Beiseitigung dieses irrtümlichen Beispiels wesentlich die-

Hieran knüpft sich nun die zweite Frage, wie die in der prophetischen Darstellung der Schöpfungssphasen gegebene zeit-

selbe. Es sei mir erlaubt, hier etwas genauer auf Delitzsch's Bekämpfung (S. 42—44), weil sie die ausführlichere ist, einzugehen.

Delitzsch sagt: 1) „Eine solche Prophetie, welcher Vergangenheitsgeschichtliches sich bergestalt reproducirt, daß es in Visionen vor ihrem Geistesauge vorüberzieht, ist im Bereiche des alten Test. beisspiellos.“ Ich antworte: Da wohl beisspiellos, weil die Geschichte selbst, die hier geschaut werden soll, einzig ist, und darum ein analoger Fall nicht möglich war. Jede spätere theopneustische Reproduction eines Geschehenen konnte sich an menschliche Erinnerung und Ueberlieferung halten. Die theopneustische Reproduction der Schöpfungsgeschichte aber nicht, weil sie jenseits aller menschlichen Erinnerung lag. 2) „Nicht die Kenntniß des Geschehenen, sondern das geistliche Verständniß des geschichtlich Gegebenen ist dem Propheten durch Wirkung des Geistes Gottes vermittelt.“ — Aber die Kenntniß des zukünftig Geschehenden wird doch dem Propheten durch den Geist Gottes vermittelt. Allerdings kommt es auch hier eigentlich nicht auf die Kenntniß des Geschehenden selbst an, sondern auf das geistliche Verständniß, auf die Fruchtbarmachung desselben für das Leben in der Gegenwart. Aber die Kenntniß ist die nothwendige Bedingung und Voraussetzung des Verständnisses. Kann der Prophet nicht vermittelt (eigener oder fremder, durch Ueberlieferung vermittelter) sinnlicher Wahrnehmung diese Kenntniß gewinnen, so muß sie ihm durch inneres, durch den Geist Gottes vermitteltes Schauen gegeben werden. Es verhält sich aber mit dem schon Geschehenen, das kein leiblich Auge gesehen hat, ganz ebenso. 3) „Der prophetische Charakter des Abschnitts ist durch nichts indicirt. Nirgends macht sich der Verfasser als ein im Geiste schauendes Subject bemerklich; es fehlt alle weisungsartige Einrahmung.“ Als Antwort wende ich dies Argument zuvörderst gegen seine Urheber. Delitzsch nimmt an, der erste Mensch habe den Inhalt dieser Urkunde durch unmittelbare Offenbarung Gottes, näher durch mündliche Belehrung von Seiten Gottes, erfahren. Wo ist dies indicirt? Wo macht sich

liche Begrenzung zu fassen sei, d. h. ob die Schöpfungstage des Berichtes als wirkliche, natürliche, eigentliche, vier-

der Concipient als ein von Gott ausdrücklich Belehrteter bemerklich? Wo ist die historische Einrahmung, in welche sonst immer solche ausdrückliche, mündliche Belehrungen Gottes eingefaßt sind? — Doch davon abgesehen, ist es denn so durchaus nöthig, das Prophetisch-Geschaute jedesmal als ein solches ausdrücklich zu indiciren, zumal wenn es sich von selbst versteht, daß das Geschaute nicht mit leiblichen Augen geschaut sein kann? Wird sich dieser Kanon bei allen Schildrungen prophetisch-concipirter Zukunftsgeschichte als ausnahmslos gültig erweisen lassen? Und gesetzt auch, diese beiden Fragen müßten bejaht werden, haben wir denn den Bericht noch ganz in derselben Form vor uns liegen, in welcher er von dem ersten Concipienten der Ueberlieferung der Nachwelt überantwortet ist? Kann er nicht ursprünglich wirklich eine solche weisagungsartige Einrahmung gehabt haben, die auf dem 2000jährigen Wege mündlicher Ueberlieferung als unwesentlich abgestreift worden ist? Behauptet doch Delissch selbst, daß der Bericht auf diesem Wege noch viel wesentlichere (nämlich den Inhalt betreffende) Data eingebüßt und verloren habe. — 4) „Der Bericht gehört, wenn man im Pentateuche zwei Strömungen der Geschichtschreibung unterscheidet (eine priesterliche und eine prophetische) gar nicht der prophetischen Strömung an, sondern der priesterlichen.“ Dieser Einwand beruht auf der oben schon (Anm. 2) erwähnten Hypothese von der Entstehung des Pentateuches, deren Richtigkeit wir für den vorliegenden Zweck nicht zu bestreiten brauchen. Denn auch, wenn der Bericht ursprünglich aus prophetischer Conception hervorgegangen war, und selbst wenn er diesen Ursprung noch unverkennbar an der Stirne trug, so hatte der vorausgesetzte priesterliche Verfasser doch in Gen. 2. 3 wahrlich Grund genug, ihn vor vielen andern Ueberlieferungen in das von ihm angelegte Geschichtswerk aufzunehmen. — 5) „Wie reimt sich damit Gen. 2, 3; Exod. 20, 9—11; 31, 12—17?“ Daß dies Argument meine frühere Darstellung trifft, habe ich schon oben anerkannt. Aber die Tragkraft desselben reicht nicht so weit, wie Delissch meint. Ich kann es nicht zugeben, daß an und für sich auf eine

undzwanzigstündige Tage zu denken seien, und somit der ganze Vorgang der Erschaffung und Ausbildung der Erde und ihrer Organismen gerade sechsmal 24 Stunden eingenommen habe, — oder ob etwa diese Begrenzung nur in der prophetischen Anschauung und nicht in der sinnlichen Wirklichkeit ihren Grund habe, und somit die Tage nur prophetische Tage, d. h. Zeiträume oder Perioden von unbestimmter Dauer seien.

vermittelt prophetischen Schauens geoffenbarte Geschichte, nicht als deren Abbild und Erinnerungszeichen, eine gesetzliche Institution gegründet werden könne; falls das Moment, auf das sie sich gründet, streng historisch ist und als objektiv historisch vom Propheten selbst schon indicirt ist. — 6) „Wenn Gen. 1 das Gesicht eines israelitischen Sehers ist, woher kommt denn die überraschende Uebereinstimmung der heidnischen Ursagen mit diesem Abschnitt?“ Diese Frage trifft mich nicht, denn ich habe nirgends behauptet, daß der Verfasser der Genesis der erste Conciipient des prophetischen Gesichtes sei.

Delitzsch stimmt darin mit mir überein, daß die Kunde über den Schöpfungsvorgang, wie derselbe in 1 Mos. 1 verzeichnet ist, auf göttliche Offenbarung zurückgeführt werden müsse. Bloß über die Form der Mittheilung dieser Offenbarung sind wir verschiedener Meinung. Delitzsch meint (wenn ich ihn recht verstehe), Gott habe sie dem Menschen durch mündliche Belehrung; ich meine, Gott habe sie ihm durch prophetische Anschauung vermittelt. Zum Festhalten dieser Meinung bestimmt mich der malerisch-anschauliche Charakter des Berichtes, der auf eigene Anschauung zurückgeführt werden zu müssen scheint, und der Umstand, daß Belehrungen über geschichtliche Thatsachen der Zukunft nirgends in der h. Schrift durch mündliche, mit dem äußeren Ohre wahrzunehmende Mittheilung Gottes, sondern immer (und auch schon auf dem Gebiete der Urgeschichte vgl. 1 Mos. 9, 24 ff.; 27, 39 f. R. 49) durch eigentlich prophetische Vermittelung gegeben werden. Denn ich bleibe dabei, daß die Erfassung einer Geschichte, die vor aller menschlichen Erfahrung und Erinnerung liegt, ganz denselben Bedingungen und

Daß in prophetisch-concreter Darstellung solche Zeiträume als Tage bezeichnet werden können, bedarf keines Beweises. Aber wir werden auch nicht von vornherein behaupten dürfen, daß, weil die Urkunde auf prophetischer Conception beruhe, müßten auch die sechs Tage eben so viele Perioden von unbestimmter und nicht zu bestimmender Dauer bezeichnen. Wie in der Weissagung des Jeremias die 70 Jahre wirkliche Jahre sind, so können auch die sechs Tage des Schöpfungsberichtes gar wohl wirkliche Tage sein. Die Entscheidung in diesem und ähnlichen Fällen kann nur in zwiefacher Weise gewonnen werden. Entweder enthält die prophetische Urkunde selbst anderweitige Momente, die darüber Gewißheit geben, (wie es z. B. in der Weissagung des Jeremias K. 29 deutlich genug indicirt ist, daß die 70 Jahre wirkliche, geschichtliche, nicht prophetische Jahre sind), oder die Gewißheit muß aus der empirischen Wirklichkeit, also bei der Zukunftsgeschichte aus der Erfüllung der Weissagung, und bei der Urweltsgeschichte aus den naturwissenschaftlichen Ergebnissen gewonnen werden.

Hier ist man nun häufig etwas zu vorschnell bei der Hand mit der Bemerkung, daß die naturwissenschaftlichen Ergebnisse mit Entschiedenheit für die Deutung durch Perioden sprächen. Denn, sagt man, die Astronomie wird sich nie dazu verstehen können, die Bildung des gesamten Sternenhimmels oder auch nur des planetarisch-solarischen Himmels auf 24 irdische Stunden zu beschränken, und ebensowenig wird

Geseßen unterworfen ist, wie die Erfassung einer noch in der Zukunft liegenden Geschichte. — Die mündlichen Belehrungen, welche Gott dem ersten Menschen in Kap. 2, und die er den Patriarchen (Noah, Abraham) giebt, sehen ganz anders aus, haben einen ganz andern Charakter, eine andere Form, andersartigen Inhalt, andersartigen Zweck als die in Gen. 1 niedergelegten Offenbarungen. Die letztern wären, als mündliche, äußere Belehrungen Gottes gefaßt, ohne alle Analogie im ganzen alten und neuen Testamente.

die Geologie je damit einverstanden sein können, die Bildung der Ur- und Flößgebirge, die Entstehung, Lebenszeit und den Untergang der darin eingeschlossenen organischen Schöpfungen in einem einzigen 24stündigen Tag — und wären ihrer auch sechs — hineinzuzwängen.

Delitzsch berichtet, aus dem Munde sehr besonnener Naturforscher, denen das Christenthum Herzenssache ist, die kategorische Behauptung gehört zu haben, daß der gegenwärtigen Erdgestalt und der gegenwärtigen Pflanzen- und Thierwelt „Millionen von Jahren“ (?) vorausgegangen sein müssen.

Doch lassen wir uns durch solche Aeußerungen nicht den Blick zu einer unbefangenen Prüfung der Urkunde selbst schon von vorn herein trüben. Die erste und entscheidendste Frage ist immer, wie will die Urkunde selbst ihre Tage angesehen wissen? Sind in ihr selbst sichere Data, welche uns nöthigen, an natürliche Tage zu denken, so hat die Exegese sich weder von der Astronomie, noch von der Geologie etwas dreinreden zu lassen.

Wir sind überzeugt, daß die Exegese, wenn sie die Urkunde bloß aus sich selbst und aus der übrigen Schrift erklärt, und nicht unbefugt fremdartige Interessen herbeizieht, die sechs Schöpfungstage nur als natürliche Tage wird ansehen können. Wir sind aber auch überzeugt, daß die Naturforschung trotz dieses exegetischen Ergebnisses mit der Bibel ausgesöhnt werden könne, — selbst wenn sie bei ihrer exorbitanten Behauptung, daß der gegenwärtigen Erdgestalt Millionen von Jahren vorausgegangen sein müßten, beharrt.

Freilich glaubt auch Delitzsch noch behaupten zu können, „daß es nicht im Sinne des Schöpfungsberichtes gelegen haben könne, das Sechstageswerk mit dem es abschließenden Sabbathe in den Zeitraum einer bürgerlichen Woche einzutreiben. Die Schöpfungstage seien Schöpfungsperioden. Ueber ihre Länge habe sich der Verfasser wahrscheinlich selbst

keine Rechenschaft gegeben. Er meine Tage göttlichen Maßes.“¹⁵⁾

Was die Urkunde unter dem Worte Tag verstanden wissen will, sagt sie selbst ebenda, wo sie die Schöpfungstage zu zählen beginnt, nämlich in B. 5: Gott schied das Licht von der Finsterniß und nannte jenes Tag, diese Nacht. Dann ward es Abend und ward Morgen. So schloß der erste Tag ab und ging in den zweiten über.

Allerdings ist hier das Wort „Tag“ (nicht in verschiedenem Sinne, aber doch, wie Solches sich im Sprachgebrauch aller Völker und Zeiten findet) in verschiedener Begrenzung gebraucht. Zuerst bezeichnet es den Tag im eigentlichen Sinne, der durch Hell- und Wiederdunkelwerden begrenzt ist, und dann bezeichnet es behufs chronologischer Zählung den Gesamttag mit Einschluß der Nacht und der Uebergangszeiten zwischen Tag und Nacht. Der Gesamttag, der als der erste gezählt wird, begreift also vier Zeittheile in sich (Tag und Nacht, Abend und Morgen), die innerhalb desselben auf einander folgen. Nun ist es aber keine Frage, daß der eine dieser Zeittheile, derjenige, welcher Tag genannt wird, ein durch die Naturerscheinung des Lichtes bedingter und begrenzter Zeittheil ist; folglich muß auch der Abend, der auf einen solchen Tag folgt, so wie der Morgen, der einem neuen Tage vorangeht, in entsprechender Weise als Theil eines natürlichen, gewöhnlichen, gemeinen Gesamttages gefaßt werden; und dieser kann nur nach dem gewöhnlichen, alltäglichen, noch jetzt geltenden Maßstabe, nämlich nach dem eines einmaligen Verlaufes des natürlichen Wechsels zwischen Licht und Finsterniß (Tag und Nacht) gemessen werden.

15) Auch ich selbst habe in den frühern Auflagen die Tage als prophetische Tage von unbestimmter Zeitdauer gedeutet, aber bloß deshalb, weil ich glaubte, in der Urkunde selbst läge kein nöthigendes Moment zur Entscheidung weder für das Eine noch für das Andre.

Die Schöpfungstage sind also nach dem wechselnden Kommen und Weichen der natürlichen Tageshelle, nach dem Abend- und Morgenwerden gemessen. Das ist das Maß, welches die Urkunde selbst angiebt; und dies Maß gilt unbedingt für alle sechs Schöpfungstage. Ob aber alle sechs Tage eine vierundzwanzigstündige Dauer hatten, muß dahin gestellt bleiben. Vom vierten bis sechsten Tage ist es wahrscheinlich, weil von da an die Sonne den Tag und der Mond die Nacht beherrscht und dabei wahrscheinlich gleich von vorn herein dieselbe Ordnung eintrat, die noch jetzt besteht. Die drei ersten Tage aber, bei denen diese Ordnung noch nicht bestand, bei denen die Dauer der Tageshelle und der nächtlichen Finsterniß von ganz andern Gesetzen bedingt wurde, können, so lange diese Gesetze uns unbekannt sind, nicht nach ihrer Zeitdauer bestimmt werden. Die Schöpfungsurkunde mißt ihre Tage nicht nach der Stundenuhr, sondern nach den vier Tageszeiten.

Delitzsch beruft sich dagegen auf R. 5, 2. 3. Er sagt (S. 61): „Der göttliche Sabbath zeugt nicht für, sondern gegen die vierundzwanzigstündige Dauer der Schöpfungstage. Wenn nämlich der göttliche Sabbath weit über die Dauer des menschlichen hinausragt, und doch das grundlegende Urbild des menschlichen ist, so wird auch die Dauer der sechs göttlichen Werkstage weit über die Dauer bürgerlicher Tage hinausragen können, ohne daß dadurch ihr grundlegendes urbildliches Verhältniß zu diesem beeinträchtigt wird.“ Scheinbar genug und doch unhaltbar! Wo steht es denn geschrieben, daß der siebente Tag, an welchem Gott durch seine Ruhe alle seine Werke vollendete, über die Dauer eines irdischen Tages hinausgeragt habe? Wird er nicht Tag genannt wie alle vorangegangenen, und als der siebente in einer Reihe mit den sechs gezählt? Was die Urkunde unter Tag verstanden wissen will, hat sie schon bei der Schildrung des ersten Tages unzweideutig beschrieben. Es wird zwar nicht, wie bei den

frühern Tagen, gesagt, daß auf den siebenten Tag ein Abend und wieder ein Morgen gefolgt sei. Aber darf man daraus schließen, daß dies überhaupt nicht stattgefunden habe? Dann wäre er ja nicht ein Tag wie die frühern Tage, und könnte nicht wie sie Tag genannt werden. — Der Irrthum besteht darin, daß von dem siebenten Tage, über dessen Dauer und Begrenzung die Urkunde gar nichts sagt, erst eine willkürliche Deutung gegeben, und dann von dieser Deutung aus auf die Dauer der übrigen Tage geschlossen wird; während doch die Urkunde selbst die Dauer der frühern Tage beschreibt, und grade die des siebenten nicht angiebt¹⁶⁾.

16) Daß die Schlussformel: „Und es ward Abend, und es ward Morgen“ bei der Beschreibung des siebenten Tages fehlt, hat ganz einfach seinen Grund darin, daß auf ihn kein neuer Schöpfungstag folgt. Jene Schlussformel bildet nämlich jedesmal den Uebergang, gleichsam die Brücke zu einem neuen Schöpfungstage. Da nun auf den siebenten Tag ein solcher nicht mehr folgte, so war die Formel hier völlig ungehörig. Delitzsch erklärt freilich das Fehlen der Formel ganz anders: „Der göttliche Sabbath hat keinen Schluß. Er überschwebt die ganze folgende Geschichte, um sie zuletzt in sich aufzunehmen, und währt, zum Sabbath Gottes und der Kreatur zugleich geworden, immer und ewig.“ Das ist schön und auch wahr gesagt, aber an diesem Orte ungehörig. „Der göttliche Sabbath hat keinen Schluß.“ Aber hat auch der siebente Tag keinen Schluß? Doch gewiß eben so sehr, wie die sechs Tage, in deren Reihe er der siebente ist, einen Schluß hatten. — Aber wir können auch nicht einmal zugeben, daß die göttliche Ruhe im Sinne der Urkunde keinen Schluß gehabt habe. Die Urkunde sieht die göttliche Ruhe als das Vollendungsmoment der Schöpfung an. Denn sie sagt: „Am siebenten Tage (nicht am sechsten) vollendete Gott alle seine Werke und ruhte am siebenten Tage.“ Insofern nun die Ruhe Gottes das Schöpfungswerk vollendet, hat auch sie einen Schluß, ist auch sie ein Geschehenes. — Was endlich die Verbeiziehung der Idee vom ewigen Sabbath und dem Eingehen der Kreatur in denselben betrifft, so halte ich das für Eisegeze und nicht Exegeze; weil

Delißsch fährt fort: „Es ist dem Abbilde ganz gemäß, daß es der incommensurablen Größe seines Urbildes nur in sehr verkürztem Maßstabe entspricht.“ Incommensurable ist jedenfalls Beides, das göttliche Arbeiten und das göttliche Ruhen, und daß es incommensurable ist, tritt grade dadurch erst recht eclatant hervor, daß es sich in dieselben Zeitgrenzen hineingefügt hat, die dem menschlichen Arbeiten und Ruhen angewiesen sind. Weiter heißt es dann bei Delißsch: „Es ist genug, daß das Charakteristische, welches in diesem Falle das: Und es ward Abend, und es ward Morgen — ist, vom Urbilde auf das Abbild übergehe.“ Das geben wir gerne zu, denn es bestätigt unsre Ansicht und bringt in die gegnerische einen innern Widerspruch, indem es den realen, objectiven Charakter der Urkunde, den Delißsch doch unter jeder Bedingung festhalten will, wieder verleugnet. Denn nur dann würde diese Argumentation ihrem Zwecke entsprechen, wenn sie dem Abend- und Morgenwerden der Schöpfungstage andre Grundlagen gäbe, als die des irdischen Wechsels von Licht und Finsterniß (der wenigstens seit dem vierten Tage von denselben Gesetzen bedingt ist, die ihn noch jetzt hervorrufen). Damit hätte sie aber ihre Grundanschauung von der Objectivität des Berichtes aufgegeben.

„Nun nehme man hinzu, fährt unser verehrter Freund fort, daß die sechs Tage der Schöpfung nicht hinter der

die Idee, so vollkommen wahr sie auch ist, eine neutestamentliche und keine alttest. ist. Das alte Testament kann sein Sabbathsgesetz nicht auf etwas gründen, was es noch nicht hat und kennt. Der alttestamentliche Gläubige wußte, wenigstens in den frühern Stadien der religiösen Entwicklung, noch nichts von einem Eingehen des Menschen in die göttliche Ruhe, sondern nur von einem Eingehen in die Ruhe des Scheol (Hades), weil ihm noch die klare Einsicht in das Werk Dessen fehlte, der die Pforten des Hades gesprengt hat, um die Gläubigen aus der Ruhe des Hades in die Ruhe des ewigen Lebens einzuführen.

Schöpfungsgeschichte in R. 2, 4 ein Tag genannt werden und so der unfreien buchstäblichen Fassung durch die Schrift selbst gewährt wird; — ferner, daß grade der mosaische Psalm 90, 4 die große Wahrheit ausspricht, daß tausend Jahre in Gottes Augen gleich einem eben vergangenen Tage sind, endlich daß die Prophetie ihre eigenen Zeitmaße hat, also auch die Kosmogonie sie haben kann.“

Aber nicht das ist eine buchstäbliche Fassung, wenn man die Tage, die als natürliche und eigentliche Tage beschrieben werden, auch als solche faßt. Viel eher könnte man einer Ergeße diesen Vorwurf machen, welche die betreffenden Worte in R. 2, 4 übersetzen zu müssen glaubt: „An dem Tage, als Jehovah Elohim Erde und Himmel machte“¹⁷⁾. Und was ist der Gewinn dieser buchstäblichen Fassung? Antwort: Der völlig unvereinbare Widerspruch zwischen dem ersten und zweiten Abschnitt, daß jener Himmel und Erde in sechs, dieser dagegen in einem Tage geschaffen sein läßt, — ein Widerspruch, der wahrlich dadurch nicht gelöst wird, daß man, von einer unfrei-buchstäblichen in eine willkürlich-spiritualistische Fassung überschlagend, sagt: es handle sich hier um göttliche Zeitmaße, deren sechs gleich einem sein könnten.

Das Herbeiziehen der allerdings großen und unantastbaren Wahrheit aus Ps. 90, 4 ist ungehörig, denn es handelt sich hier nicht darum, wie Gott die Schöpfungstage ansieht, sondern wie der Mensch sie ansehen soll; — und die Schlussfolgerung, weil die Propheten ihre eigenen Zeitmaße haben, könne auch die Kosmogonie sie haben, confundirt zwei völlig verschiedenartige Dinge. Denn die ungewöhnlichen Zeitmaße der Prophetie sind durch die Subjectivität des pro-

17) Das Wort **בַּיּוֹם** (mit nachfolgendem Infinitiv) heißt allerdings in buchstäblicher Uebersetzung „an dem Tage, als“; hat aber im Sprachgebrauche durchweg die Geltung einer bloßen Conjunction = da, als (zur Zeit als).

phetischen Schauens, die Zeitmaße der Kosmogonie aber durch die Objectivität des wirklichen Verlaufes bedingt.

Die Schöpfungstage sind, das ist das sichere Resultat unserer Untersuchung, im Sinne der Urkunde als Zeiträume zu fassen, deren jeder einen einmaligen Wechsel von irdischen Tagen und Nächten umfaßt. Sie haben ganz dieselbe Begrenzung, die noch jetzt ein chronologischer Tag hat. Ob aber die Zeitdauer, die von diesen Grenzen umschlossen war, auch schon damals eine 24stündige war, können wir weder bejahen noch verneinen. Die Versicherung Ebrard's (a. a. O. S. 171), daß es nur „Philisterel“ sei, wenn man die Schöpfungstage von physikalisch-chronologischen Tagen verstehen wolle, statt sie symbolisch zu erklären, kann uns an diesem Resultate nicht irre machen.

Wir haben uns die Aufgabe gestellt, die Vereinbarkeit der biblischen Schöpfungsgeschichte mit der Astronomie (und nebenbei auch der Geologie) nachzuweisen. Durch das Voranstehende haben wir uns offenbar diese Aufgabe erschwert, und den Boden, auf dem sie ausgeführt werden soll, verengt. Aber wir haben auch gezeigt, daß wir die Vereinbarung, welche wir suchen, nur auf der Basis der Wahrheit, nicht der des Scheines und der Willkür erstreben.

§. 5. Die Schöpfung des Himmels und der Erde.

Die Schöpfungsurkunde beginnt mit den Worten: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Betrachten wir diese Worte zunächst an sich, ohne Berücksichtigung ihres Verhältnisses zum Folgenden, so können wir über Zweck und Bedeutung derselben keinen Augenblick zweifelhaft sein. Dem religiösen Bewußtsein des alten Testaments ist es das vor Allem Gewisseste, daß das Weltall — (weder als unausgebildete Materie, noch als Inbegriff ausgebildeter Weltkörper) — nicht von Ewigkeit her bestanden habe, sondern daß Gott,

allein ewig und der Urheber aller Dinge, das Weltall in der Zeit oder vielmehr mit der Zeit geschaffen habe. Dieser oberste Grundsatz des alttest. Gottesbewußtseins steht hier an der Spitze des ganzen alten Testaments, an der Spitze des Buches, welches die Vor- und Urgeschichte Israels beschreiben will. Dieser Grundsatz war das unterscheidende Merkmal Israels, er war der Ausgangspunkt seiner ganzen religiösen Anschauung, so wie die Basis und Voraussetzung seiner Geschichte. Durch ihn unterschied sich Israel von allen übrigen Völkern des Alterthums, die sammt und sonders in weltvergötternden Naturdienst verstrickt waren, die die Welt als von sich selbst bestehend und als ewig sich dachten; die von einem persönlichen, von der Welt verschiedenen, über sie erhabenen Gotte nichts wußten oder nichts wissen wollten. Das erste Wort der heiligen Urkunden Israels ist ein Protest gegen den grundtüzenden Irrthum des Heidenthums.

Größere Schwierigkeiten bietet aber die Erklärung dieser Anfangsworte, sobald wir sie in ihrem Verhältniß zu der unmittelbar darauf folgenden Schildrung des Sechstagerwerkes zu verstehen suchen.

Man betrachtet diese Worte häufig als eine Art Ueberschrift und Inhaltsangabe zum ganzen Kapitel, als eine summarische Bezeichnung des in diesem Kapitel im Detail beschriebenen Sechstagerwerkes. Zu dieser Annahme scheint es sehr wohl zu passen, ja sie scheint dadurch gefordert, daß im weiteren Verlaufe des Kapitels wirklich die Erschaffung des Himmels in V. 8 und der Erde in V. 10 speciell berichtet wird. Dennoch ist diese Auffassung durch den Zusammenhang mit dem unmittelbar Folgenden ausgeschlossen. Denn das „und“, mit welchem der folgende Satz („und die Erde war wüste und leer und Finsterniß lag über der Fluth“) sich anschließt, stellt diesen und das ganze folgende Kapitel als eine Fortsetzung der in V. 1 begonnenen Erzählung dar, und stellt es außer Zweifel, daß die darin berichtete Erschaffung

des Himmels und der Erde als eine dem Sechstagewerke vorausgegangene zu denken ist. Wäre V. 1 nur eine den Gesamttinhalt des ganzen Kapitels zusammenfassende Ueberschrift, so würde die Erzählung selbst erst mit V. 2, also mit „und“ beginnen. Ein Anfang, dem nichts Andres vorangegangen ist, kann aber nimmermehr mit „und“ eingeführt werden. Außerdem aber würde diese Auffassung die Mißdeutung nahelegen, das „Wüste und leer“ des zweiten Verses als ein ewiges Chaos zu verstehen, indem dann unsre Schöpfungsgeschichte von keiner andern schöpferischen Thätigkeit wissen würde, als von einer Umbildung, Ordnung und Belebung eines schon vorhandenen chaotischen Stoffes. Eine Schöpfung aus Nichts, wie sie das alttestamentliche Gottesbewußtsein gebietrisch fordert und als das vor Allem Gewisseste vorausgesetzt, würde dann nicht nur nicht ausdrücklich gelehrt, sondern auch durch das Schweigen an diesem Orte, wo Alles darauf hindrängte, sie auszusprechen, in bedenklichen Zweifel gestellt sein.

Während wir nun einerseits durch das „und“, mit welchem der zweite Vers beginnt, genöthigt sind, in V. 1 ein selbstständig angereichertes Glied in der Darstellung der Schöpfungsgeschichte zu erkennen, läßt sich andererseits aber auch nicht verkennen, daß zwischen diesem Ausspruche und der folgenden Erzählung eine sichtbare Verschiedenheit in Ton, Haltung und Darstellung hervortritt. Der malerisch-anschauliche Charakter, welcher in der ganzen übrigen Erzählung so unverkennbar ausgeprägt ist, fehlt hier offenbar. Wir finden hier nichts von jener concreten Detail-Malerei, die das ganze übrige Kapitel auszeichnet, und glauben deshalb nicht zu irren, wenn wir den ersten Vers als nicht zu dem prophetisch Erschauten, das die Grundlage der Schöpfungsurkunde bildet, rechnen.

Der erste Blick des Sehers traf vielmehr die Erde als ein bereits Vorhandenes, aber im Zustande der Wüste und Leerheit Befindliches. Im weitern Verlaufe aber schaute er, wie durch die Allmacht des göttlichen Willens aus dieser licht-

und lebenslosen Erde die gegenwärtige Erde mit ihrer Fülle von Licht und Leben gebildet worden ist. Das hat er geschaut, das hat er berichtet.

Woher nun diese „wüste und leere“ Erde, aus welcher Gott die lebensvolle und lebensreiche Erde gebildet hat? Das spätere Heidenthum, dem das ursprüngliche Gottesbewußtsein schon so sehr verdunkelt war, daß ihm der Begriff eines lebendigen und persönlichen Gottes ganz abhanden gekommen war, hat darin ein ewiges, unerschaffenes Chaos gesehen.

Um diesem argen Mißverständnisse gründlich vorzubeugen, hat entweder schon der Seher selbst, oder ein späterer Bearbeiter der Sage, vielleicht auch erst der Verfasser der Genese, jenen einleitenden, grundlegenden Satz vorangestellt. Er bildet die Voraussetzung, den Grund und die Folie für die Beschreibung des Sechstageswerkes, und verwahrt vor einer Mißdeutung desselben.

Der erste Vers erscheint uns also nicht als Ueberschrift, sondern als Einleitung zum Sechstageswerke; nicht als eine erst im Sechstageswerke sich verwirklichende, sondern demselben der Zeit- und Gedankenfolge nach vorangehende Thatsache.

Wenn wir auf diese Weise den ersten Vers von den übrigen nach Ursprung und Charakter unterscheiden, diese als Ergebnis prophetischen Schauens, jenen als Nöthigung oder Ergebnis religiösen Denkens ansehen, so sind wir doch keineswegs gemeint, in Hinsicht ihres religiösen Werthes einen Unterschied zwischen beiden zu machen, etwa wie zwischen göttlicher Offenbarung und menschlicher Meinung, sondern wir halten beide gleichsehr für göttliche Offenbarung, die nur in der Art der Conception verschieden ist: jenen für ein Ergebnis gottesleuchteten Denkens, diese für ein Ergebnis gottesleuchteten Schauens.

§. 6. Der Zustand der Erde vor dem Sechstagerwerke.

Es ist ein doppeltes Verständniß des ersten Verses in Beziehung auf sein Verhältniß zum Sechstagerwerke denkbar. Man hat ihn entweder als Bezeichnung der Erschaffung der elementaren Urstoffe, aus welchen durch schöpferische Weiterbildung im Sechstagerwerke das Weltall in seiner jetzigen ausgebildeten und vollendeten Gestalt hervorgegangen ist, zu betrachten, — wobei dann die Wüste und Leere des zweiten Verses bloß als ein indifferenter Mangel an Licht- und Lebensfülle, als ein noch nicht bis zu dieser Fülle vorgebrungener Entwicklungszustand anzusehen wäre, — oder als Bezeichnung einer an sich vollendeten Urschöpfung, in welche durch irgend eine hier noch nicht in Betracht kommende Katastrophe jene Störung und Verwüstung hineingekommen wäre, die in V. 2 als Wüste, Leerheit und Finsterniß der Erde beschrieben wird, so daß dann das Sechstagerwerk die Restitution oder Neuschöpfung und Neubelebung der verwüsteten Erde darstelle.

Eine entscheidende Antwort auf diese Frage bietet unsere Urkunde nicht dar. Ob die Erde in diesem Zustande der Wüste und Leerheit von Gott geschaffen war, oder ob sie wüste und leer geworden ist, wie und wodurch sie in diesem Falle dazu gekommen ist, das sagt unser Verfasser nicht und kann es nicht sagen, weil er als ein wahrhaftiger Zeuge nur aussagen kann, was er gesehen hat; weil er als Vermittler göttlicher Offenbarungen nur wieder geben kann, was ihm selbst zuvor gegeben ist.

Zwar hat man gegen die erstgenannte Deutung den Ausdruck „Himmel und Erde“ in V. 1 geltend machen wollen: dieser könne das Weltall nicht in seiner unausgebildeten, elementaren Urstofflichkeit bezeichnen, weil ein solcher Urstoff erst durch seine Individualisation und Ausbildung zu Himmel und Erde werde. Allein dieser Einwand ist nur zur Hälfte gültig und

diese Hälfte beweist nicht, was bewiesen werden soll. Der Ausdruck „Himmel und Erde“ setzt nämlich allerdings schon die vorangegangene Individualisation, keineswegs aber auch nothwendig die Ausbildung und Vollendung der einzelnen Weltkörper voraus. Dies wird durch B. 2 wenigstens in Beziehung auf die Erde jedenfalls außer Zweifel gesetzt, denn hier wird ja eben die wüste und leere Erdmasse, aus welcher im Sechstagerwerke erst die jetzige Erde gebildet wurde, doch bereits schon Erde genannt, und kann so genannt werden, weil sie schon individualisirt, d. h. für sich bestehend und in ihrem Unterschiede von den übrigen Welten fixirt ist. In Betreff des Himmels und der Himmelskörper werden wir dasselbe voraussetzen haben — wenn auch die Urkunde, die nur die Ausbildung der Erde specialisirt, und nur berichtet, was sie in Beziehung steht, es nicht ausdrücklich sagt.

Einen weiteren Grund gegen die erste und für die zweite Deutung hat man aus den Worten „Wüste und leer“ (ohne vabohu) in B. 2 entnehmen wollen. Diese Formel, der welche sich etymologisch nichts Sicheres ermitteln läßt, bezeichnet, wo sie sonst noch vorkommt (Jes. 34, 11; Jer. 4, 23), immer ohne Zweifel positive Verwüstung und Verödung, die statt früherer Lebensfülle und Fruchtbarkeit eingetreten ist, keineswegs aber den natürlichen, indifferenten Mangel des Lebens, die niedere Stufe der Entwicklung, die nur noch nicht mit Leben erfüllt ist. Darum müsse die Formel, hat man gemeint, auch hier dasselbe bezeichnen. Aber wie voreilig dieser Schluß sei, leuchtet ein; denn der Ausdruck kann sehr wohl so umfassend sein, daß er, ebenso wie unser „wüste,“ für beides anwendbar ist. Daß aber der Verfasser den Ausdruck in dieser Unentschiedenheit gemeint hat, zeigt eben der Mangel aller weiteren Andeutung über Ursprung und Wesen dieser Wüste und Leereheit¹⁸⁾.

18) Delitzsch (S. 55—63) gleicht mehr zu, als ich verlange.

Weiter hat man argumentirt: „Gott sei ein Gott des Lichtes und des Lebens, aus seiner heiligen Schöpferhand könne auch nur eine lichte Welt des Lebens, in der seine Seligkeit und Heiligkeit sich abspiegele, nicht aber ein finstres, ödes, lebensleeres und wüstes Chaos hervorgehen. Auch ein noch unvollendetes Werk Gottes würde man als solches sich nicht so denken können, wie B. 2 die Erde beschreibt; auch das Unvollendete würde nach dem Maße seiner Entwicklung und Ausbildung und nach Verhältniß seiner dermaligen Capacität einen Reflex göttlicher Harmonie und Ordnung, so wie göttlichen Lichtes und Lebens darstellen.“ — Man könnte allerdings die Unbestimmtheit der Worte als im Sinne des Referenten liegend anerkennen, und doch aus seinen Worten den Schluß ziehen, daß das rechte Verstandniß derselben die Annahme einer inzwischen eingetretenen Verwüstung fordere. Diese Argumentation hat auch jetzt noch nicht alle Bedeutung für uns verloren, doch können wir in ihr nicht mehr, wie früher (in der ersten Auflage dieser Schrift), einen eigentlichen Beweis anerkennen. Sie kann höchstens dazu dienen, das Gewicht etwaiger anderweltiger Gründe zu verstärken 19).

Er sagt: „Klang wie Bedeutung der beiden zusammenklingenden Namen ist grausig“ . . . „Es ist doch wahr, daß durch den rein privaten Begriff der Gestalt- und Ordnungslosigkeit dem etymologischen Begriffsinhalt des tohu va bohu kein Genüge geschieht.“ Er will ihm Genüge thun durch eine speculative Deduction, bei der ich ihm nicht zu folgen vermag. Das tohu vabohu soll die reine Materie sein, die Urmaterie, das von Gott gesepte Nichtgöttliche, das zwar nicht als ein positiv Ungöttliches, aber auch nicht als ein bloß negativ Nichtgöttliches, sondern als ein positiv Nichtgöttliches, als ein Gott nicht Gefälliges, das überwunden werden muß, zu denken sei zc.

19) Die öfter ausgesprochene Behauptung, der zweite Vers könne oder müsse übersezt werden: „Und die Erde wurde wüste und leer,“ hat die Grammatik entschieden gegen sich. Hätte der Verfasser dies sagen wollen, so hätte er nothwendig statt וְהָאָרֶץ הָיְתָה sich aus-

Die Ansicht von einer zwischen der Urschöpfung des Himmels und der Erde und der Belebung der Erde im Sechstageswerke stattgefundenen Verwüstung der Erde und der dadurch nöthig gewordenen Restitution und Neuschöpfung kann also aus 1 Mos. 1 nicht erwiesen werden, — aber das ganze Kapitel enthält auch nichts, wodurch sie ausgeschlossen würde. Beide entgegenstehende Ansichten sind auf diesem Standpunkte noch gleichberechtigt. Wir müssen also die Sache einstweilen dahin gestellt sein lassen, und abwarten, ob die spätern Offenbarungsstadien nicht entscheidendere Momente darbieten (Vgl. S. 25).

drücken müssen **וְהָאָרֶץ תִּהְיֶה**; und würde auch wohl zur Vermeidung aller Zweideutigkeit die Präposition **לְ** dem Verbum **הָיָה** beigegeben haben. — Drechsler (Einheit und Echtheit der Genesis S. 66, 67) will aus der Struktur des zweiten Verses die Unguldsigkeit erweisen, V. 2 als Schildbrung des Zustandes, in welchem Gott nach V. 1 die Erde schuf, zu fassen: V. 2, sagt er, bestehe aus drei Säben: die Erde war wüste und leer, — und Finsterniß auf der Fluth, — und der Geist Gottes über dem Gewässer schwebend. Die Wirkung der Copula setze sich nun vom ersten Gliede auch auf die beiden übrigen fort, und wenn man deute: Gott schuf die Erde als wüste, leer und finster, so müsse man auch weiter fortfahren: er schuf sie als vom Geiste Gottes umschwebt. Allein auch diese Argumentation verschlägt nichts gegen die bestrittene Auffassung. Man kann darauf entgegnen: V. 2 sagt nicht, wie Gott die Erde schuf, sondern wie sie war, als er sie geschaffen hatte; daß sie aber sofort nach dem Akte der Schöpfung vom Geiste Gottes umschwebt war, ist nichts weniger als absurd, vielmehr ist dies auch ein Ergebnis der Schöpfung in V. 1, und der andre Pol des Wüste- und Leerseins. Eine Erschaffung auch des Geistes könnte nimmermehr daraus gefolgert werden.

§. 7. Das erste, zweite und dritte Tagewerk.

Die Erde war wüste und leer, und Finsterniß lag über der Fluth. In wilder Verwirrung toben die fessellosen Elemente durch einander, nirgends erblickt des Sehers Auge noch Ordnung und Harmonie, nirgends Licht und Leben. Doch so soll es nicht bleiben, schon erblickt er den Geist Gottes, gleichsam brütend und lebenerweckend, die Wüste mit seinem Lebensodem befruchtend, über den wild fluthenden Wassern schwebend. Vor seinem Wehen muß die Wüsten schwinden, vor dem Hauche seines Mundes muß die Debe weichen. Die gebundenen Keime des Lebens von seinem Odem befruchtet, warten der Stunde ihrer Befreiung und Entfaltung. Da fährt das gebietende Wort der Allmacht in die finstre Fluth: „Es werde Licht! — und es ward Licht.“ Plötzlich bricht aus der dichten Finsterniß, von seinen Banden befreit, das Licht hervor, die erste Lebensäußerung, die Grundbedingung aller weitem Lebensentwicklung in der noch wüsten und öden Masse. Das Licht, diese erste irdische Creatur Gottes, der Abglanz des göttlichen Wesens in der Sphäre des Kosmischen, trägt das Siegel des Gottwohlgefälligen an der Stirne; wer das Licht erblickt, begrüßt in ihm den Boten göttlicher Huld. Gott sahe, daß das Licht gut war. Das Licht war gebunden gewesen von der Finsterniß über der Fluth; Gott aber schied das Licht von der Finsterniß. Jetzt ist es befreit und zum selbstständigen Dasein ausgeboren. Es ist nun nicht mehr in der Finsterniß, sondern neben und über der Finsterniß, sie beherrschend und belebend. Das Licht heißt Tag, die Finsterniß Nacht. Das erste Schöpfungswerk ist vollbracht. Es wird Abend, es wird Morgen. So vollendet sich der erste Tag und geht in den zweiten über.

Ein neuer Tag ist angebrochen. In den fluthenden Gewässern der Erde regt es sich; ein neues Gotteswort hat sie

erregt; auch sie sollen gebären, was in ihrem Schooße gebunden und verborgen ist. Gott sprach: es werde eine Veste (Ausdehnung, hebr. rakiah) zwischen den Wassern, und er nannte die Veste Himmel. Es ist der Aetherhimmel, das reine, klare, helle Luftgewölbe über unserm Haupte, die Atmosphäre mit ihrem nie versiegenden Born von Lebens- und Segensträften, mit ihren eben so unerschöpflichen als unentbehrlichen Nahrungsquellen für alle Arten des Lebendigen, womit die Erde ausgestattet werden soll. Sie ruht auf den Wassern der Erde und ist gleich einem festen Gewölbe der Träger des Himmeloceans. So scheidet sie die untern Wasser von den obern, das Meer von den Wolken, die aus ihm aufgestiegen sind, um zu ihrer Zeit dem trockenen Lande, wenn es frei geworden sein wird von der Herrschaft des Meeres, ein Born von Kräften des Segens und der Fruchtbarkeit zu sein²⁰⁾.

Der dritte Tag umschließt eine zwiefache schöpfrische Thätigkeit, die aber beide ihrer inneren Bedeutung nach zusammengehören und ihrer zeitlichen Erscheinung nach unmittelbar auf einander folgen: die Scheidung des Meeres vom Festlande und die Bekleidung des Isthern mit der Pflanzenwelt. Wie es die Aufgabe des ersten Tagewerkes war, das Licht aus den Banden der Finsterniß zu befreien; wie das zweite Tagewerk den Himmel mit seinen Segensquellen, mit Regen und fruchtbaren Zeiten, aus dem chaotischen Gewässer der anfänglichen Erde, in welche er noch verschlossen war, hervorruft, so befreit das Schöpferwort des dritten Tages das feste Land von der Zwingherrschaft des Meeres, das Alles verschlungen, Alles überfluthet hat. Denn wie die polarische Entgegensetzung und das festgeregelte Wechselverhältniß zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Tag und Nacht, so wie

20) Ausführlicheres und Begründendes über das Verhältniß des zweiten Tagewerks gibt die zweite Zugabe dieser Schrift.

zwischen Erde und Luft, zwischen Meer und Wollen die Grundbedingung alles Lebens und Gedeihens innerhalb der irdischen Schöpfung ist, so ist auch die festbegrenzte Vertheilung zwischen Land und Wasser die Grundlage weiterer Lebensentwicklung auf der Erde und die Gewähr für das gedeihliche und bleibende Dasein der Bewohner der Erde wie des Gewässers. Gerade das feste Land ist ja der Wohnsitz für die edlern und edelsten Geschöpfe Gottes, darum muß das ordnende und schaffende Wort der Allmacht es aus den Banden des Meeres befreien, und diesem seine Grenzen anweisen. Den Kampf, der nun entsteht, schildert der heilige Sänger uns in Psalm 104, 5—9:

„Er gründete die Erde auf ihre Grundfesten,
Nicht wanket sie immer und ewig.
Mit Fluth gleich einem Gewande hast du sie bebedt,
Auf den Bergen stehen Wasser.
Vor deinem Schelten fliehen sie,
Vor der Stimme deines Donners enteilen sie.
Sie steigen empor zu den Bergen, herab zu den Thälern,
An den Ort, den du ihnen gegründet,
Eine Grenze sehest du, die sie nicht überschreiten,
Nicht kehren sie zurück, zu bebeden die Erde.“

Und als nun das Wasser gewichen ist an besondere Vertiefungen, als das Trockene hervorgetreten ist, da gebiert die mütterliche Erde auch sofort aus ihrem Schooße, durch ein neues Schöpfungswort ans Licht befördert, die Wunder der Pflanzenwelt mit ihrer Farbenpracht und ihrem Früchtereichthum, deren Kräfte und Reime der befruchtende Odem des göttlichen Geistes, über der anfänglichen Wüstenlandschaft schwebend, hineingesenkt hatte. Die Pflanzenwelt, in mütterlichen Boden festgewurzelt, und seine Blöße mit einem prachtvollen Gewande verhüllend, hat kein integrierendes, für sich bestehendes Dasein. Darum ist auch ihre Entstehung noch demselben Tagewerke angewiesen, welches dem Festlande, dem sie leibeigen angehört, seine freie Existenz errang.

§. 8. Das vierte Tagewerk.

Damit ist nun die Ausbildung der Erde als eines für sich seienden Weltkörpers vollendet. Am vierten Tage wird nun ihr Verhältniß zu den übrigen Weltkörpern geregelt und festgestellt.²¹⁾

In die Nacht oder Ausdehnung des Himmels, die das Werk des zweiten Tages war, setzte das Wort des Allmächtigen Sonne, Mond und Sterne. Damit sie scheiden Tag und Nacht, und Zeichen seien, für die Zeiten sowohl wie für die Tage und Jahre²¹⁾, und seien Leuchter zu scheinen auf Erden. Das große

21) Ganz anders fassen den betreffenden Fortschritt im Schöpfungswerke Hofmann (Schriftbew. S. 243) und nach ihm Delitzsch (Genesis S. 71). Das vierte Tagewerk soll die Schöpfungsscala weiter führen, „insofern die Gestirne, losgerissen vom Allgemeinen, und rastlos weite, himmlische Bahnen durcheilend, eine höhere Stufe der Individualisirung darbieten als die an den Boden gebundene Pflanze“, während andrerseits die Geschöpfe des fünften und sechsten Tages, die Thiere und der Mensch, durch ihre Fähigkeit willkürlicher Bewegung wiederum auf einer höhern Stufe der Individualisation stehen als die Gestirne. — Ich befürchte aber sehr, daß dadurch die Urkunde, trotz alles Rühmens ihrer Objectivität, doch zur Geltung eines armseligen Philosophems herabgedrückt wird. Soll nämlich der Bericht der Urkunde als Darstellung eines objectiv-Beigehenen zu deuten sein, und somit auch der Sinn des Bericht-erhalters sich mit dem Sinne des Schöpfers decken, so daß auch im Sinne Gottes die Gestirne die mittlere Stellung zwischen Pflanzen und Thieren einnehmen, und deshalb jene schon vor, diese erst nach der Erschaffung der Gestirne geschaffen werden mußten, — so wird, glaube ich, die Naturkunde so entschieden, kräftig und überzeugend die absolute Unzulässigkeit und Widernatürlichkeit dieser Sreaturescala nachweisen, daß der Apologet dagegen nicht wird aufkommen können. Entweder wird man diese Auffassung fallen lassen, oder zugeben müssen, daß der Bericht nicht objective Wahrheit, sondern das Product einer (dazu noch ziemlich ungeschickten) Naturphilosophie ist.

Licht soll den Tag, das kleine Licht die Nacht regieren.²²⁾

Man hat viel darüber gestritten, ob unter den Sternen dieses vierten Tagewerkes der gesamte Sternenhimmel mit seinen Millionen mal Millionen Fixsternen, mit seinen Milchstraßen und Sternhaufen, oder nur die Sterne unsres Sonnensystems gemeint seien. Der Verfasser dieses hatte sich in der ersten Auflage dieser Schrift nach vielen Vorgängern für die letztere Annahme entschieden, steht sich aber jetzt durch überwiegende Gründe genöthigt, die erstere für die allein zulässige zu halten.

Meine frühere, im Zusammenhange mit einer andern, seitdem ebenfalls als irrig anerkannten, Auffassung der oben Wasser des zweiten Tagewerkes²³⁾ war folgende:

„Die riesige Wassermasse des Anfangs (B. 2) ist durch die schöpferische Anregung des göttlichen Wortes polarisirt und differenzirt, sie hat in den unterhimmlischen Gewässern das Substrat für Bildung des Erdkörpers, in den oberirdischen aber das Substrat für die Bildung der Himmelskörper geliefert. Nun beginnt seit dem zweiten Tagewerke die individuelle Entwicklung der Weltkörper, sowohl des unterhimmlischen, der Erde, als der oberhimmlischen, der Sterne; — und die Ausbildung beider hält, wie sich von vornherein erwarten läßt, und wie die Urkunde auch selbst gelegentlich andeutet, gleichen Schritt. Die oberhimmlischen Wasser sind vorerst dem Blicke des Sehers entschwunden, sein nächstes Interesse hängt an der Erde, ihre Ausbildung tritt ihm daher in den Vordergrund. Nachdem er nun im dritten Tagewerke die specielle Ausbildung des Erdkörpers geschildert hat, berichtet er im vierten die Ausbildung der obern Himmelskörper. Diese hatten sich, gleichmäßig mit der Bildung der

22) Vgl. hierzu die dritte Zugabe zu dieser Schrift.

23) Vgl. die zweite Zugabe zu Kap. 4 dieser Schrift.

Erde fortschreitend, auch bereits unterdeß so weit entfaltet, daß sie in das ihnen bestimmte Verhältniß zur Erde treten konnten. Daß diese Auffassung berechtigt sei, ergiebt sich daraus, daß dieselbe bereits am dritten Tage die Pflanzenwelt, deren Entstehen und Bestehen von einem bereits, wenn auch erst nur annähernd — geordneten Einflusse der Sonne auf die Erde abhängig sei, hervorgehen lasse. Aber die gleichzeitig fortgehende Bildung der Erde und der Sterne, kann der Seher, dessen Blick vollauf durch die Bildung der Erde beschäftigt und ausgefüllt ist, nicht in der Gleichzeitigkeit der Wirklichkeit, sondern nur nacheinander schauen, und daher auch nur nacheinander schildern. Der Abschluß der beiderseitigen Bildung besteht nun darin, daß das am ersten Tage präliminär geordnete Verhältniß zwischen Erleuchtendem und Erleuchtetem sich zu einer bleibenden Ordnung fixirt und sich in dem Gegensatz von Solarem und Planetarem regelt und festsetzt.“

Die Annahme nun, daß die Sterne des vierten Tages auf die Planeten unsres Sonnensystems zu beschränken seien, wurde aus folgenden Gründen zu rechtfertigenversucht:

„Die Schöpfungsurkunde beschränkt sich in ihrem Gesamtcomplex so sichtlich auf die Erde und Zubehör, daß wir unausweislich zu der Vermuthung gedrängt werden, auch das vierte Tagewerk beziehe sich nur auf solche Himmelskörper, die mit der Erde wesentlich zusammen gehören, zu ihr in unmittelbarer, näher Beziehung stehen und mit ihr zu einem nahe verbundenen, einheitlichen System zusammenschließen. Auch treten Sonne und Mond, die beiden großen Lichter des Himmels, dem Seher so sehr in den Vordergrund, daß die übrigen Sterne an der Himmelsveste beinahe vor ihnen verschwinden. Alles, was er von der Bestimmung und der Aufgabe der Himmelskörper, von ihrem Verhältniß und ihrer Stellung zur Erde berichtet, bezieht sich vorzugsweise, ja wohl ausschließlich auf Sonne und Mond, denn das, was er von

der Bestimmung der himmlischen Lichtträger B. 14. 15. 18 im Allgemeinen sagt, wird durch das, was er in B. 16 der Sonne und dem Monde ins Besondere zuerignet, vollständig absorbiert. Der Zusatz: „„und die Sterne““, am Schlusse des B. 16, der so nachträglich und bloß nebenbei ohne alle weitere Angabe ihrer Bestimmung, Aufgabe und Stellung noch hinzugefügt wird, nachdem der Sonne und dem Monde ihre Aufgabe in scharfer Bestimmtheit und malerischer Anschaulichkeit zugewiesen worden ist, nimmt offenbar eine so untergeordnete Stellung im Interesse des Sehers ein, ist so wenig betont und hervorgehoben, und tritt so sehr in den Hintergrund des Gemäldes, daß die Exegese diesen Zusatz an sich in dem ihm vom Referenten angewiesenen Hintergrunde, in seiner nebensächlichen, untergeordneten Stellung belassen muß, und erst aus dem Zusammenhange mit der ganzen Urkunde, aus ihrer Tendenz im Allgemeinen und aus der Beziehung des vierten Tagewerkes zu den andern ins Besondere, Schlüsse zur nähern Bestimmung und Erläuterung der so nackt und beziehungslos dahingestellten Worte machen kann²⁴⁾.“

Die vorstehende Argumentation wird aber durch triftige Gründe gedrückt und, wie wir jetzt überzeugt sind, widerlegt.

Sie stellt zuvörderst den ganzen Standpunkt des Referenten der Schöpfungsgeschichte in ein völlig schiefes und falsches Licht, indem sie ihr ein wissenschaftlich-astronomisches Interesse unterschiebt, das ihr völlig fremd ist. Die Urkunde verfolgt allein religiöse Zwecke und will nichts weniger sein als ein Compendium der Astronomie und Geologie. Ihr

24) Andre, wie ich glaubte, noch entscheidendere, zum Theil aus der Schrift (namentlich aus Hiob 38, 7 und 2 Petri 3, 7—10), und zum Theil aus namhaften Ergebnissen der Astronomie entlehnte Gründe für meine damalige Meinung können hier, wo wir es nur mit der in der mosaischen Schöpfungsurkunde ausgesprochenen Anschauung zu thun haben, noch nicht ihre Würdigung finden, wozu sich erst weiter unten der geeignete Platz finden wird.

Zwed ist ein dreifacher. Sie will zunächst das Verhältniß Gottes zur Welt, dann das Verhältniß des Menschen zu den übrigen Geschöpfen, seine hohe, culminirende Stellung in der Schöpfungsscala, durch welche seine weltgeschichtliche Aufgabe bedingt ist, und endlich das urbildliche Verhältniß der Schöpfungswoche für die Gliederung seiner irdischen Berufshätigkeit darstellen.

Jener erste Zwed ist schon in V. 1 ausgesprochen: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Jedes einzelne dieser gewichtigen Worte wiegt durch die Position der fundamentalen Wahrheiten, die es lehrt, und durch die Negation der grundgefährlichen Irrthümer, die es ausschließt, untrennschwer auf der Wagschale der religiösen Erkenntniß. Der Referent hätte sich an diesem allgemeinen Satz für seine Zwecke können genügen lassen, wenn nicht eben in dieser Allgemeinheit und Abstraktion — besonders für den Orientalen, in dessen Geistesleben nur das Concrete und Anschauliche Wurzel schlägt und bleibend haftet, — die Gefahr nahe gelegen hätte, daß die unendlich gewichtigen Wahrheiten des Ausspruchs übersehen oder verflüchtigt würden. Schon darum war das Bedürfniß vorhanden, sie in concreter Gestaltung, in specieller Ausführung und in lebendig=anschaulicher Thatfächlichkeit zu fixiren und dem Geiste des Lesers zu imprimiren. Noch bestimmter aber wurde eine solche weitre Ausführung durch die zweite und dritte Aufgabe der Urkunde, die kosmische und ethische Stellung des Menschen zum lebendig=anschaulichen Bewußtsein zu bringen, gefordert.

Solche religiösen, und keine andren Interessen, am wenigsten — geologische oder astronomische, veranlaßten den Seher, oder vielmehr den Geist der Offenbarung, dessen Organ er war, zur weitern Beschreibung des Schöpfungsvorganges im Sechstagewerke. Von diesem Standpunkte aus dürfen wir auch die astronomische Unterscheidung zwischen Planeten- und Fixsternhimmel, weil sie durch nichts angedeutet oder

ausgesprochen ist, ihm nicht unterschrieben wollen. Zwar ist es allerdings gar wohl denkbar, daß diese Unterscheidung auch für das religiöse Interesse Bedeutung hatte, aber dann hätte sie auch bestimmt ausgesprochen sein müssen, und dies wäre um so mehr zu erwarten gewesen, da diese Unterscheidung, als Sache der Naturkunde, allem Anschein nach schon der ältesten Urzeit des Menschengeschlechtes geläufig war. Daß sie aber nicht ausgesprochen, ja nicht einmal angedeutet ist, zeigt eben, daß sie für den Standpunkt, die Anschauung und die Zwecke des Referenten noch keine Bedeutung hatte; womit eben aber auch nicht ausgeschlossen ist, daß sie für einen andern, etwa spätern und gefördertern Standpunkt der Offenbarung oder für andre, umfassendere Zwecke derselben noch Bedeutung gewinnen könne.

Wenn der Verfasser in V. 16 ganz allgemein von den Sternen spricht, ohne alle Beschränkung auf irgend eine besondere Art von Sternen, so kann man, so sehr dieser Zusatz auch in den Hintergrund gestellt ist und als Nebensache erscheint, ja gerade wegen dieser Nebensächlichkeit um so weniger, ihn willkürlich beschränken, begrenzen und fixiren wollen; es muß ihm die Allgemeinheit, in welcher er auftritt, auch nothwendig belassen werden.

Dagegen kann auch der Einwand nichts verschlagen, daß die Sterne des vierten Tages Sonne und Mond in die Rakkah des zweiten Tagewerkes, die von der Erde aus entstanden ist, gesetzt, und schon deshalb als physikalisch zur Erde gehörig anzusehen seien. Denn die Rakkah oder der Aetherhimmel ist nur für die naturwissenschaftliche Betrachtung mit dem terminus technicus der Erdatmosphäre identisch, während er für den außerphysikalischen Sprachgebrauch viel umfassender war und ist, so daß er auch das noch mit umschließt, was die Neuern den Weltäther nennen. Vergessen wir nur nicht, daß wir es hier nicht mit einem astronomischen oder physikalischen Lehrbuche zu thun haben, so werden wir diese

wissenschaftlich - ungenaue, ja geradezu-irrigte Sprach- und Anschauungsweise ebensowenig an diesem Orte befremdlich finden, wie wir uns an den Ausdruck vom Auf- und Untergehen der Sonne, der ja für den Standpunkt der Wissenschaft nicht minder irrig ist, stoßen dürfen. Der Seher hat geschildert, was und wie er es gesehen hat; die Fixsterne sah er aber sicher an demselben Himmel, an dem er die Planeten erblickte.

Wenn endlich aus der unbestreitbaren Thatsache, daß die Schöpfungsurkunde sich in ihrem Gesamtcomplex sichtlich allein auf die Erde nebst ihrem Zubehör bezieht und nur darüber nähere Auskunft giebt, was zur Erde in Beziehung steht, — wenn daraus die Beschränkung des vierten Tagewerkes auf die Sterne unsres Sonnensystems gerechtfertigt werden soll, insofern dies nämlich zu der Vermuthung dränge, daß auch B. 13 nur solche Himmelskörper gemeint sein könnten, die mit der Erde wesentlich zusammengehören und mit ihr zu einem physischen, einheitlichen System zusammenschließen, — so ist auch diese Argumentation haltungslos. Denn daß Sonne und Mond deshalb hier in Betracht kämen, weil sie physikalisch und astronomisch mit der Erde zu einem System gehören, davon ist ja auch nicht die leiseste Andeutung vorhanden, auch würde es gänzlich dem Charakter und der Tendenz der Urkunde widersprechen. Diese physikalische Zusammengehörigkeit ist ihr völlig gleichgültig, und nur das Eine kommt ihr in Betracht, daß die Sonne den Tag und der Mond die Nacht erleuchte. Dasselbe gilt auch von den Sternen, (B. 17: „daß sie scheinen auf der Erde“). Offenbar aber entsprechen die Fixsterne eben so sehr, als die Planeten, ja noch in höherem Maße, dieser Bestimmung.

Aber eben darum, weil die Beschreibung des vierten Tagewerkes von Sonne und Mond sowohl wie von den Sternen sich ausschließlich an das hält, was sie für die Erde sind, und nicht im Mindesten darauf Bezug nimmt, was sie für

sich sein sollen, — eben darum muß es als eine ungehörige Folgrung bezeichnet werden, wenn man, die klar ausgesprochene Tendenz der Urkunde ebenso sehr als ihren prophetisch-diskursiven Ursprung verkennend, und die Worte ungebührlich pressend, sich darauf stützen wollte, Sonne und Mond sowohl, wie der gesammte Fixsternhimmel seien erst am vierten Tage, d. h. nachdem die Erde als Weltkörper bereits völlig ausgebildet war, wirklich geschaffen, d. i. erst jetzt aus dem Nichts ins Dasein gerufen worden. Wie die Urkunde nichts darüber ausagt, was diese Himmelskörper für sich sind, so sagt sie auch nichts darüber, wann und wie sie zu Dem geschaffen seien, was sie für sich sind.

Zwar wird das vierte Tagewerk gerade wie alle andere durch das Schöpfersich: „Gott sprach, es werde“ eingeführt, aber es steht auch dabei, was und wozu die Sterne werden sollen, nämlich zu Leuchtern, die da scheinen auf Erden. Wenn sie das früher nicht waren, sondern erst jetzt wurden, so ist den Worten der Urkunde völlig Genüge geschehen; denn dies erst jetzt eintretende, erst jetzt regulirte und fixirte, Verhältniß des Sternenhimmels zur Erde ist ebenso wohl ein Akt und Ergebnis schöpferischer Thätigkeit, wie die Regulirung des Verhältnisses zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Land und Meer. — So heißt es auch: „Gott setzte sie in die Rastah des Himmels“ — ganz natürlich, denn da die Rastah den Erdhimmel bezeichnet, der erst am zweiten Tage geschaffen war, so konnten die Sterne, wenn sie auch vor dem zweiten Tage schon da waren, noch nicht als in der Rastah stehend angesehen werden, sondern konnten erst ihre Stellung an diesem Himmel einnehmen, sobald sie für die Erde etwas zu sein anfangen.

Nicht minder leicht und ungezwungen erklärt sich auch das „Gott machte Sonne, Mond und Sterne“ in B. 16, denn für die Erde richtete er sie jetzt erst zu, und für die Erde singen sie erst jetzt an, vorhanden zu sein. Es ist aber

keineswegs damit ausgeschlossen, daß sie nach Dem und zu Dem, was sie für sich sind, schon weit früher gemacht waren. -

Das Ergebnis der vorstehenden Untersuchung ist also in der Kürze folgendes: Das vierte Tagewerk bezieht sich auf den gesamten Sternenhimmel mit Einschluß des Fixsternhimmels, ohne jedoch zu der Annahme zu zwingen, daß derselbe auch an sich erst nach vollendeter Ausbildung der Erde geschaffen sei. Es bleibt auf diesem Standpunkte namentlich noch unentschieden, ob Sonne, Mond und Sterne erst nach der Erde erschaffen seien, oder ob sie zwar schon vor der Erschaffung der Erde in völlig ausgebildetem Zustande da waren, aber erst jetzt ihre Bestimmung für die Erde ihnen gegeben wurde, oder endlich ob ihre Ausbildung mit der der Erde gleichzeitig vorgegangen und mit ihr gleichen Schritt gehalten, so daß also am vierten Tage erst die Ausbildung beider so weit fortgeschritten war, daß sie von jetzt an in das ihnen bestimmte, bleibende Verhältniß zu einander treten konnten.

Es bleiben uns nun noch drei Momente zu erörtern übrig, nämlich das Verhältniß dieses Ergebnisses zu der Erschaffung des Himmels in R. 1, 1, ferner zur Hervorbringung des Lichtes in R. 1, 3, und endlich zur Ausscheidung der obern Wasser in R. 1, 7.

Wir beginnen mit dem Letztern. Ebrard und Delißch sehen in den obern Wassern das Substrat für die am vierten Tage erschaffenen Himmelskörper, doch mit dem Unterschiede, daß Ebrard das vierte Tagewerk auf die Himmelskörper unsres Sonnensystems beschränkt, Delißch aber auch die Erschaffung aller Fixstern- und Milchstraßensysteme hineinzieht. Wir halten diese Ansicht (obwohl früher selbst ihr zugethan) für irrig. Nirgends findet sich die mindeste Andeutung in der Urkunde, daß die Himmelskörper des vierten Tages aus den obern Wassern gebildet seien. Diese An-

nahme widerspricht auch spätern Angaben der heiligen Schrift, nach welchen die obern Wasser noch vorhanden sind (Ps. 148, 4; 104, 5; Hiob 26, 8)²⁵⁾.

Glauben wir dem vierten Tagewerke die Bildung der Himmelskörper nicht bloß zu dem, was sie für die Erde sein sollen, sondern auch zu dem, was sie an sich sein sollen, zuweisen zu müssen, und suchen wir nach Analogie der Erdbildung auch für ihre Bildung ein Substrat, so sind wir dabei nicht an R. 1, 7, sondern ohne Zweifel an R. 1, 1 gewiesen. Die Mischung der später gesonderten untern und obern Wasser wird R. 1, 2 „Erde“, nicht „Erde und Himmel“ genannt; sie kann also auch nur das Substrat für die Ausbildung der Erde, nicht aber der Erde und des Himmels gewesen sein. Lag für die Ausbildung der Himmelskörper ein entsprechendes Substrat vor, so kann es nur der Himmel in B. 1 gewesen sein, der (weil R. 1, 1 nicht Ueberschrift sein kann, S. 5) schon vor dem Sechstagewerke da war.

Was endlich das Verhältniß der am vierten Tage geschaffenen Himmelsleuchter, und namentlich der Sonne, zu dem am ersten Tage geschaffenen Lichte betrifft, so läßt die Urkunde uns nicht in Zweifel, wie sie dies gedacht wissen will. Am ersten Tage wird das Licht („or“) hervorgerufen, am vierten Tage die Leuchter oder Lichtträger (maoroth). Die erleuchtende Kraft war nicht von vornherein an die Sonne gebunden, sondern wurde es erst, als die kosmische Ausbildung der Erde sich soweit vollendet hatte, daß der Gegensatz von solarischer und planetarischer Polarität sich bilden konnte. Da aber der Wechsel von Licht und Finsterniß, von Tag und Nacht, schon vorher bestand, so wird derselbe auf tellurische Actionen und Reactionen zurückzuführen sein, die ihre Endschafft erreichten, als der solarisch-planetarische Gegensatz sich fixirte. Weiteres läßt sich aus der Urkunde nicht entnehmen.

25) Vgl. Weiteres über diesen Gegenstand in der zweiten Zugabe.

Sie konnte auch nicht mehr geben, ohne aus einer Urkunde in Offenbarung zu einem Lehrbuche der Physik zu werden.

§. 9. Das fünfte und sechste Tagewerk.

Sobald nun die kosmischen Unterlagen und Bedingungen des organischen Lebens vorhanden sind, sobald die chaotische Confusion der Elemente und Kräfte zum harmonischen Wechselverhältnisse gefördert, geregelt und fixirt ist, können in der mütterlichen Erde die Kräfte des Lebens sich frei bewegen; sie gebiert aus ihrem Schooße auf den Wink der göttlichen Allmacht die verschiedensten Potenzen und Stufen des Lebens. Schon das dritte Tagewerk hatte die Pflanzenwelt ins Dasein gerufen, das fünfte und sechste steigt nun aufwärts auf der Schöpfungsscala vom Fische in der Tiefe des Meeres bis zu dem Adler in den Lüften, von dem Wurm, der im Staube kriecht, bis zu dem Menschen, der sein Haupt zu den Sternen erhebt, der die Krone und die Vollendung alles irdischen Lebens darstellt.

In der Schöpfungsurkunde erscheint der Mensch als der Schlupunkt und — da die Reihenfolge im Hervortreten der Geschöpfe offenbar als eine Steigerung von der niedern Stufe des Lebens zu einer jedesmal höhern erscheint, — als die Blüthe und Krone der Schöpfung. Dieser Fortschritt stellt sich nun in seiner physikalischen Wirklichkeit so dar, daß die jedesmalige höhere Lebensstufe die früher absolvirten niedrigen in sich schließt, und durch das Hinzutreten einer neuen, höhern Lebensentwicklung sich charakterisirt. So sind die rein-kosmischen Elemente und Potenzen auch in der Pflanzenwelt als die Basis der specifisch vegetabilischen Lebensstufe vorhanden. Die Thierwelt umschließt beide, denn außer der willkürlichen Lebensthätigkeit, die das Auszeichnende der animalischen Lebensstufe ist, ist hier auch ein ganzes weitverzweigtes Gebiet vegetabilischen Lebens — alle die zahlreichen

unwillkürlichen Lebensfunktionen — thätig. Im Menschen endlich kommt zu den drei niedern creatürlichen Lebensstufen, der kosmischen, vegetabilischen und animalischen, noch eine vierte höhere und höchste: das persönliche, sittlich-freie Lebensgebiet, die Gottbildlichkeit in der Creatur hinzu.

Die Schöpfung des Weltalls erscheint nach der Urkunde in pyramidalen Form: Himmel und Erde in B. 1 bilden die breite Basis dieser Pyramide, der Mensch ihre einheitliche Spitze. Er ist der Repräsentant aller bisherigen Lebensstufen, die Einheit, in welcher die Vielheit und Mannigfaltigkeit aller irdischen Creaturen zusammenschließt und abschließt. Wenn die Urkunde es auch nicht ausdrücklich ausspricht, weil ihr die Wendung des Gedankens und die Form des Ausdrucks eine fremde ist, so liegt ihr doch die Idee unbestreitbar zu Grunde, daß der Mensch der Mikrokosmos, der Mittel- und Concentrationspunkt der irdischen Welt sei²⁶⁾. Sie bestimmt ihn ja ausdrücklich (B. 26) zum König und Herrscher der gesammten Erdschöpfung mit allen ihren Kräften und Area-

26) Treffend sagt in diesem Sinne Theoborus bei Theodoret quaest. XX in gen.: „Gott habe zuletzt *ὀνδεσμον ἀπάντων τὸν ἄνθρωπον* geschaffen,“ und nicht minder wahr und schön Augustin: „Nullam est creaturae genus, quod non in homine posset agnosci.“ Ja auch die so barock und abgeschmackt scheinende rabbinische Hagabba: Adam, wie er aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen sei, wäre so groß gewesen, daß er von der Erde bis zum Himmel und von einem Ende der Welt bis zum andern gereicht habe, als er aber gesündigt, habe ihm Gott die Hand aufgelegt und ihn zu der gegenwärtigen Kleinheit herabgedrückt; — will nichts mehr und nichts weniger, als jene durchaus nicht barocke und abgeschmackte Idee aussprechen und versinnbildlichen. — Auch der Name, den die Urkunde dem ersten Menschen beilegt: Adam, von Adamah = Erde, bezeichnet ihn, wenn man den Gedanken in unsre Ausdrucksweise übersetzt, als den Mikrokosmos der irdischen Welt. Treffend bemerkt darüber Umbreit (theologische Studien und Pri-

turen. Sein Beruf und seine Befähigung zu diesem Königthum ist ebenfalls unzweideutig ausgesprochen. Er ist das letzte und vollkommenste Geschöpf, das aus dem mütterlichen Schooße der Tellus gebildet wurde; er selbst gehört der Erde an, alle ihre Lebensstufen finden sich in ihm wieder, — die Erde mit ihren Creaturen ist ihm nichts Fremdes (*nil terrestre a me alienum puto* — muß er sagen), darum eignet er sich zu ihrem Repräsentanten und Vertreter einer jeden über- oder außerirdischen Sphäre gegenüber. Aber er ist auch göttlichen Geschlechtes, das Ebenbild Gottes, als solcher über die irdische Natur erhoben, und darum ihr gegenüber Repräsentant Gottes, Herr und König, Priester und Mittler.

Als nun die schöpferische Thätigkeit in der Darstellung des Menschen ihren Schlupunkt erhalten hat, da, berichtet die Urkunde, „sah Gott an Alles, was Er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut.“

§. 10. Die Urgeschichte des Menschen.

In der Ruhe Gottes am siebenten Tage und in der Heiligung desselben für die Ruhe des Menschen hat das Schöpfungsgemälde des Hexaemeron seine großartige Vollendung gefunden. Es ist ein in sich vollkommen abgeschlossenes, abgerundetes Ganze. Wir schlagen nun das Blatt um, und finden einen neuen Abschnitt göttlicher Offenbarungen, ganz anderer Tendenz wie der erste, aber nicht minder großartig und bedeutungsvoll, ja in mancher Beziehung noch bedeutungsvoller und wichtiger, denn jener. Es ist eine Urkunde, an deren tiefem Inhalte Jahrtausende gebedet und gedeutet, gemeistert und geflügelt haben, an der der Glaube

den 1839, S. 201): „In dem Namen des Menschen liegt der bedeutungsvolle Sinn, daß er in seiner Erscheinung die ganze Erde repräsentire, sie in sein Bild als König und Herr derselben aufgenommen habe.“

sich gestärkt, die Weisheit aus Gott sich genährt, der Unglaube gespottet und sich geärgert hat. Sie ist die Basis, auf welcher der ganze Bau der Gottesoffenbarung in einander gefüget gewachsen ist zu einem heiligen Tempel des Geistes; sie lehrt uns die Wurzel kennen, aus der das Heil Gottes in Christo hervorgewachsen ist mit seinen Blüthen im alten, mit seinen Früchten im neuen Bunde.

Der erste Abschnitt ist die Basis für die Weltgeschichte im Allgemeinen, der zweite (A. 2. 3) für die Heilsgeschichte ins Besondere. Jener zeigt uns die Stellung Gottes über der Welt, als Schöpfer des Himmels und der Erde; er giebt jeglichem Geschöpfe und insonderheit dem Menschen seine Stellung im Weltganzen, seine Aufgabe und Bestimmung im Weltplan, er zeichnet ihnen ihre normale Entwicklungsbahn bis zum schließlichen Ziele vor, aber er berichtet absichtlich und planmäßig nichts von ihrer thatsächlichen Entwicklung und konnte es nicht, ohne Ungehöriges einzumischen, ohne die Einheit des Planes und die harmonische Abrundung seines Inhaltes zu zerstören. Von eigentlich naturwissenschaftlichen Belehrungen haben wir vollends nichts gefunden.

Der zweite Abschnitt hat eine ganz andre Tendenz. Er ruht auf dem ersten und setzt ihn voraus. Er stellt uns Gott in seiner Welt, als Vater und Erzieher, der mit seinem Jüngling aus Herablassung und Liebe klein wird und mit ihm wächst, als Heilsgründer und Heilsverkünder dar²⁷⁾. Der erste Abschnitt stellt Gottes Werk und Idee in und bei der Schöpfung, so wie des Menschen auf ihr beruhende göttliche Bestimmung und Aufgabe vor Augen, der zweite dagegen beschreibt des Menschen eigne, freie, selbsterwählte Bestimmung und Entwicklung, und Gottes Fürsorge, Pflege und Erziehung vor ihr, für sie, mit ihr, nach ihr²⁸⁾.

27) Darum heißt auch Gott im ersten Abschnitte Elohim, im zweiten Jehovah.

28) Näheres über das Verhältniß der beiden Abschnitte zu ein-

Der Kern des zweiten Abschnittes ist R. 3, die Geschichte des Sündenfalls, als der Wurzel alles Unheils, als der Folie alles Heils, als des Anfangs aller Geschichte in der Menschheit. Es ist die Freiheitsprobe seiner Selbstbestimmung, die durch die Schuld des Menschen mißlingt, Gottes ursprüngliche Bestimmung aufhebt und unter dem Concurs der göttlichen Gnade eine neue Entwicklung, mit neuen Mitteln und Kräften bedingt. —

Für das allseitige Verständniß des Sündenfalls, für die Erkenntniß der menschlichen Schuld und der göttlichen Gnade, die dabei zur Erscheinung kommen, genügt der Inhalt des Hexameron, so vollständig, abgerundet und abgeschlossen er auch an sich, für seine Zwecke und seine Tendenz ist, nicht. Für die Geschichte dieses hochwichtigen Ereignisses bedurfte es eines besondern, neuen Unterbaues, den R. 2 liefert. Wir erfahren hier, daß der Mensch ein Gebilde aus Staub und Asche ist, und dies steigert einerseits die Strafbarkeit und Thorheit der Selbstüberhebung, vermöge welcher er ohne Gott sein will wie Gott, und erklärt andrerseits, wie er in Folge des Fluches der Sünde wieder zur Erde zurückkehren soll, von der er genommen ist. Der Hauch aus Gott, der ihn belebt, macht ihn zum persönlichen, selbstbewußten, freien Wesen, das entwicklungsfähig und entwicklungsbedürftig, sich selbst entscheiden, selbst wählen muß und kann zwischen Gutem und Bösem, und für seine Wahl verantwortlich ist. Der Garten in Eden, lauter Freude und Wonne, ist die Stätte, wo die Prüfung und der Fall vor sich geht, es ist die Stätte der Seligkeit, aus welcher er nach dem Fall vertrieben wurde, um im Schweiße seines Angesichtes sein Brod zu essen. Das Gebot, den Garten zu bewahren, deutet auf das Vorhanden-

ander vergl. in meiner Schrift Beiträge zur Vertheidigung u. Begründung der Einheit des Pentat. Königsb. 1844. S. 45 ff.

sein eines feindlichen, störenden Princip, vor welchem der Mensch gewarnt wird. Der Baum des Lebens, dessen Früchte dem Menschen im Stande der Unschuld nicht verwehrt sind, wird ihm nach der Sünde verwehrt. Der Baum der Erkenntniß ist das nächste unmittelbarste Medium der Entwicklung. Die übrigen Bäume mit ihren lieblichen und köstlichen Früchten steigern die Schuld, daß er von dem einzigen, der ihm verboten war, aß, indem sie zeigen, wie leicht es ihm war, sich desselben zu enthalten. Das Vorführen der Thiere leitet die Schöpfung des Weibes ein, und diese selbst ist die Bedingung der ersten und jeder folgenden Entwicklung u. s. w.

§. 11. Die Stellung und Aufgabe des ersten Menschen.

Wir wenden uns nun zur nähern Betrachtung des Einzelnen in diesem inhaltreichen Abschnitte, so fern es zu unserm Zwecke in näherer Beziehung steht.

Mit besondrer Ausführlichkeit und Anschaulichkeit verweilt unsre Urkunde bei der Schöpfung des Menschen, wovon der erste Abschnitt nur das Allgemeinste gegeben hatte. Der Dualismus im Menschen, durch den er göttlicher und irdischer Natur zugleich ist, tritt in den Vordergrund der Darstellung.

Durch den über dem tohu vabohu der anfänglichen Erde schwebenden Geist Gottes waren die Keime der mannigfaltigen Lebensgestaltungen in den Mutterschooß der Tellus hineingesenkt worden. Die eigentliche Produktion der Pflanzen- und Thierwelt erscheint darum nicht als rein schöpferische Thätigkeit, sondern nur als eine schöpferische Weiterbildung und Potenzirung der schon vorhandenen Lebenskeime. „Die Erde lasse hervorgehen!“ heißt es. Und wie das Pflanzen- und Thierleben dadurch als individualisirte Blüthen des Erblebens erscheinen, so auch der Mensch selbst. Aber der Mensch ist die höchste und darum einheitliche Blüthe des Erd-

lebens. Die Schöpfungskräfte, die bisher auf der ganzen Erde an vielen Punkten zugleich individuelles Leben producirend gewirkt haben, concentriren sich jetzt auf einem Punkt, um hier das höchste Gebilde des Erblebens, die Sublimation seiner edelsten Potenzen hervorzurufen; und die Urkunde kann in ihrer concreten prophetischen Anschauungsweise dies nicht besser und anschaulicher ausdrücken, als daß Gott selbst den Menschen aus einem Erdenkloße gebildet habe. Aber der Mensch, ist mehr als die höchste und edelste Stufe des animalischen Lebens. Das Gebilde aus den feinsten Elementartheilen und den edelsten Lebenspotenzen der Erde wird noch angethan und erfüllt mit dem göttlichen Lebensodem, wodurch der Mensch, der von der einen Seite von der Erde ist und irdisch, zugleich auch nach der andern Seite göttlichen Geschlechtes (Apostgesch. 17, 28. 29) und das Ebenbild Gottes (1 Mos. 1, 27) ist²⁹⁾.

Nun wird der Mensch in den Garten gesetzt, den Gott selbst ihm im Lande Eden zur ersten Wohn- und Übungsstätte bereitet hatte. Er soll ihn bebauen und bewahren.

Wenn im Heraemeron gesagt war, daß alle Creatur, wie sie aus der Schöpferhand Gottes hervorging, gut, sehr gut gewesen sei, so kann hier keine absolute, sondern nur eine relative Vollkommenheit gemeint sein, d. h. der Sinn

29) Die Bildung des Menschen aus Staub von unten, und die Einhauchung des göttlichen Odems von oben, liegen nicht der Zeit nach auseinander, so daß etwa der Mensch (und wäre es auch nur einen Augenblick) bloß ein Erdengebilde, ein Thier wie die andern, nur dem Grade, nicht dem Wesen nach von ihnen unterschieden, gewesen wäre. Wohl aber liegen beide Momente dem Orte nach auseinander. Zwei Substrate, die toto coelo von einander unterschieden sind, treffen in dem Augenblick seiner Erschaffung zusammen, das Gebilde von Erdenstaub und der göttliche Hauch vom Himmel herab, und aus dem Zusammentreffen beider wird der Mensch.

der angeführten Worte ist nicht der, daß der Mensch und die ihm angewiesene Natur sogleich durch die Schöpfung auf diejenige Stufe ihrer Ausbildung gesetzt worden seien, deren sie überhaupt fähig waren, und wozu sie Gott bestimmt hatte, sondern vielmehr: daß sie zu der Stufe der Vollkommenheit geschaffen seien, die ihrer ersten Stellung und Aufgabe zukam. Da der Mensch durch den ihm innewohnenden göttlichen Geist dem Gebiete der unfreien Natur entzogen und in das Gebiet des freien persönlichen Lebens, der sittlich religiösen Thätigkeit, gesetzt war, so konnte ihm wenigstens die Entwicklung zu seiner absoluten Vollendung nicht bloß angethan werden, wie einer Pflanze; — er mußte vielmehr durch freien Entschluß und freie Thätigkeit sich selbst dazu bestimmen und entwickeln, wozu Gott ihn bestimmt und befähigt hatte. Dieser sittlichen Nothwendigkeit entsprechend, wird denn auch der Mensch sofort in eine Lage gesetzt, in der er sich für oder gegen Gottes Willen und Bestimmung frei und selbstständig entscheiden, und so eine Richtung und Entwicklung einschlagen soll, wie er selbst sie sich wählen wird.

Die irdische Natur ist aber dem Menschen nicht nur zur Wohnstätte, sondern auch zur Übungsstätte angewiesen. Gerade an ihr soll er sich bestimmen, in ihr und mit ihr sich entwickeln. Darum konnte auch sie nur zu einer relativen Vollkommenheit erschaffen sein; auch sie mußte entwicklungsfähig und bedürftig sein, nicht um ihrer selbst willen, aber wohl um des Menschen willen, der als ihr Priester und Mittler, als ihr König und ihr Herrscher sie ihrer absoluten Vollendung zuzuführen hatte.

Aufgabe und Ziel der menschlichen Thätigkeit war es, die ganze Erde zu beherrschen (1 Mos. 1, 26). Anfangen aber mußte er da, wo Gott ihn vorerst hingestellt hatte. Daher wird ihm als erster vorläufiger Gegenstand seiner Thätigkeit die Aufgabe gestellt, den Garten in Eden zu be-

bauen und zu bewahren (1 Mos. 2, 15). Eine neue Aufgabe ist dies nicht. Der Begriff des Beherrschens aus §. 1, 26 wird hier in seine beiden Seiten, die positive und die negative, zerlegt. Auch das Object ist dasselbe, nur in der jetzt durch die Umstände bedingten Beschränkung. Gott selbst hatte ihm den Garten in Eden gepflanzt, er sollte nun das von Gott angefangene Werk fortsetzen und vollenden. Sicherlich sollte aber der Mensch seine Thätigkeit nicht für immer auf das Paradies beschränken, sondern sie vielmehr in immer weitem Kreise über die ganze Erde ausbreiten, d. h. die ganze Erde zum Paradiese ausbilden und zuziehen. So sollte der Anfang (das Bebauen und Bewahren des Gartens in Eden) — zum Ziele (der Beherrschung der ganzen Erde) — führen.

Der Mensch soll den Garten in Eden bebauen und bewahren. Bewahren? aber vor Wem? Ist denn schon ein Feind da, der den Garten, das Werk Gottes, zu verstoßen trachtet? Allerdings ist das Bewahren die negative Seite des Beherrschens, so wie das Bebauen seine positive ist. Aber wir haben bisher nur von göttlicher Position gehört. Ist denn schon eine ungöttliche Negation da, die der Mensch negiren soll?

§. 12. Der Baum der Erkenntniß des Guten und des Bösen.

Unter den zahlreichen Bäumen, die zur Lust und Freude des Menschen im Garten aufgewachsen sind, treten sofort zwei als besonders ausgezeichnet, einzig in ihrer Art und ihrer Bestimmung, hervor. Es ist der Baum des Lebens mitten im Garten und der Baum der Erkenntniß Gutes und Böses.

Geheimnißvolle und räthselhafte Erscheinungen! Wo finden wir den Schlüssel zum Verständniß der Geheimnisse, die unter diesen Namen verborgen sind?

So viel ist klar: die beiden Bäume bilden einen bestimmten Gegensatz zu einander. Der eine Baum heißt — und ist demnach auch ein Baum des Lebens. Zwar in gewissem Sinne sind auch die übrigen Bäume des Gartens Lebensbäume. Ihre Früchte, „lustig anzusehen und gut zu essen,“ sind dem Menschen zur Nahrung angewiesen, und durch die Nahrung erhält der Fonds der physischen Lebenskräfte immer neuen Zufluß und Ersatz. Aber jener Baum heißt einzig und vor allen andern ein Baum des Lebens, der Genuß seiner Frucht sichert in absoluter Weise die ungestörte Kraft und Fortdauer des Leibeslebens, während der Genuß der übrigen Baumfrüchte zwar die durch das Leben verzehrten Lebenskräfte ersetzt, aber doch in so beschränktem Maße, daß er das stetige Gleichgewicht zwischen Verbrauch und Bedarf nicht auf die Dauer aufrecht zu erhalten vermag. Daß wir in dieser Auffassung des Lebensbaumes uns nicht irren, bezeugt auch 1 Mos. 3, 22, wo dem Menschen, nachdem durch ein richterliches Urtheil Gottes der Tod sein Loos geworden ist, der Zugang zu diesem Baume verwehrt wird, „auf daß er nicht ausstrecke seine Hand und breche auch von dem Baume des Lebens und esse und lebe ewiglich.“

Ganz entgegengesetzter Art, Natur und Bestimmung ist der Baum der Erkenntniß Gutes und Böses; in allen diesen Stücken ein Gegenbild des erstern. Zwar heißt er nicht ausdrücklich ein Baum des Todes, aber nichts desto weniger ist er es oder kann es wenigstens werden. Denn, so lautet Gottes Gebot und Warnung: „Du sollst nicht davon essen; denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben.“ Und doch hat Gott ihn eben so wie die übrigen Bäume im Garten gepflanzt.

Er heißt aber ein Baum der Erkenntniß Gutes und Böses. Der Baum ist dadurch bezeichnet als ein Baum, an dem und durch den der Mensch zur Erkenntniß des Guten und Bösen gelangen soll, — aber auch als ein Baum,

an dem und durch den erkannt werden soll, ob der Mensch sich für das Gute, d. h. Gottgemäße, oder für das Böse, Gottwidrige entscheiden und bestimmen werde. Der Mangel an Verständniß und die Nichtunterscheidung des Guten und Bösen ist nach Schrift (5 Mos. 1, 39; Jonas 4, 11; Jes. 7, 15. 16) und Erfahrung Prädikat und Kennzeichen unfangener, aber auch unreifer und unentwickelter Kindlichkeit und Unschuld, die zwar im Gegensatze zum schuldbeladenen und schuldbewußten Zustande des gereiften und entwickelten Lebens (in seiner gegenwärtigen Erscheinung) vorzüglicher (Matth. 19, 14), aber nichts desto weniger im Gegensatze zu der ursprünglichen Bestimmung des Menschen eine Unvollkommenheit ist, die festgehalten zu sehen, unter keinen Umständen wünschenswerth und zulässig ist. Darum ist der Baum der Erkenntniß auch ein Segensbaum, so gut wie der Baum des Lebens. Er ist auch, wie dieser, selbst ein Baum des Lebens, des geistlichen Lebens. Denn die Lebensbethätigung des Geistes ist das Erkennen, zu dem dieser Baum den Menschen verhelfen soll. Aber jener bewährt sich als Lebens- und Segensbaum, wenn seine Frucht genossen, assimiliert, wird. Er ist es also nicht bloß seiner Bestimmung, sondern auch seiner Natur nach. Dieser dagegen ist für den Menschen nur dann ein Lebens- und Segensbaum, wenn er seine Frucht von sich ferne hält; er zeigt sich aber als Baum des Todes, sobald seine Frucht genossen wird. Somit ist er nur seiner göttlichen Bestimmung nach ein Baum des Segens und des Lebens; seiner eignen Natur nach ist er ein Baum des Unheils und des Todes. Er bringt Erkenntniß, wenn er nicht genossen wird, und diese Erkenntniß ist Leben. Er bringt auch Erkenntniß, wenn er genossen wird, aber diese Erkenntniß ist Tod.

Zur Erkenntniß des Guten und des Bösen kann der Mensch als Kreatur jedoch erst gelangen, nachdem er, und dadurch, daß er zuvor als gut oder böse erkannt ist durch

Den, der ihm in seinem Ebenbilde die Bestimmung und Fähigkeit, gut zu sein, aber in der Gabe der Freiheit auch die Möglichkeit, böse zu werden, zur eignen Wahl und Entscheidung gegeben hat (1 Kor. 13, 12). Darum ist auch der zweite Sinn des Namens festzuhalten; der Baum der Erkenntniß ist auch ein Baum, an dem der Mensch erkannt werden soll, ob er selbst gut oder böse sein will³⁰⁾.

Aber sind nun mit dem Verständniß, wie es sich uns im Voranstehenden ergeben hat, alle Fragen gelöst, alle Bedenken beseitigt, alle Tiefen ergründet? Mit Nichten! Viele derselben, die sich dem sinnenden und forschenden Verstande aufdrängen, und darunter nicht unbedeutende, bleiben ungelöst, unergründet. Lassen sich doch noch so viele Fragen hier aufwerfen, daß beinahe alle Fragewörter, die die Sprache darbietet, dabei erschöpft werden möchten. Aber die Urkunde geht in ihrer großartigen, kindlichen und heiligen Unbefangtheit über diese Fragen des reflektirenden und klügelnden Verstandes hinweg, wie das Kind unbefangen unter den Räthseln der Natur und des Lebens, die es umgeben, einhergeht, als wären sie gar nicht vorhanden.

Auch wir müssen die Hand auf den Mund legen, und uns vorerst mit dem alten Spruche trösten:

Nescire velle, quae magister maximus
Docere non vult, erudita inscitia est.

Dabei mögen wir uns aber immer der Hoffnung hingeben, daß vielleicht spätere Offenbarungsstadien uns den

30) Es gehört mit zu der perfiden Taktik des Versuchers in Kap. 3, daß er diesen wichtigsten und hauptsächlichsten Sinn des Namens gänzlich ignorirt und verlöscht, dagegen aber den andern als den alleinigen hervorhebt (1 Mos. 3, 5), — denn erst durch diese Einseitigkeit der Auffassung wurde es ihm möglich, die Wahrheit des von ihm allein hervorgehobenen Sinnes so zu steigern und zu verdrehen, daß sie in satanische Lüge umschlug.

Schleier, der hier noch undurchdringlich die Geheimnisse verhüllt, welche die Wiege des Menschengeschlechtes umgeben, lüften, — jedenfalls aber der Zuversicht sein, daß einst, wenn der Glaube ins Schauen verklärt sein, und das Stückwerk unsrer Erkenntniß aufgehört haben wird, mit allen Tiefen der göttlichen Weisheit und Erbarmung auch jene Geheimnisse sich uns vollständig erschließen werden.

Was wir aus der Urkunde mit Sicherheit erkennen können, ist im Wesentlichsten dies, daß der Baum der Erkenntniß dem Menschen Gelegenheit und Anlaß zu der ihm als einem freien Wesen gebührenden und absolut unerläßlichen Selbstbestimmung und Entscheidung für oder gegen Gottes Willen geben sollte, während der Baum des Lebens allem Anschein nach erst dann seine Bestimmung vollkommen erreicht haben würde, wenn der Mensch Gottes Bestimmung auch zu der seinigen gemacht hätte.

§. 13. Die Bildung des Weibes.

So ist also der Mensch, wenigstens von dieser Seite, nämlich objektiv, in den Stand gesetzt, den entscheidenden Schritt zu thun, der ihn aus der Unbefangenheit und Unmittelbarkeit des Lebens zur Gott-, Welt- und selbst-bewußten Persönlichkeit, aus der Unkenntniß zur Kenntniß des Guten und Bösen, aus der Möglichkeit, gut oder böse zu sein, zur Wirklichkeit des einen oder des andern dieser Zustände führen soll. Es ist der erste Schritt zur Geschichte, in die Geschichte, die er als freie Person selbst zu bilden berufen ist.

Doch zuvor muß der Mensch noch einer andern Entwicklung, die er als freies Wesen zwar selbst wünschen und begehren, aber als Kreatur nicht selbst geben kann, weil sie ihm nur durch schöpferische Einwirkung Gottes angethan werden kann, unterzogen werden. Das ist die

Schöpfung des Weibes aus dem Wesen des Erstgeschaffenen. Dadurch erst tritt der polarische Gegensatz des Geschlechtes in die menschliche Natur ein. Der erstgeschaffene Mensch war weder Mann noch Weib, noch weniger Mannweib. Er war eben, was der Mensch der Auferstehung (nach Matth. 22, 30) wieder werden soll, ohne Geschlecht. Aber der erstgeschaffene Mensch war der nachmalige Mann, und das Weib ist vom Manne genommen, nicht der Mann vom Weibe.

Das wesentlichste Moment im Plane Gottes mit dem Menschen war unstreitig dies, daß das ganze Menschengeschlecht in Freude und Leid, in Segen und Fluch, in der unentfalteten Potenz, wie in der entfalteten Evolution eine organische Einheit bilden sollte. Darum mußte der Mensch als eine individuelle Einheit geschaffen sein, damit aus dieser Einheit die Gesamtheit der Menschen in der zur Ausrichtung ihrer Aufgabe erforderlichen Anzahl hervorgehe: damit, wie der Apostel sagt (Apostelgesch. 17, 26): „von Einem Blute aller Menschen Geschlechter auf Erden wohnen.“ Dazu bedurfte es nun der geschlechtlichen Differenzirung des einen Urmenschen. Nicht nur die gesammte Menschheit sollte von einem Menschenpaare abstammen, sondern auch, damit in jeder Beziehung die Einheit gewahrt werde, das Weib aus dem Manne hervorgehen. Da der Mensch aber als freies Geschöpf gesetzt war, so konnte keinerlei Entwicklung, und somit auch nicht die Entwicklung zu individualistischer Geschlechtlichkeit ihm ohne seinen Willen und seine Zustimmung angethan werden. Er muß sie selbst wünschen, wollen und begehren. Die Vorführung der Thiere (1 Mos. 2, 20), an denen er schon die Entfaltung, die ihm noch fehlte, erkannte, und unter denen er vergebens nach einer wesensgleichen Gehülfin sich umsah (B. 20), erweckte diese Sehnsucht in ihm, und sofort kommt auch Gott seinem Verlangen entgegen, indem Er ihm einen Theil seines Wesens entnimmt und daraus

das Weib bildet. Der Mensch spricht, als er sie erblickt: „Das ist das Bein von meinem Bein, und Fleisch von meinem Fleisch. Man wird sie Männin heißen, weil sie vom Manne genommen ist.“

Auf diesem Schöpferakte Gottes beruht die Ehe mit ihrem Segen: „Seid fruchtbar und mehret euch, und füllet die Erde und machet sie euch unterthan.“ Sie war die Bedingung und der entwicklungskräftige Anfang aller geschichtlichen, d. i. freien und persönlichen Entwicklung des Menschen; sie mußte darum seiner freien, sittlichen Selbstbestimmung für oder gegen Gottes Willen, womit seine Geschichte beginnen sollte, vorangehn. Nun war seine Entscheidung die Entscheidung seines ganzen Geschlechtes, sein Sieg der Sieg Aller, sein Fall aber auch der Fall Aller.

§. 14. Der Sündenfall.

Die Probe der Selbstbestimmung kann nun — muß nun vor sich gehen. Aber bei und neben dem Baume, der das Substrat dieser Prüfung sein soll, tritt noch (wie ein *deus ex machina*) unerwartet, unvermittelt, ein andres Wesen auf, um auch eine Rolle, und zwar eine sehr wichtige, in dem Drama zu spielen, das sich jetzt entfaltet. Es ist die Schlange, das listigste Thier auf dem Felde.

Der Baum der Erkenntniß steht mitten im Garten (A. 3, 3), — auf der einen Seite das göttliche Verbot: „Ihr sollt nicht davon essen“, und die göttliche Warnung: „Welches Tages ihr davon esset, werdet ihr des Todes sterben“, — auf der andern Seite die Lockung und Verheißung der Schlange: „Welches Tages ihr davon esset, werden eure Augen aufgethan und werdet sein wie Gott, und wissen, was gut und böse ist“, — und zwischen beiden steht der Mensch mit seiner Freiheit zu wählen nach eigener Bestimmung; mit der Fähigkeit zu bestehen in der Prüfung, die sich unter

solchen Umständen als Versuchung gestaltet, — aber auch mit der Möglichkeit zu fallen. Er kann siegen und soll es, denn Gott hat ihm in der Schöpfung alle Mittel und Kräfte zum Siege verliehen, hat ihn überdem ausdrücklich gewarnt und bedroht; — er kann aber auch die lieblich warnende und richterlich drohende Stimme seines Gottes verachten und der lockenden Stimme des Versuchers folgen; er kann seiner göttlichen Bestimmung untreu werden, kann anders wollen als Gott will.

Und der Mensch ließ sich berücken, er unterlag, wo er hätte siegen sollen, er wurde ein Knecht, wo er hätte ein Sieger und Unterjocher sein sollen. Es gelang dem Versucher, ungöttliche Lust in seine Seele zu pflanzen, — einen andern Odem gleichsam, der aus der Tiefe kommt, ihm einzuhauchen, ein Gegenbild des Odems, der von oben herab ihm bei seiner Schöpfung eingehaucht worden war. Und nun eilt das ernste Drama, an dessen Ausgang eine ganze Weltgeschichte hängt, seinem schauerlichen Ende entgegen. Das Weib schaute den Baum an, daß er gut zu essen sei, und lieblich anzusehen, und ein lustiger Baum, weil er klug machte, und nahm von seiner Frucht und aß, und gab ihrem Manne auch und er aß. „Die Lust, wenn sie empfangen hat, gebiert sie die Sünde, und die Sünde, wenn sie vollendet ist, gebiert sie den Tod“ (Saf. 1, 15).

Der lieblich warnende Gott ist zum strafenden Richter geworden. Fluch trifft die Schlange: verflucht vor allen Thieren, niedergetreten in den Staub, gehaßt von allen Creaturen, verfolgt und zertreten von dem Samen des Weibes, — das ist ihr Loos; — Fluch trifft das Weib: mit Schmerzen soll sie Kinder gebären und ihr Wille soll dem Manne unterworfen sein; — Fluch trifft auch den Mann: im Schweiß seines Angesichtes soll er sein Brod essen, bis er wieder zur Erde wird, von der er genommen ist; — Fluch endlich trifft sogar die Natur um des Menschen willen, dem sie zur Wohn-

hätte angewiesen ist: Dornen und Disteln soll der Acker tragen. — Der Mensch wird vertrieben aus dem Garten in Eden; Cherubim mit flammendem Schwerte verhindern den Zugang zum Baume des Lebens, damit der Mensch nicht hinzutrete und esse von seiner Frucht und lebe ewiglich.

Die Prüfung und Entscheidung des Menschen war Ergebniß der Nothwendigkeit, — nicht aber der Fall und die Empörung. Doch die Möglichkeit wurde zur Wirklichkeit. Und was der Versucher dem Menschen vorgegaukelt hatte, geschah: Seine Augen wurden aufgethan (3, 7), aber er sah nur seine klägliche Noththeit. Er erkannte das Gute, aber im anseligen Bewußtsein, es verloren, verscherzt zu haben; — er erkannte das Böse, aber in qualvoller Erfahrung des Unheils, in das es ihn versenkt hat. Er wurde auch wie Gott: aus Gottes Stellvertreter war er etwas auf eigne Hand geworden. Er hatte sich selbst zu Gott gemacht, war sein eigener Herr geworden, autonom wie Gott — aber diese Gottgleichheit machte ihn nicht selig, wie Gott ist, sondern höchst unselig und armselig.

Indem der Mensch mit seinem Willen in den Willen des Versuchers einging und sich gegen Gottes Willen auflehnte, verfiel er der Sünde und dem Tode, der der Sünde Sold ist. Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht, denn wahre Freiheit ist nur in der Gemeinschaft mit Gott, dem ewigen Urbilde und Urquell der Freiheit. Vermöge seiner Freiheit konnte der Mensch die Sünde wählen, aber indem er die Sünde wählte, verlor er die Freiheit, sich von ihr loszumachen. Sich selbst kann der Mensch nicht erlösen.

Mit dem Menschen und um seinetwillen gerieth auch die Natur, die ihm zur Wohn- und Uebungsstätte angewiesen war, unter den Fluch der Sünde und die Herrschaft des Todes (1 Mos. 3, 17 ff. Röm. 8, 19 ff.). Die Zusammengehörigkeit und Bezüglichkeit zwischen Geist und Natur war die Brücke, über welche das Verderben von ihm aus in die ihm angewiesene Natur drang.

Vermöge der auf der Geschlechtlichkeit des Menschen beruhenden Einheit seines ganzen Geschlechtes fiel in und mit dem ersten Menschen auch das ganze Geschlecht, denn Adam war zur Zeit noch das ganze Geschlecht. War das Gift in die Wurzel gedrungen, so mußte es von da aus auch, wenn die Wurzel sich zum Baume entfaltete, in alle Aeste und Zweige dringen. Jede weitere Verzweigung und Ausbreitung des Menschengeschlechtes konnte also auch die Sünde und ihren Sold, den Tod, nur weiter verzweigen und ausbreiten, nicht aber brechen und aufheben.

§. 15. Der Versucher.

Neue Räthsel und neue Geheimnisse beschließt der Theil der Urgeschichte des Menschengeschlechtes, den wir so eben durchlaufen haben. — Räthselhaft ist der Ursprung und das Wesen dieser Schlange, die dort in den Vordergrund der Geschichte tritt, räthselhaft ist ihre unvermittelte Erscheinung, ihre ausgebildete Feindschaft gegen Gott, ihre Beziehung und ihr Verhältniß zu jenem verhängnißvollen Baume, räthselhaft nicht minder der Fluch, mit dem beladen sie vom Schauplatz abtritt.

Sollte eine gewöhnliche Schlange, wie wir sie alle Tage in unsern Wäldern und auf den Rainen unsrer Aeder sehen können, gemeint sein, und weiter nichts?

Daß eine wirkliche Schlange, jenes Thier des Fesdes, das auch wir so nennen, gemeint sei, kann nicht zweifelhaft sein. Ihr Name, die ihr beigelegten Epitheta, die Schildrungen in dem Fluche über sie, nöthigen uns, daran festzuhalten.

Aber weiter nichts? Sollte die Art und Weise ihres Auftretens jetzt, in diesem entscheidenden Momente, sollte die raffinirte Verfidie, die wohlüberlegte Hinterlist, die Planmäßigkeit ihrer Taktik nicht auf schauerliche Geheimnisse schließen lassen, die für dieses Stadium der Offenbarung noch un-

enthüllt bleiben sollen? Sollte dies Alles nicht auf eine persönliche, geistige Macht schließen lassen, die ein tief begründetes Interesse daran hat, das Werk und den Plan Gottes zu verstören und den Rathschluß der göttlichen Liebe mit dem Menschengeschlechte zu hintertreiben? die den Baum so wie die Schlange als willkommene Mittel zu ihren Zwecken sich dienstbar machte?

Für die Protoplasten, vor dem Falle wenigstens, hat die im Berichte ausgeprägte Anschauung von einer unvermittelten Identität des listigsten Thieres mit einer entsprechenden geistigen Potenz, — mag auch die faktische Vermittelung zwischen beiden gewesen sein, welche sie wolle, — volle Wahrheit und Natürlichkeit, denn ihre ganze Denk- und Anschauungsweise war noch eine unvermittelte, reflectionslöse. Aber schon nach dem Falle, wo sie das Böse zu erkennen begonnen hatten, mußte die Reflection sich geltend machen, und eine Vermittelung zwischen dem äußern Vorgange und dem innern Grunde desselben suchen. Schon in der Urzeit wird man also erkannt haben, daß in oder bei der Schlange ein böses, geistiges Wesen wirksam gewesen. Wir denken uns, daß schon sehr bald neben der Ueberlieferung des äußerlich Geschehenen auch schon eine traditionelle Deutung seines innern Zusammenhangs sich bildete. Während aber in der heidnischen Ueberlieferung beides vermischt und entstellt wurde, hat der Verfasser der Genesis die Sage in ihrer unvermittelten Urgestalt, ohne Deutung und Erläuterung ihrer Geheimnisse, ausgenommen; vielleicht, wie Delitzsch meint ³¹⁾, weil eine offene Enthüllung

31) „Der Erzähler bleibt bei der Außerlichkeit der Erscheinung des Geschehenen stehen, ohne den Schleier vom Wesen dahinter zu haben; er konnte dies wohl, denn selbst die heidnische Sage giebt davon ausführliche, obwohl entstellte Kunde; aber er verhüllt es, weil die Enthüllung dem zu heidnischen Aberglauben, zu heidnischem Verkehr mit der dämonischen Welt geneigten Volke seiner Zeit nicht taugte. Es ist ein pädagogischer Zweck, welcher den Erzähler be-

dieser Geheimnisse ihm für seine Zeit bedenklich erschien. „Für den Einsichtigen war die Geschichte ohnehin transparent genug.“

Außer und vor dem Menschen war also schon ein persönliches und zwar böses Wesen auf dem Schauplatz, und da die Urkunde so bestimmt und entschieden Gott als den Schöpfer des Himmels und der Erde, so wie aller Dinge, die in, auf und zwischen Himmel und Erde sind, prädicirt, so kann es weiter keinem Zweifel unterliegen, daß diese geistige, persönliche Potenz als ein Geschöpf, und zwar, da die Urkunde nicht minder bestimmt und entschieden es ausspricht, daß aus der heiligen Schöpferhand Gottes nur Gutes und Heiliges hervorgehen könne, — als ein ursprünglich heiliges, aber demnächst von seinem Urstande und seiner Bestimmung abgefallenes, durch Mißbrauch seiner persönlichen Freiheit böse gewordenes Geschöpf zu denken sei, — und daß somit schon vor dem Auftreten des Menschen eine Geschichte mit mächtigen Kräften und verhängnißvollen Folgen stattgefunden haben müsse.

Näheres läßt sich nun aber auch, — wenigstens auf diesem Standpunkte der Offenbarung, — über Ursprung, Fortgang und Ende, über Aufgabe, Ziel und Erfolg dieser Geschichte noch nicht ermitteln. Weitere Aufschlüsse darüber bieten aber die spätern Stadien der Offenbarung, zu deren Erforschung wir bald übergehen werden.

§. 16. Aussicht auf Erlösung.

Das Menschengeschlecht hat eine Entwicklungsbahn eingeschlagen, auf der es, wenn es sich selbst überlassen bleibt, stirbt, es bei der Objectivität des äußern wahrnehmbar gewordenen Geschehens bewenden zu lassen und über seine letzten Gründe zu schweigen. Auch sonst redet die Thora nur sehr sparsam vom Dämonischen (Gen. 6, 2; Lev. 16; Deut. 32, 17).‘

wenn Gott nicht wiederum ein Neues schafft, unaufhaltsam fortgerissen wird zum äußersten Verderben, auf, der es nimmermehr seiner Bestimmung entsprechen, seine Aufgabe ausrichten kann.

Aber Gott will ein Neues schaffen, denn „Er hat uns erwählt in Christo, ehe der Welt Grund gelegt war“ (Eph. 1, 3).

Des Versuchers Plan und Absicht war, wie es schien, vollständig gelungen. Seine Verheißung: „Ihr werdet sein wie Gott“ war erfüllt — in dem hinterlistigen Sinne, wie der Versucher es gemeint hatte. Doch auch die Arglist hat sich im eigenen Netze gefangen: der Versucher hatte des Menschen, der das Bild Gottes ist, in höhnender Ironie gespottet; — Gott spottet nun wiederum des Versuchers in heiliger richterlicher Ironie (vgl. Psalm 2, 4). Der Versucher hat sich, ohne es zu wissen, in jenen höhnenden, zweideutigen Worten selbst Gericht und Untergang geweihsagt. Denn Gott hat vor der Welt Grundlegung in Voraussicht des Falles eine Erlösung beschlossen, und durch diesen Rathschluß der Erlösung, der sofort nach dem Sündenfalle des Menschen in die Geschichte einzutreten beginnt, gewinnen diese Worte noch einen dritten Sinn, an den auch der Versucher nicht gedacht hatte. In Folge des Sündenfalles trat die Erlösung ein, und in ihr wurde Gott wie der Mensch, damit dadurch der Mensch wahrhaft und im rechten Sinne wie Gott werden könne.

Der gefallene Mensch war nämlich noch erlösungsfähig. Er hatte nicht das Böse aus freien Stücken in sich selbst erzeugt; es war ihm vielmehr von Außen durch Verführung, der er freilich hätte widerstehen können und sollen, aufgedrungen worden. Sein ganzes Wesen, alle Beziehungen seines Lebens sind zwar von der Sünde durchdrungen und vergiftet. Aber die Sünde ist noch ein Fremdes in seinem Wesen. Sein Wesen ist nicht selbst Sünde geworden. Denn es ist auch

noch etwas in ihm, und wie in ihm, so auch in seinen Nachkommen, das gegen die Sünde reagirt, ihr widerspricht und keinen Gefallen an ihr findet (Röm. 7, 15. 16), sondern ihn vielmehr ob der Sünde straft und verklagt. Und bei aller Unlust an Gott und Gottesdienst, die sich in des gesunkenen Menschen Herzen kund giebt, wohnt darin doch auch noch eine mächtige Sehnsucht nach einem Höhern und Unsichtbaren, die nirgends in den Gütern dieser Welt Befriedigung findet. Der Boden, in welchem Beides wurzelt, ist das göttliche Ebenbild, das sich als Gewissen abstoßend gegen die Sünde, als unbefriedigtes Bedürfnis nach der Gemeinschaft mit seinem Urbilde sehrend und verlangend gegen Gott verhält. Denn das göttliche Ebenbild, so sehr es auch durch die Sünde geschwächt, getrübt und verdunkelt ist, ist doch nicht gänzlich verlegt und zerstört (1 Mos. 9, 6; Jak. 3, 9), und auch nach der Sünde ist der Mensch noch göttlichen Geschlechtes (Apostelgesch. 17, 28). So lange noch ein Funke des verlöschenden Feuers unter der Asche glimmt, kann er bei rechter Behandlung und neu hinzukommendem Nahrungsstoff wieder zur hellen Flamme angefacht werden.

Diese Stimmen der Sehnsucht, dies Verlangen nach Wiederherstellung und Erlösung, tönt auch als ein Echo des Sehns und Seufzens in der Menschheit, durch die ganze mit ihm und durch ihn gefallene Schöpfung. Denn das ängstliche Harren der Creatur sehnet sich mit uns und ängstigt sich noch immerdar (Röm. 8, 19—22).

Kraft des ewigen göttlichen Rathschlusses, der sich auf die erbarmende Gnade Gottes und die Erlösungs-Fähigkeit und -Bedürftigkeit des Menschen gründet, beginnt nun auch sofort das zuvorbedachte göttliche Heil sich zu manifestiren, und als ein neuer Hebel und Regulator der Entwicklung in die Geschichte einzutreten.

Aber auch nach der Sünde hat der Mensch noch die Freiheit der Wahl und des Entschlusses; wie er das ihm sich

aufdringende Böse sich freiwillig angeeignet hat, so muß er nun auch das sich ihm darbietende Heil in freiem Willensentschluß sich aneignen; die Sünde ist ihm nicht aufgezwungen worden, so kann ihm auch das Heil nicht aufgezwungen werden. Er kann es auch von sich abweisen, und in der eingeschlagenen falschen Entwicklung beharren, die ihn dann ihrem natürlichen Ziele des absoluten Verderbens rettungslos zuführt. — Die erste Entscheidung dort an dem Baum der Erkenntniß war noch keine absolute Entscheidung gewesen, weil jede absolute Entscheidung die vollste Erkenntniß aller Beziehungen des Objectes, die vollste Entfaltung aller Kräfte des Subjectes erfordert, — und beides fehlte dort noch. So war auch die dort in Folge des Falles eingetretene Entartung keine absolute, weil sie noch eine Regeneration durch Hinzukommen neuer Gotteskräfte ausließ. Aber die zweite Entscheidung, die durch den Eintritt des Heils nöthig wird, ist eine absolute, weil ihr die Restriktionen der ersten Entscheidung nicht mehr zu Gute kommen. Der Glaube, der das dargebotene Heil ergreift, und der Unglaube, der es beharrlich von sich stößt, sind die beiden entgegengesetzten Seiten dieser absoluten Entscheidung.

Schon in dem Strafurtheil, welches der richterliche Ernst Gottes über den Menschen verhängt (1 Mos. 3, 16—19), ist mehrfach die Erbarmung Gottes, die ihn zur Erlösung erziehen will, beschlossen. Denn aller Fluch und alle Strafe, die hier dem Menschen auferlegt wird, umschließt auch Wohlthat und Segen. Das Weib soll Kinder gebären, zwar mit Schmerzen, aber doch gebären, und Adam ahnet etwas von dem Segen dieses Fluches, denn bedeutungsvoll nennt er sein Weib um deswillen Heva, d. i. eine Mutter aller Lebendigen. In diesem Fluche ist nämlich der frühere Segen: „Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet die Erde und herrschet über sie,“ wieder aufgenommen, und dessen volle Realisation trotz der Sünde in Aussicht gestellt. An

dieser Entfaltung des einheitlichen Urmenschen zu einem durch die Einheit des Blutes eng und wesentlich verbundenen Menschengeschlechte hing die Möglichkeit der Erlösung, denn die Erlösung beruht auf dem Eintritt des Erlösers in diese Blutsgemeinschaft. Hätte Gott den Segen der Zeugungsfülle richterlich abgeschnitten, hätte der Mensch in seiner unentfalteten Einheit verharren müssen, — er hätte auch nicht erlöst werden können.

Die Arbeit im Schweiße des Angesichtes, die vorzugsweise dem Manne zu Theil wird, ist ein Palliativ und Gegengift gegen die Lust der Sünde. So ist auch der Tod selbst und die Vertreibung aus dem Paradiese, „damit er nicht esse vom Baume des Lebens und lebe ewiglich,“ Strafe und Gnade zugleich durch den Genuß vom Baume des Lebens würde der Mensch sein irdisches Leibesleben, so wie es jetzt war, mit allem Fluch, Jammer und Verderben, das auf ihm lastete, verewigt und jede Möglichkeit einer Befreiung desselben von den Folgen der Sünde abgeschnitten haben³²⁾. Der leibliche Tod, der ohne die dazwischen tretende Erlösung nur Fluch und ewiges Verderben gewesen wäre, ist durch die Erlösung zugleich auch zu einer unermesslichen und unschätzbaren Wohlthat geworden. Denn nur durch den Tod kann der sündige Mensch zur Auferstehung und nur durch die Verwesung zur Verklärung seines Leibes gelangen.

32) Damit stimmt auch Delitzsch (Gen. 144), welcher schön und treffend sagt: „Dieser Baum hatte ohne Zweifel eine die Sterblichkeit (das posse mori) des Menschen gänzlich tilgende, seine Leiblichkeit immer wieder ergänzende und allmählich verklärende Kraft. Der Genuß dieses Baumes würde ihn in seinem jetzigen Zustande durchsündeten Geistes- und Leibeslebens auf ewig fixirt, und wie Drehöler richtig bemerkt, eine der innern Herzensstellung entsprechende Föhrdung und Verwandlung des Leibes vermittelt haben, eine allmählich sich vollendende Höllenleiblichkeit, das gräßliche Zerrbild himmlischer Verklärung.“

Die erste ausdrückliche Kundgebung des eintretenden Hells, an der schon der Glaube sich bilden und der Unglaube sich verstopfen konnte, bietet der Fluch über den Verführer (1 Mos. 2, 13—15): „Verflucht seist du vor allen Thieren des Feldes. Auf deinem Bauche sollst du gehen, und Erde essen dein Lebenlang. Und Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Derselbige soll dir den Kopf zertreten und du wirst ihn in die Ferse stechen.“

Man bezeichnet diesen Fluch über die Schlange, in so fern er eine Verheißung für den Menschen enthält, als Prot-evangelium, als erste Heilsverkündigung, — und mit Recht!

Der biblische Bericht gibt die Erinnerungen und Anschauungen der ersten Menschen, wie sie als eine ehrwürdige Reliquie aus der ersten Urzeit in der heiligen Tradition sich erhalten hatten, nach ihrer ganzen unvermittelten Objektivität, unangetastet wieder. In der Anschauung der Protoplasten war aber die Identität des listigsten Thieres und des persönlichen, geistigen Verführers, mag nun die faktische Vermittelung gewesen sein, welche sie wolle, noch unvermittelt. Ebenso unvermittelt wie in dem Auftreten des Verführers ist nun aber auch in dem Fluche über ihn die Identität Beider. Der Fluch und zwar der ganze Fluch³³⁾ geht formell einzig und allein auf die Schlange. Aber der Fluch ist für den Menschen, nicht für die Schlange gesprochen, darum accommodirt er sich der Anschauung des Menschen an, in welcher die sinnliche Erscheinung und das geistige Princip noch völlig ungeschieden war. Dem Menschen erschienen der Verführer als Schlange, somit galt ihm die

33) Es ist eine durch nichts zu rechtfertigende Willkür, und absolut unzulässig, den ersten Theil des Fluches auf die wirkliche, animalische Schlange, als das Organ der Verführung, und den zweiten auf den Teufel, als das persönliche Princip der Verführung zu beziehen.

Verfluchung der Schlange auch als Verfluchung des Urhebers der Sünde, und ihre in Aussicht gestellte Vernichtung und Besiegung durch den Weibessamen auch als eine Errettung von seiner Macht und seinem Einflusse.

Die erste Verheißung gleich hinter der ersten Sünde! Die göttliche Nemesis, die den Verführer durch den Verführten richten, den Sieger durch den Besiegten besiegen läßt! Die göttliche Barmherzigkeit, die sofort heilenden Balsam in die frische Wunde gießt!

Der Mensch ist durch seinen Fall nicht ohne Weiteres, nicht ganz und gar dem Willen Dessen, durch den er gefallen ist, in Knechtschaft und Gehorsam verfallen. Durch den Fall ist etwas in ihn gekommen, das gegen Gott ist; aber von der Schöpfung her ist auch noch etwas in ihm, das gegen den Verführer ist. Diesem Letztern will Gott, das ist der einfache Sinn dieser ersten Verheißung, den Sieg über das Erstere verschaffen. Obschon der Mensch sich in die Gemeinschaft Satans hat hineinziehen lassen, soll diese Gemeinschaft dennoch nicht bleibend sein. Nicht Freundschaft, nicht Gemeinschaft, wie der Ausgang der ersten Entscheidung erwarten ließ, soll zwischen Beiden bestehen, sondern vielmehr kraft göttlichen Einschreitens und Aufhelfens Feindschaft und fortwährender Kampf, der mit der völligen Besiegung des Verführers enden soll. Heva, die Mutter der Lebendigen, soll Kinder gebären, und der Weibessame soll dem Schlangensamen den Kopf zertreten, d. h. das ganze Menschengeschlecht soll den Kampf mit dem Urheber der Sünde kämpfen, und sein Reich, das er so eben aufgerichtet hat, zerstören.

In dem Geheimniß der Geschlechtlichkeit und der Zeugung liegt die Fortpflanzungskraft der Sünde, — „denn was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch,“ — aber das Geheimniß der Zeugung und der Kinderschaft ist auch der Träger und Vermittler des Heils, — „denn was vom Geiste geboren ist, das ist Geist“ — (Joh. 3, 6).

Aber der Mensch kann nichts nehmen, es sei ihm denn gegeben von oben (Joh. 3, 27). Nachdem er Fleisch geworden ist durch die Sünde, kann aus dem Fleische nicht der Geist geboren werden; — darum muß der Geist erst in das Fleisch geboren werden, um dann seine Zeugungs- und Fortpflanzungskraft nach seiner Weise entfalten zu können. Jenes kann aber nur eine That Gottes sein, wie die Versenkung der kreatürlichen Geistesgabe in den Menschen bei der Schöpfung eine That Gottes war. Dort versenkte sich ein Hauch des göttlichen Lebens, ein Abbild seines Wesens in die menschliche Natur. Hier bedarf es eines Höhern und Bessern. Das göttliche Wesen selbst, die persönliche Fülle der Gottheit selbst muß sich in die menschliche Natur versenken, um sie aus ihrem tiefen Falle wieder zu ihrer ursprünglichen Bestimmung erheben und dem zuvorbedachten Ziele ihrer Entwicklung zuführen zu können. Alle menschliche Bestimmung wird aber getragen von der Entfaltung aus der Einheit zur Vielheit. Wie darum das Unheil von dem Einen über die Vielen gekommen war, so mußte auch das Heil an denselben Weg der Entwicklung gebunden sein. Wie durch Eines Sünde die Verdammniß über alle Menschen gekommen ist, also ist auch durch Eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen. Denn gleich wie durch Eines Menschen Ungehorsam Viele Sünder geworden sind, also auch durch Eines Gehorsam werden Viele gerecht“ (Röm. 5, 17. 18).

An einem besonders dazu bereiteten und geeigneten Punkte der ersten natürlichen Entwicklung mußte die neue Entwicklung mit ihrer übernatürlichen Gotteskraft eintreten, um dann durch geistliche Zeugung und Wiedergeburt sich über das ganze Menschengeschlecht zu verbreiten. — Als nun dieser Punkt bereitet, als die geeignete Stätte erfunden war, da hieß es (Luc. 1, 35): „Der heilige Geist wird über dich

kommen und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten, darum auch das Heilige, das von dir geboren wird, wird Gottes Sohn genannt werden."

Von jener Verheißung an, die dem Weibessamen den endlichen und vollständigen Sieg über den Schlangensamen verheißt, eröffnet nun die heilige Geschichte eine ununterbrochene Kette von Zeugungen, an welchen die Verheißung haftet, welche durch die begleitende Weissagung als rother Faden bezeichnet, die ganze vorchristliche Geschichte durchzieht. Sie schließt sich ab in der Geburt des zweiten Adams, in welchem alle Verheißung erfüllt wird, der als zweiter Anfänger des Menschengeschlechtes die durch den Sündenfall abgerissene Entwicklung wieder anknüpfen und ihrer höchsten Vollendung zuführen soll, der als solcher auch zum Heerführer und Generalissimus in dem Kampfe des Weibessamens gegen den Schlangensamen bestimmt ist, durch dessen Gotteskraft der Kampf zum Siege geführt wird.

So ist dem Verführer wie dem Verführten ein langer, durch die ganze Weltgeschichte hindurchgehender Kampf in klare Aussicht gestellt, dessen letzter und entscheidender Ausgang, trotz mancherlei Wandlungen, die er durchmacht, nicht im Mindesten zweifelhaft gelassen ist. Doch ehe wir diesen Kampf selbst, seine Wandlungen und seinen Ausgang, näher betrachten, müssen wir zuvörderst den Feind, gegen welchen er geführt wird, näher kennen lernen. Alles drängt uns, an dem Punkte, bei dem wir jetzt angelangt sind, diese Untersuchung vorzunehmen. Länger können wir sie nicht verschieben. Wir werden dabei weit ausholen müssen, dürfen uns das aber nicht verdrießen lassen, weil auch die für diesen nächsten Zweck nur präliminartischen Untersuchungen für den Hauptzweck unsrer Aufgabe von gleicher Wichtigkeit sind.

§. 17. Die Morgensterne und die Kinder Gottes.

Außer dem Heraemeron in 1 Mos. 1 und dem davon abhängigen Schöpfungshymnus in Psalm 104 besitzen wir noch eine durchaus selbstständige Schildrung einiger Momente der Schöpfung in Hiob 38, 1 ff.

Hier spricht Gott zu Hiob:

„Auf, gürtle deine Lenden wie ein Held!

Ich will dich fragen, lehre mich!

Wo warst du, als ich gründete die Erde?

Berkünd' es, wenn du tiefe Einsicht hast!

Wer ordnet ihre Maße, daß du's wüßtest?

Wer zog die Meßschnur über sie?

Worauf sind ihre Gründe eingesenkt?

Und wer warf ihren Edstein hin?

Als jauchzeten allesammt die Morgensterne,

Und jubelten die Gotteskinder alle.

Wer schloß mit Pforten ein das Meer,

Als sprudelnd es aus Mutterschooße brach,

Als ich Gewölk zu seinem Kleide

Und Nebelnacht zu seinen Bindeln gab?

Und brach ihm meine Grenze ab,

Und setzt ihm Riegel hin und Pforten;

Und sprach: Bis hieher kommst du und nicht weiter,

Hier sei ein Ziel gesetzt dem Stolze deiner Kluthen!“ 1c.

Wir haben hier mehrere Coincidenzpunkte mit der mo-
saischen Schöpfungsgeschichte: die Gründung der Erde, die
Entstehung der Atmosphäre, die Begrenzung des Meeres, —
Alles Thatfachen, die dort dem zweiten und dritten Schöpfungs-
tage angewiesen sind. Aber wir haben hier auch ein durchaus
neues und eigenthümliches Moment: Als Gottes allmächtige
Hand die Erde gründete, da jubelte der Chor der Morgen-
sterne und die Menge der Gotteskinder sangen ihre Lob-
esänge zum Werke der göttlichen Allmacht und Weisheit.
Die Morgensterne und die Kinder Gottes waren also schon

vorhanden, ehe die Erde gegründet wurde; — sie waren, wenn wir diese Angaben mit der mosaischen Schildrung combiniren, schon vor dem Sechstagerwerke vorhanden.

Wer waren nun diese Morgensterne? wer waren diese Kinder Gottes?

Die Morgensterne sind, und können nichts Andres sein, als die Lichtwelten des Himmels, als die Sterne, die jede heitre Nacht uns am Himmelsgewölbe in ihrer Pracht erglänzen läßt. Sie heißen aber Morgensterne, — nicht Abendsterne — weil es für die Anschauung des heiligen Dichters Morgen war, als Gott die Erde zu gründen begann³⁵⁾. Ihr Jauchzen und Jubeln, mit dem sie den aufbrechenden Schöpfungsmorgen feierten, ist aber kein andres, als die stille und doch so beredte Sprache, mit der die Gotteswelten die Ehre ihres Schöpfers verkünden, von welcher der heilige Sänger (Psalm 19, 1 ff.) also redet:

„Die Himmel erzählen die Ehre Gottes,
Und das Werk seiner Hände verkündet die Beste,
Tag dem Tage strömet Rede zu
Und Nacht der Nacht verkündet Erkenntniß.
Nicht ist's Rede, nicht sind's Worte,
Nicht gehört wird ihre Stimme.
Ueber die ganze Erde geht aus ihr Klang,
Bis an das Ende der Welt ihr Ruf.“

Hier stoßen wir nun, wie es scheint, auf einen Widerspruch mit dem mosaischen Schöpfungsbericht. Denn während nach der Schildrung des Heraemeros Sonne, Mond und Sterne erst am vierten Tage, nach der Bildung der Atmosphäre, des Meeres und Festlandes in die Himmelsveste gesetzt werden, ist nach der Schildrung des Buches Hiob der

35) Vgl. Schlottmann z. b. St.: „Durch ein wunderschönes Bild werden in Beziehung auf den großen Schöpfungsmorgen alle Gestirne hier Morgengestirne genannt.“ Ebenso A. Dahn u. A.

ganze Sternenhimmel mit all seiner Pracht und Herrlichkeit schon vor der Gründung der Erde vorhanden und ein lobpreisender Zeuge des Erdenbaues³⁶⁾.

Doch wir haben bereits erkannt (S. 8), daß das vierte Tagewerk des Heraemerons nicht von der Erschaffung und Bestimmung der Gestirne an sich handelt, sondern nur davon, was sie für die Erde sind, wie und wann sie dazu gemacht wurden. Jenes aber kam dort gar nicht in Betracht, blieb also unentschieden. Wenn nun hier gelehrt wird, daß die Sterne schon vor der Gründung der Erde vorhanden waren, so beruht diese Differenz nicht auf einem unvereinbaren Widerspruch in der Sache, sondern auf einer wohl vereinba-

36) Deliusch (S. 73) will ebenso wie Hofmann (S. 352) der Stelle Hiob 38, 7 gar keine Beweiskraft zugestehen: „Dort wirb“, sagt Deliusch, „poetisch zusammengeschaut, was unser Schöpfungsbericht in seiner zeitlichen Folge auseinanderlegt. Die Jubellieder der Engel, die Harmonie der Sphären, mag die Schöpfung der Engel und Sterne innerhalb des Schöpfungswerkes fallen, wohin sie wolle, gelten vorwärts und rückwärts der in der Entstehung begriffenen Erde.“ Allerdings liegt es nicht im Interesse des Dichters, die strenge Zeitfolge der Schöpfungsmomente und ihre Vertheilung auf verschiedene Schöpfungstage festzuhalten, — und wir würden keinen Anstoß daran nehmen dürfen, wenn wirklich (was übrigens nicht nachweisbar ist) bei der Erzählung der einzelnen Schöpfungswerke eine Inversion stattfände. Aber darum handelt es sich auch gar nicht. Von der Erschaffung der Engel und der Morgensterne ist in dieser Stelle überhaupt nicht die Rede. Aber so viel steht fest: Sie sind da, als Gott die Erde gründete und das Meer in seine Grenzen wies. Und grade darin bilden sie den Gegensatz zum Menschen, der noch nicht da war, als dies geschah. Wo warst du, spricht Gott, als ich die Erde gründete, als mich die Morgensterne lobten und die Gottesknechte jubelten.“ Dieser Gegensatz nöthigt uns, das „damals als“ genau zu nehmen, und die Auskunft eines rückwärts gerichteten Lobens für exegetische Willkür und verwerflichen Nothbehelf zu erklären.

ren Verschiedenheit der Auffassung derselben Sache von verschiedenen Seiten.

Da nun der vorliegende Ausspruch des Buches Hiob die Auffassung, daß die Gestirne vor der Erde erschaffen seien, fordert und die mosaische Kosmogonie sie zuläßt, so werden wir in der biblischen Weltanschauung den Gestirnen die zeitliche Priorität vor der Erde zuerkennen müssen.

Nicht minder klar und unzweideutig wie die Bezeichnung der Morgensterne ist die der Gotteskinder. Es sind die Engel, die hehren Geister des Himmels, die den Thron Gottes umstehen, um seine Befehle auszurichten (Hiob 1, 6; 2, 1; Ps. 29, 1 [im Original]; 89, 7; 103, 21 *rc.*). Engel heißen sie als die Boten und Diener Gottes; es ist der Name ihres Berufes, ihr Amtsname. Gotteskinder heißen sie ihrer Natur und ihrem Wesen nach. Im Gegensatz zu den schwachen, sündigen Menschenkindern als den Erdbewohnern, bezeichnet dieser Name sie als die heiligen Bewohner des Himmels, als die Träger und Ausrichter der göttlichen Allmacht, als den Abglanz der göttlichen Majestät und Herrlichkeit³⁷⁾.

37) Wohl zu beachten ist hier, daß die Engel immer Kinder oder Söhne Gottes (*Bne Elohim*), nie und nirgends aber Söhne Jehovah's genannt werden. *Elohim* bezeichnet das göttliche Wesen als die Fülle und Quelle alles Lebens, aller Macht und Kraft, aller Seligkeit und Heiligkeit, aller Herrlichkeit und Majestät, Jehovah hingegen als den Barmherzigen und Gnädigen, als den Erlöser und Heiland, der, um den gefallenen Menschen aus seinem Verderben zu erretten und zu sich heranzuziehen, sich seiner Herrlichkeit entäußert *rc.* (Vgl. Näheres hierüber in meiner Schrift: *Die Einheit der Genesis*. Berlin 1846 S. XLIII — LIII). Söhne *Elohim's* sind demnach Träger und Mittler der göttlichen Allmacht und Herrlichkeit; — Söhne Jehovah's hingegen Träger und Mittler seiner erlösenden Gnade. In diesem Sinne wird Israel der erstgeborene Sohn Jehovah's genannt (2 Mos. 4, 22).

S. 18. Geistigkeit und Leiblichkeit der Engel.

Wir schließen hier gleich dasjenige an, was sich überhaupt aus der Schrift über die Natur, die Stellung, Aufgabe und Geschichte der Engel ermitteln läßt.

Die Engel sind Geister (*πνεύματα*, Hebr. 1, 14). Dadurch ist ein Positives und ein Negatives über das Wesen der Engel ausgesagt.

Das Positive ist der Begriff der Geistigkeit, der freien, selbstbewußten Persönlichkeit im Gegensatz zum unpersönlichen, unfreien Naturleben. Wenn nach einem allgemein gültigen Theilungsprincip alles Geschaffene in Geist und Natur eingetheilt wird, so kann es gar keine Frage sein, welcher von beiden Sphären des Geschaffenen sie angehören.

Dieser Bezeichnung ihrer generellen Wesenseigenthümlichkeit als Geister entspricht denn auch die ganze sonstige biblische Anschauung. Nirgends erscheinen sie als bloße Naturkräfte oder als unbewußte, kosmische Lebenspotenzen — obwohl sie öfter als Träger derselben auftreten (vgl. z. B. Joh. 5, 4) — sondern allenthalben als selbstbewußte, freithätige selbstständige Wesen, deren Willen und Willensäußerung nicht mit Naturnothwendigkeit, sondern aus eigener Wahl und Bestimmung mit dem göttlichen Willen und Auftrage zusammenfällt.

Es ist das Privilegium des geschaffenen Geistes, sich selbst zu bestimmen und eine Entwicklungsbahn nach eigener Wahl einzuschlagen. Darum konnten auch die Engel nicht sogleich durch die Schöpfung auf diejenige höchste und vollkommenste Stufe ihrer Ausbildung, deren sie fähig waren, und die ihnen in der göttlichen Bestimmung vorgezeichnet war, gesetzt werden, vielmehr mußten sie selbst sich zu derselben heranbilden. Aber Alles, was sie werden sollten, war dem Reime und der Potenz nach in ihnen. Gott fordert nie und nirgends, ohne vorher zu geben, und seine Forderung mißt

er allein nach dem Maßstabe des Gegebenen. So entsprach auch die den Engeln verliehene Fähigkeit der ihnen vorgeschriebenen Bestimmung und Aufgabe. In der Nothwendigkeit, sich selbst aus eigenem Willensentschluß und nach freier Wahl zu bestimmen und zu entwickeln, war denn auch nothwendig die Möglichkeit beschlossen, sich für etwas Andres zu bestimmen, als wozu Gott sie bestimmt hatte, eine andre und entgegengesetzte Entwicklungsbahn, als die ihnen vom Schöpfer vorgezeichnete, einschlagen zu können. Es war die Möglichkeit des Abfalls von ihrer göttlichen Bestimmung, die Möglichkeit einer Empörung gegen ihren Schöpfer und Herrn in der ursprünglich bloß formalen, noch mit keinem selbsterwählten Inhalte erfüllten Freiheit beschlossen.

Das Negative, welches die generelle Bezeichnung Engel als Geister in sich schließt, ist nicht nothwendig Negation eines Leibes schlechthin ($\sigma\omega\mu\alpha$), denn es giebt auch geistige Leiber ($\sigma\omega\mu\alpha\tau\alpha\ \pi\upsilon\epsilon\upsilon\mu\alpha\tau\iota\kappa\acute{\alpha}$ 1 Kor. 15, 44), wohl aber die Negation eines nicht-geistigen, d. i. fleischhaften, erdenstofflichen Leibes ($\sigma\omega\mu\alpha\ \psi\upsilon\chi\iota\kappa\acute{o}\nu$, $\sigma\acute{\alpha}\rho\kappa\acute{\iota}$). Es ist — um uns der treffenden Worte eines geachteten Theologen³⁸⁾ zu bedienen — „die Negation der Fleisch- und Knochenhaftigkeit unsres erdstofflichen Lebens, der Lebensform unsres irdisch-räumlichen Lebens-Organismus, somit auch der Abhängigkeit von den irdisch-räumlichen Lebensbedingungen und Bewegungsgesetzen, ohne daß ihnen damit ein Leibes-Organ und ein demselben entsprechendes Außenleben abgesprochen wäre. Denn die Schrift eröffnet uns außer und über dem unsrigen, wie es jetzt ist, eine Sphäre des Leibeslebens, das wie das diesseitige in seiner Fleisch- und Blutverdichtung, in seinem erdstoffigen Charakter unserm Erdsystem entspricht (1 Kor. 15, 45 ff.), so auch als treue Abgestaltung dem himmlischen Weltssystem, der Natur eines reinen Geistes ($\pi\upsilon\epsilon\upsilon\mu\alpha$)

38) J. E. Bed, christl. Lehrwissenschaft I, 176 f.

homogen ist, wie unser diesseitiger Leib in seiner jetzigen Wirklichkeit der Natur einer bloßen *ψυχή*."

Die Engel können *πνεύματα*, reine Geister, genannt werden, nicht aber die Menschen. Denn an den Engeln ist nichts, das nicht-geistig wäre; auch ihre Leiblichkeit ist geistesartig, auch ihre Leiblichkeit stellt sie als Geister dar. Die Leiblichkeit des Menschen dagegen ist nicht geistesartig, sondern fleischhaftig; der Dualismus von Geist und Fleisch ist in ihm noch nicht überwunden, sein fleischhafter Leib ist noch nicht zum geistartigen Leibe verklärt. So lange dieser Dualismus besteht, ist er kein reiner Geist, kann nicht schlecht- hin Geist genannt werden.

Allerdings handelt die heilige Schrift nirgends ausdrücklich von der Leiblichkeit der Engel. Es konnte dies aber auch gar nicht in ihrer Aufgabe liegen. Dagegen wird sich nicht leugnen lassen, daß die biblische Engellehre die Anschauung von einer Leiblichkeit derselben zur Voraussetzung hat, und daß sie manche Andeutungen bietet, woraus Schlüsse über die Beschaffenheit der Engelleiber gezogen werden können.

Besonders klar und unzweideutig ist in dieser Beziehung das Wort des Erlösers in Matth. 22, 30 vgl. Luk. 20, 35. 36. Bei Matthäus heißt es: „In der Auferstehung werden sie (die Menschen) weder freien noch sich freien lassen, sondern sie sind gleich den Engeln Gottes im Himmel.“ Bei Lukas wird noch hinzugesetzt: „Denn sie können hinfort nicht sterben, denn sie sind den Engeln gleich und Gottes Kinder, die- weil sie Kinder sind der Auferstehung.“ Der unbefangene Ausleger wird nicht verkennen können, daß hier bei den Engeln eine Leiblichkeit vorausgesetzt wird, die, wenigstens in dem einen Punkte, nämlich in dem Mangel der Geschlechtlichkeit, dem Auferstehungsleibe der Menschen analog ist³⁹⁾. Der geschlechtliche Gegensatz der diesseitigen menschlichen

39) Vgl. Meyer zu Matth. 22, 30: „Uebrigens erhellt aus

Leiblichkeit hat seine Wurzel und seinen Träger in der Leiblichkeit, von wo er allerdings auch vielfach bestimmend auf die psychischen Verhältnisse einwirkt. Auch durch die Hinwegnahme des Leibes im Tode wird schon die Geschlechtlichkeit negiert. Aber nicht in diesem leiblosen Zustande sind die Menschen den Engeln gleich, sondern sie werden erst ihnen gleich durch die Auferstehung, durch die Bekleidung mit einem neuen verklärten Leibe, der den Charakter der Leiblichkeit an sich trägt, aber ohne geschlechtliche Polarisierung (etwa in der Weise wie der erste Mensch vor der Erschaffung des Weibes weder Mann noch Weib war). Daß die vom Erlöser gepriesene Engelgleichheit im ewigen Leben sich allein auf die Leiblichkeit bezieht, wird aufs Stärkste und Unzweideutigste durch den begründenden Schlusssatz: „dieweil sie Kinder der Auferstehung sind“ ausgesprochen; denn die Auferstehung ist nicht eine Umgestaltung des geistigen, sondern eine Erneuerung und Neugestaltung des leiblichen Lebens.

Noch bedeutungsvoller für unsre Zwecke wird diese denkwürdige und wichtige Stelle, wenn wir, wozu sie uns ausdrücklich berechtigt, die paulinische Lehre von der geistlichen Leiblichkeit (*σώμα πνευματικόν*) der auferstandenen Menschen (1 Kor. 15) mit ihr combiniren. So wenig der Geist (das Pneuma) den Charakter der Geschlechtlichkeit an sich trägt, eben so wenig auch der ihm völlig conforme Leib der Auferstandenen. Darum wird er auch ein pneumatischer Leib genannt. Einen pneumatischen Leib (der im Uebrigen aber noch vielfach vom Leibe der auferstandenen Menschen verschieden sein kann), werden wir also auch bei den Engeln voraussetzen haben. So haben wir also auch einen Beweis dafür, daß die Benennung der Engel als Geister (*πνεύματα*)

unsrer Stelle, wo die Engelgleichheit die Beschaffenheit der künftigen Leiber betrifft, evident, daß die Engel nicht als Geister schlechthin, sondern mit überirdischer Leiblichkeit zu denken sind.

keineswegs ihre Leiblichkeit ausschließt. Sie schließt nur einen fleischlichen, nicht einen geistlichen Leib aus.

Auf den klaren, unzweifelhaften Sinn dieser Stelle gestützt, werden wir nun auch kaum noch zweifelhaft sein können, wie das Wort des Apostels Paulus in 1 Kor. 15, 40 zu verstehen sei. Wir dürfen annehmen, daß Paulus das besprochene Wort des Herrn kannte, und daß es ihm bei dem Niederschreiben seiner so eingehenden Auseinandersetzung der Auferstehungslehre in 1 Kor. 15 präsent war.

Der Gedankengang des Apostels bei der fraglichen Stelle ist folgender: An der christlichen Auferstehungslehre haftet der Schein der Absurdität (B. 35). Diesen beseitigt der Apostel durch den Hinweis auf das Samenkorn, das auch verwesen muß, ehe es in der Pflanze eine neue und herrlichere Gestalt erhält. (B. 36. 37.) Um uns nun den Begriff des Auferstehungsleibes nach seinen beiden Seiten näher zu bringen, einmal daß er eben so sehr Leib ist, wie der gegenwärtige Leib, und dann, daß er dennoch ein andersartiger Leib ist, macht der Apostel auf die große und wesentliche Verschiedenartigkeit der leiblichen Gestaltungen in der Schöpfung aufmerksam. Zuerst zählt er B. 39 die verschiedenen Arten irdischer Leiblichkeit (σάρξ) auf, als da sind: das Fleisch der Menschen, des Viehes, der Fische, der Vögel. Also schon auf unserer Erde (im Gebiete der fleischlichen Leiblichkeit) stoßen wir auf eine Menge gar verschiedenartiger Leiblichkeiten. Noch durchgreifender und bedeutsamer ist die Verschiedenartigkeit, wenn wir auch die Gestaltungen überirdischer, nicht-fleischlicher Leiblichkeit herbeiziehen. B. 40: „Es giebt himmlische Leiber und es giebt irdische Leiber (σώματα ἐπουράνια und ἐπίγεια), aber eine andre Klarheit haben die himmlischen, eine andre die irdischen.“ Da die irdischen Leiber offenbar die im vorigen Verse specificirten Leiber, nämlich die Leiber der Erdbewohner sind, so liegt es schon an und für sich am nächsten, die „himmlischen

Leiber“ als Leiber der Himmelsbewohner zu deuten. Ge-
nötigt werden wir zu dieser Auffassung aber durch die Be-
zeichnung derselben als Leiber (als σώματα), denn das be-
treffende Wort bezeichnet immer und ausnahmslos, im ganzen
Neuen Testamente nicht nur, sondern auch im ganzen Ge-
biete der classischen Gräcität, nur organische Körper (Leiber),
nie und nirgends aber anorganische Körper (d. h. Körper in
modern-physikalisch wissenschaftlichem Sinne). Darum kann
B. 40 nicht aus dem folgenden Verse erklärt werden, wo
der Apostel, in ein andres Gebiet der Analogie übergehend,
auf den verschiedenen Glanz der Sonne, des Mondes und der
Sterne hinweist (die aber nicht σώματα genannt werden).
B. 40 muß vielmehr aus dem voranstehenden Verse in an-
gegebener Weise gedeutet werden. Und hier glauben wir, daß
dem Apostel das besprochene Wort des Herrn über die auf-
erstehungsgleiche Leiblichkeit der Engel vorgeschwebt habe.

Nur eins könnte uns, wenn dies der beabsichtigte Sinn
von B. 40 ist, auffallend erscheinen, nämlich daß die himm-
lischen Leiber, um jede Mißdeutung zu vermeiden, nicht lieber
deutlich und bestimmt als angelische Leiber bezeichnet worden
sind. Allein diese Bezeichnung wäre für den Sinn des
Apostels zu enge gewesen. Der Himmel besaß nämlich noch
andre Leiber, als die der Engel. In B. 45—49 wird Chri-
stus der Himmlische (ἐπουράνιος) genannt, sein Leib ist
auch ein „geistlicher Leib“ und ein „himmlischer Leib“, und
diesen Leib des Herrn, das unmittelbare Urbild unsres Auf-
erstehungsleibes ist in B. 40 mitteingeschlossen zu denken⁴⁰⁾.

40) Ich will nicht leugnen, daß Hofmann's Bestreitung mei-
ner Auffassung (Schriftbeweis, I, 353) mich an der Richtigkeit der-
selben eine Zeitlang irre gemacht hat. Ich habe indeß doch nach
erneuerter Prüfung zu ihr zurückkehren, und die Hofmann'sche
Deutung der „himmlischen Leiber“ in B. 40 durch Sonne, Mond
und Sterne in B. 41 zurückweisen müssen. Entscheidend und zwin-
gend bleibt für mich nach wie vor die Bezeichnung σώματα.

Halten wir diese Deutung fest, so liegt in der besprochenen Stelle auch eine Andeutung, wie die Beschaffenheit der Leiblichkeit der Engel zu denken sei. Menschen und Thiere bilden denselben Gegensatz zu den Engelleibern, der zwischen Himmel und Erde obwaltet. Wie der irdige Menschenleib Charakter und Wesen der irdigen Erdstofflichkeit an sich trägt (worauf der Apostel in B. 47 ausdrücklich hinweist), so werden wir uns die Engel in einem ähnlichen Verhältnisse ihrer Leiber zur Himmelsstofflichkeit zu denken haben, da ihre

Hofmann versichert zwar, *σῶμα* bezeichne keineswegs eine organische Leiblichkeit, sondern bilde den Gegensatz zu *πνεῦμα*. Den Beweis, den ich für unmöglich halte, bleibt er schuldig. Daß *σῶμα* keinen Gegensatz zu *πνεῦμα* bildet, beweist schon der Ausdruck *σῶμα πνευματικόν*, der sonst eine *contradictio in adjecta* in sich schloße. (*Σὰρξ* und *πνεῦμα* sind ausschließliche Gegensätze, und eine *σὰρξ πνευματικὴ* wäre ein Unbing.) Schon Meyer sagt vollkommen wahr zu unserer Stelle: „Wollte man, wie gewöhnlich, die Himmelskörper darunter verstehen, so würde man dem Apostel entweder unsern modernen Sprachgebrauch, oder eine Betrachtungsweise der Gestirne als belebter Wesen unterscheiden“. (Gegen Letzteres polemisiert Hofmann selbst — S. 352 — mit Recht.) Keine griechischen Physiker, geschweige denn der dem alltäglichen Sprachgebrauche sich anschließende Apostel, würde die Gestirne „*σώματα*“ genannt haben. Der modern-physikalische Ausdruck „Körper“ fehlte dem griechischen und lateinischen Alterthum ganz. Daß den Pflanzen in B. 37 ein *σῶμα* beigelegt wird, beweist nichts, denn auch die Pflanzen sind organische Körper. — Auch bleibe ich dabei, daß die *σώματα ἐπίγεια* die Leiber der Erdbewohner (B. 39: Menschen, Vieh, Fische, Vögel) sind. Die Pflanzen, obwohl sie in B. 37 auch *σώματα* genannt sind, kommen nicht mehr in Betracht. Zwei Gebiete irdischer *σώματα* führt der Apostel vor, B. 37: die Pflanzen, welche *σῶμα*, aber nicht *σὰρξ* sind, und B. 39, 40: Die Menschen und Thiere, welche *σῶμα* und *σὰρξ* sind. Dieser Uebergang zu einem neuen Gebiete ließ ihn bei den *σώματα ἐπίγεια* an die Pflanzen nicht mehr denken.

Leiblichkeit in demselben Sinne eine himmlische genannt wird, wie die menschliche als eine irdische bezeichnet wird. Wenn nun in der biblischen Anschauung dem Himmel allenthalben höhere Reinheit, Klarheit, Glanz und Herrlichkeit als der Erde in ihrem jetzigen Zustande beigelegt wird, so werden wir in demselben Maße uns auch die himmlischen Engelleiber feiner, ätherischer, reiner und leuchtender als die irdischen Menschenleiber zu denken haben⁴¹⁾. — Auch in 2 Petri 2, 11 erscheint die Lebensäußerung der Engel, die gewiß zu ihrer Leiblichkeit in entsprechendem Verhältnisse steht, als eine bei Weitem kräftigere und einflußreichere, denn die menschliche.

Wäre die Luther'sche Uebersetzung von Psalm 104, 4 („Er machet seine Engel zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen“) die unbedingt richtige, so könnte man aus dieser Vergleichen der Engel mit Winden und Blitzen den Schluß ziehen, daß der Leiblichkeit der Engel die rapide Schnelligkeit und Leichtigkeit und die durchdringende Energie und Kraftäußerung dieser Naturerscheinungen zuläme. Diese Uebersetzung ist grammatisch vollkommen zulässig, aber dem Zusammenhang und Gedankengange des Psalms vielleicht angemessener ist es, zu übersetzen: „Er machet zu seinen Engeln (oder Boten) die Winde, und zu seinen Dienern die Feuerflammen,“ so daß also zunächst von den Engeln an sich nicht die Rede ist. Jedoch auch so werden die Engel, die ja die eigentlichen Diener und Boten Gottes sind, wie die Winde und Blitze hier uneigentlich so genannt werden, in eine Beziehung zu jenen Naturerscheinungen gestellt, die nur durch eine gewisse

41) Auch das, was J. P. Lange in dem schönen Aufsatz über die Lehre von der Auferstehung des Fleisches im zweiten Bande f. verm. Schr. über das Gesetz der Verleiblichung aller endlichen Geister aus dem Stoff ihrer Aufenthaltsphäre, wo sie sind, und nach der innern Bestimmtheit ihres Wesens, wie sie sind, gesagt hat, wird dazu dienen, diesen Gegenstand in ein helleres Licht zu setzen.

Ähnlichkeit der äußern Erscheinung und der durch sie vermittelten Kraftäußerung berechtigt ist. Und wenn nun der apostolische Verfasser des Hebräerbriefes R. 1, 7 jene formal sowohl als material zulässige (nur dem speciellen Zusammenhang nicht entsprechende) Uebersetzung sich aneignet, und dadurch, wenn auch nicht die Uebersetzung, doch jedenfalls die in ihr enthaltenen Gedanken legitimirt, so sind wir auch von dieser Seite berechtigt, die angedeuteten Vergleichungspunkte festzuhalten⁴²⁾.

Auch die Erscheinungsweise der Engel auf Erden entspricht dieser Anschauung. So sagt Matthäus von dem Engel, den die Jüngerinnen beim Grabe Christi erblickten: „Seine Gestalt war wie der Blitz und sein Kleid weiß wie der Schnee,“ in welchen Worten ja nicht das etwa nur momentan angenommene Menschenähnliche seiner Erscheinung, sondern vielmehr gerade das Außer- und Uebermenschliche, also das specifisch-Engelische; nicht seiner vorübergehenden Erscheinung, sondern seinem eigentlichen Wesen Angehörige geschildert wird. Das glänzende Weiß der Kleider haben wir uns hier gewiß nach Analogie der Erscheinung bei der Verkörperung Christi (Matth. 17, 2; Marc. 9. 3) als eine von

42) Wir entlehnen zu dem Vergleichungspunkte mit dem Feuer aus Beck's a. Schr. eine schöne Stelle des berühmten Naturforschers Boerhave elem. chem. 1, p. 126: Si mirabilis est ignis, in eo sane praecipuum admirabilitatis constitutendum videtur, quod subtilitate incomprehensibili ita indaginem eludat, ut et ab aliis pro spiritu verius quam pro corpore sit agnitus. Ipsa ignis elementa ubique, et in corpore solidissimo auri et in vacuo maxime inani Toricelliano habitant, omniaque corpora et spatia aequali distributione et insinuatione obtinent. Für den Vergleichungspunkt mit dem Winde ist des Erlösers Wort Joh. 3, 8: „Der Wind bläset, wo er will, und du hörest sein Ganssen wohl, aber du weißt nicht von wannen er kommt, und wohin er fährt,“ bedeutsam.

dem Lichtglanze des umhüllten Leibes ausgegangene Wirkung zu denken. Nehmen wir dazu das plötzliche Erscheinen, so wie das Verschwinden (Auffahren) der Engel bei den meisten Erscheinungen derselben, so erkennen wir auch hier als das specifisch - Eigenthümliche an der Leiblichkeit der Engel die feinere, klarere, lichtähnlichere und geistesadäquatere Erscheinungsform und Wirkungskraft ihrer Leiblichkeit im Vergleich zur gegenwärtigen menschlichen Leiblichkeit.

Allerdings scheinen alle biblischen Engelerrscheinungen es ausdrücklich oder stillschweigend als Thatsache anzunehmen, daß die Erscheinungsform der Engel auf der Erde eine menschliche oder wenigstens menschenähnliche war, — wie dem auch häufig ebendeshalb ihre himmlische Natur und Herkunft nicht sofort erkannt wurde — aber höchst voreilig und unberechtigt wäre es, daraus den Schluß zu ziehen, daß ihre eigentliche und wesentliche Gestalt eine menschenähnliche sei. Vielmehr ist es nicht denkbar, sondern auch wohl mehr als wahrscheinlich, daß sie, um mit Menschen menschlich verkehren zu können, momentan menschliche Gestalt angenommen haben. Soviel läßt sich dann aber aus dieser Thatsache schließen, daß die Leiblichkeit der Engel keineswegs so starr und spröde, so abgeschlossen und gebunden zu denken ist, wie die unfrige, sondern vielmehr als eine höchst bewegliche und flüssige, die dem Willen des Geistes nirgends die Schwerfälligkeit und Unwandelbarkeit irdischer Leiblichkeit entgegensetzt, sondern sich als vollkommen adäquates und unterthäniges Organ des Geistes seinem jedesmaligen Bedürfnis und Willen nachgiebig erweist. Im Uebrigen läßt sich über die Leibesgestalt der Engel und deren Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit mit der Menschengestalt nichts Bestimmteres nachweisen oder erschließen.

Wir haben gesehen, daß die biblische Lehre von den Engeln der Annahme einer ihrem Wesen entsprechenden Leiblichkeit so wenig entgegensteht, daß sie vielmehr dieselbe fordert und voraussetzt. Aber selbst abgesehen von den positiven

himmlischen Zeugnissen, ist der Begriff einer absoluten Leiblosigkeit auch an sich schon völlig unvereinbar mit dem Begriff der Creatürlichkeit, dessen Uebertragung auf die Engel doch außer allem Streite ist. „Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes.“ Eine Creatur ohne Leiblichkeit ist gar nicht denkbar, weil alles Geschaffene als Geschaffenes nur in Raum und Zeit leben, wirken und bestehen kann, und die Leiblichkeit allein ist es, welche die Creatur an Raum und Zeit bindet. Nur Gott allein ist ein absoluter Geist, nur Er allein steht außer und über Zeit und Raum. Ein geschaffener Geist ohne eine Leiblichkeit, die ihn im Raume und in der Zeit festhält, die ihm Begrenzung und Gestaltung verleiht, müßte entweder wie Gott ewig, unendlich und allgegenwärtig, also Gott selbst sein, oder aber, da dies mit dem Begriffe des Geschaffenseins unvereinbar ist, vielmehr in das Nichts zerfließen. Innerhalb der Creatur ist darum die Leiblichkeit die Bedingung aller Existenz, das Organ aller Thätigkeit, die Folie des Geistes; durch sie erhält die Creatur ihre Begrenzung, ihre Bestimmtheit und ihren Haltpunkt, ohne sie würde sie haltungslos verschwinden und zerfließen. Die Leiblichkeit ist eine Beschränkung für den geschaffenen Geist, weil sie ihn hindert, ewig, unendlich und allgegenwärtig zu sein; sie ist aber auch ein Segen und eine Wohlthat für ihn, weil sie allein ihm Möglichkeit, Fähigkeit und Mittel zur Bethätigung seiner Freiheit, seines Willens, seines Lebens gewährt. — Denken wir uns darum die Engel noch so geistig und himmlisch, noch so erhaben über die lästigen Geseze unsrer Leiblichkeit, über die Hemmungen der gröbern Körperlichkeit; sie sind immer Creaturen und müssen als solche den Tribut der Leiblichkeit zahlen, sei diese auch noch so ätherisch, fein und unerfaßbar für unsre Sinne.

§. 19. Natur, Stellung und Aufgabe der Engel.

Ein andres für die ganze Stellung und Geschichte der Engel höchst bedeutsames und folgenreiches Moment liegt darin, daß sie geschlechtslos geschaffen waren. Dies lehrt Christus selbst mit ausdrücklichen Worten als charakteristische Eigenthümlichkeit ihres Wesens, indem er von den verklärten, auferstandenen Menschen im ewigen Leben aussagt (Matth. 22, 30): „In der Auferstehung werden sie weder freien, noch sich freien lassen, sondern sie sind gleich wie die Engel Gottes im Himmel.“

Die außerordentliche Wichtigkeit dieses Charakters wird sich unten erst recht in ihrem ganzen Umfange zu erkennen geben. Als einfache Folgerung ergibt sich zunächst die Nothwendigkeit, daß sie gleich anfangs in absolut bleibender Anzahl geschaffen sein mußten; und daß ein so bedeutungsvolles Verhältniß, wie es in der Menschenwelt stattfindet, und deren ganze Geschichte in ihrer Eigenthümlichkeit beherrscht und bedingt, — daß der Mensch sich nämlich aus der ursprünglichen Einheit vermittelt der Ehe zur Vielheit entfaltet, — bei den Engeln gänzlich auszuschließen ist. Das Band, das die einzelnen Individuen zu einer gemeinsamen Gattung verbindet, konnte, das ist die weitere Folgrung, nicht wie beim Menschen, ein successives, durch die Einheit der Abstammung getragenes, sondern nur ein simultanes, durch die Einheit des Schöpfers und die Einerleiheit ihrer Natur und ihrer Bestimmung, so wie durch die Gemeinsamkeit ihrer Bestrebungen bedingtes und aufrecht erhaltenes sein. Für ihre Selbstbestimmung und die daraus hervorgehende Geschichte war dies Verhältniß in so fern von absonderlicher Wichtigkeit, weil die Selbstbestimmung des einen Theils oder Individuums von der des andern unabhängig war, so daß nicht mit dem Fall des Einen auch das Gefallen sein der Andern gesetzt war.

Was die Anzahl der Engel betrifft, so erscheint dieselbe in der heiligen Schrift als unbestimmbar, weil ihre Menge jeglicher Zählung und Zahlbestimmung spottet. Wo auf ihre Menge hingewiesen werden soll, überbietet die Schrift sich an Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks, weil irdische Zahlverhältnisse ihr zur Bezeichnung nicht genügen. Daniel (A. 7, 10) sah im Gesichte den Richterthron Gottes. Seine Engel, die Diener seiner Majestät, umstanden ihn. „Tausende mal tausende dienten ihm, und zehntausende mal zehntausende standen vor ihm.“ In derselben Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks ergeht sich auch der neutestamentliche Seher (Offb. 5, 11), und auch sonst, wo sie gerade nicht vereinzelt auftreten, tritt dieselbe Fülle des Ausdrucks hervor (z. B. 1 Mos. 32, 1. 2. Psalm 68, 18. Luc. 2, 13. Matih. 26, 53).

Nach mehr oder minder deutlichen Andeutungen der Schrift walten in der Engelwelt mancherlei Abstufungen der Würde, der Macht, der Stellung, des Berufes und der Bestimmung ob. Da gibt es Engel und Erzengel (1 Theff. 4, 16; Jud. 9), Cherubim (1 Mos. 3, 24; Ps. 18, 11; 80, 2; Ezech. 1, 10; Offb. 4) und Seraphim^{42a)} (Jes. 6, 2. 6); da werden weiter unterschieden: Thronen und Herrschaften, Fürstenthümer, Obrigkeiten und Gewalten (Col. 1, 16; Eph. 1, 21; 3, 10; 1 Petr. 3, 22).

Allen diesen speciellen Bezeichnungen wird auch gewiß eine spezifische Verschiedenheit in Natur und Wesen, in Stellung und Aufgabe zu Grunde liegen. Aber die genauere Einsicht in das Wesen dieser Unterschiede ist uns verschlossen ge-

42a) Ueber die Seraphim stimme ich Hofmann's Ansicht bei (Schriftbew. I, 328). Desto mehr weiche ich aber in Betreff der Cherubim von ihm ab. Vergl. meine Gesch. des alten Bundes, Bb. I. 2. Aufl. §. 12. Anm., wo ich die sich mir aus dem Gesamtwesen der heiligen Schrift ergebende Anschauung über die Natur und Stellung der Cherubim und ihre Beziehungen zur Heilsgeschichte ausführlich entwickelt haben.

blieben, weil sie für uns, in ihrem Verhältnisse zum Menschen, alle insgemein nur eine generelle Gesamtheit bilden, und der Gegensatz, der zwischen ihnen und uns stattfindet, ein allgemeiner, durchgreifender und bei allen gleicher ist. Hingewiesen wird auf die große Mannigfaltigkeit ihres Wesens gewiß nur darum, um uns die Herrlichkeit Gottes anschaulich zu machen, die allenthalben, wo das allmächtige Wort der schöpferischen Wirklichkeit Leben und Gestaltung hervorgerufen hat, die größte Mannigfaltigkeit der Erscheinungen und Kräfte, nirgends aber eintönige Einerleiheit, nirgends sich wiederholende, sich selbst copirende Gleichartigkeit zur Erscheinung bringt; — und doch all diese unübersehbare Mannigfaltigkeit unter die Einheit ihrer Idee und ihres Rathschlusses stellt.

Denn nicht nur dem Menschen gegenüber bilden alle Engelarten eine generelle Gesamtheit, sondern auch in ihrem Verhältnisse zu Gott, soweit uns in dem Spiegel der Offenbarung ein Einblick in dasselbe gestattet ist, findet innerhalb der uns verborgenen Verschiedenheit ein Allen gemeinsamer Beruf, eine generelle Aufgabe statt. Sie bilden alle gleich sehr die himmlische Heerschaar Gottes (Gen. 32, 1 f.; 1 Kön. 22, 19; Dan. 4, 10. 14; Luc. 4, 10), die Diener, die seinen Thron umstehen, die seine Befehle ausrichten, die Vermittler des göttlichen Waltens in der sichtbaren Welt, die lobpreisenden Chöre seiner Herrlichkeit und Majestät, seines Waltens und Wirkens. Nicht als ob Gott ihrer bedürfe, nicht als ob er sie um seiner selbst willen geschaffen habe, — vielmehr deshalb schuf er sie, deshalb bestellte er sie zu seinen Dienern, deshalb stellte er sie um den Thron seiner Herrlichkeit und gönnte ihnen den Einblick in die Fülle seiner Majestät, damit sie selbst in diesem Dienst und Gehorsam, in diesem Lob- und Preis eine unendliche, unerschöpfliche Quelle und Fülle ewiger Seligkeit hätten.

§. 20. Der Fall in der Engelwelt.

Auch der Engelwelt muß — wie der Menschenwelt — eine Geschichte zukommen, ein Fortschritt vom Anfang zum Ende, eine Entwicklung, — sei es eine bestimmungsgemäße, oder eine bestimmungswidrige — aus den ihnen in der Schöpfung verliehenen Kräften, und diese Geschichte mußte beginnen, womit auch die Geschichte der Menschenwelt begann, mit der Verwirklichung ihrer Freiheit, mit der nothwendigen Probe ihrer Selbstbestimmung. Als freie, persönliche Geschöpfe mußten auch sie sich selbst bestimmen für oder gegen die göttliche Bestimmung; und weder konnten sie gleich anfangs in der Höhe und Fülle der Vollendung, die keine weitere Entwicklung mehr zugelassen hätte, geschaffen sein, — noch auch konnte im Anfange oder im Verlaufe ihrer Entwicklung irgend ein ihre Freiheit aufhebender oder beschränkender Zwang von Seiten Gottes zulässig sein, der sie genöthigt hätte, sich ihrer Bestimmung gemäß zu entwickeln.

Ihre Selbstbestimmungsprobe war durch ihre Stellung und Aufgabe bedingt. Es kam darauf an, ob sie in dem unbedingten Dienste und Gehorsam Gottes, in dem Anschauen und Preisen seiner Herrlichkeit, in dem Abglanz seiner Majestät, ihre Seligkeit und volle Genüge suchen und finden würden, oder ob sie lieber in der Empörung gegen Gott, in der Widersetzlichkeit gegen die göttliche Bestimmung ihr Heil suchen und ihre Verdammniß finden, ob sie lieber unter Gott und in Gottes Gemeinschaft, — oder wie Gott, aber ohne Gott sein wollten.

Nicht alle Engel bestanden in dieser Probe ihrer Freiheit. Ein Theil derselben mißbrauchte seine Freiheit zur Empörung gegen Gottes Willen und Absicht. Die ganze ungöttliche Bewegung ging von einem Einzelnen unter ihnen, dem auch wohl von Natur und im Urstande eine höhere und bevorzugtere Stellung zukam, aus; aber viele Andre ließen sich

mit in seinen Fall hineinziehen. Die Präponderanz seiner Natur und seines Willens reichte nun auch noch über den Fall hinaus, so daß sie seitdem unter ihm als dem Haupte ein wohlgegliedertes Reich der Finsterniß bilden.

Durch die ganze heilige Schrift hindurch macht sich nämlich ein Unterschied zwischen den gefallenen Engeln kund: zwischen dem einheitlichen Fürsten der Finsterniß einerseits und einer Mehrzahl untergeordneter, aber ebenfalls gefallenener Engel. In der Luther'schen Bibelübersetzung ist dieser nicht unwesentliche Unterschied leider gänzlich verwischt. Von Teufeln in der mehrfachen Zahl ist nirgends in der Ursprache der heiligen Schrift die Rede: es wird stets immer nur von einem Teufel oder Satan, von einem Fürsten der Finsterniß geredet; wohl aber ist häufig von vielen Dämonen (ein Wort, das Luther ebenfalls durch Teufel wiedergiebt) die Rede.

Daß nun von jenem Einen die ganze gottwidrige Bewegung ausgegangen sei, daß ferner ihm auch vor dem gemeinsamen Falle eine irgendwie höhere Stellung zukam, geht eben aus dieser scharfen Abgrenzung zwischen dem Teufel und den Dämonen, so wie aus dem deutlich ausgesprochenen Uebergewichte hervor, das jener, der Fürst der Finsterniß, fortwährend über diese (die nun nicht mehr Gottes, sondern seine Engel sind. Matth. 25, 41), als über seine Diener und Untergebenen behauptet. Daß sie aber alle nach dem Falle eine gegliederte, unter dem Satan einheitlich verbundene Gemeinschaft bilden, wird Matth. 12, 24 — 26 ausdrücklich gelehrt.

Wie und wodurch der Fall der Engel geschah, welcher Grund und welche Veranlassung er hatte, und an welchem äußern Objecte er zur Erscheinung kam, offenbart uns die Schrift nicht⁴³⁾, — vielleicht schon darum nicht, weil es uns, denen

43) Auch die apokryphische Stelle Metsh. 2, 24 handelt nicht davon, wie J. P. Lange (Dogmat. S. 568) meint. Sie sagt:

alle genauere Kenntniß von dem innern Wesen und den eigenthümlichen Zuständen der Engel abgeht, auch wenn es uns offenbart wäre, doch nicht begreiflich sein würde. So viel steht aber immerhin und jedenfalls fest, daß ihr Fall nicht aus dem ihnen von Gott anerschaffenen Wesen, sondern aus dem durch Mißbrauch ihrer Freiheit in der Verlehrung ihrer Kräfte hervorgebrachten Fonds des „Eigens“ (Joh. 8, 44) hervorging.

Aber nicht alle Engel sind gefallen; ein großer, ja allem Anschein nach der unvergleichlich größte Theil der Engel beharrte in seiner göttlichen Bestimmung. Darauf führen zunächst schon die an Ueberschwänglichkeit des Abdrucks sich überbietenden Bezeichnungen der Anzahl der gutgebliebenen Engel, während über die Zahl der gefallenen nirgends derartige Ausprägungen sich finden.

Da nämlich der Gattungsbegriff der Engel nur durch gemeinsame Stellung und Aufgabe, nicht aber durch Zeugung und Fortpflanzung getragen und bestimmt ist, so schließt der Fall des einen Theiles nicht auch an und für sich schon den Fall des andern Theiles derselben in sich. Dennoch kann aber die Bewegung, welche dort den Fall hervorrief, auch die andern nicht unberührt und indifferent gelassen haben. Denn vermöge des alle Engel-Ordnungen und Engelwesen zu einer gemeinsamen Gattung verbindenden simultanen Bandes gleicher Natur und gleicher Bestimmung, mußte die Selbstbestim-

„Durch des Teufels Neid ist der Tod in die Welt gekommen“. Sie setzt den Teufel schon als neidisch, folglich schon als gefallen. Sie erklärt nicht, wie und wodurch der Teufel gefallen ist, sondern nur wie und wodurch der Mensch gefallen ist, nicht wie das Verberben in die Engelwelt, sondern wie der Tod in die Menschenwelt gekommen ist. Und diese Erklärung ist vollkommen schriftgemäß. Denn, das spricht sich auch in Gen. 3 deutlich genug aus, Neid über des Menschen hohe Stellung oder Bestimmung war der Ausgangspunkt der Versuchung beim Teufel.

mung eines oder mehrerer Individuen auch die andern zur Entscheidung nöthigen. Als Satan fiel, da durchzuckte dieser Fall die ganze Engelwelt und nöthigte sie, auf Satans oder auf Gottes Seite zu treten, sich für Satans oder für Gottes Willen zu bestimmen. Eine Indolenz, die nicht Partei genommen hätte, ist hier gar nicht denkbar.

§. 21. Erlösungsunfähigkeit der gefallenen Engel.

So trat in die Engelwelt eine Scheidung und ein sich feindlich gegenüberstehender Gegensatz von guten und bösen Engeln ein. Die Revolution der Leptern, ihre gottwidrige Selbstbestimmung, war eine absolute, die keine Umkehr und Erlösung mehr zuließ. Nirgends in der heiligen Schrift ist auch nur von ferne eine Andeutung, die die Möglichkeit einer Belehrung und Erlösung der gefallenen Engel offen ließe; ihre ewige Verdammniß ist von vorne herein entschieden (Jud. 6; 2 Petr. 2, 4; Matth. 25, 41; Offenb. 20, 10 u. f. w.). Den Grund in dem Willen Gottes zu suchen, so daß Gott trotz ihrer Erlösungsfähigkeit sie doch nicht erlösen wolle, verbietet uns die durch das Licht der Offenbarung erleuchtete Erkenntniß des Wesens Gottes: Gott hat alle seine Creaturen zur Seligkeit geschaffen und bestimmt, und er läßt diese Bestimmung nicht fallen, so lange ihre Realisation noch möglich ist. Er hat ja nicht Gefallen an dem Verderben des Gottlosen, sondern daran, daß er umkehre und die dargebotene Gnade ergreife (Ezech. 33, 11; 2 Petri 3, 9; 1 Tim. 2, 4 u.). Wäre der Teufel erlösungsfähig, so würde Gott gewiß auch für ihn und die Seinen eine entsprechende Erlösung zuvor versehen haben. Der Grund kann demnach nur in den gefallenen Engeln selbst zu suchen sein; es sei nur in ihrer Natur, oder in ihrem Willen oder in Beidem zugleich.

Bei jeder freien Creatur, und so auch bei den Engeln,

werden wir den Grund sittlicher Zustände, sittlicher Fähigkeit oder Unfähigkeit, zunächst und vor Allem in ihrem Willen zu suchen haben. In Betreff der Erlösungsunfähigkeit der gefallenen Engel liegt er aber nicht fern. Sie haben das Böse rein aus eigenem Willen erzeugt (Joh. 8, 44), ohne alle Verführung und Verlockung von Außen, ohne allen positiven Anlaß und Reiz; sie selbst sind Schöpfer und Erzeuger des Bösen in sich. Ihr Willensentschluß, durch den sie das Böse schufen, war also ein absoluter; das Böse, das sie in sich erzeugt haben, war ein absolutes, und darum kann von Umkehr, Buße und Erlösung gar nicht die Rede sein.

Wenn demnach der Grund der Erlösungsunfähigkeit zunächst und vor Allem in ihrem eigenen Willen zu suchen ist, so ist damit doch nicht ausgeschlossen, daß auch zugleich ihre Natur die Erlösung nicht zuließ, ohne daß aber jenes durch dieses aufgehoben oder abgeschwächt würde. Gerade ihre Natur konnte ja derart sein, daß der aus ihr hervorgegangene Willensentschluß ein absoluter, irreparabler war.

Doch auch durch die Natur der Engel an sich, abgesehen von der besondern Bestimmtheit, die sie etwa dem Willen imprägte, ist, wie es scheint, die Unmöglichkeit der Erlösung bedingt. — Die Erlösung ist nämlich, so weit wir sehen, nur dadurch möglich, daß eine neue Lebensfülle, die mächtiger ist als die vorhandene Macht der Sünde und des Verderbens in der gefallenen Creatur, eine Lebensfülle, die im Stande ist, Sünde und Verderben zu übermächtigen und auszuschelden, also eine übercreaturliche, d. h. göttliche Fülle sich in die gefallene Creatur versenke, mit ihr in persönliche, wesentliche Einheit trete, um in ihr und für sie die eingeschlagene, un-göttliche Entwicklung zu negiren, die unterbliebene gottgewollte Entwicklung zu pontiren, und dann sie selbst mit sich zu dieser Vollendung heranzuziehen, oder mit andern Worten: Um den Menschen zu erlösen, mußte Gott selbst Mensch werden, und um die Engel zu erlösen, hätte Gott

selbst Natur und Wesen der Engel bleibend in seine Persönlichkeit aufnehmen, selbst Engel werden müssen. Beim Menschen war dies möglich, wie wir bereits gesehen haben; bei den Engeln war es unmöglich, weil ihre Entfaltung zur Vielheit der Individuen eine gleich durch die Schöpfung vollendete und abgeschlossene war, weil kein durch Zeugung vermitteltes Band der Einheit von Natur und Wesen sie zusammenschloß, und darum, wenn Gott auch die Natur der Engel an sich genommen hätte, doch dieser Mangel wesentlicher und nothwendiger Einheit zwischen den einzelnen Individuen die Wirkung dieser Gottesthat auf Alle und für Alle nicht zugelassen hätte. Wäre Gott Engel geworden, so würde dieser Gott-Engel eben so individuell abgeschlossen neben da geschaffnen Engeln gestanden haben, wie diese von Anfang an unter sich da standen, während er, indem er Mensch wurde, in die innigste Wesens- und Blutsgemeinschaft mit dem ganzen Geschlechte und mit jedem Einzelnen aus ihm eintrat.

Die bei ihrer Schöpfung gesezte Geschlechtslosigkeit der Engel brachte es mit sich, daß eine Abstammung Aller von Einem nicht möglich war, und darin lag der Vortheil, daß der Fall des Einen sich nicht von ihm aus durch Zeugung auf Alle übertrug, wie es faktisch beim Menschen der Fall war. Aber zugleich war auch eben darin der Nachtheil beschlossen, daß eine Erlösung sich auch nicht von dem einen Erlöser aus vermittelst der auf der einheitlichen Abstammung beruhenden Wesensgemeinschaft auf Alle übertragen konnte.

Nachtheil und Vortheil wogen sich auf, und man kann nicht sagen, daß durch diese Eigenthümlichkeit ihres Wesens die Engel hinter dem Menschen zurückgesezt und vernachlässigt seien. Denn gerade Matth. 22, 30 zeigt ja, daß die Geschlechtslosigkeit an sich die höhere Stufe der Entfaltung ist, indem der Mensch erst am Schlusse seiner Geschichte, seiner absoluten Vollen dung, zu dem Stande gelangen

soll, in welchem die Engel von vorn herein bereits durch die Schöpfung gesetzt waren. Und die Möglichkeit auf Seiten der Engel, durch Willensverhärtung zur Erlösungsunfähigkeit zu gelangen, wird auf Seiten des Menschen aufgewogen durch die Möglichkeit, sich durch Willensverhärtung von der ihm dargebotenen Erlösung auszuschließen, und ebenso wie Jene zum absolut Bösen, zur rettungslosen ewigen Verdammniß zu gelangen. Das Moment absoluter Entscheidung, das für die Engel nach ihrer Natur und Bestimmung schon gleich anfangs nach ihrer Erschaffung eintrat, soll und kann ja auch dem Menschen nicht erlassen werden. Es tritt für ihn, seiner verschiedenen Natur, Bestimmung und Entwicklung gemäß, nur später, aber eben so unausbleiblich und in seinen Folgen ebenso unabänderlich ein.

§. 22. Die Continuität des Bösen bei den gefallenem Engeln.

Aber mit dieser gottwidrigen Selbstbestimmung des einen Theils der Engel war die Geschichte derselben noch nicht zu Ende. Umkehren konnten die gefallenem Engel nicht, wohl aber konnten sie noch weiter vorwärtsschreiten auf der Bahn des Verderbens.

Die freie, persönliche Kreatur hat das Privilegium, nicht nur sich gegen Gottes Bestimmung zu bestimmen, sondern auch nach der Losagung von Gott fort zu existiren, und die eingeschlagene widergöttliche Entwicklungsbahn bis zu ihrem äußersten Ziele ungehemmt zu verfolgen. Die göttliche Gerechtigkeit sowohl, wie die göttliche Weisheit forderte es, das einmal eingetretene Böse seinem selbstständigen Verlaufe zu überlassen. Die Freiheit ist dem kreatürlichen Geiste nicht bedingungsweise, sondern — dies fordert die Idee der Persönlichkeit — unbedingt gegeben; sie muß ihm auch bleiben, auch wenn er sich von der ewigen Quelle seines Ursprungs eman-

cipirt. Denn die Persönlichkeit ist das Gottähnliche in der Kreatur, und so lange Gott sich selbst achtet, wird er auch die Persönlichkeit in der Kreatur achten. Auch gegen den Teufel ist Gott gerecht, auch im Teufel respektirt er die Persönlichkeit. Darum konnte und wollte er nicht die Engel, nachdem sie böse geworden, vernichten, oder ihnen das Recht der Freiheit und der Existenz irgendwie schmälern oder alteriren.

Die Freiheit der Entwicklung mußte ihnen unverkümmert bleiben, aber jede Freiheit innerhalb der Kreatur hat auch zum andern ergänzenden Pole die Nothwendigkeit. Die Richtung, die sie einschlugen, stand ganz in ihrer Willkür, aber das Ziel, zu dem diese oder jene Richtung führt, ist ein nothwendiges, nicht zu änderndes. Es stand ganz in ihrer Hand, sich von Gott loszusagen, aber den nothwendigen Folgen dieser Gottlosigkeit mußten sie sich dabei unterwerfen. Die ewige Verdammniß selbst, welche die in ihrer ungöttlichen Selbstbestimmung krystallisirte Kreatur trifft, trifft sie nur darum, weil Gott auch jetzt noch die Persönlichkeit in ihr respektirt.

Und wie die göttliche Gerechtigkeit, so fordert auch die göttliche Weisheit, daß dem Bösen seine Entwicklung nach den in seiner Natur liegenden Gesetzen ungehemmt gelassen werde. Sobald das Böse da ist, tritt es als äußere Macht und Realität auf, deren innre Unmacht und Nichtigkeit dem göttlichen Willen gegenüber erst zur vollen Erscheinung kommen kann, wenn das Böse zur vollsten Selbstentfaltung gelangt ist, wenn alle Kräfte, die in ihm verborgen sind, sich entwickelt haben, wenn alle seine Kräfte fruchtlos aufgeboten sind, wenn der ungeheure Selbstbetrug und die furchtbare Selbsttäuschung, in welcher es eigenwillig und eigensinnig sich bewegt, unverhüllt und offen an den Tag getreten sind. Die Entwicklung des Bösen ist seine Befestigung, — und jeder scheinbare Triumph, den es davon trägt, ist eine neue Niederlage.

Eine Vernichtung der gefallenen Engel, eine Aufhebung — Freiheit und eine gewaltsame Hemmung ihres wider-

göttlichen Strebens von Seiten Gottes war also unzulässig. Da sie in Gemäßheit ihres Willens sowohl, wie ihrer Natur nicht erlöst werden konnten, mußten sie ihrem eignen Schicksal, dessen Schöpfer sie waren, überlassen werden, und da ihre Gottlosigkeit einmal eine entschiedene war, mußte sich auch Alles, was in ihr war, bis zur vollsten Entfaltung darlegen.

Sobald dies aber geschehen gewesen wäre, hätte auch, insofern sie selbst Object des Processes sind, das letzte Gericht über sie ergehen können. Aber sie sind noch in einem andern, nicht minder wichtigen Proceß mit verwickelt und mit theilhaftig, der erst zu Ende geführt werden muß, ehe das Ultimat-Urtheil über sie ergehen wird.

Wir meinen nämlich ihre Beziehungen zur Erde und zum Menschen, ihren Theil, den sie an der Geschichte des Menschen haben. Auch hier muß das Ihrige, das sie dazu gethan haben, zur vollen Entfaltung und — Beflegung gekommen sein, ehe sie gerichtet werden können. Vgl. §. 25.

§. 23. Die Wohnung der guten Engel.

Schon der allgemeine Begriff des kreatürlichen Geistes fordert die Annahme, daß demselben eine seiner Natur entsprechende Stätte im Raume, auf welcher er sein Leben und seine Freiheit bethätigen und seine eigenthümliche Aufgabe ausrichten könne, angewiesen sein müsse.

Als die Wohnstätte der guten Engel bezeichnet nun die heilige Schrift im Allgemeinen den Himmel. Allenthalben erscheinen sie als die himmlischen Heerschaaren, als die Bewohner jener seligen Höhen, zu denen der Mensch mit sehnüchtigem Verlangen emporblickt, die er als die Stätte ungehörter und unstörbarer Seligkeit und Herrlichkeit sich denkt. Ja die Begriffe Engel und Himmel liegen so nahe beisammen und die Correlation beider ist in der biblischen und christlichen

Anschauungsweise so tief innerlich begründet, daß fast immer einer mit dem andern verbunden ist, einer den andern herporruft.

Aber das Wort Himmel ist so weitschichtigen und vielseitigen Inhaltes, daß wir uns nach einer nähern und bestimmtern Begrenzung des Begriffes, insofern er als Correlat der Engel erscheint, umsehen müssen.

Anleitung dazu gibt uns jene bedeutungsvolle Stelle aus dem Buche Hiob (38, 1 ff.), die wir schon früher nach andrer Beziehung hin betrachtet haben (§. 17):

„Wo warst du, als ich gründete die Erde?

Als jauchzeten allesammt die Morgensterne
Und jubelten die Gottes söhne alle.“

Hier werden neben den Kindern Gottes, welche der Gründung der Erde jubelnd zusahen, auch die Morgensterne genannt, als in ihre Jubelhymnen mit einstimmend. Nach den bekannten Gesetzen des dichterischen Parallelismus in der hebräischen Poesie müssen aber nothwendig die beiden entsprechenden Glieder, die Morgensterne und die Kinder Gottes, wesentlich zusammengehören, entweder identisch sein oder wenigstens unter einen einheitlichen, gemeinsamen Begriff fallen.⁴⁴⁾

44) Auch dabei muß ich beharren, obwohl Hofmann (Schriftbeweis I, 352) sagt: „Man hat diese Stelle dazu gemißbraucht, einen Zusammenhang zwischen den Geistern und den Gestirnen in die biblische Anschauung einzutragen.“ — ... Wie entfernt der Dichter von dieser Vorstellung ist, erhellt aus R. 15, 15, wo „seine Heiligen“ mit den „Himmeln“ nicht anders abwechseln, als an der obigen Stelle „die Kinder Gottes“ mit den „Morgensternen“. Allein daß dies Argument nichts beweist, leuchtet bald ein. Jedenfalls ist der Parallelismus in 15, 15 nicht durch die Nebeneinanderstellung von himmlischen Gestirnen und irdischen Heiligen getragen, sondern entweder sind (mit Hahn 79) die Himmel als der Aufenthaltsort der Heiligen (und somit die Leptern als die Engel) zu denken, oder

Unter den Morgensternen haben wir die hehren Lichtwelten des Himmels, die in unvergänglichem Glanze über unserm Haupte prangen, erkannt. Was liegt nun näher, da wir auch sonst allenthalben den Himmel als die Wohnstätte der Engel bezeichnet finden, als die Annahme, daß der gottbegeisterte und geisterleuchtete Dichter sich die Kinder Gottes als die Bewohner der Morgensterne gedacht habe?

Ein neues Gewicht gewinnt diese Argumentation, wenn wir sehen, wie auch in den übrigen alttestamentlichen Schriften dieselbe Anschauung herrschte. Denn mit dem gleichen Worte „Heerschaaren des Himmels“ werden sowohl die himmlischen Gestirne (1 Mos. 2, 1; 5 Mos. 4, 19; Jes. 34, 4; Jer. 33, 22; Ps. 33, 6 u.) als auch die Heere der den Herrn lobenden und seine Befehle ausrichtenden Engel bezeichnet (1 Mos. 32, 1. 2; Ps. 103, 21; Ps. 148, 2; 1 Kön. 22, 19; vgl. Luc. 2, 13 u.).

Fragen wir nun näher nach der Naturbeschaffenheit dieser himmlischen Engelswelten, so werden wir in der Schrift keine nähern Aufschlüsse darüber erwarten dürfen. Die Offenbarung hätte ganz aus ihrer Rolle fallen, ihr Wesen und ihre Aufgabe ganz verkennen müssen, sie hätte zu einem Lehrbuche der Astronomie werden müssen, wenn sie die Himmelswelten in solcher Weise uns hätte beschreiben wollen.

Aber den ethischen und religiösen Reflex ihrer physischen Natur nimmt die Schrift wohl in das Bereich ihrer Anschauung und Darstellung auf.

Die Signatur alles Geschaffenen tragen auch sie zwar an

(mit Schlottmann u. A.) die Heiligen zwar als Erdenbewohner, dann aber auch die Himmel als Bezeichnung der Himmelsbewohner zu deuten, wie so häufig *col haarez* (die ganze Erde) von den Erdbewohnern gesagt ist. Wie geläufig eine solche Metonymie auch in Betreff des Himmels und der Engel war, zeigt schon dies, daß beide Begriffe mit ein und demselben Namen „Heerschaaren des Himmels“ bezeichnet werden.

sich: geschaffen sind sie durch den Willen des Schöpfers aus dem Nichts, denn er, der Schöpfer, ist allein ewig; — wandelbar und unvollkommen, wenn sie nach dem Maßstabe der absoluten Heiligkeit und Unwandelbarkeit Gottes gemessen werden. Darum spricht der heilige Sänger (Ps. 102, 26 bis 28):

„Vormals hast du die Erde gegründet,
Und das Werk deiner Hände sind die Himmel.
Sie werden vergehen und du bleibst,
Alle werden sie veralten gleich dem Kleide,
Gleich dem Gewande wandelst du sie, und sie werden gewandelt.
Aber du selbst und deine Jahre nehmen kein Ende.“

Und im Buche Hiob heißt es (25, 5):

„Siehe, selbst der Mond, er scheint nicht helle,
Und die Sterne sind nicht rein in seinen Augen.“

Dagegen tritt aber auch allenthalben sonst, wo nicht gerade der Gegensatz zwischen Geschöpf und Schöpfer die Darstellung beherrscht, der Himmel mit seinen glänzenden Welten als der Culminationspunkt aller Herrlichkeit und Seligkeit, aller Ordnung und Harmonie, innerhalb der Kreatur hervor; und das Loblied, das ihre Vollkommenheit, ihr Glanz und ihre Herrlichkeit, dem Schöpfer, der sie also gebildet, ertönen lassen (Ps. 19, 1), übertönt an Fülle und Harmonie alle andern Loblieder der Kreatur.

Und wie wäre es auch anders denkbar? Wie sollten die Himmelswelten, als die Wohnstätte der seligen Engelschöre, nicht auch der Herrlichkeit ihres Bewohners entsprechen? Der Leib muß seiner Seele entsprechen, die Wohnung ihrem Bewohner.

Erscheinen die Engel allenthalben als reine heilige Wesen, die bestanden sind in der Wahrheit, die treu geblieben sind ihrem göttlichen Berufe, bei denen Seligkeit und Leben, Friede und Freude herrscht, so muß auch ihre Wohnung einen entsprechenden Charakter tragen. Alle Äußerungen, Bilder

und Symbole der Sünde, der Krankheit und des Todes, der Finsterniß und des Verderbens, des Zwiespaltes, der Unordnung und der Verwirrung müssen fern geblieben sein von jenen seligen Wohnungen; jeder Blick muß dort ein Bild der Freude und Wonne, jeder Ton ein Hymnus des Entzückens, jede Bewegung ein Reigen seliger Liebe sein. Zahllos, wie die Menge der himmlischen Heerschaaren, müssen auch die himmlischen Wohnungen sein. Reich an lebendiger Bestimmtheit, an frischer energischer Eigenthümlichkeit, an blühender Mannigfaltigkeit erscheint das Wesen, die Aufgabe und die Bestimmung der Engel, ebenso reich und mannigfach individualisirt muß auch die Natur sein, die sie umgibt, die sie trägt.

Haben wir weiter aus der Schrift als besonders charakteristische Eigenthümlichkeit der Engel den Mangel der Geschlechtlichkeit erkannt, so werden wir ebenso vermuthen müssen, daß diese Eigenthümlichkeit sich auch in ihrer Behausung abspiegeln werde, daß auch Alles, was in unserm Weltgebiete als kosmisches Abbild menschlicher Geschlechtlichkeit sich vorfindet, dort fehlen werde; daß die erhabene Stätte, da sie weder freien noch sich freien lassen, auch frei sein werde von aller Polarität kosmischer Gegensätze, die sich einander suchen und fliehen, daß vielmehr alle kosmischen Kräfte daselbst in einheitlicher Fülle und Harmonie sich selbst zu ihren Funktionen genügen.

§. 24. Der Himmel als die Wohnung Gottes.

Ueber und außer aller Geschichte steht Gott, der aber dennoch alle Geschichte lenkt und beherrscht; über allen Wandlungen in der Welt der Kreaturen steht Er, der Unveränderliche, der dennoch in die Wandlungen der Kreaturen sich selbst verflucht, um sie zu seiner Unwandelbarkeit, zu unverlierbarer, zu absoluter Vollendung und Seligkeit zu erheben, zu erziehen. Mit seinem Jüglinge wird Er klein, mit ihm wächst Er bis

zum Gipfel seines Wachstums in der Creatur, bis die Creatur herangereift ist zur vollen Theilnahme an seiner eignen Seligkeit und Herrlichkeit, bis Er, Gott der Heilige und allein Selige, Alles in Allen sei (1 Kor. 15, 28).

Wir haben Engel und Menschen nach ihrer Stellung und Aufgabe kennen gelernt, haben den Himmel als die Wohnung der Engel, und die Erde als die Wohnung des Menschen betrachtet, haben endlich auch die Beziehungen Beider zu einander in ihren wesentlichsten Momenten erkannt. Es liegt uns nun noch ob, das Verhältniß Beider zu Gott und Gottes Verhältniß zu ihnen kennen zu lernen.

„Der Himmel ist der Thron Gottes, und die Erde ist seiner Füße Schemel“ sagt die Schrift (Jes. 66, 1; Matth. 5, 34. 35). Wir selbst sind zu beten gelehrt: „Vater unser, der du bist in dem Himmel.“ Es ist uns verkündigt, daß Christus, Gott von Gott, gen Himmel fuhr, um nach Vollendung seines irdischen Werkes zurückzukehren zum Vater und den Thron der Herrlichkeit wieder einzunehmen. Daraus geht hervor, daß wir uns Gottes Wesen im Himmel in eminentem Sinne gegenwärtig und wohnend zu denken haben.

Bei der Entwicklung des Begriffs Himmel kommt zweierlei in Betracht: die Vertikalität und die Zuständigkeit. Nach der ersten Beziehung, die im hebräischen Etymon (das Hochselende) besonders hervortritt, spricht die Zusammenstellung von Himmel und Erde den Gegensatz des Oben und Unten aus. An und für sich ist nun freilich der Begriff Oben und Unten, wie er schon physisch ein relativer ist, ein ethisch gleichgültiger. Aber findet das zu Gott geschaffene Herz hier nicht, was es bedarf, wonach es sich sehnt, so richtet sich der sehnfüchtige Blick nach oben; ist hier unten ringsumher Sünde und Verderben, so suchen wir dort oben Heiligkeit und Seligkeit. So wird denn dieser Begriff auch ein ethisch bedeutungsvoller, und die Vertikalität fällt mit der Zuständigkeit zusam-

men: Der Himmel ist nicht nur die Stätte der Seligkeit, weil er die Wohnung seliger Geister ist, sondern auch darum, weil er den Gegensatz zur Erde bildet, weil er die Stätte der Erhabenheit über das Irdische ist. Die Erde ist der Schauplatz der Sünde und des Todes, der Zwietracht und des Verderbens; der Himmel die Wohnung der Heiligkeit, ewiger Freude und ewigen Friedens. Die Erde ist das uns Nahe, Präsenze, das Gemeine, das Endliche, sinnlich Ergreifbare; der Himmel ist das Entfernte, Erhabene, Unerreichbare, Uebersinnliche, Unendliche, wobei wir abstrahiren von allem sinnlich Erkannten oder Erkennbaren, von den Verhältnissen und Zuständen, die hier sich finden, wie wir bei dem Begriff Gottes davon abstrahiren.

Dies Alles stellt nun den Himmel in nähere Beziehung zum Wesen Gottes, als die Erde. Gott ist allgegenwärtig, aber er ist auch von den Sündern abgesondert; nach jener Beziehung ist er auf der Erde eben so sehr als im Himmel, nach dieser Beziehung ist er von der Erde entfernt, über sie erhaben, also im Himmel. Seligkeit und Heiligkeit ist Gottes Wesen; je intensiver diese irgendwo herrschen, um so intensiver ist auch dort Gottes Gegenwart zu denken. Die Erde bietet dem Blick allenthalben Sünde und Tod dar, der Himmel ist die Welt der Engel, wo ungestörte Harmonie und Seligkeit herrscht, dort müssen wir uns daher seine Gegenwart potenzirt denken: der Himmel ist sein Thron, die Erde seiner Füße Schemel.

Ferner, Gott ist ein diesseitiger, er lebt in Allem, und Alles lebt nur, insofern Er es trägt und erhält, in jedem Grassalm unserer Erde ist Er zu finden, Er ist der ewig Immanente. In Ihm leben, weben und sind wir (Apgesch. 17, 28) und Er ist es, der allen Kreaturen Leben und Obem allenthalben gibt (B. 25). Aber Er ist auch ein jenseitiger, Er ist der unendlich über alles Endliche Erhabene, über demselben Stehende, von ihm Geschiedene und Verschiedene. Ist

nun der Himmel im Verhältniß zur Erde und das Jenseitige, das Erhabene, Uebersinnliche, gewissermaßen Unendliche, so steht auch in dieser Beziehung der Himmel in näherem Verhältniß zu Gott, als die Erde.

Aber hierbei können wir noch nicht stehen bleiben. Die höchste Intension seiner Gegenwart, die höchste Potenz seines Wohnens liegt, weil sie hier kein Genüge findet, noch über die äußersten Grenzen der Sinnlichkeit, d. h. Kreatürlichkeit, hinaus. Dort ist sein absolutes Wohnen, dort ist aller Himmel Himmel, das Allerheiligste Gottes, von wo Christus ausgegangen ist, wohin er zurückkehrte, um zu erscheinen vor dem Angesichte Gottes für uns (Ebr. 9, 24), dort der dritte Himmel, in welchen Paulus entzückt wurde und hörte unaussprechliche Worte, welche kein Mensch sagen kann (2 Kor. 12, 2), dort wohnt er in einem Lichte, da Niemand zukommen kann (1 Tim. 6, 16).

Ein solches über alle Grenzen der Sinnlichkeit, Endlichkeit, Kreatürlichkeit unendlich erhabenes Sein und Wohnen Gottes muß stattfinden, denn Ihn, der die Himmel und die Erde geschaffen, mögen ja der Himmel und aller Himmel Himmel nicht versorgen (1 Kön. 8, 27), und wie groß und vollkommen auch die Heiligkeit und Reinheit der Engel und ihrer Welten sein mag, so ist sie doch immer nur relativ vollkommen, und kann nicht bestehen, wenn man den Maßstab der absoluten Vollkommenheit anlegt. Darum heißt es auch: „Siehe, unter seinen Heiligen ist keiner ohne Tadel und die Himmel sind nicht rein vor Ihm“ (Hiob 15, 15).

§. 25. Rückblick auf die Urgeschichte der Erde und des Menschen.

Bei der Betrachtung der biblischen Urgeschichte (1 Mos. 1—3) blieben uns mehrere bedeutungsvolle Fragen ungelöst. Von seitdem aus spätern Offenbarungsdaten manche

neue Erkenntniß gewonnen. Sollte darin nicht der Schlüssel zu einem tiefern Verständniß jener liegen?

Wenn wir bei der Betrachtung des Sündenfalls in der Menschenwelt erkannten, daß dem Verführer des Menschen, der als Schlange auftrat, und darum auch als Schlange verflucht wird, ein persönliches geistiges Wesen zu Grunde liegen müsse; dort aber mit einem Fragezeichen über Natur und Wesen, Stellung und Character dieser Persönlichkeit hinweggehen mußten, so werden wir jetzt nicht mehr zweifelhaft sein können, wer und was der Versucher dort am Baume der Erkenntniß war.

Außerdem giebt uns aber die heilige Schrift in ihren spätern Stadien die bestimmtesten, klarsten und unzweideutigsten Zeugnisse darüber. Christus selbst nennt den Teufel den „Menschenmörder von Anfang“ (Joh. 8, 44), weil durch ihn die Sünde und durch die Sünde der Tod in die Menschenwelt gekommen ist. In der Offenbarung Johannis (A. 12, 9) heißt er geradezu „die alte Schlange, die die ganze Welt verführet hat.“ Vgl. 1 Joh. 3, 8; 2 Kor. 11, 3; Offb. 20, 2 u.

Steht die Schlange, durch welche der Mensch im ersten Anfange seines selbstthätigen Lebens verführt wurde, mit dem gesunkenen Engelfürsten in näher und wesentlicher Beziehung — gleichviel ob sie dessen Organ, Bild oder Repräsentant war, — so haben wir zugleich in dieser Geschichte auch ein Datum über die Zeit seines Falles. Er tritt uns an der Wiege der Menschengeschichte schon in vollendeter Widergöttlichkeit entgegen. Sein Fall hat also wenigstens vor dem Falle des Menschen, und da dieser die erste Bethätigung des menschlichen Willens war, auch vor der Schöpfung des Menschen stattgefunden. Weiter noch spricht aber alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß diese Katastrophe in der Engelwelt sehr bald nach der Erschaffung der Engel stattgefunden habe. Denn wie die Freiheitsprobe des Men-

schen der erste Anfang seiner Geschichte, die erste Bethätigung seines Willens ist, so gewiß auch die Freiheitsprobe der Engel.

Wie nach der Zeit des Falles, so haben wir auch nach dem Orte des Falles zu fragen. Daß dieser ein nothwendiges Postulat des Vorganges ist, ergiebt sich schon aus dem allgemeinen Begriff der Creatur, die ihr Leben nur im Raume und in der Zeit bethätigen kann. Nicht minder läßt sich bei dem innigen und wesentlichen Zusammenhang zwischen Geist und Natur mit Sicherheit voraussetzen, daß der Fall der Engel entsprechende Spuren des Verderbens in der Natur, die ihnen zur Wohn- und Übungsstätte angewiesen war, werde zurückgelassen haben, und daß diese Spuren um so bedeutender sein mußten, je wichtiger die Stellung der Empörer war, je einflußreicher und bedeutender die Katastrophe des Falls war⁴⁵⁾.

Da nun die gefallenen Engel schon beim Beginn des Menschengeschlechtes als vollendete Empörer erscheinen, so müssen die Spuren jener Verwüstung auch in vormenschlicher Zeit aufgesucht werden.

Wir nehmen den Codex der heiligen Offenbarungsurkunden zur Hand, und treffen gleich in der ersten Zeile auf das räthselhafte *tohu va bohu*, auf jene Wüsth, Leerheit und Finsterniß, in welcher der erste Blick des heiligen Seherd die Erde, die durch das Sechstagerwerk zur Stätte des Lichtes und der Lebensfülle werden sollte, erblickte.

Sollten wir hier nicht gefunden haben, was wir suchen, eine Verwüstung, wie wir suchen, in der Zeit, in welcher wir sie suchen?

Wir mußten früher (S. 6) bei dieser räthselhaften Hieroglyphe der biblischen Urgeschichte vorübergehen, ohne sie

45) Die Berufung auf Jud. 6 und 2 Petr. 2, 4, die früher hier Platz hatte, muß ich jetzt als ungebührig fallen lassen. Vgl. meine Geschichte des alten Bundes. Bd. I. Zweite Aufl. § 14, 1 Erl. 2.

deuten zu können, ohne ihr Wesen und ihren Ursprung ergründen und begreifen zu können. Wir haben aber unterdeß, auf unserm weitem Wege durch die Offenbarungsurkunden, gar mancherlei neue Erkenntnisse gewonnen, die uns vielleicht den Schlüssel zu jenem Räthsel bieten können.

Schon früher, als unsre forschende und sinnende Betrachtung zuerst bei jenen Worten verweilte, ohne jedoch befriedigt werden zu können, — fanden wir, daß die Worte „*vahohu*“ wo sie sonst noch vorkommen, immer und ohne Zweifel positive Verwüstung und Verödung, die statt früherer Lebensfülle und Fruchtbarkeit eingetreten sind, bezeichnen. In dieser Thatsache schon liegt, wenn auch nicht die Nothwendigkeit, doch wenigstens die Wahrscheinlichkeit vor, daß sie auch hier in demselben Sinne zu fassen seien.

Auch das konnten wir uns nicht verbergen, daß die Worte: „*die Erde war wüste und leer, und Finsterniß auf der fluthenden Tiefe*“ an sich, abgesehen auch von jenem anderwärts sich constatirenden Sprachgebrauch, viel natürlicher und angemessener von einer seit der Schöpfung eingetretenen Verwüstung eines Schöpferwerkes Gottes, als von einem noch nicht zur Vollenbung gelangten, noch nicht mit Licht und Leben erfüllten reinen Gotteswerke zu verstehen seien, — weil auch das noch unvollendete, noch unausgebildete Gotteswerk doch schon nach dem Maße seiner dormaligen Ausbildung und Capacität einen Reflex göttlicher Harmonie und Ordnung, so wie göttlichen Lichtes und Lebens darstellen müsse.

Schon auf jenem Standpunkte also mußte es uns wahrscheinlich sein, daß die öde, finstre Wüsten der urweltlichen Erde eine Verwüstung und Verödung eines ursprünglich mit Leben und Harmonie erfüllten Gotteswerkes sei. Es fehlten uns nur noch die nöthigen Data, um diese vorauszusetzende Verwüstung in ihrem Ursprung, ihrem Wesen und ihren geschichtlichen Beziehungen zu erkennen.

Wir haben nun aber diese dort vermischten Data in dem Fall der Engel gefunden. Dort eine Verwüstung, für welche wir nirgends anders einen Urheber zu finden wissen, — hier einen Verwüster, für den wir nirgends anders eine entsprechende Verwüstung auffinden können! Dort Finsterniß auf stuthendem Chaos, Wüste, Dede und Leerheit; hier ein Reich der Finsterniß, Geister des Abfalls, der Verwirrung und Zerstörung. Nicht minder passen die Zeiten zusammen, denn Beides fällt vor die Erschaffung des Menschen, vor das Sechstagerwerk⁴⁶⁾.

Da nun alle Merkmale beider Thatsachen, des Falles der Engel und der Verwüstung der urweltlichen Erde, hier einheitlich zusammentreffen, so sind wir nicht nur berechtigt, sondern auch nahezu genöthigt, diese Einheit, zu der uns Alles hindrängt, festzuhalten und das Tohu wabohu in 1 Mos. 1, 2 als Folge des Falles der Engel anzusehen. Und bemerken wir weiter noch, daß von dieser Annahme aus, und nur von ihr aus noch viele andre Fragen eine genügende Beantwortung und viele Räthsel in der Geschichte des Menschengeschlechtes ihre genügende Lösung finden, — daß von dieser fundamentalen Erkenntniß aus sich ein unerwartetes Licht über so manche dunkle Partie der religiösen Erkenntniß

46) Die hier vertheidigte Auffassung ist schon sehr alt. Schon im zehnten Jahrhundert erklärte der englische König Edgar in der Bestätigung des Gesetzes Oswalds: „Da Gott die Engel nach ihrem Falle von der Erde vertrieben, worauf diese in ein Chaos verwandelt worden ist, habe er nun die Könige auf Erden eingesetzt, damit Gerechtigkeit auf Erden herrsche.“ Vgl. Tholuck verm. Schr. II, 230. Auch in späterer, neuerer und neuester Zeit ist sie sehr verbreitet, und nicht nur Theosophen und theosophisch tingirte Ausleger, wie J. Böhme, St. Martin, J. M. Dahn, Fr. v. Meyer, Hamburger u. sind ihr zugethan, sondern auch so besonnene und nüchterne Männer, wie Reichel, Stier, G. H. v. Schubert, Anjewel, Drechsler, Rubelbach, Gueride, M. Baumgarten, Lebeau, A. Wagner und viele Andere haben sich für sie ausgesprochen.

ergiebt, — wie sich im weitem Verlauf unsrer Untersuchung zeigen wird, so werden die Bedenken und Zweifel an der Richtigkeit und Zuverlässigkeit dieser Combination, die etwa hier noch übrig bleiben könnten, vollends schwinden müssen.

Wir haben also bereits in vormenschlicher Zeit eine Erde und nicht minder eine Geschichte, die sich auf ihr und an ihr entfaltet hat. Der Prophet der Urgeschichte erblickt diese Erde als Wüste und Leerheit. Voran ging dem chaotischen Zustande der Verwüstung und Verödung ein Zustand der Ordnung, des Lichtes, des Lebens, wie er jeglichem Gotteswerke geziemt; — und ebenso folgte ihm eine schöpferische Restitution im Sechstageswerk, durch welche aus der Finsterniß das Licht, aus der Verwüstung und Verödung Ordnung und Lebensfülle hervorgerufen wurde, durch welche unsre jetzige Erde gegründet, geordnet und belebt wurde⁴⁷⁾.

47) Die Polemik Hofmann's (Schriftbew. I, S. 238. 242) und Delitzsch's (Gen. S. 63) gegen meine Auffassung trifft dieselbe nicht. Ich habe nicht behauptet (vgl. § 6), das tohu vabohu in 1 Mos. 1. 2 könne nur eine Verwüstung und Verödung bezeichnen. Eben so wenig habe ich die Uebersetzung: „Und die Erde wurde wüste und leer“ gebilligt. Ich habe vielmehr Beides ausdrücklich bestritten. Ich habe ferner nicht meine Ansicht aus Gen. 1 herauseregereift, habe nicht „zwischen den Zeilen“ gelesen, vielmehr ausdrücklich zugestanden, daß sowohl der Concipient als der spätere Redactor von Gen. 1 noch nicht in dem tohu vabohu gefunden habe, was ich darin finde. Meine Ansicht gründet sich allein auf Combination von Gen. 1, 2 mit den Daten späterer Offenbarungsstadien. Ich vindicire dieser Ansicht nicht die Autorität offenbarter Wahrheit, auch nicht den Charakter nothwendiger Consequenz. Sie ist und bleibt eine Hypothese, eine Vermuthung, die nur auf Wahrscheinlichkeit, nicht auf Gewißheit Anspruch macht. Sie ist mir lieb und theuer geworden, weil sich mir in ihr viele hieher bezügliche Räthsel der Schrift- und Naturforschung befriedigend lösen, weil sie mir die Entwicklungsgeschichte des gesammten Kosmos unter einen Gesichtspunkt stellt u. Was Delitzsch weiter noch entgegenhält, ver-

Die Verwüstung war eine Folge des Falles der Engel, woraus wir weiter schließen, daß jene urweltliche Erde die Wohn- und Übungsstätte desjenigen Theiles der Engel war, die sich gegen Gott empörten und dadurch ihr Fürstenthum verloren und ihre Behausung zu verlassen genöthigt waren. In demselben Maße nun, wie die gefallenen Engel vor ihrem Falle mit den übrigen Engeln gleiches Wesen, gleiche

schlägt nicht das Mindeste. Er sagt: „Der Schöpfungsbericht redet für das unbefangene Verständniß von der Schöpfung des Weltalls“ (zugegeben! aber von der Schöpfung des Weltalls nur so weit, als es zur Erde in Beziehung steht oder tritt), „nicht von einer bloßen Umschöpfung der Erde und ihres Sonnensystems“. (Von einer Umschöpfung habe auch ich in Gen. 1 nichts gefunden, sondern nur von einer Belebung und Individualisation des wüsten und öden Chaos. Können wir dieses auf Grund späterer Offenbarungsbaten als das Residuum einer früheren, zerstörten Schöpfung ansehen, so mag, was von B. 3 an berichtet wird, immerhin eine „Umschöpfung“, oder wie ich mich ausgedrückt habe, „Restitution oder Neuschöpfung“ genannt werden. Das Sonnensystem habe ich schon in der zweiten Auflage nicht mehr in das Bereich der Neuschöpfung hineingezogen.) Völlends nichtig ist es, wenn Delitzsch fortfährt: „Die außerisraelitische Kosmogonische Sage, die hier gehört zu werden verdient, weiß nichts von einem Chaos, dessen Ursache der Fall der Engel gewesen wäre.“ Ob die heidnische Sage hier gehört zu werden verdient, oder nicht, mag dahin stehen. Ich gebe es vorläufig zu. Aber was folgt daraus? Weiter nichts, als daß sie eben so wenig wie die israelitische Sage in der mosaischen Zeit etwas von einer durch den Fall der Engel verwüsteten Erde weiß; daß dies eine Erkenntniß ist, die der gemeinsamen Ursage noch gefehlt hat, die erst aus Combination späterer Offenbarungsmomente erschlossen werden kann. — Delitzsch stellt dann meiner Hypothese eine andere entgegen, die das Wahre an der meinigen behauptet, ihr Verfehrtes und Irriges beseitigt zu haben meint, von der ich aber nur dies einsehe, daß sie auf allen Seiten unhaltbar ist; — wie ich unten nachzuweisen gedenke. (Vgl. die erste Zugabe § 21. 22.)

Fähigkeit und Bestimmung hatten, mit ihnen unter einen gemeinsamen Gattungsbegriff zusammenfassen, in demselben Maße werden auch ihre beiderseitigen Wohnungen gleichartig gewesen sein, und da im Allgemeinen keine Gattungsverschiedenheit zwischen diesen und jenen Engeln statt fand, so wird auch die urweltliche Erde in ihrem ursprünglichen, noch unverstörtem Zustande, im Allgemeinen und Gattungsmäßigen den übrigen Himmelswelten homogen gewesen sein.

Die Restitution dagegen war ein Ergebniß des göttlichen Rathschlusses, vermöge welches er sich seinen Weltplan nicht stören läßt, vermöge welches er eine ganze Welt des Lebens, die ins Verderben gerathen war, wieder aus den Fluthen des Verderbens emporhebt, den Verderber von ihr erlirkt und einen neuen Bewohner und Herrscher, den Menschen, auf sie setzt, — woraus wir weiter schließen, daß der Mensch, an die Stelle Satans und seiner Engel gesetzt, auch dessen unterbliebene Aufgabe auszurichten, den gestörten Eingang des Weltalls, den durchbrochenen Zusammenschluß des Ganzen, wiederherzustellen, und ihn selbst, den Zerstörer und Empörer, zu besiegen und zu richten, berufen war. „Wisset ihr nicht,“ sagt der Apostel Paulus (1 Kor. 6, 2. 3), „daß die Heiligen die Welt richten werden? Wisset ihr nicht, daß wir über die Engel richten werden?“

Der Mensch war also an diejenige Stelle des Weltalls gesetzt, wo aller Augen auf ihn gerichtet sein mußten, an die Stelle, die vielleicht schon ihrer ursprünglichen Natur und Bestimmung nach die wichtigste war, jedenfalls aber durch das, was hier geschehen war, und nicht minder durch das, was hier noch geschehen sollte, eine culminirende Stellung, eine überragende Wichtigkeit erlangt hatte. Von seinem Benehmen, von seiner Entscheidung und Geschichte hing nun die weitere Entwicklung der Geschichte des Weltalls ab.

Die Empörer aber, welche in den Weltplan jene Störung, die nun überwunden werden soll, gebracht haben, sind

verbannt aus ihrer ursprünglichen Behausung, insofern dieselbe jetzt in ihrer Restitution ihnen heterogen geworden ist. Ihr Element ist die Finsterniß, die Verwüstung und Verwirrung, darum mußten sie weichen, als das schöpferische Allmachtswort Gottes sprach: „Es werde Licht!“ — als Gottes allweises Machtgebot die chaotische Verwirrung in harmonische Ordnung auflöste, als er die öde und lebensleere Stätte mit neuer Fülle seligen Lebens erfüllte.

Aber weil erst der Anfang und noch nicht die absolute Vollendung der neuen Weltentwicklung gesetzt ist, sind die gesunkenen Engel noch immer eine, wenn auch bereits in der Idee (durch den göttlichen Rathschluß), doch noch nicht völlig in der Erscheinung (durch die Bewährung des Menschen) gebrochene Macht. Ihre Behausung haben sie verlassen müssen, ihr Lehn ist einem andern Herrn ausgethan, aber ihre, wenn auch an sich ungültigen Ansprüche an dasselbe können sie noch geltend machen, bis die Nichtigkeit derselben sich faktisch herausgestellt, bis sie im Gericht der Weltgeschichte ihren großen Proceß gänzlich verloren haben, bis ihnen all das Ihrige aus dem Läuterungsfeuer des letzten Gerichtes (2 Petri 3, 10) als ausgeschiedene Schlacken wiedergegeben und zum ewigen Kerker der Hölle angewiesen ist (Offb. 20, 9. 10).

Ihr Interesse an der Erde, ihre Ansprüche an dieselbe, ihre Feindschaft gegen den Menschen, dem das ihnen entrissene Lehn geschenkt ist, der berufen ist, das Gericht über sie, dem sie schon ideell verfallen sind, auch thatsächlich in Ausführung zu bringen (1 Kor. 6, 3), dies Alles erklärt sich von hieraus völlig genügend. Es tritt von hieraus die Bedeutung der Erde als des geschichtlichen Mittelpunktes des Universums, wo sich aller Kampf zwischen Gutem und Bösem concentrirt, wo das Schicksal der ganzen Welt ausgefochten wird, in ihr rechtes Licht; es erklärt sich, wie das ganze Universum erst mit der Vollendung der Erde vollendet sein kann. Der großartige Zusammenhang zwischen Himmel und

Erde, den die Offenbarung allenthalben voraussetzt, erscheint nicht mehr als ein unbegreifliches Räthsel; es erscheint nicht mehr als Zufall und Willkühr, daß die Erde der Mittelpunkt des Weltalls, der Schauplatz der herrlichsten Gottesoffenbarungen, ja sogar der Menschwerdung des Sohnes Gottes wurde; es erklärt sich, wie die Menschwerdung Gottes nicht bloß der armen Erde, sondern dem ganzen Weltall zu Gute kommt.

§. 26. Fortsetzung.

Mit der im vorigen Paragraphen gewonnenen Erkenntniß bereichert, nehmen wir nun nochmals den biblischen Bericht über den Sündenfall des Menschen (1 Mos. 2. 3) vor, in der Hoffnung, daß sich uns von ihr aus noch eine tiefere Einsicht in denselben erschließe, als uns früher, wo wir ihn bloß an und für sich in Erwägung ziehen konnten, möglich war.

Und diese Hoffnung täuscht uns nicht. Nicht nur die Versuchung selbst, ihre Art und Weise, ihre Form und ihr Inhalt, tritt jetzt unter eine hellere Beleuchtung, sondern auch die eigentlichen Räthsel des Berichtes, nämlich der Baum der Erkenntniß, der das Substrat, und die Schlange, die das Organ der Versuchung war, treten unserm Verständnisse näher.

Als freies und daher der Selbstbestimmung und Selbstentwicklung bedürftiges Wesen, mußte der Mensch eine Freiheitsprobe bestehen, — das begreift sich von vornherein. Aber schon das begreift sich nicht so leicht, warum diese Freiheitsprobe in der Form der Versuchung austrat, warum der göttliche Wille, der dem Menschen Anlaß zur Entscheidung geben sollte, nicht als eine positive, sondern als eine negative Forderung, nicht als Gebot, sondern als Verbot, sich aussprach.

Willkühr ist nirgends im göttlichen Walten, und am we-

nigsten der persönlichen, geistigen Kreatur gegenüber, denkbar. In der Stellung des Menschen selbst muß also die Nothwendigkeit gelegen haben, daß seine Freiheitsprobe sich an einem Verbote und nicht an einem Gebote verwirklichen sollte. Jedes Verbot setzt schon das Vorhandensein eines Bösen voraus, sei es im Subjekt, dem etwas verboten ist, oder im Objecte, das ihm verboten ist. Im Subjekte der Freiheitsprobe, im Menschen, konnte es unmöglich liegen, theils weil er noch im unentwickelten Urstande des unmittelbaren Geschaffenseins sich befand, theils auch weil im andern Falle die Probe eben so unnöthig, wie unzulässig gewesen wäre. Das Böse mußte also außer dem Menschen vorhanden sein. Und doch war Alles, was Gott geschaffen hatte in, an und auf der Erde, gut, sehr gut (1 Mos. 1, 31). Woher denn nun das Böse?

Der Baum der Erkenntniß (vgl. S. 12) war ein Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen, nicht bloß des Guten oder Bösen; und der Mensch sollte an ihm in jedem Falle, sowohl des Essens wie des Nichtessens, zur Erkenntniß des Guten und des Bösen kommen. Wäre kein Böses dagewesen, so hätte aber der Mensch im Falle gottgemäßer Entscheidung nur zur Erkenntniß des Guten kommen können, denn eine Erkenntniß des Nichtvorhandenen ist ein Unding. Und worin lag denn die Nothwendigkeit begründet, daß er in jedem Falle zur Erkenntniß des vorhandenen Bösen kommen sollte, das doch nur außer ihm, ja, wie es scheint, ganz außerhalb des Reiches seiner Wirksamkeit lag, — denn Alles auf der Erde war ja gut, sehr gut?

Gott hat wie die andern Bäume, so auch den Baum der Erkenntniß aufwachsen lassen im Garten (1 Mos. 2, 9). Warum warnt er denn vor seinem eignen Werke? Der Baum ist ein Baum des Todes, denn der Mensch wird ein Kind des Todes, sobald er davon ißt (1 Mos. 2, 17), und doch ist er nöthig, nützlich, unentbehrlich, obwohl der Mensch

nicht zum Tode, sondern zum Leben bestimmt ist. Der Baum ist gut, denn Gott hat ihn geschaffen, und er ist doch auch zugleich von Uebel, denn er kann dem Menschen den Tod bringen. Wie reimt sich das?

Gott versucht Niemand zum Bösen (Jak. 1, 13), und doch war die Probe eine Versuchung, und zwar, wie der erste Blick zeigt, eine ausdrückliche Versuchung zum Bösen. Gott also kann der Schlange nicht Anlaß und Antrieb zu ihren Machinationen gegeben haben. Der Versucher kann vielmehr Anlaß und Antrieb dazu nur aus sich selbst genommen haben, und Gottes Mitwirkung kann nur eine die Nothwendigkeit der Versuchung anerkennende, und insofern die Versuchung auch selbst wollende Zulassung gewesen sein. Worin hatte aber diese Nothwendigkeit ihren Grund? Was für ein Interesse hatte der Versucher daran, sich an den Menschen zu machen? was trieb ihn an, den Menschen ins Verderben zu locken? Wäre es bloß die allgemeine Lust des Bösen gewesen, Genossen seiner Schuld zu haben, Andre mit hineinzuziehen in das Verderben, in das er selbst gerathen, ohne einen andern innern Grund, ohne wesentliche Beziehung des Einen zum Andern, dann wäre es völlig unbegreiflich, wie Gott solch Gelüste zulassen, ja selbst ihm Thor und Thür öffnen konnte.

Alle diese und ähnliche Schwierigkeiten lösen sich nun aber befriedigend von jener Erkenntniß aus, daß die gefallenen Engel die frühern Bewohner der Erde waren, und daß die durch ihren Fall zerstörte Erde durch Gottes Gnade und Allmacht restituirt und dem Menschen zur Wohn- und Übungsstätte angewiesen ist.

Nun erklärt sich, welch ein nahe Interesse Satan daran hatte, Alles aufzubieten, um den Menschen zum Abfall zu verleiten, seine göttliche Bestimmung zu vereiteln, und ihn ins Verderben zu stürzen. Es war natürliche Feindschaft, tiefbegründeter Haß und Neid, Zorn und Rache gegen den neuge-

schaffenen Emporkömmling, gegen den bevorzugten Nebenbuhler, der die Behausung eingenommen hat, aus der er selbst verstoßen worden ist, dem das Fürstenthum zu Theil geworden ist, das er selbst verloren hat; dem alle Seligkeit und Herrlichkeit verliehen ist, die ihm auf ewig entzissen ist; ja der berufen ist, das Gericht der Verdammniß über ihn selbst auszuführen. Es war die Nothwehr der Verzweiflung, die die äußerste Anstrengung macht, um sich zu retten; es war die Hoffnung des Wahnsinnes, das verlorne Erbe wieder zu gewinnen und dem Gericht des großen Tages, für das er aufbehalten ist mit ewigen Banden in Finsterniß (Jud. 6), gänzlich zu entgehen.

Nun erklärt sich auch, wie Gottes Gerechtigkeit und Wahrheit die Versuchung zulassen konnte, zulassen mußte, ja selbst sie wollen, sie herbeiführen konnte und mußte, — trotzdem, daß er nach seiner Allwissenheit den Fall voraussah. Gott hatte den Menschen zum Besitzer und Herrscher der Erde, zum Wiederhersteller der zerstörten Harmonie im Weltall, zum Heersführer in dem großen und heiligen, durch den Fall der Engel entbrannten Kampfe der creatürlichen Geister, zum Sieger und endlichen Richter der Empörer bestimmt. Als freies persönliches Geschöpf mußte der Mensch aber durch freie Entscheidung den göttlichen Beruf sich aneignen, sich selbst die ihm bestimmte Stellung erkämpfen, sich selbst das Recht zum Besitz des herrenlos gewordenen Erbes und zum Richteramte über den Empörer sich erringen. Als freies Geschöpf konnte er auch, statt in Gottes Willen und Beruf einzugehen, mit dem Feinde Gottes gemeinsame Sache machen, und wie jener, sich selbst auf den Thron Gottes setzen wollen. Und auch gegen den Teufel ist Gott gerecht, er konnte und wollte ihm nicht wehren, Alles, was sein eigen ist, anzuwenden, um sich Gott gegenüber zu behaupten. Erst wenn Alles fruchtlos versucht war, was versucht werden konnte, erst wenn Satan sich selbst in seiner absoluten Ohnmacht, die sogar im schein-

baren Siege nur unterliegen kann, zum Bewußtsein gekommen ist, erst dann kann und soll das letzte Gericht über ihn ergehen.

Nun erklärt sich ferner, warum die Probe der Selbstbestimmung eine Versuchung sein mußte, und warum der Mensch nicht zunächst im Thun eines Gebotenen, sondern im Nichtthun eines Verbotenen seine Freiheit bewähren sollte. Da schon ein Böses vorhanden war, und da der Mensch diesem Bösen keineswegs indifferent gegenüberstand, vielmehr seine ganze Stellung und Existenz, seine Aufgabe und Bestimmung gegen dasselbe gerichtet war, so mußte er vor allem Andern aus freiem Entschluß sich in ein selbsterwähltes Verhältniß zu demselben setzen.

Nun erklärt sich endlich auch jener seltsame Widerspruch, der an dem Baum der Erkenntniß haftet, daß er von Gott hervorgerufen und doch ein Baum des Todes und des Verderbens ist, so wie der Widerspruch, daß Satan, nachdem er eine Behausung hat verlassen müssen, doch noch einen Halt- und Stützpunkt an jenem Baume hat, bei ihm erscheinen, an ihm sein Heil gegen den Menschen versuchen darf. Zwischen ihm und dem Baume muß, obwohl Gott ihn hat aufwachsen lassen, doch noch ein geheimer Rapport stattfinden, er muß an ihm noch etwas von seinem Eignen, etwas ihm selbst Verwandtes, ihm Angehöriges finden, an dem er sich anklammern und festhalten kann.

Dies aufzufinden ist nicht schwer. Durch Satans Empörung ist Tod und Verderben als kosmische Potenz in die uralte Erde hineingekommen, die Erde ist zum Tohu va Bohu geworden. Durch die Restitution im Sechstagerwerke hat Gott neue kosmische Potenzen des Lebens in die verfallene Erde hineingesenkt und zur Gestaltung gebracht. Der Mensch ist nun zwischen Beides gestellt, zwischen Gutes und Böses, zwischen Leben und Tod. Es ist ihm Beides von Gott zur Wahl, so zu sagen, mundgerecht bereitet und vorgesetzt. Das kosmische Gute, das Gott durch die Neuschöpfung der Erde

dargestellt, ist concentrirt in dem Baume des Lebens; das kosmisch Böse, das von Satan stammt, ist concentrirt in dem Baume der Erkenntniß Gutes und Böses, — aber auch mit der Ringmauer der göttlichen Warnung und Drohung umgeben. In der Stellung, die der Mensch durch freien Willensentschluß zu dem kosmisch-Guten und Bösen einnehmen wird, gegenüber der göttlichen Warnung und der teuflischen Lodung soll sich in ihm das ethisch-Gute oder Böse erzeugen.

Aber die Schlange? Sie ist eine Hieroglyphe der Urzeit, an der wir vorübergehen müssen, ohne sie völlig enträtheln zu können. Zwar das, worauf es allein ankommt, das geistige, persönliche Princip, das in ihr oder durch sie wirkt, liegt nach seinem Wesen, seiner Tendenz, seinen Absichten und Interessen klar vor Augen. Nur die Vermittelung der leiblichen Erscheinung mit dem geistigen Princip bleibt räthselhaft und unerklärt. Vielleicht könnte man sie ähnlich auffassen, wie oben der Baum der Erkenntniß gefaßt ist, könnte sich denken, daß Satan, Schlange und Baum zusammengehören als persönliche, animalische und vegetabilische Existenz- und Concentrations-Form des Bösen, das, durch den Fall der Engel entstanden, durch Gott gebunden, von den Menschen hätte besiegt und gerichtet werden sollen.

Was der Weibessame jetzt erst in der Fülle der Zeit vermag, der Schlange den Kopf zu zertreten, das hätte der Mensch schon im ersten Anfang seiner Geschichte thun sollen. Er würde es gethan haben durch Gehorsam gegen das göttliche Gebot, durch Abweisung des Versuchers, durch Verachtung seiner lügnerisch-verheißungsvollen Gaben. Baum und Schlange waren die letzten Reliquien des Satanischen auf der erneuerten Erde. Durch Gottes schöpferisches Walten war die Macht des Tohu va Bohu bereits gebrochen. Die letzten Ausläufer desselben, Baum und Schlange, sollte der Mensch selbst überwinden und bannen. Es waren die letzten, die ein-

zigen Anhaltspunkte Satans auf der neuen Erde, das Einzige auf ihr, das er noch sein nennen konnte. Sobald sie überwunden und gebannt worden wären, wäre auch Satan selbst überwunden und gebannt gewesen, und die Aufgabe des Menschen, „den Garten in Eden zu bebauen und zu bewahren“ würde sich zu der, ihn bloß zu bebauen, vereinfacht haben.

§. 27. Die gegenwärtige Stätte der gefallenen Engel.

Die in der Ueberschrift gestellte Frage ist für eine Darstellung der biblischen Weltanschauung bedeutend genug, unsre Aufmerksamkeit eine Zeitlang in Anspruch zu nehmen.

Als Kreaturen, und somit den Schranken der Endlichkeit und Begränzung unterworfen, müssen auch die gefallenen Engel irgendwo im Raume sich aufhalten. Es muß im Gebiete des Raumes irgend eine Stätte sein, die ihnen als Wohnstätte dient und ihrem gegenwärtigen Zustande entspricht. Wo haben wir diese Stätte zu suchen?

Bei der Erörterung dieser Frage werden wir, um uns vor Einseitigkeiten und Mißverständnissen zu sichern, es stets im Auge behalten müssen, daß auch die gefallenen Engel Geister sind, in demselben Sinne, wie ihre nichtgefallenen Genossen es sind (§. 18), mit der Negation eines fleisch- und knochenhaften, mit der Position eines geistartigen Leibes⁴⁸⁾,

48) J. P. Lange (Dogm. S. 571) möchte sich die Dämonen als eine „entleibte Geisterschaar“ denken. Ich kann ihm darin nicht beistimmen. Nirgends in der heil. Schrift findet sich die geringste Andeutung, welche für diese Ansicht geltend gemacht werden könnte. Sie müßte also aus der Analogie der menschlichen Natur geschlossen werden. Es müßte das Naturgesetz, daß der Tod der Lüste Sold sei, als auch in der Engelwelt geltend angesehen werden. Diese Voraussetzung erscheint mir aber nicht nur unbefugt, sondern auch nach allen Seiten hin unzulässig. Daß in der Schrift

so daß sie vermöge ihrer Geisterhaftigkeit in dem ihnen zugestandenem Gebiete der Wirksamkeit sich mit derselben Leichtigkeit die mindeste Berechtigung dazu vorhanden ist, liegt am Tage. Die fundamentale Verschiedenheit der Engel- und Menschennatur, wie sich dieselbe aus der Schriftanschauung ergibt, verbietet vielmehr, solche Schlüsse zu ziehen. Alles, was die Schrift über die Natur der Engel im Allgemeinen und die Zustände der gefallenen Engel insbesondere lehrt, schließt den Begriff des leiblichen Todes bei ihnen aus. Insofern dem Sage: „der Tod ist der Sünde Sold“ eine allgemein gültige Nothwendigkeit inne wohnt, wird er allerdings auch auf die Engel Anwendung finden, aber dann werden wir bei ihnen als Geistern auch nur an den geistlichen oder ewigen Tod denken dürfen. An einen leiblichen Tod ist bei Geistern, deren Leiblichkeit von vornherein eine geistartige (pneumatische) ist, nicht zu denken. Der Mensch kann dem leiblichen Tode anheim fallen, weil und solange seine Leiblichkeit noch eine fleischhafte ist, die zur pneumatischen potenziert werden kann und soll, nicht aber der Engel, dessen Leiblichkeit von vorn herein, schon durch die Schöpfung, als eine pneumatische gesetzt ist. Auf dasselbe Resultat führt die tiefer Erörterung der den Engeln von Natur zukommenden Geschlechtslosigkeit mit ihren Prädikaten der Zeugungs- und Geburtslosigkeit. Und endlich wird auch a posteriori aus der Erlösungsunfähigkeit der gefallenen Engel derselbe Schluß gezogen werden müssen, wenn man bedenkt, daß der leibliche Tod, als Sold der menschlichen Sünde, nicht reine Strafe ist, sondern eine Strafe, die vom Heilerathschlusse Gottes ebenso sehr wie von der menschlichen Sünde bedingt, zugleich Fluch und Segen ist, denn ohne Tod hätte es für den Menschen keine Erlösung gegeben (§. 16). Die Analogie zwischen Menschen und Engelnatur, welche Matth. 22, 30 und 1 Kor. 15 (§. 15) setzt, beruht auf einer Nebeneinanderstellung der Auferstehungsleichheit der Menschen mit der Schöpfungsleiblichkeit der Engel. Wollen wir nun aus dieser Analogie Schlüsse ziehen, so können diese nur dahin gehen, daß die Leiblichkeit der Engel nach ihrem Falle (als ihrer Sünde Sold) der Leiblichkeit entsprechend sei, welche die gottlosen Menschen in der Auferstehung des Gerichtes (Joh. 5, 29) anziehen, — hier wie dort ein Zeugniß der Erlösungsunfähigkeit.

igkeit, Schnelligkeit und Ungebundenheit bewegen, wie die guten Engel sich naturgemäß in der ihnen angewiesenen Wirkungssphäre bewegen.

David Strauß hat der heiligen Schrift den Vorwurf gemacht, daß in Betreff des gegenwärtigen Zustandes und Aufenthaltes der Dämonen ihre Vorstellungen nicht in Uebereinstimmung zu bringen seien: „Christus sieht den Teufel wie einen Blitz vom Himmel fallen (Luk. 10, 18), ein Sturz, den der Apokalyptiker erst von der Zukunft erwartet (Offb. 12, 9); nach 2 Petri 2, 4 und Jud. 6 sind die abgefallenen Engel bis zum Tage des Gerichtes in der dunkeln Unterwelt gefesselt, nach Eph. 2, 2 und 6, 12 haben sie ihren Wohnsitz im Luftraum, und nach 1 Petri 5, 8 geht der Teufel wie ein brüllender Löwe frei umher.“ Es könnte noch hinzugefügt werden, daß nach Matth. 12, 43 die Wüste, und nach Luk. 8, 31 der Abgrund (Abysus) ihnen zum Wohnort angewiesen sei, während nach dem Buche Hiob der Satan sich unter den Schaaeren der Kinder Gottes im Himmel vor dem Throne Gottes bewegt.

Wir erörtern zunächst die angebliche Verschiedenheit der Anschauung, daß Satan und seine Genossen einerseits als auch im Himmel wohnend, und andererseits doch als aus dem Himmel verstoßen gedacht seien.

Der ganze Widerstreit, so scheinbar er auch ist, beruht bloß darauf, daß die Bezeichnung „Himmel“ mehrere, aber verwandte und aufeinander bezügliche Seiten hat, von denen bald die eine, bald die andre in Anwendung gebracht und nach dem Sinn und Zusammenhang der Rede zu verstehen ist.

Der Ausdruck Himmel bezeichnet zunächst (§. 24) das Obere, über die Erde Erhabene, die Erde nach allen Seiten einschließende, Ueberdachende. Der erste Begriff des Wortes ist also ein physischer: es bezeichnet eine Vertikalität. Schon der in der Schriftsprache herrschende pluralische Gebrauch des Wortes weist darauf hin, daß die Vertikalität,

welche Himmel genannt wird, als eine mehrfach gegliederte gedacht ist. Zunächst kommt hier der irdische Lusthimmel in Betracht, und in diesem Sinne redet auch die heilige Schrift, wie alle Völker und Zungen, von Vögeln des Himmels, vom Rothwerden des Himmels u. s. w. Für die gewöhnliche, alltägliche Anschauungs- und Ausdrucksweise fällt wie für den gewöhnlichen Augenschein die ganze jenseits der irdischen Atmosphäre liegende Räumlichkeit zusammen, so z. B. 1 Mose 1, 8. Wo aber der Gegensatz zur Erde schärfer gefaßt ist, da wird von dem Lusthimmel, der physisch noch zur Erde gehört, noch der Sternenhimmel, der einen reinen Gegensatz zur Erde bildet, unterschieden. Ihn meint die Schrift, wenn sie von den himmlischen Heerschaaren, sei es nun von der Menge der Gestirne oder von den Schaaren der Engel redet.

Aber das Wort Himmel bezeichnet nicht nur eine Vertikalität, sondern auch eine der Vertikalität entsprechende Zuständigkeit. So schließt sich an den physischen Begriff des Himmels noch ein ethischer und ein symbolischer Begriff desselben an. Der ethische Begriff entwickelt sich einerseits aus dem Erhabensein des Himmels über die Erde, und beschließt so die Negation der Niedrigkeit, Armuth, Armseligkeit u. s. w., die auf der Erde weit und breit herrschen, — und andererseits aus der Anschauung, die man von den Bewohnern des Himmels, nämlich Gottes und seiner seligen Engelschaaren, hat, und beschließt demnach die Position einer überirdischen, göttlichen Herrlichkeit und Seligkeit.

Auch der symbolische Begriff des Himmels geht von dem Hoch- und Erhabensein desselben aus. Das Hohe und Erhabene ist schon an und für sich das Herrschende und Gebietende. Der Himmel umschließt die Erde von allen Seiten, beherrscht sie, giebt ihr Regen und fruchtbare Zeiten, Licht und Wärme, aber auch Straf- und Zornesruthen. So stellt der Himmel im symbolischen Sprachgebrauche die beherrschende, gebietende Macht über alles Irdische dar.

Von diesem letztgenannten Sprachgebrauche aus ist das Wort Christi von dem Sturze — so wie das des Apokalyp- ters von der Verstoßung Satans aus dem Himmel zu ver- stehen. Es bezeichnet Beides den Verlust seiner Macht, sei- er gebietenden Herrschaft. Das fordert der Zusammenhang er Rede, das fordert der prophetisch-visionäre Charakter des Besagten in beiden Stellen. Jede andre Bedeutung des Wortes Himmel ist hier unanwendbar; und nur wer um jeden Preis Insinn in die Schrift hineindeuten will, wird dies nicht an- erkennen wollen. Von einem Widerspruche beider Stellen, in- sofern die eine als gegenwärtig oder vergangen setze, was die andre erst von der Zukunft erwarte, kann bei einem verständ- igen Ausleger ebenso wenig die Rede sein, mag man nun das Wort des Herrn auf den ersten Fall Satans in der vor- menschlichen Zeit, oder auf das erstmalige und vorläufige Brechen seiner Allgewalt durch die Jünger, denen der Herr Macht über Satans Reich gegeben hat, oder endlich als prophetische Voraussicht auf das letzte Gericht über Satan am Ende der Tage beziehen.

Wenn ferner das Buch Hiob den Satan unter den Kin- dern Gottes vor dem Thron des Weltherrschers erscheinen läßt, so folgt daraus keineswegs, daß es sich den Satan als im Himmel und unter den Kindern Gottes wohnend gedacht habe. Ziehen wir der Scene ihre poetische Einkleidung ab, so bleibt nichts übrig, als die Anschauung, daß Satan, wenig- stens zur Zeit noch, ein Recht und eine Macht habe, den Menschen vor Gott zu verklagen und demselben innerhalb der Grenzen göttlicher Zulassung Schaden und Versuchung anzu- thun. Diese Anschauung stimmt aber gar wohl mit der der übrigen biblischen Bücher zusammen (vgl. z. B. Sach. 3; Luk; 22, 31. Offb. 12, 10 u.). Von einer Wohnstätte Sa- ans ist im Buche Hiob überhaupt nicht die Rede.

Weiter kommt nun die Stelle Eph. 6, 12 in Betracht. Wir haben, sagt hier der Apostel, nicht mit Fleisch und

Blut (mit schwachen, ohnmächtigen Menschen) zu kämpfen, sondern mit den Herrschaften und Gewalten, mit den Welt-herrschern dieser Finsterniß, mit der Gelfterschaar der Bosheit in den himmlischen Regionen (ἐν τοῖς ἐπουρανίοις).“ Der Apostel sagt nicht geradezu „im Himmel“; er wählt, offenbar mit Absicht, einen weniger bestimmten Ausdruck. Doch würde sein Ausspruch, auch wenn er jenen Ausdruck gewählt hätte, durchaus nichts Andres besagen; er würde nur leichter dem Mißverständnis ausgesetzt sein.

Was meint nun der Apostel damit, wenn er die bösen Geister als im Himmel, oder in den himmlischen Regionen befindlich bezeichnet? Ist dieser Ausdruck local, ethisch oder symbolisch zu fassen?

Ethisch gewiß nicht. Unmöglich kann er die Geister der Bosheit, die Herrscher in der Finsterniß dieser Welt, durch die Beziehung, in welche er sie zum Himmel stellt, als selige Geister bezeichnen wollen.

Aber symbolisch? d. h. zur Bezeichnung ihrer Herrschaft über die Erde, ihrer gebieterischen Gewalt über die Menschen?⁴⁹⁾ Der Zusammenhang scheint auf den ersten Blick vortrefflich dazu zu passen. Dennoch ergiebt sich bald die Unzulässigkeit der symbolischen Fassung. Wir sind durch den prophetisch-visionären Charakter der Stellen Luk. 10, 18 und Offb. 12, 9 berechtigt und genöthigt, den dort gebrauchten Ausdruck symbolisch zu fassen. Hier aber ist die Rede ganz anders angethan. Es fehlt jede Berechtigung, das Wort uneigentlich oder symbolisch zu deuten. Ueberdem würde durch diese Deutung eine völlig unerträgliche Tautologie entstehen, die nur dadurch erträglich gemacht und überwunden werden kann, wenn man den Himmel nicht bloß ideal als das Symbol der Macht, sondern auch zugleich real als die Sammel-

49) So Hengstenberg (die Offenbarung Johannis I, 619), der unsre Stelle ganz nach Analogie von Luk. 10, 18 und Offenb. 12, 9 erklären will.

stätte der Macht ansieht. Dann wäre allerdings ein Fortschritt im Gedanken; — aber dann wäre man auch schon von der rein-symbolischen Fassung zur localen übergegangen.

Auf die locale Fassung sind wir also jedenfalls bei unserer Stelle angewiesen. — Haben wir nun, fragt sich jetzt, an den niedern Himmel, den Luft- oder Erdhimmel, oder an den obern Himmel, den Sternen- oder Engelhimmel zu denken? — An den obern Himmel schon deshalb nicht, weil dieser die Wohnstätte der seligen Engel ist, weil ein Wohnen in diesem Himmel nicht anders zu denken ist, als ein Wohnen in der Fülle der Seligkeit.

Man hat uns zwar entgegengehalten, daß derselbe Apostel in demselben Briefe denselben Ausdruck (*ἐν τοῖς ἐπουρανίοις*) von dem Sitzen Christi zur Rechten Gottes (Eph. 1, 20; 2, 6) und von der Wohnstätte der heiligen Engel (Eph. 3, 10) gebrauche. Aber hat einmal das Wort Himmel allgemein im Sprachgebrauch jene Doppelbeziehung, so kann auch ein und derselbe Schriftsteller das Wort bald in dieser bald in jener Beziehung gebrauchen je nach dem obwaltenden Bedürfnisse. So konnte Christus, der von dem Vater im Himmel, von den Engeln Gottes im Himmel redet, doch auch anderwärts von Vögeln des Himmels und von einem Nothwerden des Himmels reden, und Niemand wird uns ergetischer Willkühr bezüchtigen können, wenn wir seine Worte das einmal vom Lusthimmel, das andermal von der Wohnstätte überirdischer Seligkeit deuten.

So kann also das Wort des Apostels in Eph. 6, 12 nichts anders aussagen wollen, als dies, daß die Wohnstätte der Geister der Bosheit im Lusthimmel zu suchen sei, so befremdlich diese Anschauung uns auf den ersten Blick auch erscheinen mag.

Zur Gewißheit aber wird diese Deutung erhoben, wenn wir berücksichtigen, daß der Apostel schon vorher in demselben Briefe. (Eph. 2, 2) ausdrücklich den Satan als „den

Herrscher der Macht der Luft (*τὸν ἄρχοντα τῆς ἐξουσίας τοῦ αἵρος*), des Geistes, der jetzt in den Kindern des Unglaubens herrscht," bezeichnet hat.

Alle Versuche, und auch der neueste ⁵⁰⁾, aus den Worten

50) Hofmann (Schriftbeweis I, 402 f.) faßt *τοῦ πνεύματος* als Apposition zu *αἵρος*. Der Apostel habe den Geist, der in den Kindern des Unglaubens herrscht, verächtlich *ἄηρ* genannt, und dies dann hinterher durch *πνεῦμα* verständlich. Dies habe um so eher geschehen können, als *ἄηρ* und *πνεῦμα* schon etymologisch gleichartige Begriffe seien. Da indessen der Sprachgebrauch des Wortes *ἄηρ* (= Dunstkreis, Lustlicht u.) ausnahmslos fest steht, und *ἄηρ* nie und nirgends in der Bedeutung „Hauch, Wind“, geschweige denn tropisch als Bezeichnung des Geistes gebraucht ist, da ferner im neutestamentlichen Sprachgebrauche die etymologische Bedeutung des Wortes *πνεῦμα* (= Wind, Hauch) so sehr zurückgetreten ist, daß sicher Niemand daran dachte, wenn sie nicht (wie Joh. 3, 8) ausdrücklich durch den Context indicirt war, da endlich der Genitiv *τοῦ πνεύματος* sich völlig leicht und ungezwungen dem Gesamtbegriff *τῆς ἐξουσίας τοῦ αἵρος* anschließt (so daß er eine Apposition zu dem dominirenden Hauptgenitiv *τῆς ἐξουσίας*, nicht zu dem untergeordneten, nebensächlichen Genitive *τοῦ αἵρος*, bildet) — so konnte der Leser die Worte des Apostels nicht anders verstehen als von einem Haufen der Satansmacht in den Lüften. Dazu kommt noch ein anderes Moment, nämlich die Thatsache, daß diese Anschauung im rabbinisch-jüdischen Gedankenkreise entschieden vorwalte (vgl. Meyer z. d. St.). Der Apostel, der in diesem Kreise seine Bildung empfangen hatte, konnte die Worte *ἐξουσία τοῦ αἵρος* nicht hinschreiben, ohne an die rabbinische Anschauung sich zu erinnern. Hätte er sie als irrig erkannt, so mußte er sich so ausdrücken, daß sie gar nicht darin wiebergesunden werden konnte. So aber liegt in seinen Worten eine ausdrückliche Anerkennung derselben. Es ist um so auffallender, daß Hofmann dies Moment ganz umgeht, da er doch dem Buche Henoch, das um nichts besser ist, als die rabbinischen Legenden, einen so entschiedenen Einfluß auf den Brief Judä und den zweiten Brief Petri einräumt. Das Verhältniß ist hier und dort

des Apostels die Anschauung wegzudeuten, daß die Satansmacht mit ihrem Fürsten in der Luft hause, sind verunglückt. Sie scheitern an der unbestreitbaren Thatsache, daß das Wort „Luft“ (ἀήρ) nichts anders als die die Erde umgebende Luft, den irdischen Dunstkreis, die Nebelregion, die untere Luftschicht, (im Gegensatz zum Aether als der obern, reineren Himmelsluft) bezeichnen kann; daß nie und nirgends, im classischen wie im biblischen Sprachgebrauch, das Wort in einem andern Sinne gebraucht ist.

Gehen wir zur Erörterung von Luk. 8, 31 über, wo der Abysus (der Abgrund der Unterwelt) als der eigentliche Wohnort der Dämonen bezeichnet sein soll, so zeigt eine nähere Einsicht in die Stelle, daß hier der Abysus nicht als der gegenwärtige, sondern vielmehr als der zukünftige Wohnort der gefallenen Engel gemeint ist, dem sie einst und zwar unentrinnbar durch das Gericht anheimfallen werden (Offb. 20, 3. 10). Die Bitte der Dämonen, der Herr möge sie nicht in die Tiefe fahren heißen, muß aus ihrem vorangegangenen Worte: „Bist du hergekommen, uns zu quälen, ehe es Zeit ist,“ erklärt werden. Ihnen ist bange, daß der

völlig analog. So wie Judas und Petrus aus dem Sagenkreise des Buches Genoch nur das aufnahmen, was sie mittelst Inspiration als wahr erkannten, alle übrigen Fabeleien aber fallen ließen, so hat auch Paulus aus dem Gedankenkreise seiner rabbinischen Bildung beibehalten, was in dem Lichte des Geistes Gottes, der ihn jetzt erfüllte und beherrschte, sich bewährte. „So viel ist“, sagt Meyer l. c., „in den trüben Pfützen der rabbinischen Tradition klar genug, daß man das Dämonenreich in die Luft versetzte, und damit finden wir Paulum übereinstimmend; daher wir kein Recht haben, zu leugnen, er habe aus seiner rabbinischen Bildung her diese Vorstellung beibehalten; wobei es aber durchaus grundlos wäre, Paulo auch die bei den Rabbinen mit diesem Lehrsatze in Verbindung stehenden Curiositäten beizumessen, da er vielmehr nichts weiter ausspricht, als daß die teuflischen Mächte in der Luft sind.“

Herr schon setzt sie an den Ort des Todes und der Gebundenheit verweise, der ihrer, wie sie wissen, am Ende der Tage wartet. „Nicht dahin, sagt Hofmann, sind die bösen Geister gebannt, wo nur Tod ist, sondern sie wirken in den Lebenden, sie in Sünde und Tod zu bringen.“

Wenn ferner nach Matth. 12, 43 die Dämonen Ruhe suchend und nicht findend wüste Stätten durchwandeln, eine Anschauung, die auch in andern Bibelstellen (3 Mos. 16, 10; Jes. 34, 13, 14; Dffh. 12, 9) sich wiederfindet, so halten wir uns zwar nicht für berechtigt, alle diese Stellen bildlich zu fassen; aber wir können auch keinen ausschließlichen Gegensatz zu Eph. 2, 2 und 6, 12 darin finden. Das Hausen in den Lustregionen und das Hausen in den Wüsteneien der Erde schließt einander nicht aus, sondern es kann Beides gar wohl zumalstattfinden. Und wenn nun der Teufel nach 1 Petri 5, 8 wie ein brüllender Löwe umhergeht und sucht, welchen er verschlinge, — also auch auf der Erde und unter den Menschen sich frei bewegt, so schließt dies weder sein Hausen in den Lustregionen noch in den Wüsteneien aus. Nur dies wird dadurch ausgeschlossen, daß er mit seiner ganzen Wirksamkeit in jene Stätten hineingebannt und gebunden sei.

Paulus bezeichnet ja selbst a. a. O. die Satansmacht der Luft als den Geist, der in den Kindern des Unglaubens wirkt, und die Geisterschaar der Bosheit in den himmlischen Regionen als die Weltherrscher der Finsterniß. Und auch in dem Worte des Herrn Matth. 12, 43 erscheinen die meisten Derter der Erde als solche, welche die Dämonen willkürlich aufsuchen und verlassen.

Es bleibt uns noch übrig, die hier gewonnenen Resultate in unsere früher gewonnene Erkenntniß von der Geschichte und den Zuständen der gefallenen Engel gliedlich einzureihen.

Auf der durch das Sechstageswerk erneuerten Erde hatte Satan nur noch in dem Baume der Erkenntniß und in der

Schlange der Versuchung einen Anknüpfungs- und Anhaltspunkt. Sie benutzte er zum Mittel der Verführung, um für seine Herrschaft auf der ihm entrissenen Erde ein neues Terrain zu gewinnen. Es gelang ihm, doch nicht in dem Maße, wie er gewollt.

Durch den Sündenfall gerieth der Mensch in die Macht seines Verführers, und dieser wurde zum Weltherrscher der durch die Sünde neu entstandenen Finsterniß, zum Fürsten, ja zum Gott dieser Welt (2 Kor. 4, 4); aber durch das Zwischeneintreten des göttlichen Heilsplanes ist diese Herrschaft nicht zu einer allgemeinen und unbedingten geworden; denn nur in den Kindern des Unglaubens hat Satan sein Werk, nur in der Finsterniß dieser Welt herrscht er, nur die verblendeten Sinne der Ungläubigen dienen ihm als ihrem Fürsten und Gotte. — Auch aus der erneuerten Erde bricht zwar das im Sechstagerwerk gebannte tohu va bohu wieder mehrfach hervor und in den Dornen und Disteln des um des Menschen willen verfluchten Aders, in dem todbringenden Gift der Thier- und Pflanzenwelt, in den Wüsteneien und Einöden der Erde, in den verheerenden Stürmen und pestartigen Miasmen der Atmosphäre &c. Aber die durch Gottes schöpferische Einwirkung dargestellte Erneuerung der Erde mit ihrem Lichtglanze, ihrer Sonnenwärme und ihren fruchtbaren Zeiten, mit ihrem Blüthenschmuck, ihrer Lebensfülle und ihren Segensgaben behält doch die Oberhand. So kann denn die Gaster-schaar der Bosheit auch nach dem Falle des Menschen und nach dem Verderben, das dadurch wieder über die Erde gekommen ist, doch auf ihr nicht wieder völlig heimisch werden, — ja selbst in ihren Wüsteneien und Einöden finden sie nicht die Ruhe, die sie suchen (Matth. 12, 43. 44). Aus dem Himmel als der Wohnstätte der Seligkeit und Herrlichkeit verstoßen, aus der Gemeinschaft ihrer ehemaligen Genossen, der heiligen Engel, ausgeschlossen, und doch auch der Erde als dem Schauplatz der Heilsgeschichte entfremdet, nehmen

sie ihre Stellung ein zwischen Himmel und Erde. Die Erde war ihre ursprüngliche Wohnung; sie haben alte Ansprüche an sie von wegen des tohu va bohu, aus dem sie gebildet ist, sie haben auch neue Ansprüche an sie gewonnen durch die Sünde und das Verderben in der Menschenwelt. Diese Ansprüche geltend zu machen, sie auszudehnen und zu erweitern, ist ihre einzige Hoffnung, ihr einziges Streben.

§. 28. Die Universalgeschichte des Kosmos.

Die heilige Schrift stellt offenbar Bestimmung und Entwicklung, Zweck und Ziel der ganzen Schöpfung unter den einheitlichen Gesichtspunkt eines einzigen göttlichen Weltplans, von welchem Anfang, Mittel und Ende ihrer Geschichte beherrscht, beseelt und getragen wird. Sie stellt uns in den allgemeinsten und wesentlichsten Umrissen das Drama einer Weltentwicklung dar, in welchem sowohl die gesamte Kreatur, die gebildet und erzogen wird, als auch der Schöpfer, der sie bildet und erzieht, wirksam und thätig erscheinen; in welchem dem endlichen Geiste mit der Natur, die ihm zur Wohnstätte und zur Manifestation seiner Thätigkeit angewiesen ist, dem Engel des Himmels sowohl, als dem Menschen der Erde, jedem nach dem Maße seines göttlichen Berufes und seiner eignen Selbstbestimmung, seine eigenthümliche Rolle entweder von Gott angewiesen ist, oder von ihm selbst in freier Selbstbestimmung angewiesen wird. Sie weist uns hin auf „Einen Gott, den Vater, von welchem alle Dinge und wir zu ihm, und Einen Herrn, Jesum Christum, durch welchen alle Dinge sind, und wir durch ihn“ (1. Cor. 8, 6). Sie läßt uns hineinblicken in die Tiefen des göttlichen Rathschlusses, aus welchem im Anfange alle Dinge hervorgegangen sind, in welchem schon von Ewigkeit her, ehe der Welt Grund gelegt war, Alles zuvorversehen war nach dem Wohlgefallen seines Willens, auf daß in der Fülle

er Zeiten alle Dinge zusammen unter Ein Haupt
erfasst würden in Christo, Beides, das im Him-
mel und auf Erden ist, durch Ihn selbst (Eph. 1, 10),
und zu ihm selbst (Röm. 11, 36), — auf daß Alles, was
enannt werden mag, nicht allein in dieser Welt,
ondern auch in der zukünftigen, unter ihm, dem eini-
gen Haupte, zusammenschließe zu ewiger Harmonie und Fülle,
und zwar so, daß nicht Eines vollendet werden kann ohne das
andere (Hebr. 11, 40), auf daß, wenn Alles vollendet sein
wird, Gott sei Alles in Allen (1 Kor. 15, 28).

So giebt uns die heilige Schrift in Andeutungen und
Ausführungen — je nach der dormaligen Erkenntnißfähigkeit
und -Bedürftigkeit des Menschen, dessen religiösen Bedürfnis-
sen sie genügen will, eine Geschichte, die, das gesammte Welt-
all umfassend, und dessen gesammte Entwicklung unter den
Gesichtspunkt eines einzigen göttlichen Rathschlusses und eines
einheitlichen Zieles stellend, eine Universalgeschichte im eminenten
Sinne des Wortes ist, eine Geschichte, deren volle Ein-
sicht und umfassende Erkenntniß wir erst von dem Schauen
des ewigen Lebens, wenn das Stückwerk unsers diesseitigen
Erkennens aufgehört haben wird (1 Kor. 13, 9. 10), zu er-
warten haben.

Nach den vorhandenen Elementen und Grundzügen in
der heiligen Schrift gliedert sich diese Geschichte deutlich in
vier Hauptperioden oder Weltalter (*aiōnes*).

Das erste Weltalter, das wir füglich als die Urwelt
bezeichnen können, umfaßt die Erschaffung des Weltalls und
seiner ursprünglichen Bewohner, der Engel, so wie die Ent-
wicklung und den theilweisen Fall der Leptern, durch welchen
wenigstens eine von den seligen Lichtwelten des Anfangs in
die Fluthen des Verderbens versenkt und zur finstern, öden
Wüste, zum Tohu va Bohu wurde.

Das zweite Weltalter, welches die Vornwelt genannt
werden mag, umschließt die schöpferische Restitution der durch

den Fall der Engel zerstörten Erde, und die Erschaffung des Menschen, als des Bewohners und Beherrschers der erneuerten Erde, so wie die freie Entscheidung des Menschen, die aber nicht eine gottgemäße, sondern eine gottwidrige ist, und daher einen neuen Riß in die Einheit des Weltalls, einen neuen Niston in den Accord der Sphären bringt.

Das dritte Weltalter, welches in der heiligen Schrift *ὁ αἰὼν οὗτος* genannt wird, und das wir, dieser Benennung entsprechend, als Mitwelt bezeichnen, umfaßt die Erlösung des Menschen und die Erneuerung der durch des Menschen Fall gestörten Schöpfung vermittelt der Menschwerdung Gottes in Christo; durch welche nun wirklich die nicht zur Realisation gelangte Aufgabe des zweiten Weltalters in höchster Fülle und Herrlichkeit zur Entfaltung und Erfüllung, und der zwiefach gestörte Weltplan Gottes zur absoluten Darstellung gelangt.

Das vierte Weltalter, in der Schrift die zukünftige Welt, *ὁ αἰὼν ἐξελθὺς, ὁ αἰὼν μελλών*, genannt, ist der ewige Sabbath aller gottgetreuen und zu Gott erneuerten Creatur, wo sie eingegangen ist in die ewige Ruhe Gottes. Es ist die mit der Ewigkeit Eins gewordene Zeit, in welcher alle Entwicklung zur vollen Entfaltung, alle Wandlung zur Ruhe, alle Geschichte zum endlichen Abschluß gekommen ist.

Die Hauptmomente der Geschichte der beiden ersten Weltalter haben wir bereits, so weit die göttliche Offenbarung in der heiligen Schrift uns dieselben erkennen läßt, an sich und in ihrer Bedeutung für das Ganze erwogen. Auch das dritte Weltalter haben wir nach seiner Tendenz und Aufgabe (S. 16) schon in seinen allgemeinsten Grundzügen kennen gelernt, wurden aber durch die Nothwendigkeit, es auch nach seinen außerirdischen Beziehungen verstehen zu lernen, in der weitem Ausföhrung gehemmt. Wir knüpfen nun den Faden unserer Darstellung wieder an, wo wir ihn dort einstweilen mußten fallen lassen.

§. 29. Das Interesse der Engel an den irdischen Entwicklungen.

Mit dem ersten Weltalter, das mit dem Fall der Engel schloß, war die Universalgeschichte des Kosmos noch nicht zu Ende. Gott wollte nicht, daß eine der von ihm geschaffenen Welten dem Verderben, das durch den Fall ihrer Bewohner über sie gekommen war, zur rettungslosen Beute überlassen werde. Er erneuerte sie im Sechstagerwerke und gab ihr neue Bewohner. Es begann ein neuer Act des großen Weltendrama's

Die gefalleneng Engel tragen das Gericht der Verdammniß schon seit ihrem Falle in sich. Aber sie haben noch Theil an der neuen Welt, ihre Geschichte ist noch mit verwickelt in die Geschichte ihres neuen Bewohners, des Menschen. Erst wenn die Geschichte des Menschen zu ihrem völligen Abschluß gekommen ist, ist auch Satans Geschichte zu Ende. Bis dahin dauert sein Proceß noch fort, bis dahin sein vergebliches Ankämpfen gegen den Heilsrathschluß Gottes und dessen ausgebreitetste Verwirklichung. So lange noch in, an und auf der Erde etwas ihm Verwandtes und Zugängliches ist, so lange noch Kreaturen da sind, die noch nicht durch das Heil in Christo völlig errettet sind aus dieser argen Welt, aus der Finsterniß des Unglaubens und der Gottentfremdung, deren Fürst er ist (Eph. 6, 12); so lange er noch Stoff und Anlaß findet, den Menschen vor dem Throne der ewigen Gerechtigkeit zu verklagen und zu verdächtigen (Hiob 1, 2; Sach. 3, 1; Luk. 22, 31; Offb. 12, 10); ja so lange auch nur noch die abstracte Möglichkeit da ist, daß durch die äußerste Anstrengung seiner Macht und seines Einflusses selbst die Auserwählten noch verführt werden könnten in den Irrthum (Matth. 24, 22. 24), — so lange kann das Gericht, dem er mit den Seinigen bereits verfallen ist, und das wie ein drohendes,

schreckenschwangeres Gewitter über seinem Haupte schwebt, seine zermalnenden Blitze nicht über ihn entladen.

Dies Warten auf das Gericht des großen Tages hält nun aber auch die guten Engel in einem Zustande der Detention, so daß ebenfalls das Ende ihrer Geschichte, der ewige Sabbath ihrer absoluten Vollendung und Seligkeit, nicht eher eintreten kann, bis der Kampf zwischen Gut und Böse, zwischen Licht und Finsterniß in der Kreatur, an dem auch sie Theil nehmen, ausgefochten sein wird. Die durchbrochene Harmonie des Weltalls muß erst vollständig wiederhergestellt, alles Ungöttliche ausgeschieden und jeder Miston in dem Accord der ihren Schöpfer preisenden Kreatur überwunden sein.

Nun erscheint uns das schon wiederholt herbeigezogene Wort im Buche Hiob (38, 7) in neuem, klarerm Lichte, nun begreifen wir erst recht, wie die vom Schöpfer begonnene Restauration der Erde die Kinder Gottes, die Bewohner der Morgensterne, mit Freude und Wonne erfüllen und sie zu Jubel- und Dankeshymnen begeistern mußte.

Nun erkennen wir auch, wie vielseitig und tiefbegründet ihr Interesse am Menschen und an seiner Geschichte ist, warum sie hülfreich und fördernd (Ps. 91, 11. 12; Hebr. 1, 14), sich freuend über jegliches Gedeihen in der Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden (Luk. 15, 10), sich betrübend über jede Störung desselben (Matth. 18, 10; 1 Kor. 11, 10), mitkämpfend und mitringend gegen die Mächte der Finsterniß (Jud. 9), Theil nehmen an allen Freuden, Leiden, Kämpfen und Siegen des Menschengeschlechtes. Diese ihre Theilnahme ist nämlich nicht einzig und allein begründet in ihrem Berufe, Diener und Boten Gottes zu Schutz und Trutz seines Reiches zu sein, — und dies ihr Interesse, ihre Freude und Wonne an der Fördrung des irdischen Heilsrathes geht nicht allein hervor aus der Seligkeit, die sie im Dienste Gottes, in der Ausrichtung seiner Befehle, in der Aufrechterhaltung sei-

ner Rathschlüsse auch dann haben würden, wenn diese zu ihnen selbst, zu ihrer eigenen Natur und Stellung, in gar keiner wesentlichen Beziehung ständen. Es ist zugleich ihr eigenes, persönliches Interesse dabei betheiligt, — denn des Menschen Geschichte ist ja auch ihre Geschichte, jede Förderung des irdischen Heilsrathes bringt ja auch sie dem Ziele ewiger Vollendung näher, jede Hemmung desselben hält ja auch ihre Geschichte auf.

§. 30. Das Eingreifen der Engel in die Geschichte der Vorbereitung des Heils.

Das Protevangelium stellte einen langen und schweren Kampf des Weibessamens mit dem Schlangensamen in Aussicht. Der endliche Ausgang des Kampfes ist nicht zweifelhaft gelassen, denn dem Schlangensamen wird der Kopf zertreten werden, der Weibessame wird siegen, aber in dem Kampfe auch manche Wunde, manchen Fersenstich davontragen.

Satan hat einstweilen gesiegt. Er ist auf der ihm entrissenen und erneuerten, aber durch ihn von Neuem ins Verderben gezogenen Erde wiederum eine Macht geworden; er ist der „Fürst dieser Welt“ (Joh. 14, 30), ja sogar der „Gott dieser Welt“ (2 Kor. 4, 4), und seine Engel sind die „Herren der Welt, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen“ (Eph. 6, 12). Er kann wenigstens mit lügnerischem Scheine der Wahrheit auftreten, und denen, die er sich zu Dienst und Gehorsam gewinnen will, versprechen: „Diese Macht will ich dir alle geben und ihre Herrlichkeit, denn sie ist mir übergeben und ich gebe sie, wem ich will“ (Luk. 4, 6). Er kann mit heuchlerischer Berufung auf die Gerechtigkeit Gottes als der „Verkläger unsrer Brüder“ (Offb. 12, 10; Hiob 1, 9; Sach. 3) auftreten, und für sie, wenn sie seinem Gehorsam sich entziehen wollen, dennoch, dieweil sie allzumal Sünder

sind, dasselbe Gericht fordern, das ihn bereits getroffen hat, oder doch unausweichbar ihm bevorsteht.

Im heidnischen Naturdienste gewinnt er ein weites und ausgedehntes Gebiet seiner Herrschaft (1 Kor. 10, 20. 21), und nur zu oft gelingt es ihm, selbst in das Herz des Volkes, das sich Gott zum Träger der Heilsanbahnung auswählt hat, die üppig wuchernde Saat des Götzendienstes zu verpflanzen. Aber im Gottesdienste des ausgewählten Volkes wird ihm auch alljährlich bezeugt, daß eine Sühne erfunden sei, die so vollkommen und unwidersprechlich ist, daß auch Satan, der Verfläger, sie anerkennen und vor ihr verstummen müsse⁵¹⁾

Aber auch die Engel Gottes sind nichts weniger als müßige Zuschauer der Entwicklungen und Kämpfe, die auf Erden vor sich gehen. Sie sind ja die himmlischen Heerschaaren, die Heeresmacht der obern Welt, nach denen Gott selbst sich nennt „der Gott der Heerschaaren“ (Jehovah Zebaoth), und „der Fürst über das Heer des Herrn“ (Jos. 5, 14 vgl. 6, 2). Sie umstehen den Thron des Allmächtigen, bereit, ausgesandt zu werden zum Dienste Derer, die ererben sollen die Seligkeit; bereit zu Schutz und Trutz der Frommen, sie behütend auf allen ihren Wegen, daß sie ihren Fuß nicht an einen Stein stoßen (Psalm 91, 11. 12).

51) Am großen Versöhntage wurden zwei Böcke zum Sündopfer dargestellt, und durch das Loos der eine derselben „für den Herrn“, der andere aber „für Asasel“ (Bezeichnung des Satans) bestimmt. Mit dem Blute des ersten Bockes wurden die Sünden des ganzen Volkes in symbolischer Weise mit vorübergehender Gültigkeit gesühnt. Dann wurden die schon gesühnten Sünden dem andern Bock auf's Haupt gelegt und dieser dann lebendig in die Wüste zum Asasel geschickt, damit er erfahre, was geschehen sei, und es wisse, daß er über Israel kraft der versöhnenden Gnade Gottes keine Macht mehr habe. — Näheres und Eingehenderes über die ~~Feier~~ und den Ritus dieses Festes vgl. in meiner Schrift: „Das Opfer.“ Mitau 1842. S. 266—302.

Zwar da ihre Bestimmung nicht die ist, noch sein kann, selbstständig und aus eigener Machtfülle entscheidend einzugreifen, sondern vielmehr die, Boten und Diener Dessen zu sein, der allein im Stande ist, den Kampf zum Siege zu führen, so ist es begreiflich, daß ihre Theilnahme und Thätigkeit erst dann recht augenscheinlich hervortreten könne, wenn jener Generalissimus und Heerführer sich persönlich an die Spitze des Kampfes gestellt, wenn die Heilsgeschichte aus dem Stadium der Vorbereitung zu dem der Ausrichtung und Erfüllung herangereift sein wird.

Doch daß sie auch in jenem vorbereitenden Stadium nicht unthätig gewesen, bezeugt schon jene gelegentliche Kunde, „daß das Geseß“ — der Zuchtmeister auf Christum — „gegeben sei durch der Engel Geschäfte“ (Apgsch. 7, 53), oder wie der Apostel Paulus es ausdrückt: „gestellt sei von den Engeln durch die Hand des Mittlers“ (Gal. 3, 19; Hebr. 2, 2); — das bezeugen ferner solche Erscheinungen, wo das Hineinragen der unsichtbaren Engelwelt in die sichtbare irdische Weltordnung sich zu besondrer Tröstung und Glaubensstärkung in Traum oder Gesicht zu sinnlicher Wahrnehmung verkörpert, wie wenn dem Jakob bei seiner Flucht aus dem Lande der Verheißung in einem offenbarenden Traume die Schaaren der Gottesengel als die unermüdblichen, rastlosen Träger und Vermittler der Gotteswirkungen sich darstellen (1 Mos. 28), — oder wenn ihm bei seiner Rückkehr ein Doppelheer der Engel Gottes begegnet (1 Mos. 32, 1. 2); — oder auch, wenn auf das Gebet Elisa's der Herr dem verzagenden Diener desselben die Augen öffnet, daß er sahe, wie der ganze Berg voll feuriger Wagen und Rosse um Elisa her war (2 Kön. 6, 17).

§. 31. Christus, der zweite Adam.

Als aber die Zeit erfüllet war, da sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe und unter das Gesetz gethan, auf daß er die, so unter dem Gesetze waren, erlösete, daß wir die Kinderschaft empfangen (Gal. 4, 4. 5). Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, und dessen inneres Auge geöffnet war für die Hoheit in der Niedrigkeit, der konnte auch in ihr noch sehen „seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes Gottes voller Gnade und Wahrheit“ (Joh. 1, 14). Das ewige Wort Gottes, das Himmel und Erde geschaffen, erschien in der Welt, um die Welt zu erretten, und ihrer Vollendung zuzuführen. Der Erstgeborne vor aller Kreatur, das Ebenbild des unsichtbaren Vaters, das Urbild des zum Bilde Gottes geschaffenen Menschen, ward Mensch; der Herr der Herrlichkeit erschien in Knechtsgestalt und ward uns in Allem gleich, nur ohne Sünde. Und wie einst, als Gott die durch den Fall der Engel verwüstete Erde neu gründete, die Kinder Gottes jauchzten und die Morgensterne miteinander lobeten, so jubelten auch jetzt, da der zweite Adam, der Erlöser des Menschen und der Erde erschien, die seligen Chöre der Engel (Luc. 2, 10—14); es feierten die Himmelswelten, und der Stern, das Wahrzeichen des neu gebornen Weltenkönigs, wies hin auf die arme Hütte in Bethlehem, in der solch unaussprechlich herrliches Wunder geschehen war (Matth. 2, 2 ff.).

Als zweiter Adam (Röm. 5, 12—21; 1 Kor. 21. 22 45—49), als Wiederhersteller des neuen Menschengeschlechtes trat er in die Weltgeschichte, in die Geschichte des Weltalls ein, um den ewig zuvorbedachten Rathschluß der Gnade Gottes, der nun zweimal durch Empörung der Kreatur gestört worden war, endlich und herrlich hinauszuführen.

Die von dem Menschen eingeschlagene falsche Entwicklung, die zu Sünde und Tod geführt hatte, sollte er aufheben, und

Alles, was durch sie verdorben war, wieder gut machen, — und die unterbliebene göttlich gewollte Entwicklung, die zu ewiger, unsterblicher Heiligkeit und Seligkeit des Menschen, zur Vollendung der Erde und zu harmonischem Zusammenschluß des Weltalls führen sollte, mußte er wieder aufnehmen und ihrem im Rathschlusse Gottes zuvorbedachten Ziele zuführen.

Um solches auszurichten, trat er als ein neues heiliges, mit unendlicher Lebensfülle ausgerüstetes Glied in den Organismus des Menschengeschlechtes durch die Geburt von einem Weibe ein⁵²⁾. Aller Krankheitsstoff des Organismus warf sich auf dies neue gesunde Glied und wurde von seiner unendlichen Lebenskraft gebrochen und überwunden. Dadurch wurde das Glied zum Haupte und zum Herzen des gesamten Organismus, und wie früher alle Krankheit des ganzen Leibes Leiden erregend auf ihn gewirkt hatte, so wirkte nun nach dem Siege auch umgekehrt die Kraft des Sieges kräftigend auf den ganzen Organismus; das neue Lebensblut, das in ihm, dem Herzen der Menschheit bereitet war, durchströmt mit der Kraft seiner unendlichen Lebensfülle belebend alle einzelnen Glieder des ganzen Leibes, sofern sie nämlich durch wesentliche Bande der Gemeinschaft mit ihm zusammenhängend, den Zufluß desselben in sich aufnehmen; — alle übrigen Glieder aber, die nicht in die Lebensgemeinschaft mit dem Haupte und Herzen eintreten wollen, ersterben und fallen ab (Joh. 15, 4—6). Wie wir nämlich Alle durch leibliche Zeugung aus Adam geboren sind, und darum Adam's

52) Durch die Geburt von einem (wenn auch noch so frommen und kindlichgläubigen, doch immer noch) sündlichen Weibe wurde Christus ebenso wenig von der allgemein menschlichen Sündhaftigkeit infectirt, wie das edle Pfropfreis, das in den wilden Obstbaum gepflanzt wird, dadurch die schlechten Eigenschaften desselben annimmt. Obwohl mit den Säften des wilden Baumes genährt, trägt es doch nicht die Früchte der wilden, sondern die der eignen edlen Art.

Sünde und Schuld tragen, so sollen wir auch Alle geistlich aus Christo geboren werden und Christi Gerechtigkeit und Heiligkeit erlangen; mit ihm, dem Herzog unsrer Seligkeit, der für uns, vor uns und mit uns kämpft und siegt, hindurchdringen, ihm nachfolgen in Kampf und Sieg, und mit ihm erhöht werden zu der Herrlichkeit, die er aus eigener Machtfülle erworben hat.

Er trat an die Stelle des ersten Adams, an die Stelle des ganzen Menschengeschlechtes; er that, was wir hätten thun sollen, aber nicht thun konnten, weil wir Sünder sind; er litt, was wir hätten leiden sollen, aber nicht anders als in ewiger Verdammniß abblüßen konnten. Er hat eine ewige Erlösung erfunden. Denn durch seinen Tod hat er ein Verdienst erworben, das, weil es durch das Mitleiden seiner göttlichen Natur unendlichen Werth und ewige Geltung hat, auch unsre unermessliche Sündenschuld aufwiegt — durch seine Auferstehung hat er eine Fülle von Leben und unvergänglichem Wesen an's Licht gebracht, die, weil sie seiner göttlichen Natur entquillt, alles Kranke zu heilen alles Schwache aufzurichten, alles Ohnmächtige zu siegender Kraft neu zu beleben vermag. Durch seinen Tod hat er unserm Tode den Stachel abgebrochen, denn der Stachel des Todes ist die Sünde; — durch seine Auferstehung hat er die Bahn gebrochen für unsre Auferstehung, denn

„Lasset auch ein Haupt sein Obed,
Welches es nicht nach sich zieht?“

— durch seine Himmelfahrt hat er auch uns die Bürgschaft unserer vereinstigen Erhöhung gegeben, und durch sein weltreglerendes Sihen zur Rechten Gottes vollendet er unsre Erlösung und führt Himmel und Erde, Menschen und Engel zu der im Rathschlusse Gottes zuvorbedachten Vollendung. Durch alles dies gelangt das Menschengeschlecht denn endlich auch zu der Stellung im Weltall, welche ihm von vornherein bestimmt war.

Als der Herr der Herrlichkeit Mensch wurde, hatte er sich der göttlichen Gestalt entäußert (Phil. 2, 6 ff.), aber als er aufsuhr gen Himmel, trat er wieder in die volle Glorie seiner göttlichen Majestät ein. In der Gestalt des sündlichen Fleisches war er erschienen unter dem sündlichen Geschlechte der Erdenbewohner (Röm. 8, 3), aber mit verklärter Leiblichkeit ging er aus dem Grabe, und mit demselben verklärten Menschenleibe sitzt er nun — Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein — zur Rechten der Kraft. Während seines Erdenwandels hatte, vermöge der persönlichen Einigung beider Naturen, seine Gottheit Theil genommen an der Niedrigkeit und den Leiden der menschlichen Natur; jezt zur Rechten Gottes sitzend, nimmt seine menschliche Natur Theil an allen Attributen seiner ewigen Gottheit. Es ist unser Bruder (Hebr. 2, 11), der die Welt regiert, es ist der Mensch Jesus, der ein Richter ist über Lebendige und Todte.

Schon während seines irdischen Lebens, in der Knechts-
gestalt des Menschensohns, gab der Erlöser in seinen Wundern die Anfänge, Vorbilder und Unterpfänder der vollen Er-
lösung, die er als erhöhter Menschensohn bis zum Ende dieses Weltlaufs ausrichten wird. Seine Wunder gehören wesentlich zur Wiederherstellungsthätigkeit des zweiten Adams. Durch die Sünde hat der Mensch die Herrschaft über die ganze irdische Natur, die ihm und seinem Geschlechte bestimmt gewesen war, verloren, und das rechte Verhältniß zwischen Natur und Geist ist zerstört. Elend, Krankheit, Schmerz und Tod ist in das Leben der Menschheit, und mannigfache Störung in das Leben der Natur eingetreten. Die Aufgabe des Menschensohnes war es nun, diese verlorne Herrschaft wieder in Besitz zu nehmen und sie auszuüben, alle Folgen der Sünde aufzuheben und das rechte Verhältniß zwischen Geist und Natur wieder herzustellen. Das kann nun freilich in seiner ganzen Ausdehnung und Vollständigkeit erst am Ende dieses Zeitalters erreicht werden, wenn nämlich das neue Leben,

das Christus in die Menschheit gepflanzt hat, sie völlig und ganz durchdrungen und umgestaltet hat; — aber die ersten Anfänge dieser Wiederherstellung konnten und sollten, als Bürgen und Vorbilder derselben, schon damals hervortreten. So beschwichtigte er durch sein gebieterisches „Schweig und verstumme!“ den wüthenden Sturm des Meeres zum Zeugniß, daß er einst alle Wunden und Krämpfe des Naturlebens heilen werde; so gebot er über die Nahrungskräfte der Natur, indem er Wasser in Wein verwandelte, und mit wenig Broden 5000 hungrige Menschen sättigte; so heilte er Krankheiten aller Art und rief Todte wieder ins Leben zurück, zum Zeichen, daß er einst die Macht des Todes gänzlich vernichten werde; so brach er endlich jene gräßliche Nacht des Fürtür der Finsterniß über den Menschen, die in den Besessenen der damaligen Zeit hervortrat, wo sie ihm entgegentrat, um zu bezeugen, daß er gekommen sei, alle Werke der Finsterniß zu zerstören.

Und wie er auffuhr, so wird er dereinst auch wiederkommen (Apgsch. 1, 11) in den Wolken des Himmels, in göttlicher Glorie und Majestät, um Gericht zu halten über Lebendige und Todte, um Himmel und Erde zur Vollendung zu führen. Er ging hin wie er verheißen hat, um uns die Stätte zu bereiten (Joh. 14, 2). Sie ist bereitet, wenn er wiederkommen wird, bereitet, die Seinen aufzunehmen zur ewigen Ruhe und Seligkeit.

§. 32. Mitwirkung und Gegenwirkung der Engel im Leben Jesu.

Das irdische Leben des Erlösers war der Mittelpunkt und Wendepunkt in der Geschichte des Menschengeschlechtes, und — wegen der eigenthümlichen Stellung des Menschen zum Weltall — auch der Geschichte des Weltalls.

Darum steigerte und concentrirte sich hier die eingrei-

fende, theils mitwirkende und theilnehmende, theils feindselige und entgegenwirkende Thätigkeit der Engel und Dämonen, des Weibessamens und des Schlangensamens. Von der einen Seite Haß und Feindschaft, ein Aufbieten aller Kräfte der Finsterniß, um den Heiligen Gottes zu verderben, um die Ausrichtung seines Werkes zu hintertreiben. Von der Krippe des Erlösers bis zum Kreuze gehet dieser satanische Kampf gegen den Herzog des Lebens: Alles bietet Satan auf gegen ihn, die Mordlust des Herodes, die Verfolgung des Hohenrathes, den Verrath des Judas, das wilde Geschrei des Pöbels, die Menschenfurcht des Pilatus, die Versuchung durch Lust in der Wüste, die Versuchung durch Unlust im Garten Gethsemane, — „wahrlich, ja sie haben sich versammelt über ein heiliges Kind Jesum, welchen du gesalbt hast, Herodes und Pontius Pilatus, mit den Heiden und dem Volke Israel, u thun, was deine Hand und dein Rath zuvorbeacht hat, das geschehen solltet“ (Apgsch. 4, 27. 28).

Das erste, wichtigste und entscheidendste Anlämpfen des Fürsten der Finsterniß war die Versuchung in der Wüste. Sie entspricht nach Form, Inhalt und Zweck der Versuchung des ersten Adams. Diese war, wie wir sahen, eine nothwendige und unerläßliche gewesen. Weil nun der erste Adam die Versuchung nicht bestanden hatte, mußte der zweite ihr von neuem unterzogen werden. Wie die falsche Entwicklung des Menschengeschlechtes, die es in Tod und Verderben gestürzt hatte, mit dem Unterliegen in der Versuchung des Teufels begonnen hatte, so mußte die neue Entwicklung, welche zur Erlösung, Wiederherstellung und Vollendung des Menschengeschlechtes führen sollte, mit dem Siege über den Verführer beginnen. „Und da der Teufel alle Versuchung vollendet hatte, ließ er von ihm eine Zeitlang“ (Luc. 4, 13).

Aber wie die ganze trügerische Fülle irdischer Lust und Verlockheit, die der Versucher ihm in der Wüste vorgegaukelt hatte, so mußte auch das ganze Gewicht menschlicher Leidens-

Kämpfe versuchend ihm entgagentreten, auf daß er uns in Allem gleich werde und allenthalben versucht werde, gleich wie wir, doch ohne Sünde (Hebr. 4, 15). Darum ward Satan von Neuem Macht gegeben, ihn auch von dieser Seite zu versuchen, ob es ihm gelänge, durch das furchtbare Gewicht der Leiden, die dem Erlöser bevorstanden, ihn von der Ausrichtung seines Berufes abzuloden.

Aus dem Munde des geliebten Jüngers trat ihm zuerst solche Versuchung in dem täuschenden Gewande zärtlicher Liebe und Besorgniß entgegen: „Herr, schone deiner selbst, das widerfahre dir nur nicht!“ Aber der Herr ließ sich nicht täuschen, er wußte scharf zu scheiden zwischen der Lüge des Jüngers, die in ihrer Schwachheit dem Versucher zu Hülle seiner Absichten diente, und zwischen dem Inhalte, den Satan hineingelegt hatte, und sprach: „Hebe dich, Satan, von mir, du bist mir ärgerlich!“ (Matth. 16, 22. 23).

Unverhüllt, und darum auch in ihrer ganzen, entfalteten Macht, trat ihm dann im Garten Gethsemane dieselbe Versuchung entgegen. Und als auch hier der Erlöser siegreich aus der Versuchung hervorging, bereit, allen Schrecken des Todes freudig entgegenzugehen, da schickte Satan sich an, in ohnmächtiger Rache selbst alle jene Schrecken herbeizuführen, um dadurch — sich selbst und seine Macht zu vernichten. Er hatte dem Juda Simonis Ischarioth ins Herz gegeben, daß er, der Jünger, seinen Herrn und Meister verräthe (Joh. 13, 2); er war in ihn gefahren nach dem letzten Bissen, den die Hand des Meisters ihm gereicht (Joh. 13, 27); er hegte nun auch die Masse des Volkes wie wilde, reißende Thiere gegen ihn, daß sie, um deren willen er aus unendlicher Erbarmung und Liebe den Thron des Himmels verlassen hatte, in wahnfinniger Wuth riefen: „Kreuzige, kreuzige ihn!“

Auf der andern Seite aber nahmen auch die Engel Gottes den lebendigsten Antheil. Der Himmel öffnet sich wieder, und die Engel Gottes fahren herauf und herab auf des Menschen

Sohn (Joh. 1, 51). Engel verkünden den Auserwählten, daß die Zeit nahe sei, nach der

„gehofft so lange Jahr

Der Väter und Propheten Schaar.“

Und als die Zeit da war, als in der Krippe das größte Wunder der Weltgeschichte geschehen war, da preisen in Jubelhymnen die seligen Chöre der Engel die überschwängliche Gnade Gottes. Engel Gottes wachen über dem Kindlein und bahnen ihm die Wege zur Flucht vor Herodis Mordgier, und führen es wieder zurück, nachdem die Gefahr beseitigt ist (Matth. 2, 13. 19). Als der Erlöser siegreich aus der Versuchung in der Wüste hervorging, da „traten die Engel zu ihm und dienten ihm“ (Matth. 4, 11), und als er den furchtbaren Leidenskampf in Gethsemane glorreich überstanden, erschien ihm ein Engel vom Himmel und stärkte ihn (Luk. 22, 43). Und als er nun des Todes Macht gebrochen und siegreich aus seinen Banden hervorgegangen war, als er in seiner Auferstehung Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hatte, waren es wiederum Engel, welche diesen Sieg des Lebens über den Tod triumphirend verkündigten, und Engel erschienen endlich den Jüngern, vor deren Augen der Herr gen Himmel gefahren war, um ihnen zu verkünden, daß er wiederkommen werde in Herrlichkeit.

§. 33. Die Himmelfahrt Christi und der Fortgang des Kampfes bis zur Wiederkunft Christi.

Durch Tod und Auferstehung war das irdische Werk des Erlösers vollendet. Er hatte das Heil ausgerichtet und die Mittel (Gnadenmittel), durch welche das Heil einem Jeden, der sich nicht gegen die Gnade Gottes verhärten will, angeeignet werden kann und soll. Da fuhr der Herr gen Himmel auf, zurückkehrend zu der Herrlichkeit, die er bei dem Vater hatte, ehe der Welt Grund gelegt war.

Zwar der Kampf des Lichtes gegen die Finsterniß ist noch nicht zu Ende gebracht, und der Schauplatz des Kampfes ist noch immer die Erde. Doch durch die Himmelfahrt hat sich Christus, der Herr, ja auch nicht dem Kampfe entzogen. Er ist auch nach seiner Himmelfahrt noch der Generalissimus und Heerführer: ja er ist es jetzt erst recht und in umfassendster Weise.

Wesen und Bedeutung der Himmelfahrt liegt darin, daß Christus „die göttliche Gestalt“ (Phil. 2, 6), d. h. die ewige göttliche Existenz und Lebensform, deren er sich bei seiner Menschwerdung entäußert hatte, um uns in Allem gleich werden, und durch den Tod dem die Macht nehmen zu können, der des Todes Gewalt hat (Hebr. 2, 14. 15), wieder annahm. Die spezifisch-göttliche Lebensform ist aber die, daß Gott der Ewige zugleich und ebenso sehr unendlich über Raum und Zeit erhaben ist (Transcendenz), als er Raum und Zeit mit seinem Wesen und Willen stets und allenthalben durchdringt und beherrscht, trägt und erhält (Immanenz).

Daraus wird nun klar, daß die Himmelfahrt Christi keineswegs ein bloßes Weggehen von der Erde ist; daß sie vielmehr Beides zumal, ein Weggehen und ein Kommen ist: als Rückkehr zur göttlichen Transcendenz ist sie ein Weggehen, welches sich darin äußerte, daß er nicht mehr leiblich sichtbar unter den Seinen wandelt, — als Rückkehr zur göttlichen Immanenz ist sie aber zugleich ein Alles durchdringendes, Alles erfüllendes Kommen, daß er nun, nach seiner Verheißung, „bei den Seinen ist bis an der Welt Ende“ (Matth. 28, 20), und daß er, „wo auch nur Zwei oder Drei versammelt sind in seinem Namen, mitten unter ihnen ist“ (Matth. 18, 20).

Der sich selbst zum Knechte und Diener Aller erniedrigt hatte, nahm nun die Zügel der Weltregierung in seine allmächtige Rechte, und wurde nun wieder der Herr über Alles, hochgelobet in Ewigkeit, gesetzt „über alles Fürstenthum, Ge-

walt, Macht, Herrschaft, und allen Namen, der genannt werden mag, nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen, unter dessen Füße alle Dinge gethan sind, gesetzt der Gemeinde zum Haupte über Alles, welche ist sein Leib, die Fülle Deß, der Alles in Allem erfüllet" (Eph. 1, 21 bis 23).

Darum konnte er sagen: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden" (Matth. 28, 18); konnte versichern: „Es ist euch gut, daß ich hingehe" (Joh. 16, 7), und weiter: „Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten, und in meines Vaters Hause sind noch viele Wohnungen (Joh. 14, 2).

„Uns die Stätte zu bereiten." — Er wird sie mitbringen, die für uns bereitete Stätte, „zubereitet als eine geschmückte Braut ihrem Manne" (Offb. 21, 2), wenn er wiederkommt in Herrlichkeit.

Und während er uns dort oben im Hause des Vaters, wo der Thron der Herrlichkeit und die Wohnungen der Seligkeit sind, die Stätte bereitet, d. h. während er als Weltherrscher und Weltrichter Alles der Vollendung zuführt, und dadurch jene Herrlichkeit, die dem Menschen für das ewige Leben bestimmt ist, anbahnt und zurichtet, — hat er uns auch hier auf unserer armen, noch unter dem Fluche seufzenden Erde, in all unserm Jammer und Elend in diesem „Leibe des Todes" (Röm. 7, 24), nicht „Waisen gelassen" (Joh. 14, 18), denn indem er Weltherrscher ist, ist er zugleich auch das Haupt der Gemeinde, der Erstgeborne unter vielen Brüdern, und hat seinen Geist ausgegossen über alles Fleisch, den Tröster, der uns in alle Wahrheit führt, und uns für die Stätte bereitet, wie Christus die Stätte für uns.

Kampf ist uns verordnet, schwerer Kampf, denn der Herr ist nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert (Matth. 10, 34), — nämlich nicht jenen Frieden, der schmählischer wäre, als selbst der unglücklichste Krieg, son-

bern das Schwert zum Kampfe, um durch den Kampf und Sieg wahren, bleibenden Frieden zu erringen. In diesem Kampfe ist er nach wie vor Heerführer und Vorkämpfer, und zu diesem Kampfe läßt er uns ausrüsten mit der Waffenausrüstung seines Geistes: mit dem „Harnisch Gottes, daß wir bestehen mögen gegen die listigen Anläufe des Feindes, mit dem Panzer der Gerechtigkeit und dem Schild des Glaubens, mit dem Helm des Heils und dem Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes“ (Eph. 6, 11—17).

Des Feindes Bestreben ist es nun, nachdem er die Ausrichtung des Heils nicht hat hindern können, die Aneignung desselben möglichst zu hemmen und zu hintertreiben. Darum „geht er umher, wie ein brüllender Löwe, und sucht, welchen er verschlinge“ (1 Petri 5, 8); aber „widerstehet ihm, verheißt die Schrift, so fliehet er von euch“ (Jak. 4, 7).

Andernthells sind aber auch die Engel Gottes vom Himmel stets bereit zum Schutz und Trutz gegen die Macht der Finsterniß. Und wenn auch ihr sinnlich-sichtbares Erscheinen und Wirken, das sich noch in dem Leben der Apostel kund that (Apg. 8, 26; 10, 3; 12, 7 u.), bald aufhört, weil überhaupt die Zeit der äußern Wunder aufhörte, sobald das Wort des Evangeliums fest und die Kirche unerschütterlich gegründet war auf den ewigen Fels des Heils, — so hat doch keineswegs ihr Wirken und Walten, das nur dem Auge des Glaubens bemerkbar ist, aufgehört. Denn sie sind „allzumal dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienste Derer, die ererben sollen die Seligkeit“ (Hebr. 1, 14). Und „über jeden Sünder, der Buße thut, ist Freude bei den Engeln Gottes im Himmel“ (Luk. 15, 10).

Aber vereinst, wenn die Weltentwicklung zum Ziele gelangt sein, und der Herr sichtbar wiederkommen wird in seiner ewigen Majestät, dann werden auch sie, als der Abglanz seiner Herrlichkeit, ihn umstrahlen, und die Ausrichter seines Willens und seiner Gerichte sein.

So dahin wächst nun das Unkraut, das der Feind säet, unter und neben dem Weizen dem Tage der Ernte und des Gerichtes entgegen. Die Gegensätze scheiden sich immer schärfer, der Kampf wird immer ernstlicher. Die Anstrengungen der Macht der Finsterniß steigern sich immer mehr, je näher die Stunde der Entscheidung herrannäht. Ihre höchste Entfaltung erreicht die Macht der Finsterniß in der Erscheinung des Antichristen, der in Allem das Gegenbild des Erlösers ist; „des Menschen der Sünde, der da ist ein Widerwärtiger, und sich erhebt über Alles, was Gott oder Gottesdienst heißt, also daß er sich setzt in den Tempel Gottes als ein Gott und gibt von sich vor, er sei Gott; des Boshaftigen, deß Zukunft geschieht nach der Wirkung des Satans mit allerhand lügenhaften Kräften und Zeichen und Wundern“ (2 Theff. 2, 3—10).

Das ist der Messias, den Satan sendet, der gesalbt ist mit der ganzen grausigen-Fülle des Geistes aus der Tiefe; was ist der Erlöser, von Satan beauftragt, die Menschen auf satanische Weise zu erlösen, d. h. sie loszumachen von allem Geseze Gottes, von aller Zucht des Geistes Gottes, und sie zu der Freiheit der Kinder Satans zu führen.

Aber eben, weil in ihm das Geheimniß der Bosheit eine höchste Entfaltung gefunden hat, darum kann nun auch alsobald das Gericht folgen. Wenn der Mensch der Sünde, das Kind des Verderbens, sich in seiner ganzen Verruchtheit offenbart hat, dann „wird der Herr ihn umbringen mit dem Geist seines Mundes, und wird sein ein Ende machen durch die Erscheinung seiner Zukunft“ (2 Theff. 2, 8).

§. 34. Die Wiederkunft Christi und die Erneuerung des Himmels und der Erde.

Plötzlich und unerwartet wird jener Tag des Herrn hereinbrechen „wie ein Dieb in der Nacht“ (1 Theff. 5, 2).

„Gleich wie der Bliß ausgehet vom Aufgang und scheint bis zum Niedergang, also wird auch sein die Zukunft des Menschensohnes“ (Matth. 24, 27). Unabwendbar und unausweichbar wird das Verderben die Verächter überfallen und werden nicht entfliehen (1 Theff. 5, 3). Erschreckliche Zeichen an Himmel und Erde werden die nahende Erscheinung des Weltrichters verkünden. Ein unnennbares Wehe wird dann die ganze Schöpfung durchbeben. Entsetzen und Verzweiflung ergreift die Gottlosen; Angst und banges Warten der Dinge, die da kommen sollen, erfüllt selbst die Frommen, und die seufzende Kreatur erbebt in ihren Grundfesten, denn allenthalben, wo in dieser sündigen Welt ein Neues ausgeborn werden soll, gehen Angst und Schmerzen der freudentrichen Geburt voran. So auch an jenem Tage die kreisende Kreatur: „Auf Erden wird den Leuten bange sein, und werden zagen über dem Brausen des Meeres und seinem Wogen, und die Menschen werden verschmachten vor Furcht und vor Warten der Dinge, die da kommen sollen auf Erden, denn auch der Himmel Kräfte sich bewegen werden“ (Luk. 21, 25. 26); „aber der Geist und die Braut (d. i. die Gemeinde Christi) sprechen: Komm! . . . Ja, komm, Herr Jesu! (Offi. 22, 17. 20).

„Die Sonne wird verfinstert werden, und der Mond seinen Schein verlieren, und die Sterne werden vom Himmel fallen und die Kräfte der Himmel werden sich bewegen. Und alsdann wird erscheinen das Zeichen des Menschensohnes im Himmel, und alsdann werden heulen alle Geschlechter auf Erden und werden sehen kommen des Menschen Sohn auf den Wolken des Himmels, mit großer Kraft und Herrlichkeit. Und er wird senden seine Engel mit hellen Posaunen, und sie werden sammeln seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels bis zum andern“ (Matth. 24, 29—31). — „Er selbst, der Herr, wird mit einem Feldgeschrei und Stimme des Erzengels und mit

der Posaune Gottes hernieder kommen vom Himmel und die Todten in Christo werden auferstehen zuerst; darnach wir, die wir leben und überbleiben, werden zugleich mit denselbigen hingerückt werden in den Wolken dem Herrn entgegen in der Luft, und werden also bei dem Herrn sein allezeit" (1 Thess. 4, 16. 17). — „Es wird des Herrn Tag kommen als ein Dieb in der Nacht, an welchem die Himmel zergehen werden mit großem Krachen, die Elemente aber werden vor Hitze zerschmelzen, und die Erde, und die Werke, die darinnen sind, werden verbrennen" (2 Petri 3, 10).

Auch der heilige Seher Johannes sah in einer erhabenen Vision die Entwicklungen dieses großen Tages: „Es fiel Feuer von Gott aus dem Himmel und verzehrte die Empörer . . . Und ich sah einen großen weißen Thron, und Den, der darauf saß, vor welches Angesicht floh die Erde und der Himmel, und ihnen ward keine Stätte erfunden. Und ich sah die Todten, groß und klein, stehen vor Gott, und Bücher wurden aufgethan . . . Und die Todten wurden gerichtet aus der Schrift in den Büchern, nach ihren Werken. Und das Meer gab die Todten, die in ihm waren, und der Tod und der Hades gaben die Todten, die in ihnen waren . . . Und so Jemand nicht ward erfunden geschrieben in dem Buch des Lebens, der ward geworfen in den feurigen Pfuhl. Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde . . . Und der auf dem Thron saß, sprach: Siehe, Ich mache Alles neu" (Offenb. 20. 21).

So erreicht denn endlich auch „das ängstliche Harren der Kreatur", das so viele Jahrtausende lang „gewartet hat auf die Offenbarung der Kinder Gottes", das Ziel seines langen und sehnächtigen Wartens; „denn auch die Kreatur frei werden wird von dem Dienst des vergänglichem Wesens, zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes" (Röm. 8, 19 ff.).

Die Natur war entwicklungsfähig und entwicklungs-

bedürftig geschaffen; der creatürliche Geist sollte sie ihrer höchsten Entwicklung, ihrer absoluten Vollendung zuführen. Dies Ziel war nun theilweise erreicht worden. Durch den Fall der Engel und dann wieder durch den Fall des Menschen war Gluch und Verderben in die irdische Weltregion gekommen, und auch in die himmlischen Welten, in die Wohnungen der heiligen Engel, war durch diese doppelte Katastrophe eine zwar nicht positive, aber doch privative Störung gekommen, wodurch ihre höchste und absolute Entwicklung, ihre harmonische Gliederung, ihr vollendeter Zusammenschluß aufgehalten wurde. An die Stelle der gefallenen Engel war der Mensch getreten; er sollte die Lücke verjüngen, die Störung überwinden und die Harmonie im Weltall wiederherstellen. Statt dessen fiel er aber selbst, und zog die schon einmal verwüstete Erde wieder von Neuem ins Verderben. Er war dadurch zur Ausrichtung seiner Aufgabe absolut unfähig geworden. Darum trat für ihn Christus, der zweite Adam, ein; und was jener unterlassen und verdorben hatte, erneuert und vollendet Er durch die Verklärung des Himmels und der Erde, und zwar konnte dieses nicht mehr, wie es anfangs hätte geschehen sollen, auf dem Wege stiller, organischer Entwicklung geschehen, — denn dieser Weg war durch die Sünde gestört und verstimmt, — sondern nur durch Anknüpfung einer neuen Entwicklung, die sich zuletzt nur durch die gewaltsame Katastrophe eines verzehrenden Schmelz- und Läuterungsfeuers durchbrechen und vollenden kann. Aus diesem Weltbilde wird aber, von den Schlacken geläutert, „ein neuer Himmel und eine neue Erde“ hervorgehen, „nach seiner Verheißung, in welchen Gerechtigkeit wohnet“ (2 Petri 3, 10—13, vergl. Jes. 65, 17; Offenb. 21, 1).

Doch ehe wir uns in unsrer Relation weiter fortreißen lassen von dem rapiden Strom der einander übereilenden Ereignisse jenes unaussprechlich hehren und majestätischen Za-

ges⁵³⁾; ehe wir namentlich übergehen zur Betrachtung der Veränderungen, welche dieser Tag in die Zustände der persönlichen, freien Creatur bringen wird, -- müssen wir einen Augenblick stille stehen, um die bereits berichteten Wandlungen und Entwicklungen in der unpersönlichen Creatur nochmals zu überschauen, und die Schwierigkeiten des Einzelnen in nähere Erwägung zu ziehen.

Es wird in den mitgetheilten Bibelstellen offenbar eine Katastrophe geschildert, durch welche das Ende der Welt nach ihrem gegenwärtigen Complex, nach ihren gegenwärtigen Beziehungen, Verhältnissen und Zuständen herbeigeführt wird. Von der einen Seite betrachtet, ist diese Katastrophe eine Weltzerstörung, ein Weltuntergang. Aber dem Aufhören der alten stellt die Weissagung auch den Anfang einer neuen

53) Die einzelnen Momente jenes großen Tages der Zukunft lassen sich nicht der Zeit nach scheiden und in eine bestimmte Reihenfolge ordnen. Eine solche Reihenfolge wird auch in der Erfüllung schwerlich stattfinden, vielmehr geschieht gewiß Alles zumal. Erscheinung des Herrn, Auferstehung der Todten, Umwandlung der noch Lebenden, Läuterung der Erde, Gericht, Urtheilsspruch und Execution ist die Sache eines einzigen, unbeschreiblich hehren und heiligen Augenblicks, der das Wohl und Wehe der ganzen Ewigkeit in sich schließt. Wie die Sonne, wenn sie in ihrer Pracht und Herrlichkeit am Firmamente erscheint, eben durch ihr Erscheinen tausendfache, verschiedene Wirkungen zu gleicher Zeit und durch ein und dieselbe Kraft hervorruft, hier einen Keim zur Entwicklung, eine Knoepe zur Entfaltung, eine Frucht zur Reife, dort dagegen eine geknickte Blume zum Verwelken, einen entwurzelten Baum zum Verborren bringt; hier das wasserreiche Gefilde zum reichsten Wachsthum treibt, dort die dürre Wüste vollends ausdort und versengt, — so übt auch das Kommen der ewigen, unerschaffenen Sonne in ihrer Majestät zu gleicher Zeit und durch ein und dieselbe Kraft ihrer Heiligkeit, nach der Verschiedenheit der Objecte, die sie trifft, anziehende und abstoßende, belebende und tödtende, segnende und fluchende, läuternde und verzehrende, beseligende und verdamnende Wirkungen aus.

Weltordnung, der Zerstörung auch eine Wiedererneuerung zur Seite. Erst wenn wir beide Seiten gleichmäßig beachten und beide gleich sehr zu ihrem Rechte kommen lassen, d. h. wenn es uns gelingt, beide zur einheitlichen Anschauung zu vereinigen, werden wir uns rühmen können, den rechten Sinn der Weissagung erfaßt zu haben. Nichts ist aber leichter als das. Wie das Erz in den Feueröfen geworfen wird, nicht damit es vernichtet werde, sondern damit es, von den Schlacken gereinigt, als siebenfach geläutertes Gold aus dem verzehrenden Feuer hervorgehe, — so ist auch das Feuer des Weltbrandes offenbar als ein Läuterungsfeuer zu fassen. Aufhören wird nicht die Welt selbst, sondern nur ihr dermaliger mangelhafter, unvollkommener und verderbter Zustand; zerstört werden wird nicht das innere, schöpferische und bestimmungsgemäße Wesen der Welt, sondern nur dessen schöpferische und bestimmungswidrige Complex mit allem Ungehörigen in ihm und an ihm, mit allem Verderben, das durch falsche und ungöttliche Entwicklung der Kreatur hineingekommen ist, mit allem Mangelhaften und Unvollendeten, das durch Schuld der Kreatur nicht zur Entwicklung und Vollendung gekommen ist.

Daß nun die fluchbeladene, mit Sünde, Tod und Elend angefüllte Erde, die zweimal in die Fluthen des Verderbens versenkt worden ist, daß die Erde mit ihren Einöden und Wüsten, mit ihren Krämpfen und Stürmen, mit ihren Giften und Seuchen, mit ihrer versengenden Gluth und ihrem erstarrenden Froste, mit der entfesselten Wuth ihrer Elemente, mit den zahllosen Werken der Gottlosigkeit auf ihr ic., daß diese Erde einer Läuterung und Erneuerung unterzogen werden müsse, wenn sie und ehe sie zu ihrem ewigbleibenden Vollendungsstande übergehen und zur seligen Wohnung der seligen erlösten Menschheit werden soll, das begreift sich eben so leicht wie die Nothwendigkeit, daß eine derartige Läuterung nur in der Form einer gewaltsamen zerstörenden Katastrophe zum Durchbruch und zur Vollendung kommen kann.

Aber daß auch der Himmel, die erhabene und selige Wohnung jener erhabenen, seligen Geister, die ihrer Bestimmung treu geblieben, die ihr Fürstenthum nicht verlassen und ihre Behausung wohl bewahrt haben, auch einer solchen Katastrophe bedürftig sei; — daß die Sterne, die mit unvergänglichem Lichtglanze über unserm Haupte prangen, und in jedem Beschauer den unabwiesbaren Eindruck der ungetrübtesten Reinheit, der seligsten Harmonie, des unge störtesten Friedens, des unwandelbarsten Bestehens machen, vom Himmel fallen und ihre Stellung, die sie Tausende, ja vielleicht Myriaden von Erdenjahren behauptet haben, verlieren sollten; — daß die Kräfte des Himmels, die uns als Bilder und Repräsentanten aller Stabilität und unverbesserlichen Vollkommenheit sich aufdrängen, sich bewegen und wandeln sollen; — daß das Sternenzelt dort droben, mit seinen Millionen von funkelnden Brillanten, gleich einem aus irdischen Stoffen bereiteten Kleide veralten und vergehen soll, um zu noch höherer Pracht und Vollendung erneuert zu werden, — das Alles begreift sich nicht so leicht.

Um die nicht unbedeutenden und, wie es schien, unlösbaren Schwierigkeiten, welche die wörtlich-reale Auffassung unsrer Weissagung mit sich führt, zu beseitigen, haben sich manche Ausleger durch verkehrte, gekünstelte und unnatürliche Deutung zu helfen gesucht.

Man bestritt überhaupt die Zulässigkeit der realen Auffassung und sah in unsrer Weissagung nur eine symbolisch-prophetische Schildrung subjektiver Zustände innerhalb der Menschenwelt. Nun ist es allerdings nicht abzuleugnen, daß die Verfinstung der Himmelslichter, der Sonne, des Mondes und der Sterne, im poetisch-prophetischen Sprachgebrauch des alten Testaments Bild und Gleichniß ist für das Erlöschen des irdischen Glüdes oder Lebens einzelner Menschen (Pred. 12, 2; Jer. 15, 9), und viel häufiger noch Bezeichnung großer Trübsale und Gerichte über ganze Völker und Staaten

(J. B. Jes. 5, 30; 13, 10; 34, 4; Jer. 4, 28; Ezech. 32, 7. 8; Amos 8, 9; Micha 8, 6); — es kann nicht geläugnet werden, daß speciell das Licht der Sonne als das Bild der göttlichen Offenbarung, und das Licht des Mondes als das Bild menschlicher Weisheit, Erkenntniß und Bildung (Offb. 12, 1), daß ferner die Sterne als Repräsentanten weithin leuchtender Lehrer am Kirchenhimmel (Dan. 8, 10. 11; Offb. 1, 20) erscheinen⁵⁴). Dennoch ist die Anwendung dieses prophetischen Sprachgebrauchs hier unzulässig, — schon darum, weil in der Hauptstelle (Matth. 24) Alles, was danach durch die Verfinsternung der Sonne und des Mondes, so wie durch das Fallen der Sterne vom Himmel u. bezeichnet sein soll, außerdem und vorher schon mit nackten, dürren Worten als ein von jenen Himmelszeichen Verschiedenes und Geschiedenes verkündet ist. Dann ist ferner zu beachten, daß die Lehre von einem realen Untergange der gegenwärtigen Welt, verbunden mit dem Hervortreten eines neuen Himmels und einer neuen Erde, durch die ganze heilige Schrift hindurchgeht, und öfter in solchem Zusammenhange und mit solcher Deutlichkeit verkündet wird, daß eine bloß bildlich-symbolische Auffassung rein unmöglich ist⁵⁵). — So gewiß der Stern der Weisen bei der Geburt Christi und die Verfinsternung der Sonne bei seinem Tode wirkliche, sinnlich wahrnehmbare Erscheinungen am Himmel waren, so gewiß werden auch das Zeichen des Menschensohnes, das Fallen der Sterne von ihrem bisher-

54) Vgl. R. Etier, die Reden des Herrn Jesu. Bd. 2. S. 562.

55) Außer den bereits angeführten Stellen vergl. noch Joel 3, 3. 4; Haggai 2, 6 mit Hebr. 12, 26. 27; Ps. 102, 26—28 und Jes. 34, 4 mit Offenb. 6, 12—14; Matth. 5, 19 ff. u. Vergl. über die Nothwendigkeit der buchstäblich-realen Auffassung J. P. Lange, Leben Jesu II, 3. S. 1273 ff., und besonders die sehr beachtungswerthe Schrift von J. A. E. Hebart, die zweite Zukunft Christi, eine Darstellung der gesammten bibl. Eschatologie. Erlang. 1850.

jen Standorte, so wie die Verfinstung der Sonne und des Mondes, reale, sinnlich wahrnehmbare Erscheinungen am Himmel sein. Das Wahre an der bestrittenen Auffassung ist nur dies, daß jene Erscheinungen am Himmel, eben weil Himmel und Erde, Natur und Geist ein zusammengehöriges, ein bezügliches Ganze bilden, auch entsprechende Thatfachen auf der Erde und in der Menschenwelt voraussetzen lassen, – und solche brauchen in unserer Weissagung nicht erst vorausgesetzt zu werden, sondern sind wirklich und buchstäblich in ihr gelehrt (Pestilenz und Erdbeben, Empörung, Verführung, Abfall, Trübsal ꝛc.).

Eine andre Mißdeutung unsrer Stelle verflüchtigt (ohne es zu wollen) die Realität der geweissagten Ereignisse zu einem illusorischen Schein, und löst die objective Wirklichkeit in bloß subjektive Wahrnehmung auf⁵⁶⁾: der Himmel werde nicht wirklich an und für sich, seinem eignen, innern und äußern, Wesen nach, sondern nur für die Wahrnehmung des Menschen erneuert werden; nicht der Himmel werde verwandelt werden, sondern das Medium, durch welches wir ihn erblicken. Allerdings ist es wahrscheinlich, daß die Umgestaltung der Erde mit ihrer Atmosphäre u. s. w., so wie die Verklärung des Menschenauges und die Erhöhung der Erkenntnisfähigkeit des Menschengelstes, die wir zu erwarten haben, schon an und für sich den Himmel in höherm Glanze, in umfassenderer Gestalt erblicken lassen mögen. Und das ist

56) So sagte J. P. Lange verm. Schriften II, 249: „In dem Sinne, wie Gen. 1 die Schöpfung des Himmels verflochten ist in die Schöpfung der Erde, so daß die Präexistenz der Gestirne nicht aufgehoben wird, indem das Wort sie betrachtet, wie sie erst am vierten Schöpfungstage bei gelichteter Atmosphäre für die Erde gemacht wurden, kann auch von dem neuen Himmel über der neuen Erde die Rede sein. Schon jetzt sieht man in reiner, dünner Luft auf hohen Bergen den Himmel schwarzblau, die Sterne mit Fadeln brennend.“

das Wahre an dieser falschen Auffassung. Aber damit wäre nur die eine Seite der Weissagung, die Erneuerung des Himmels halbwegs erklärt. Die eigentliche und hauptsächlichste Schwierigkeit aber, das so bestimmt und deutlich ausgesprochene Veralten, Vergehen und Verschwinden des Himmels, das seiner Erneuerung vorangehen soll, bliebe völlig unerklärt und ungelöst.

Eine dritte nicht minder unzulässige Deutung beschränkt, wie das vierte Tagewerk des Heraemerons auf die Erschaffung des Sonnensystems, so auch die Läuterung und Erneuerung des Himmels bei der Wiederkunft Christi auf den Planetenhimmel. Aber wie schon jene Beschränkung des vierten Tagewerkes sich uns als unzulässig erwiesen hat (S. 4), so ist diese Beschränkung gewiß noch viel unzulässiger. Denn der Vortheil, daß wir dann die verkündete Himmelskatastrophe leichter begreifen können, kann nimmermehr zu einer willkürlichen und durch nichts weiter begründeten Beschränkung der an sich unzweideutigen, klaren und deutlichen Worte, die vom ganzen geschaffenen Himmel handeln, berechtigen. Auch diese Auffassung mag jedoch ihr Wahres haben. Denn möglich, ja wahrscheinlich ist es, daß vermöge der engen Zusammengehörigkeit, vermöge der organischen Gliederung in unserm Sonnensystem die Wirkungen der Katastrophen, welche die Erde zweimal ins Verderben versenkten, sich auch mehr oder minder auf die verwandten Glieder des Systems erstreckten, daß die Wellen dieser Stürme bis an die äußersten Grenzen dieses particulären Weltgebietes schlugen. Dann wäre es wohl erklärlich, daß die Endkatastrophe des Weltgerichtes hier auch einen andern Charakter annähme als in den nicht unmittelbar von diesem Verderben verführten Welten des Fixsternhimmels, daß die Verklärung und Erneuerung dieses Himmels, der der Erde analog, in gewaltsamerer und durchgreifenderer Weise vor sich ginge.

Wir müssen also dabei stehen bleiben, daß der ganze

Himmel mit all seinem Sternenheere einer durchgreifenden Wandlung und Umgestaltung seines Gesamtcomplexes, seiner Verhältnisse und Beziehungen untereinander und vornehmlich zur Erde, entgegensteht und darum, trotz der Vollkommenheit, in der er sich zur Zeit befindet, und trotz der Seligkeit und Heiligkeit seiner dormaligen Bewohner, einer solchen Wandlung und Umgestaltung, d. h. Erneuerung und Verklärung auch bedarf.

Demnach sind wir zu der Annahme genöthigt, daß die gegenwärtige Vollkommenheit des Himmels keine absolute, sondern nur eine relative ist, daß auch am Himmel Unvollkommenheit und Mangelhaftigkeit haftet, daß, wie Hiob sagt, „auch die Sterne nicht rein sind in seinen Augen“ (25, 5). Dabei steht aber von vornherein fest, daß diese Mangelhaftigkeit nicht von einer Negation seiner ursprünglichen, anerschaffenen Vollkommenheit, sondern von einer Privation seiner ihm bestimmten Vollkommenheit herrühre, d. h. daß nicht (wie bei der Erde) durch Fall und Empörung seiner Bewohner Verderben hineingekommen, sondern daß er in der Entwicklung, die ihn zur absoluten Vollendung führen sollte, durch irgend einen Umstand gehemmt und aufgehalten wird, so daß er dies Ziel erst am Ende dieses Weltlaufes durch das schließliche Eingreifen Christi erreichen kann.

Wir finden diesen hemmenden Umstand in der Thatfache, daß das ganze Weltall ein organisches Ganze ist, indem nicht Eins ohne das Andre vollendet werden kann, daß aber durch den Fall des einen Theiles der Engel und dann wieder durch den Fall des Menschen ein Mißton in die Harmonie der Sphären hineingekommen ist, und daß auch die guten Engel mit ihrer Wohnung durch das Warten auf das Gericht des großen Tages in einem Zustande der Detention sich befinden. Je wichtiger die ursprüngliche Stellung der gefallenen Engel und ihrer Wohnung, je bedeutender demnach der Mensch und seine Geschichte in die weitere Ent-

wicklung des Weltalls einzugreifen bestimmt war (§. 19), um so größer muß auch die Störung, die dieser Mifton in die Harmonie des Ganzen, diese Bresche und Lücke in den Zusammenhalt des Ganzen gebracht hat, sein, um so drückender muß diese Hemmung auf den Engeln und ihrer Wohnung lasten. Nun aber, wenn am Ende dieses Weltlaufes Christus, der Herr, Gericht halten, wenn er im Läuterungsfeuer dieses Gerichtes alles Ungöttliche ausscheiden, wenn er dann die hemmenden Bande der Entwicklung zersprengen und die göttlichen Lebenskräfte in der Kreatur erneuen und verjüngen wird, dann wird plötzlich in einem Augenblicke die ganze verborgene und zurückgehaltene Vollendung des Weltalls in katastrophenartiger Weise durchbrechen, dann werden alle Beziehungen des Himmels unter sich und zur Erde andre und neue werden.

Dies ist das objektive Moment an der verkündigten Erneuerung und Verjüngung des Himmels. Der Himmel selbst wird wirklich, auch an und für sich, in seinem Gesamtsystem, ein anderer werden. Dabei ist nun aber keineswegs ausgeschlossen, daß auch ein subjektives Moment dabei in Betracht komme, daß nämlich der Anblick des Himmels für das Menschenauge, und der Eindruck, den er auf den Menschengeist macht, schon darum ein anderer sein würde, weil die Sehkraft dieses Auges erhöht und die Erkenntnisfähigkeit dieses Geistes gesteigert sein wird; — wie es andererseits auch gar wohl der Fall sein kann, daß die Katastrophe in den höhern Welten des Himmels einen friedlichen und milden Charakter trage, als in den niederen mit unserer Erde in unmittelbarer Beziehung stehenden, und daher vielleicht auch mehr oder minder mit in ihr Verderben hineingezogenen Welten des planetarischen Himmels.

Betrachten wir den verkündigten Weltbrand als ein Läuterungsfeuer des Gerichtes, so bewirkt er auch zugleich eine Scheidung des Göttlichen vom Ungöttlichen in der Welt, eine

Absonderung der unedlen Schlacken von dem edlen Metalle. Alles, was Satan noch sein eigen nennen kann in den Gotestwelten, alle jene Schlacken, die keiner Erneuerung und Veredlung fähig sind, erhält er als das Seine zurück. Dies ist dann wahrscheinlich seine und der Seinen ewige Wohnung, jene Wohnung, die der heilige Seher als einen „Pfuhl von Feuer und Schwefel“ bildlich bezeichnet (Offb. 19, 20; 20, 10), die Christus als eine „äußerste Finsterniß, da sein wird Heulen und Zähneklappen“ (Mark. 8, 12), und Petrus als eine „dunkle Finsterniß in Ewigkeit“ (2 Petr. 2, 17) beschreibt.

Durch das Schmelz- und Läuterungsfeuer des Gerichtes ist nun Himmel und Erde zur vollsten Verstärkung, zur höchsten, ewig bleibenden Vollendung, zur rechten organischen Gliederung, zum harmonischen Zusammenschluß aller einzelnen Glieder gelangt. Die Erde ist nun fest, wozu sie von Anfang an bestimmt war, zum Culminations- und Mittelpunkt der Schöpfung, zum Throne der unmittelbarsten Präsenz Gottes innerhalb der Creatur geworden. Denn also spricht Johannes der Theologe (Offb. 21, 1 ff.): „Und ich sahe einen neuen Himmel und eine neue Erde. Denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen und das Meer ist nicht mehr. Und ich, Johannes, sahe die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabfahren, zubereitet als eine geschmückte Braut ihrem Manne, und hörte eine große Stimme vom Himmel, die sprach: Stehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen⁵⁷⁾, und er selbst wird

57) Ueber die Bedeutung der hier gebrauchten Ausdrücke: „das neue Jerusalem, die heilige Stadt, die Hütte Gottes bei den Menschen“ vgl. mein Lehrbuch der heil. Geschichte. 6. A. S. 201, 2. Anm. Es ist damit gemeint, daß hier die symbolisch-vorbildliche Bedeutung der Stiftshütte, des Tempels und der heiligen Stadt als der Stätte, wo Gott mit und unter seinem Volke wohnte, zur höchsten, umfassendsten und herrlichsten Erfüllung, zur vollkommensten Realisation gelangt sei.

bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein Und ich sah keinen Tempel darinnen, denn der Herr, der allmächtige Gott, ist ihr Tempel und das Lamm; und die Stadt bedarf nicht der Sonne noch des Mondes, daß sie ihr scheinen, denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und ihre Leuchte ist das Lamm."

§. 35. Das Gericht und die ewige Vollenbung.

Dieselbe Scheidung zwischen Göttlichem und Ungöttlichem wird durch das jüngste Gericht auch in die Welt der Geister gebracht.

„Es kommt die Stunde, in welcher Alle, die in den Gräbern sind, werden die Stimme des Sohnes Gottes hören und werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Uebels gethan haben, zur Auferstehung des Gerichtes" (Joh. 5, 28. 29). Auferstehen werden also Alle, die gestorben sind, auch die Gottlosen, damit auch sie vollendet werden — zur Verdammniß. Sie, die nichts mit Christo gemein haben, können auch nicht zur Aehnlichkeit des verklärten Leibes Christi verklärt werden, sondern müssen vielmehr einen Leib erhalten, der ihrem innern Zustande entspricht, der für sie das Organ der Qual und Verdammniß ist, wie der „zur Aehnlichkeit des verklärten Leibes Christi verklärte Leib" der Seligen (Phil. 3, 21) das Organ ihrer Seligkeit ist.

„Fleisch und Blut kann nicht ererben das Reich Gottes, und das Verwesliche kann nicht ererben das Unverwesliche" (1 Kor. 15, 50). Darum müssen auch die dann noch Lebenden einer Katastrophe unterzogen werden, durch sie in den Vollenbungszustand der Auferstandenen übergehen. Paulus lüftet uns den Schleier dieses Geheimnisses (Ps. 51 ff.): „Wir werden nicht Alle entschlafen, wir werden aber Alle

verwandelt werden, und dasselbe plötzlich in einem Augenblicke zur Zeit der letzten Posaune. Denn es wird die Posaune erschallen und die Todten werden auferstehen unverweslich und wir werden verwandelt werden.“ Die Schreden des Todes (Röm. 5, 12), die Schauer der Verwesung und das Entzücken der Verklärung sind hier in einen einzigen Moment der Verwandlung zusammengedrängt und in ihm verschmolzen.

Wie die Natur und Beschaffenheit des verklärten Leibes der auferstandenen Seligen sein werde, lehren uns einerseits die evangelischen Berichte über die Erscheinungen des auferstandenen Erlösers, da wir auf Grund der Verheißung in Phil. 3, 21 („Er wird unsern nichtigen Leib verklären, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe“) berechtigt sind zur Uebertragung der dort sich kund gebenden Merkmale. Dahin gehört nun vornehmlich dies, daß der Herr seinen Jüngern auch bei verschlossenen Thüren erschien, daß er oft plötzlich vor ihnen stand, und eben so plötzlich wieder verschwand, daß er für gewöhnlich und ohne besondern Willensentschluß menschlichen Augen unsichtbar war u. Als Natureigenthümlichkeit eines verklärten Leibes können wir demnach ansehen: eine für unsere jetzige Sehkraft unfaßbare ätherische und geistartige Feinheit der Stoffe, eine unbedingte Erhabenheit über die mannigfaltigen beengenden Bedingungen und Zustände unseres jetzigen Leibeslebens, eine völlige Freiheit von allen Banden und Hemmungen, mit denen die Schwerkraft der groben Materie uns jetzt noch drückt, eine Fähigkeit des unbedingten Gehorsams unter den Willen des inwohnenden Geistes, daß der Leib auch selbst im Fluge der Gedanken dem Geiste seinen Dienst nicht zu versagen braucht.

Weitere und ausdrückliche Belehrungen gibt uns besonders Paulus in 1 Kor. 15. „Es wird gesäet,“ sagt er, „verweslich und wird auferstehen unverweslich, es wird gesäet in Inehrte und wird auferstehen in Herrlichkeit, es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft, es wird

gesäet ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib.“ — Endlich ist denn auch hier noch einmal an des Herrn Wort: „In der Auferstehung werden sie weder freien noch sich freien lassen, sondern werden sein wie die Engel Gottes im Himmel“ zu erinnern.

Aus solcher Zuständigkeit des verklärten menschlichen Leibes können wir nun vielleicht auch Schlüsse ziehen auf die Zuständigkeit der verklärten Erde. Wir können, scheint uns, mit gutem Grunde die Vermuthung aufstellen, daß die dereinstige neue Erde in demselben Maße und in analoger Weise verklärt, verherrlicht und veredelt sein werde, und daß die verklärte Leiblichkeit, die wir erwarten, in demselben Verhältnisse der Stoffe zur verklärten Erde stehen werde, wie unsere jetzige Leiblichkeit zu den Elementen der gegenwärtigen Erde steht.

In der Auferstehung selbst ist schon das Gericht über die Menschen gegeben, da in der Leiblichkeit, die ein Jeglicher anzieht, schon das Resultat des Gerichtes ausgeprägt ist. Aber, die menschliche und somit auch die prophetische Anschauung muß all die einzelnen Momente, die die Allmacht des erhöhten Menschensohnes alle zumal und in Einem ausrichtet, für sich betrachten. So erscheint das Gericht denn in der Weissagung noch als ein Besondres, von der Auferstehung Geschiedenes.

Das Wesen des jüngsten Gerichtes über den Menschen spricht sich am klarsten in dem Gleichniß der Scheidung der Schafe von den Böcken (Matth. 25, 31 ff.) aus. „Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, und ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt“ und: „Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln.“

Aber wie die Endkatastrophe in der unpersönlichen Natur eine allgemeine, über das ganze Weltall sich erstreckende, Himmel und Erde ergreifende war, so beschränkt sich das

üngste Gericht auch nicht bloß auf den Menschen, sondern zieht auch die Engel mit in das Reich seiner Alles zum endlichen Abschluß bringenden Thätigkeit. So wie das Gericht für den lösten Menschen kein Gericht ist, in sofern an ihm nichts mehr zu richten ist, und doch auch wiederum für ihn ein Gericht ist, indem es ihn losmacht von allen Beziehungen zum Verderben der Sünde und des Todes, so auch für die heiligen Engel Gottes. So ist es denn erklärlich, daß sie in der Weissagung einerseits als Objekt des Gerichtes, andrerseits aber auch zugleich als aktiv mitwirkende Subjekte des Gerichtes erscheinen. Von den Engeln heißt es Matth. 13, 49: „Sie werden ausgehen und die Bösen von den Gerechten scheiden“, und als Gehülfen und Mitrichter Christi erscheinen sie Heiligen, die er Brüder zu nennen sich nicht schämt, sie er als die Glieder seines Leibes all seiner Herrlichkeit theilhaftig gemacht hat. (Joh. 17, 20 ff.). Denn also hat er selbst seinen Jüngern verheißen: „Wahrlich, ich sage euch, die ihr mir seid nachgefolget in der Wiedergeburt, da des Menschen Sohn wird sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit, werdet ihr auch sitzen auf zwölf Stühlen, zu richten die zwölf Geschlechter Israels“ (Matth. 19, 28), — und der Apostel ruft den Korinthern zu: — „Wisset ihr nicht, daß die Heiligen die Welt richten werden? . . . Wisset ihr nicht, daß wir über die Engel richten werden?“ (1 Kor. 6, 2. 3).

Satans langer Prozeß ist nun beendet, das Endurtheil ist gesprochen und ausgeführt. Und der Mensch, dem er einst vorgespiegelt hatte, daß er durch die Empörung gegen Gott werden könne wie Gott, ist jetzt wirklich durch Gottes überschwängliche Gnade in Christo aller göttlichen Herrlichkeit und Seligkeit theilhaftig geworden. Denn Gott ist für Zeit und Ewigkeit geworden wie der Mensch, damit der Mensch für die Ewigkeit wie Gott werden könne.

Im Vorausblick auf diese Zeit der Vollendung sagt Christus in seinem hohepriesterlichen Gebete (Joh. 17): „Ich

habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, daß sie Eins seien, gleichwie wir Eins sind. Ich in ihnen, und du in mir, auf daß sie vollkommen seien in Eins, und die Welt erkenne, daß du sie liebest, gleichwie du mich liebest. Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast etc.“ Paulus verheißt uns, daß wir als Kinder Gottes auch Gottes Erben und Mit-erben Christi seien (Röm. 8, 17); — Johannes verkündigt, daß „wir Ihm gleich sein werden“ (1 Joh. 3, 2), und Petrus spricht von den „theuersten und allergrößesten Verheißungen, daß wir durch ihn theilhaftig werden sollen der göttlichen Natur (2 Petr. 1, 4).

Das Weltgericht ist der Schluß des gegenwärtigen und die Pforte des zukünftigen Weltalters. Der Charakter dieses zukünftigen Weltalters besteht darin, daß die Zeitlichkeit in die Ewigkeit aufgenommen und mit ihr Eins geworden ist. Die Zeit hört nicht auf, Zeit zu sein, ebensowenig wie die Kreatur aufhört, Kreatur zu sein, denn Kreatur und Zeit sind Correlata, die nie von einander getrennt werden können. Aber durch die Vereinigung mit der Ewigkeit participirt die Zeit an allen Attributen der Ewigkeit, wie die Menschheit Christi seit der Erhöhung zur Rechten des Vaters an allen Attributen der mit ihr persönlich verbundenen Gottheit des Sohnes participirt, und wie durch ihre Vermittlung auch wir der göttlichen Natur theilhaftig werden sollen. Damit ist jede geschichtliche Entwicklung, jedes Andernwerden ausgeschlossen; die Kreatur ist zur vollsten, ihr von Anbeginn an bestimmter Gemeinschaft mit Gott (über welche hinaus keine höhere Entwicklung möglich und denkbar ist), — oder wo sie sich beharrlich gegen den Zug der Gnade verhärtet hat — zur absoluten Trennung von Gott (für welche keine Wiedervereinigung mehr möglich ist) gelangt.

§. 36. Rückblick auf die Stellung der Engel.

Wir schließen dieses Kapitel mit einem Rückblick auf die Stellung der Engel im Verhältniß zu der des Menschen⁵⁸⁾.

Wir sind gewohnt, die Engel ohne Weiteres als Wesen höherer Art anzusehen, als heilige und selige Geister, die eben so hoch an Macht und Herrlichkeit über dem Menschen stehen, wie der Himmel über der Erde. Und diese Anschauung ist auch ohne Zweifel in vollem Rechte, so lange sie den gegenwärtigen Zustand Beider, der Engel und der Menschen, zum Ausgangspunkte hat. Denn auch die Schrift stellt den Menschen in seiner jetzigen Erscheinung, wo er dem Fluch und den Folgen der Sünde seufzt, weit unter die Engel, die sie als Fürstenthümer und Gewalten preist, als die starken Helden Gottes, die seinen Willen auszurichten und sich in seinem Lobe zu üben, für ihre höchste Seligkeit achten, als die himmlischen Heerschaaren, nach denen der König des Weltalls sich zu benennen (Jehovah Zebaoth) nicht für unwerth gehalten hat.

Aber ob darum nun auch diese derzeitige höhere Macht und Würde eine nothwendige und unter allen Entwicklungen und Wandlungen bleibende sei, ob sie in der beiderseitigen, ursprünglichen Natur, in ihrem anerschaffenen Wesen begründet sei und darum auch alle Entwicklung überdauernd in die Ewigkeit hineinreichen werde, das ist eine andre Frage, die

58) Selten ist die Stellung der Engel in der Weltökonomie Gottes gehörig gewürdigt worden. Die alt-protestantische Dogmatik, so entschieden sie auch gegen alle Angelolatrie protestirt hat, ist dennoch nicht zu einer klaren und völlig vorurtheilsfreien Auffassung der biblischen Engellehre durchgebrungen. Im Wesentlichen stimmt mit unserer Auffassung des Verhältnisses zwischen Mensch und Engel überein die Darstellung bei (Moltke) Philos. der Geschichte II. S. 115, Anm.; Chrard a. a. O. S. 57 f. s. Martensen, chr. Dogmatik. Kiel 1830. S. 153 f.

wir, der gewöhnlichen Meinung entgegen, auf Grund der biblischen Offenbarung entschieden verneinen müssen.

Einerseits freilich kann nicht geläugnet werden, daß die anerschaffene Natur der Engel beziehungsweise eine höhere, nämlich schon durch die Schöpfung selbst entfaltete gewesen sei, als die des Menschen. Dies Zugeständniß ist schon darin begründet, daß die Engel gleich anfangs mit der ihnen anerschaffenen Geschlechtslosigkeit schon alle die daraus resultirenden Vorzüge besaßen, zu deren Besitz der Mensch erst am Ende seiner Entwicklung gelangen soll. Aber das ist eben nur ein relativer Vorzug, kein absoluter, der durch den relativen Werth der Geschlechtlichkeit am Menschen aufgewogen wird (vgl. S. 15. 17).

Dagegen aber ist der Mensch zum Ebenbilde Gottes geschaffen, zum Repräsentanten und Stellvertreter desselben, gleichs anfangs schon zu einem Berufe bestimmt, dem keiner der Engel zu genügen vermochte. Von dieser ursprünglichen Würde und Stellung ist er nun wohl herabgefallen in Sünde, Elend, Tod und Verderben. Aber eben weil seine ursprüngliche Stellung eine so wichtige, und nicht nur für die Welt, die ihm zunächst zur Wohn- und Übungsstätte angewiesen war, sondern für das ganze Weltall so wichtige war, eben darum trat Gott selbst an seine Stelle, ward Mensch, um den Menschen zu erlösen und mit dem erlöseten Menschen das zuvorbedachte Ziel zu gewinnen. Wäre der Mensch auch seiner anfänglichen Stellung nach die geringste unter allen Kreaturen gewesen, — dadurch, daß Gott selbst Mensch wurde, daß er die menschliche Natur in die persönliche Einheit seines Ich's aufnahm, daß er demnach in alle Ewigkeit auch Gottmensch bleiben wird, dadurch allein würde der Mensch schon über die höchste aller Kreaturen erhöht worden sein.

Und können wir weiter noch einen Zweifel haben über die einzige und erhabene Stellung des Menschen, zu der er durch die Erlösung gelangen soll, wenn wir bedenken, daß er

zur Kindschaft Gottes, zum Erben Gottes und Miterben Christi berufen ist, bestimmt, Eins zu sein mit dem Vater durch den Sohn, gleich wie der Sohn Eins ist mit dem Vater, und theilhaftig zu werden der göttlichen Natur? wenn wir erwägen, daß den Heiligen das Richteramt über die Welt, ja über die Engel anvertraut werden soll?

Die Engel dagegen erscheinen nirgends als göttlichen Geschlechtes, als Ebenbilder Gottes in dem eminenten Sinne, in welchem es von dem Menschen gilt, daß dadurch die Menschwerdung Gottes möglich, ja präformirt und geweihsagt wird. Nirgends erscheinen sie als Herrscher und Richter der Welt, als Miterben und Brüder des Sohnes Gottes, als theilhaftig der göttlichen Natur. Sie sind geschaffen zu Boten Gottes, sind dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienste Derer, die ererben sollen die Seligkeit.

Einem ausdrücklichen Zeugnisse gleichkommend ist die Auseinandersetzung des zweiten Kapitels im Hebräerbrieфе. Hier deducirt der Apostel die Erhabenheit der menschlichen Natur Christi über die Natur der Engel in der Anwendung des achten Psalms auf ihn. Was aber von der menschlichen Natur Christi, des Menschensohnes, des zweiten Adams gilt, das gilt auch von seinen Gläubigen, die aus ihm geboren sind, die das Bild des Himmlischen tragen sollen, wie sie das Bild des Irdischen getragen haben (1 Kor. 15, 49). So hoch die menschliche Natur Christi vermittelt ihrer persönlichen Einheit mit der Gottheit erhöht ist über alle Engel, so hoch werden auch die Gläubigen des neuen Bundes, die Glieder sind an dem Leibe Christi, dereinst in ihrer Vollendung erhaben sein über die Engel, wie über jegliche andre Creatur.



Fünftes Kapitel.

Die astronomischen Forschungen und Ergebnisse.

„Non propterea abjicienda est doctrina certa et utilis vitae, de multis rebus etiamsi multa ignoramus, praeparemus etiam nos ad illam aeternam academiam, in qua et integram physicen discemus, cum ideam mundi nobis architectus ipse monstrabit.“

Melanchthonis initia doct. phys. praefat.

Der Geist der Weissagung hat uns durch ein Gebiet der Erkenntniß geführt, das dem leiblichen Auge verschlossen ist, das aber von dem hienieden nie gestillten Sehnen des nach Gott und zu Gott geschaffenen Menscheingeistes in schmerzlicher Erinnerung und in freudiger Hoffnung als das rechte, wahre Heimathland erkannt und begrüßt wird. Wir scheiden uns nun an, ein anderes, obwohl verwandtes, Gebiet zu durchwandern, das der kühne Blick des Menschen sich aufzuschließen vermocht hat, so ferne es ihm auch liegt. Des vielfach labyrinthischen Weges selbst nicht kundig, überlassen wir uns der sicher leitenden Hand treuer, geübter Führer, und lassen uns von ihnen die Wunder jener für das menschliche Wissen neu eroberten Welt zeigen und erklären ¹⁾.

1) Wir beabsichtigen, wie natürlich, in diesem Abschnitt keineswegs, Belehrungen über die Resultate der Astronomie zu geben, sondern nur eine übersichtliche Zusammenstellung und Vergegenwärtigung derjenigen astronomischen Thatsachen und Ansichten, welche entweder zur Bestätigung und Erweiterung der biblischen Weltan-

§. 1. Die Sonne.

Zunächst zieht die Sonne, die hehre Königin des Tages, unsere Blicke auf sich. Zwei allgewaltige Kräfte sind das Scepter ihrer Herrschaft, die gebietende Schwere und das belebende Licht. Ihr Volumen ist von solch ungeheurem Umfang, daß aus demselben sich nahe an anderthalb Millionen solcher Kugeln, wie unsere Erde ist, bilden ließen; ja denkt man sich alle ihrer Herrschaft unterworfenen Planeten und Monde zu einer Masse vereinigt, so müßten diese doch etwa nur dem 2000sten Theil ihres körperlichen Inhaltes gleichkommen. Etwas anders stellt sich das Verhältniß, wenn die Schwere zum Princip der Vergleichung genommen wird. Bei einer beinahe viermal geringern Dichtigkeit übertrifft die Sonne dennoch an Gewicht die Erde um nahe 345936mal ²⁾, und

schaunung dienen können, oder als unvereinbar mit derselben geltend gemacht werden könnten, um so eine Basis für das nächstfolgende Capitel zu gewinnen. Zur eigentlichen Belehrung aber empfehlen wir besonders die Werke von J. H. Mädler (populäre Astronomie. 4. Aufl. Berl. 1849; Nachträge dazu, Berl. 1852; Astronomische Briefe, Mitau 1846); J. Lamont (Astron. und Erdmagnetismus, Stuttg. 1851); John Herschel, Outlines of astronomy. Lond. 1849 (3. Edit. 1850); W. v. Humboldt, Kosmos. Bd. I. III.; G. v. Schubert (Die Umwelt und die Fixsterne. 2. A. Dresd. 1839; Lehrb. der Sternkunde. 3. A. Erlang. 1847; Naturlehre, Ebn 1847; Geschichte der Natur. Bd. I. 3. A., auch unter dem Titel: Das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menschen auf der Erde. Erlang. 1852.

2) Es ist darum „positiv gewiß, daß kein einziges Geschöpf unserer Erde Kraft genug besitzt, um auf der Sonnenoberfläche sich in der Weise zu bewegen oder seine Gliedmaßen zu rühren, als auf unserer Erde. Denn dort sind die Bande der Materie 28 $\frac{1}{2}$ Mal stärker als bei uns. Je größer und massenhafter ein Weltkörper ist, desto kräftiger müßten die Körper seiner Bewohner sein, und unsere Herculesse würden, auf die Sonne versetzt, sich als glickeverlahme, be-

die Summe des Gewichts aller andern Körper des Systems etwa 700mal. Durch dies gewaltige Uebergewicht der Schwere fesselt sie so unwiderstehlich die kleinern Massen ihrer Vasallen an ihren Herrscherwillen, daß, wenn, auch alle nach einer Richtung hin gegen sie in Conjunction treten und sie so vereinigt ihre Anziehungskräfte gegen sie zusammenspannen würden, diese in ihrer Majestät doch kaum merklich davon afficirt werden würde. Aber neben dieser Passivität und Unterthänigkeit besitzen sie auch eine selbstständige, individuelle Lebenskraft, neben ihrer Receptivität auch eine nie zu unterdrückende Spontaneität. Mit zerschmetternder Gewalt würde Masse gegen Masse stürzen, wenn den überwiegend attraktiven Kräften des Centralkörpers nicht die unveräußerliche und unüberwindliche Macht der eigenen und selbstständigen Bewegung der Planeten von der Sonne hinweg das Gleichgewicht hielte, wenn der Centripetalkraft nicht die Centrifugalkraft entgegenstände. Es findet so eine geheimnißvolle Wechselwirkung statt, deren eigenstes, innerstes Wesen zu bezeichnen oder gar zu ergründen keineswegs jene aus dem mechanischen Gebiete entlehnten Ausdrücke ausreichend sind. Auch hier treffen wir auf ein geheimnißvolles Gebiet dynamischer Lebenskräfte, wo dem stolzen Wissen ein „Bishierher und nicht weiter —“ vorgeschoben ist. Die in der Leiblichkeit hervortretenden Aeußerungen der verborgenen Lebenskraft sehen wir, aber sie selbst, die Seele, können wir nicht ergründen, und wenn Kepler, der Physiologe des Himmels, mit prophetischer Seherkraft in seinen drei Gesetzen uns die geheimen lebensvollen Beziehungen unseres Sonnensystems ahnen ließ, und wenn mit noch unerreichtem Scharfsinn Newton, in Kepler's Fußstapfen tretend, durch sein Gravitationsgesetz jene von Kepler aus der Tiefe der Erkenntniß hervorgeholten Schätze in gangbare

sammernswürdige Schwächlinge produciren.“ Mädler, astron. Briefe S. 236.

Münze umprägte, und für die nächsten Bedürfnisse der Wissenschaft erst recht fruchtbar machte, so ist ihr damit eine neue Palästra ihres Strebens geöffnet und doch — wie wenig der Wissensdurst des zum Erkennen geschaffenen Menschengesistes gestillt ³⁾).

Noch geheimnißvoller und ebenso unergründlich ist die andere Herrscherkraft der Sonne, ihr erleuchtendes, erwärmendes, Alles belebendes Licht. Denn was das Licht sei, ist ein Räthsel, das, wie alle innere Vorgänge des Lebensprocesses, noch ungelöst, vielleicht für das Maß unseres diesseitigen Wissens auch unlösbar ist. Das sonst geltende Emanationssystem ist jetzt allgemein von der Wissenschaft aufgegeben, allein auch die Vibrationstheorie wird wohl jener neuern tiefern Theorie weichen müssen, welche das manifestirte leuchtende Licht durch die zusammentreffende Thätigkeit kosmischer Gegenstände aus einer galvanischen Spannung des latenten Urlichtes oder Lichtäthers entstehen läßt. „Wäre dein Auge nicht sonnenhaft, wie könnte es denn die Sonne erblicken?“ und

3) Die Kepler'schen Geseze sind folgende: 1) Die Planeten bewegen sich nicht in Kreisen, sondern in Ellipsen (die aber meist nur sehr unbedeutend von der Kreisform abweichen, vgl. Mäbler afr. Br. S. 95) um die in einem Brennpunkte derselben liegende Sonne. 2) Der Radius Vektor, d. i. die Linie von der Sonne bis zum Planeten, durchläuft in gleichen Zeiten gleiche Flächenräume. 3) Die Quadratzahlen der Umlaufzeiten der Planeten verhalten sich wie die Kubikzahlen der Halbmesser ihrer Bahnen. Aus ihnen leitete Newton das Gravitationsgesez ab, nach welchem die Anziehung abnimmt in dem Verhältniß, wie das Quadrat der Entfernung zunimmt. Für ein tieferes Verständniß der Kepler'schen Geseze und ihrer Beziehungen auf die allgemeinen Geseze des Lebens vgl. Schubert die Urwelt, Abschn. IV; besonders aber dessen Abhandlungen e. allg. Gesch. d. Lebens im zweiten Abschnitt des Bandes; auch Hugi Grundzüge einer allgem. Naturansicht. Bd. I. Solothurn 1841, S. 64 ff. 192 ff.

hätte die Erde nicht Lichtnatur, Empfänglichkeit und Erregbarkeit für das Licht, wie könnte die Sonne sie erleuchten? Zum männlich Erregenden gehört das weiblich Erregbare, zum Mittheilenden das Empfangende; jenes ist nur erregend und mittheilend, so lange und insofern ihm ein Erregbares und Empfängliches gegenübersteht, das eben darum von verwandter Natur sein muß. So viel möchte jetzt wohl außer Zweifel sein, daß die Quelle des Lichtes für unsere Planeten in der Lichtatmosphäre der Sonne zu suchen ist, welche den an sich dunkeln Körper der Sonne in einer Höhe von 500—600 geographischen Meilen umzieht. „Nun erscheint uns Erdbewohnern, denen eine Scheibe von 30000 Millionen Quadratmeilen (so groß ist die uns zugekehrte Sonnenoberfläche) auf ein Scheibchen von einem Quadratsfuß zusammengebrängt ist, das auf diesen Punkt zusammengehäufte Licht von blendendem Glanze, aber es haben schon Astronomen darauf aufmerksam gemacht, daß dieses Licht in seiner gleichen Vertheilung über den ungeheuren Sonnenkörper, auf diesem selber ein nicht so blendendes, sondern gemäßigtes und wohlthätiges sein könne ⁴⁾.

Demnach ist die Verschiedenheit der Sonne von den Planeten keineswegs so groß zu sehen, als sie gewöhnlich gedacht wird. Der feste Kern der Sonne scheint planetarischer Natur zu sein, und selbst da, wo die Verschiedenheit am auffallendsten hervortreten scheint, bei den beiderseitigen Atmosphären, da ist doch auch „dieser Unterschied kein größerer und tiefer gehender als der zwischen zwei Wesen von einerlei Art und innerer Beschaffenheit, wovon jedoch das eine von männlichem, das andere von weiblichem Geschlecht ist. Denn auch den Atmosphären der Planeten, so wie noch mehr denen der Kometen, kommt unter gewissen Umständen die Eigenschaft eines selbstständigen, keiner äußern Aufregung bedürftenden Selber-

4) Schubert, Urw. S. 22.

leuchtens zu, und schon das, was wir Durchsichtigkeit nennen, ist in gewisser Hinsicht nichts Anderes als ein negatives von außen aufgeregtes Mit- und Selberleuchten ⁵⁾." „Der Gegensatz“, sagt ein anderer Naturforscher ⁶⁾, „in welchem Sonne und Planeten als leuchtender und beleuchtete Körper zu einander stehen, scheint, wie so viele Gegensätze in der Natur, kein vollkommen absoluter zu sein. Man kann vielmehr den Planeten nicht alle eigene Lichtentwicklung absprechen. Hier-
auf deutet das Nordlicht der Erde, die merkwürdige Erscheinung, daß in mondscheinlosen Nächten bisweilen von oben herab Lichtschimmer unsere Wolkten erhellt, das Leuchten der Nachtseite der Venus, die totalen Mondfinsternisse, bei welchen der Mond kein Licht mehr von der Sonne erhält und doch nicht ganz unsichtbar wird, und vielleicht auch das so intensive Licht des Jupiter und der Vesta. So scheint also, wie die Sonne dunkles Planetares, jeder Planet auch Solares zu haben; wie aber auf der Sonne das Solare, so überwiegt auf den Planeten das planetare Princip.“ Ja Hugi, der in der Schwere eine Polarspannung zwischen Mittelpunkt und Umfang, ein Tendiren des Einzelnen zum Mittelpunkt des Ganzen, und im Lichte die entgegengesetzte Wirkung, nämlich eine Spannung des univervellen Mittelpunktes auf die individuellen Glieder der Peripherie sieht, spricht sich in seinem angeführten geistreichen und originellen Werke (a. a. D. S. 44) dahin aus, daß sehr wahrscheinlich die Schwere der Planeten im Verhältniß zum Sonnenkörper sich ebenfalls als Licht ausspreche, so daß dann die Lichtwirkung der Sonne auf die Planeten in Bezug auf die Sonne selbst als Schwere erschiene, oder als Streben nach den peripherischen Planeten.

5) Schubert, Urw. S. 21.

6) Perty, allgem. Naturgesch. I, S. 222.

§. 2. Die Planeten und die Monde.

Wir wenden uns nun von der Königin zu den Satekiten ihrer Hohett. Bei den uns jetzt bekannten Planeten „Wird, so viel man mit einiger Sicherheit weiß, ein durchgehender Gesamtkarakter gefunden: daß sie, an sich selbst mehr oder minder dunkel, der belebenden Erleuchtung der Sonne bedürfen; daß sie sich in Bahnen, welche meist nur wenig von der Kreisform abweichen und welche in einer Ebene liegen, die mit der Ebene des Sonnenäquators sehr nahe zusammen fällt, um ihren gemeinsamen Centralkörper bewegen,“ daß sie sich sämmtlich um ihre Axe drehen und daß durch die geneigte Stellung dieser Axe zu ihrer Bahn eine Abwechselung der Jahreszeiten, und eine Zunahme und Abnahme der Tage und Nächte hervorgerufen wird, „daß sie endlich aus Grundstoffen gebildet sind, welche im Ganzen nicht gar zu sehr von jenen unsres Erdkörpers (vom festen Metall bis zum flüssigen Wasser) abzuweichen scheinen.“ Durch diese Gleichartigkeit der allgemeinen Zustände ist aber keineswegs die Mannigfaltigkeit der individuellen Zustände beschränkt. „Ungeachtet des so unverkennbaren Hinwirkens auf ein Hauptziel, ist doch die Einförmigkeit vermieden. Bei allen uns nur einigermaßen näher bekannten Körpern treffen wir auch auf irgend eine nur ihm zukommende Eigenthümlichkeit; nirgends hat die Natur sich copirt; jeder große und kleine Weltkörper ist ein in sich selbstständiges Individuum, und dennoch besteht zwischen ihnen allen eine einfache, vollkommne, ewige Harmonie“).

Am Auffallendsten zeigt sich die Uebereinstimmung der allgemeinen Naturverhältnisse bei den vier sonnennächsten Planeten: Mercur, Venus, Erde, Mars, während die Verschiedenartigkeit mit der Entfernung durchschnittlich zunimmt.

Mercur ist ein unsrer Erde ganz ähnlicher Körper, mit

7) Mädler, astr. Br. S. 129.

einer gebirgigen Oberfläche und von einer Atmosphäre umgeben. Die Länge seines Tages kommt der des unsrigen ziemlich gleich, sein Jahr dauert aber nur 87 Tage, und theilt sich in Jahreszeiten von sehr ungleicher Länge. Sein Durchmesser beträgt nur 670 Meilen, weshalb die Schwerkraft, trotz der etwas größern Dichtigkeit (sie verhält sich zu der Erde wie 6 : 5) doch bedeutend geringer wirkt wie bei uns. Ein Pfund wiegt dort nur 15%, Loth. Mercur sieht die Sonne bei einer Entfernung von nur acht Millionen Meilen als eine Scheibe von 2 Fuß 7 Zoll Durchmesser, wonach ihr eine siebenmal stärkere Licht- und Wärmeerzeugung als bei uns zugeschrieben wird.

Die glänzende Venus, schon von Homer als der schönste der Sterne bezeichnet, kommt unsrer Erde an Umfang, Dichtigkeit und Schwerkraft ziemlich gleich. Auch die Tageslänge ist nahe dieselbe, das Jahr nur um ungefähr $\frac{1}{2}$ kürzer. Eine vielleicht dem Nordlicht analoge, nur viel intensivere Erscheinung ist das Selberleuchten des nächtlichen Theiles der Venus. Ihre Oberfläche bietet beträchtliche Gebirge dar und ist von einer meist reinen und heitern Atmosphäre umhüllt.

Der Abstand unsrer Erde von der Sonne beträgt beinahe 21 Millionen Meilen. Ihr an Umfang 50mal und an Gewicht 80mal kleinerer Mond ist 51763 Meilen von ihr entfernt. Trotz der engen Zugehörigkeit desselben zur Erde sind die beiderseitigen Naturzustände vielfach von einander abweichend und fremdbartig. Dahin gehört vornehmlich der absolute Mangel des Wassers und der Atmosphäre auf dem Monde, sowie die höchst eigenthümlichen Krater- und kesselförmigen Gestaltungen seiner Oberfläche, das Zusammenfallen seiner Rotation mit seinem Umlauf um die Erde u.

Die größte Uebereinstimmung mit den Naturverhältnissen der Erde hat man auf dem übrigens kleinern Mars beobachtet. Seine röthliche Farbe läßt auf eine wenigstens eben so dichte Atmosphäre schließen. Man unterscheidet auf seiner

Oberfläche bleibende dunkle und helle Flecken. „Die ersten scheinen Meere zu sein, und es ist bemerkenswerth, daß die Anhäufungen des Gewässers wie bei uns in vorherrschender Menge an der südlichen Halbkugel vorkommen, während die nördliche vorwaltende Massen des Festlandes enthält.“ Außerdem zeichnet sich die Umgebung seiner beiden Pole durch eine besonders glänzende, weiße Farbe aus. Da diese hellweißen Zonen in regelmäßig wiederkehrender Weise jährlich ab- und zunehmen, je nachdem der betreffende Pol seinen Sommer oder Winter hat, so kann man sie für nichts anderes als Schnee halten. Die Tageslänge des Mars ist der unsrigen ziemlich gleich; wegen der größern Entfernung ist aber seine Umlaufzeit beinahe doppelt so lang, so wie die Licht- und Wärme erzeugende Wirkung der Sonne auf ihn viel geringer. Seine Schwerkraft wirkt auf seiner Oberfläche bei ziemlich gleicher Dichtigkeit seiner Masse nur halb so stark. Eines Mondes entbehrt Mars, ebenso wie die beiden sonnen nächsten Planeten.

Was die Gruppe der Asteroiden betrifft, welche kürzlich in rascher Folge für unsere Kenntniß bis auf 18 Glieder gestiegen ist, so hat die Beobachtung wegen ihrer Entfernung und winzigen Kleinheit — der Durchmesser der Vesta z. B. ist auf 58 Meilen berechnet — nichts Namhaftes über ihre Naturverhältnisse ermittelt, und sich auf die Erforschung ihrer wunderbar verschlungenen, bedeutend von einander abweichenden und überaus stark elliptischen Bahnen beschränkt 8).

8) „Es können zwei Asteroiden zu gleicher Zeit von der Sonne aus gesehen ganz in derselben Gegend ihrer Bahnen sich befinden und demungeachtet Mill. Meilen von einander entfernt sein. Dennoch haben die Astronomen berechnet, daß vor ungefähr 6000 Jahren die vier bisher genauer bekannten Asteroiden an einem und demselben Punkte ihrer Bahn beisammen waren, und hieraus schließen wollen, daß damals ein früherhin einfacher planetarischer Körper sich in mehrere zertheilt habe.“ Schubert Lehrb. d. Sternkunde. 3. H. Tübingen 1847. S. 126.

Jupiter ist der größte unter allen Planeten. An Umfang übertrifft er die Erde um 1414mal und kommt beinahe dem tausendsten Theile der Sonne gleich. Seine Entfernung von der Sonne beträgt 107 $\frac{1}{2}$ Millionen Meilen, der Durchmesser der Sonnenscheibe erscheint ihm nur 2 $\frac{1}{2}$ Zoll groß, und die erleuchtende Kraft der Sonne wirkt auf ihn 27mal schwächer ein als auf die Erde. Seine Dichtigkeit ist der der Sonne gleich, nämlich viermal geringer als die der Erde. Dagegen ist die Schwerkraft viel mächtiger auf seiner Oberfläche als bei uns, ein Pfund wiegt dort 2 $\frac{1}{2}$ Pfund. Aus diesen Elementen ergiebt sich schon, wie sehr alle seine Naturverhältnisse von den bei uns obwaltenden abweichen müssen. Das Licht dieses Planeten ist wenigstens zweimal heller als es auf der Erde bei gleichem Abstand von der Sonne sein könnte. Er ist mit einer sehr dichten und hohen Dunsthülle umgeben. Parallel mit der Richtung seines Aequators ziehen sich sehr breite dunkle Streifen über seine Scheibe hin, die man für Wollenbildungen hält, die aber von den auf unsrer Erde stattfindenden sehr verschieden sein müssen, denn jener Wollengürtel, der sich nahe beim Aequator über seine Scheibe hinzieht, hat sich seit 200 Jahren an Gestalt und Ausdehnung nur sehr wenig verändert, während die andern Streifen mehrfache Auflösungen und Zertheilungen gezeigt haben. Bei der geringen Dichtigkeit des Planeten, die an der Oberfläche nur die Hälfte unseres Wassers betragen kann, müssen, wenn Niederschläge, Meere und dgl. dort stattfinden, diese von durchaus verschiedener und eigenthümlicher Beschaffenheit sein. Jupiter besitzt vier Monde.

Das interessanteste und mannigfaltigste planetarische System ist das des **Saturn** mit seinem ihn frei umschwebenden Ringgewölbe und seinen acht Monden. Seine mittlere Entfernung beträgt 197 $\frac{1}{2}$ Millionen Meilen, seine Jahreslänge 29 $\frac{1}{2}$ Erdenjahre, seine Tageslänge 10 $\frac{1}{2}$ Stunden; sein Rauminhalt ist 772mal größer und seine mittlere Dich-

tigkeit achtmal geringer als bei der Erde. Seiner äußern Rinde kommt demnach wahrscheinlich kaum dies specifische Gewicht unsres Korkholzes zu. Die Erleuchtung durch die Sonne müßte der Berechnung nach 90mal schwächer sein als bei uns, der Wirklichkeit nach ist sie es aber nur etwa 20mal, seine Lichtreceptivität muß also viel größer sein als die unsrer Erde. Zeigen diese Umstände nun schon eine sehr auffallende Verschiedenartigkeit der Naturöconomie im Vergleich zur Erde, so tritt diese noch ungleich mehr bei der Betrachtung des seltsamen und räthselhaften Ringgewölbes, das in einem Abstände von 4594 Meilen den Aequator des Saturn frei umschwebt, hervor. Die Dicke (oder die schmale Kante) des Gewölbes, die durchschnittlich nicht viel über 30 Meilen beträgt, ist dem Planeten zugewandt, seine Breite aber beträgt 6047 Meilen und dehnt sich „wie der Saum einer in ihrer Mitte ausgeschnittenen Scheibe hinwegwärts von dem Planeten aus.“ Das Gewölbe ist übrigens nicht einfach, sondern „besteht aus mehreren concentrischen, durch leere, ringsherum sich erstreckende Zwischenräume getrennten Ringen von ungleicher Breite.“

Uranus ist 396 $\frac{1}{2}$ Millionen Meilen von der Sonne entfernt. Seine Umlaufszeit beträgt 84 Erdenjahre, seine Rotationszeit ist noch unbekannt. Das Sonnenlicht, das bis zur Erde seinen Weg in 8' 7" zurücklegt, braucht, um bis zum Uranus zu gelangen, 2 St. 35' 42". Der Durchmesser der Sonnenscheibe erscheint ihm nur $\frac{1}{2}$ Zoll groß. An Umfang übertrifft er die Erde nur 82mal, und sein specifisches Gewicht ist sechsmal geringer als das der Erde. Eine sehr dichte Atmosphäre umgibt ihn, die vielleicht einer selbstständigen Erzeugung des Lichtes und der Wärme fähig ist, da sein Glanz wenigstens viermal stärker ist, als er der Berechnung nach sein müßte. Die Axe dieses Planeten ist so stark gegen seine Bahn geneigt, daß sie zu ihr in fast horizontaler Richtung steht, weshalb denn seine Tag- und Nachtlängen von der Rotation fast ganz unabhängig sind. An den Polen

hat er 42 Erdenjahre lang zugleich Tag und Sommer, worauf dann eine eben so lange Winternacht folgt. Von den ihn umkreisenden Monden sind sechs gesehen worden.

Neptun, der äußerste der uns jetzt bekannten Planeten, an dessen Entdeckung die mathematische Analysis den höchsten und glänzendsten ihrer Triumphe gefeiert hat, beschreibt in einer Entfernung von 744 Millionen Meilen seine 218jährige Bahn um die Sonne. An körperlicher Größe kommt er dem Uranus sehr nahe. Die Sonne leuchtet ihm in 1300mal schwächerem Lichte als uns. Man hat bereits zwei ihn umkreisende Monde entdeckt.

Wie verschieden und fremdartig mögen erst in solcher Ferne alle Naturverhältnisse gestaltet sein!

Die Möglichkeit, daß über die Neptunsbahn hinaus noch andre unbekannte von unsrer Sonne beherrschte Planeten vorhanden sein können, kann besonders nach der Auffindung Neptuns, wohl nicht füglich bestritten werden. Ein Planet wenigstens, der hundertmal weiter von uns entfernt wäre als Uranus, würde bei der ungeheuren, später näher zu erklärenden, Entfernung der nächsten Fixsterne von dorthier nicht die mindeste Störung zu befürchten haben, und wenn man die bis zum Neptun hin obwaltende Analogie der zunehmenden Entfernung nur auf die äußerste uns bekannte Grenze unsres Sonnensystems (das Aphelium des Kometen von 1680) anwenden wollte, so könnten jenseits des Neptun noch vier unbekannte Planeten Platz finden, deren letzter 620 Erdweiten (13,000 Mill. Meilen) von der Sonne entfernt sein und 15 Jahrtausende zu seinem Umlaufe gebrauchen würde.

§. 3. Die Sternschnuppen.

Die neuere Forschung hat diesen eigentlichen Planeten, gleichsam den Großwürdenträgern in dem ausgedehnten Reiche der herrschenden Sonne, noch eine Unzahl kleiner planetarischer

Massen zugesellt, die in Schwärmen von vielen ungezählten und unzählbaren Millionen die gewaltige Herrscherin umkreisen, und deren Dasein sich uns nur dadurch verräth, daß sie in ihrem Laufe der Erde begegnen, dann an den Grenzen unsrer Atmosphäre durch noch nicht ergründete Proceß — vielleicht elektrischer Art — leuchtend werden, und häufig von der Anziehungskraft der Erde überwältigt, ihre Selbstständigkeit verlierend zu uns herabstürzen. Dies sind die sogenannten Sternschnuppen, mit denen die Feuerkugeln und Meteorsteine (Aerolithen), wie kaum noch einem Zweifel unterliegt, in eine Kategorie gehören ⁹⁾.

Die Höhe der Sternschnuppen, d. h. des Anfangs und des Endes ihrer Sichtbarkeit schwankt zwischen 4 und 35 Meilen. Die relative Geschwindigkeit ihrer Bewegung ist $4\frac{1}{2}$ bis 9 Meilen in der Sekunde, kommt also der der sonnennächsten Planeten (Merkur $6\frac{1}{2}$, Erde $4\frac{1}{2}$ Meilen) gleich, ja übertrifft sie noch. „Sie fallen entweder vereinzelt und selten, also sporadisch, — oder in Schwärmen zu vielen Tausenden. Die letztern Fälle (arabische Schriftsteller vergleichen sie mit Heuschreckenschwärmen) sind periodisch.“ Unter den periodischen Schwärmen sind bis jetzt die berühmtesten geworden das sogenannte Novemberphänomen (12. — 14. Nov.) und der Strom des heiligen Laurentius (vom 9. — 14. August), so genannt, weil er in die Festzeit dieses Heiligen (10. Aug.) fällt, dessen „feuriger Thränen“ in England schon längst in einem alten Kirchenkalender als einer wiederkehrenden Erscheinung gedacht wird.

Auf die Periodicität der Erscheinung machte zuerst Alex. von Humboldt aufmerksam. Veranlassung dazu gab der ungeheure Sternschnuppenschwarm, der am 12. u. 13. Nov. 1833 in Nordamerika beobachtet wurde und in dem an einem

9) Vgl. besonders den Kosmos (I. 120 ff. III, 592 ff.) von A. v. Humboldt, und Mädler's astr. Br. (S. 335—343).

Orte, wie Schneeflocken zusammengedrängt, während einer Stunde wenigstens 240000 gesehen wurden.

Das Endergebniß der Untersuchungen Humboldt's, welchem ziemlich allgemeine Zustimmung der Naturforscher zu Theil geworden ist, lautet dahin: „Die verschiedenen Meteorströme, jeder aus Myriaden kleiner Weltkörper zusammengesetzt, schneiden wahrscheinlich unsre Erdbahn. Man hat sie als einen geschlossenen Ring bildend und in demselben innerlei Bahn folgend vorzustellen.“

Die Bestandtheile der Meteorsteine sind solche, die auch auf unsrer Erde vorkommen (besonders Schwefelkies, Magnetkies, Eisen, Nickel), „aber sie bilden in ihnen meistens Verbindungen, die bei den Naturkörpern unsres Wohnortes nicht in gleicher Art gefunden werden.

§. 4. Die Kometen¹⁰⁾.

Ehe wir das Bereich unsrer Sonne verlassen, haben wir noch eine andere Klasse ihrer Vasallen, der Kometen, zu gedenken, die bald der allgewaltigen Herrscherin so zudringlich nahe kommen, wie keiner der Planeten es sich unterfährt, und dann in ihren meist ungeheuer lang gestreckten elliptischen Bahnen sich wieder in die äußersten Grenzen ihres Bereiches auf Jahrhunderte oder Jahrtausende lang entfernen. Durch diese Weltkörper hatte sich das Gebiet des Sonnensystems — für die Erkenntniß, welcher der Uranus noch als der äußerste Planeten galt — mindestens um das Vierzigfache seines planetarischen Bereiches, — freilich nur um eine ungeheure

10) Ueber die neuerlich von Littrow aufgestellte Hypothese, nach welcher die Kometen ihrem Ursprunge nach nicht unserm Sonnensystem, sondern der Fixsternwelt angehören, und erst später auf ihrem jenen Wege in das Herrschergebiet unserer Sonne gelangt, hier angewiesene eingebürgert worden seien, — vgl. Mädler's, *Nachrichte* S. 8 ff.

terra incognita — erweitert. Trotz ihrer Bagabondennatur gehorchen doch auch sie, wie alle Welten des Universums, den von Kepler aufgefundenen Gesetzen kosmischer Bewegung. Danach legt der Komet von 1680, der sich von der Sonne 44mal weiter als Uranus entfernt, und dessen Umlaufzeit beinahe 9000 Jahre beträgt, in der Sonnennähe (nur 32000 Meilen von ihrer Oberfläche) 53 Meilen (12 Millionen Fuß), d. i. 13mal mehr als die Erde, und in der Sonnenferne kaum 10 Fuß in jeder Secunde zurück. Extreme wie diese hat man freilich aber auch noch bei keinem andern Kometen gefunden.

Die Naturbeschaffenheit der Kometen ist eine von der der Planeten völlig fremde. „Ihnen alle Materialität und in Folge dessen auch alle Wirksamkeit abzusprechen, dürfte allerdings zu weit gehen, aber dennoch lehren uns die Beobachtungen, daß unsre gewöhnlichen Begriffe von physischen Körpern auf sie gar keine Anwendung zu finden scheinen. Sie sind trotz eines Durchmessers von vielen tausend, ja hunderttausend Meilen vollkommen durchsichtig, und eben so wenig vermögen sie das Licht zu brechen. Unsre verdünnteste Luft würde sich in ihren Wirkungen nicht so auf Null reduciren lassen. Wahrscheinlich ist also selbst der Kern noch viel dünner als diese, und unsre Vorstellungen von Weltkörpern als feste Massen finden hier gar keine Anwendung. Auch die ungeheuren und raschen Veränderungen, welche sie in ihrem Aussehen erleiden, sprechen für eine ungemeine Verflüchtigung ihrer Theile. Welchen Zweck sie im Weltsystem erfüllen, ist für uns allem Anschein nach unergründlich.“

„Daß der Komet nichts Festes sei, erhellt schon aus seinen großen und rapiden Veränderungen. Etwas tropfbar Flüssiges oder Gasförmiges kann er ebensowenig sein, denn in Beidem würde der Lichtstrahl sich brechen. Was ist er denn nun aber? Wir können nur sagen, daß unsre Erde kein Analogon dafür darbiete, und es daher auch nicht möglich ist.

etwas Positives darüber zu sagen. Vielleicht besteht er aus höchst feinen, staubförmig zerstreuten Theilchen.“¹¹⁾

Die Untersuchungen des uns von den Kometen zukommenden Lichtes haben es außer Zweifel gesetzt, daß es kein eigenes, sondern ein von der Sonne erborgtes ist. — Die Bahnen dieser sonderbaren Weltkörper liegen nach allen Richtungen um die Sonne, und ihr Lauf geht sowohl von Osten nach Westen, als von Westen nach Osten. Ihre Zahl ist nicht ermittelt. Obgleich man ihrer nur gegen 500 genauer hat beobachten können, so mögen doch noch viele Tausende in den ungeheuren Räumen unsres Sonnensystems, aller menschlichen Beobachtung zur Zeit entzogen, sich bewegen.

§. 5. Entstehen und Bestehen des Sonnensystems.

Fragen wir zum Schlusse dieser auf das Sonnensystem sich beziehenden Relationen, ob die Astronomie uns etwas Zuverlässiges oder auch nur Wahrscheinliches über die Entstehung dieses Systems lehren könne, so gesteht sie uns selbst bereitwillig zu, daß dies außerhalb ihrer Aufgabe und Competenz liege. Die Speculation des Astronomen mag allerdings, und wir wollen ihr dies nicht wehren, noch es irgendwie verdächtigen, nach Maßgabe der von ihr ermittelten Zustände der Gegenwart mehr oder minder plausible Theorien darüber aufstellen, wie aus einem hypothetischen Ehemals das vorliegende Jetzt geworden ist¹²⁾, aber die Garantie, die

11) Mädler astr. Br. S. 290.

12) Die besonnenste und ansprechendste Hypothese über die Entstehung des Sonnensystems ist die, welche der berühmte Mathematiker Laplace in *l. exposition du système du monde* aufstellte (vgl. Mädler astr. Briefe S. 335 ff.). Laplace nimmt an, unser System habe sich aus einer formlosen, unendlich dünnen und daher ungeheuer ausgebreiteten, um sich selbst rotirenden Urmasse gebildet. Die fortschreitende Abkühlung dieser Masse brachte eine Zu-

sie uns für deren Richtigkeit und Wirklichkeit zu geben vermag, ist in allen Fällen und unter allen Umständen geradezu gleich Null.

Zusammenziehung oder Verkleinerung ihres Volumens hervor, wodurch nach dem Kepler'schen Gesetze die Rotation beschleunigt werden mußte. So wurde die kugelige Form derselben immer mehr zu einer an den Polen abgeplatteten, linsenförmigen Gestalt verwandelt. Je mehr aber die Massen durch die Rotation von den Polen nach dem Aequator sich hinbrängten, und je rascher durch die Verkleinerung des Volumens der Umschwung wurde, um so mehr mußte auch in den äußersten Regionen, wo der Umschwung am stärksten war, das Bestreben, sich von der übrigen Masse abzulösen, sich geltend machen. Die Ablösung erfolgte wirklich, sobald die Schwingkraft die Tendenz nach dem Mittelpunkt überwog. Im einfachsten Falle löste sich eine den ganzen Umkreis umfassende Zone, ein Ring ab; der dann für sich allein weiter rotirte, und in dem die Zusammenziehung der Masse sich fortsetzte. Bei gleicher Dichtigkeit aller Theile dieser Ringmasse konnte sie sich in dieser Form erhalten, hatte aber ein Punkt derselben ein dynamisches Uebergewicht, so mußte sie in eine kugelige Masse sich zusammenziehen; waren mehrere solcher überwiegenden Punkte vorhanden, so mußte der Ring zerbrechen und die Bruchstücke sich in einzelne Kugeln zusammenziehen. So entstanden die Planeten, und zwar die äußersten zuerst. Aber auch in den abgelösten Einzelmassen setzte sich die Contraction und Rotation mit allen ihren Folgen fort, und rief bei den äußersten neue ringförmige Ablösungen hervor, während die innern als später individualisirte und darum dichtere Massen die Tendenz der Ablösung nicht auskommen ließen. Der Fall, daß der ganze abgelöste Ring sich zu einer einzigen Kugel zusammenballte, fand bei unsrer Erde statt; eine Zerbrechung des Ringes rief bei Jupiter, Saturn und Uranus eine Mehrzahl von Monden hervor, während bei Saturn zugleich auch der Fall vorkam, daß ein ganzer Ring sich in seiner ursprünglichen Gestalt erhielt. — Der bei Weitem größte Theil der ursprünglichen Gesamtmasse blieb ungetrennt, und bildete die Sonnenkugel. — Die meisten Erscheinungen innerhalb unsres Systems werden durch die Hypothese allerdings befriedigend erklärt; doch nicht alle, — dahin

An die Frage nach dem Ursprung und der Entstehung des Sonnensystems knüpft sich die andre nach dem Bestehen und der Fortdauer der gegenwärtigen Ordnung im Sonnensystem. Hier kann die Wissenschaft schon entschiedener auftreten, und gestützt auf eine bereits mehrtausendjährige Erfahrung und Beobachtung muß sie behaupten, daß trotz aller einander entgegengewirkender Kräfte, trotz dem wunderbar verschlungenen Gewirre der Bewegungen, ja trotz aller Schwankungen und Störungen, weil diese selbst von unwandelbaren Gesetzen getragen werden, die jetzige Ordnung unsres Sonnensystems den Charakter der größtmöglichen Stabilität an sich trägt. Seit die Furcht vor einer möglichen Zertrümmerung unsrer Welt durch etwaigen Zusammenstoß mit einem Kometen durch die Erkenntniß der physisch-mechanischen Unmacht dieser Weltkörper beseitigt ist, kennt die Astronomie keine Kräfte oder vorausichtliche Zufälle innerhalb der jetztbestehenden Weltordnung, durch welche eine Zerstörung oder Alteration derselben zu befürchten wäre.

gehört zum Beispiel die widersprechende Thatsache, daß die Sonnenmasse nicht eben so dicht, oder noch dichter als die sonnennächsten Planeten ist, sondern vielmehr nur die geringe Dichtigkeit eines der sonnenfernsten Planeten, des Jupiter, hat. — Auf die Kometen hatte Laplace keine Rücksicht genommen. Mädler ergänzt dies auf folgende Weise: Nicht alle Theile der Urmasse hatten die Fähigkeit, eine so ungeheure Verdichtung zu erdulden, und schieden sich daher gänzlich in ihrem unverdichteten Zustande, sobald sie durch die Ablösung der Planetenmassen befreit wurden, aus; und da diese Ausscheidung nicht blos in den Aequatorialgegenden, sondern in allen Gegenden der Urmasse stattfand, so entstanden die verschiedensten Neigungen und Excentricitäten, wie sie in den Kometenbahnen vorliegen. — Schubert's Anschauung von der Bildung unsres Sonnensystems nach seinem gegenwärtigen Bestande, vgl. Kap. 6, §. 6. Anm. 5.

§. 6. Die Fixsternparallaxe.

Doch es ist Zeit, daß wir uns in höhere Sphären begeben. Wir verlassen den Neptun und die Kometen und eilen zum hellglänzenden Sirius und zu seinen viel tausend mal tausend Brüdern, die am Himmelszelt wie freundliche Boten einer höhern Welt mit funkelndem Licht uns entgegenstrahlen; wir bringen tiefer hinein in das Himmelsgewölbe, wir erblicken durch das Fernrohr die Milchstraße, die unserm bloßen Auge als ein matt-schimmernder Lichtstreifen erschien, in Millionen eben solcher funkelnden Welten aufgelöst, ja wir bringen tiefer noch und erblicken Tausende von abgegrenzten Lichtnebeln, die auch der besten Instrumente unserer Tage spotten.

Unser Blick, unser Gedanke legt diesen unermesslichen Weg in einer unmeßbaren kleinen Zeit zurück, aber das Haupt, das den Gedanken geboren, und das Auge, das den Blick geworfen, kann dem schnellen Rinde nicht nachhelfen, kann nicht nach leiblichen Maßstäben die durchreisten Entfernungen messen. „Das ist,“ rief vor noch nicht gar langer Zeit ein geistreicher Astronom¹⁴⁾ aus, „das ist die immerwährende Hoffnung, das nie gestillte Sehnen der Astronomen, ach nur die Entfernung eines Sternes zu wissen. Es giebt Verzweifelnde in allen Sphären des Wissens, auch die Astronomie hat sie.“

Die Berechnungen der Fixsternparallaxe¹⁵⁾ waren nämlich

14) Pfaff, der Mensch und die Erde. Nürnberg 1834. S. 41.

15) Unter Fixsternparallaxe versteht man den Abstand in der scheinbaren Ortsveränderung eines Sternes, welche durch die Verschiebung des Gesichtswinkels entsteht, wenn der Stern von zwei einander diametral gegenüberstehenden, 42 Millionen Meilen von einander entfernten Punkten der Erdbahn (also zu zwei durch einen sechsmonatlichen Zwischenraum getrennten Zeiten) betrachtet wird; — oder, was damit eins ist, die Größe, in welcher von dem Sterne aus

bis dahin noch so schwankend und willkürlich gewesen, daß man bereits die Hoffnung aufgeben wollte, jemals über diesen Gegenstand zur Gewißheit zu gelangen, als Struve's und Bessel's Beobachtungen (im Jahre 1836) ein über alle Erwartung glückliches und sicheres Resultat lieferten. Diesen beiden ausgezeichneten Forschern gelang die Lösung dieses Problems, nämlich durch ihre sorgfältige Beobachtungen optischer Doppelsterne (d. h. zweier solcher Sterne, die, obgleich sie in gar keiner Beziehung zu einander stehen und durch unermessliche Fernen getrennt sind, doch optisch nahe bei einander stehen). Solche Sterne müssen, wenn sie etwa bei der ersten Beobachtung in gerader Linie stehen, bei einer nach Verlauf eines halben Jahres erneuerten Beobachtung, wo also die Erde 42 Millionen Meilen von ihrem damaligen Standpunkt im Weltraum entfernt ist, etwas auseinandergerückt erscheinen. So ließ sich die Parallaxe des nähern Sternes ermitteln. Struve wählte den stark glänzenden Stern α oder Wega in der Leier, der in einer Entfernung von 43 Secunden einen sehr kleinen Stern erster Größe bei sich hat. Da er jenen wegen seines starken Glanzes für einen absehbaren halten konnte, und beide Sterne keine sich gegenseitig bedingende, sondern von einander unabhängige Bewegung darboten, so erschienen sie ihm zu seinem Zweck besonders geeignet. Aus 96 Beobachtungen erhielt Struve für den größern Stern im Mittel eine Parallaxe von $0'', 2613$, woraus auf eine Entfernung von 789400 Halbmessern der Erdbahn oder 16 Billionen Meilen geschlossen werden muß, eine Distanz, die das Licht in 12 Jahren und einem Monate durchläuft. — Bessel beobachtete dagegen den Stern ϵ des Schwans, der zwar von viel schwächerem Glanz ist, der wegen seiner starken eigenen Bewegung — die stärkste,

der Durchmesser der Erdbahn erscheint. Da die Größe der Parallaxe von der Entfernung abhängt und in umgekehrtem Verhältnisse zu ihr steht, so läßt sich mit Leichtigkeit diese aus jener berechnen.

die überhaupt beobachtet worden ist — die noch besser begründete Vermuthung erregte, daß er einer der nächststehenden sein müsse. Er verglich ihn mit zwei sehr schwachen Sternen von 460" und 705" Abstand, und gewann als Resultat von 402 höchst sorgfältigen Beobachtungen eine Parallaxe von 0", 3483, was eine Entfernung von 592200 Sonnenweiten = 12 Billionen Meilen und einen Lichtweg von 9 1/2 Jahren voraussetzt. Die Parallaxe des Polarsternes fand Peters (der später noch 33 anderweitige Parallaxenmessungen veranstaltete) aus sehr zahlreichen und genauen Beobachtungen = 0", 067, wonach dieser Stern drei Millionen Sonnenweiten von uns entfernt sein würde. Die Dauer seines Lichtweges wäre 43 Jahre. Ferner haben Maclear und Henderson am Cap der guten Hoffnung einige südliche Sterne in Bezug auf Parallaxe beobachtet und darunter einen, α des Centauren gefunden, für welchen sie nach den neuesten Mittheilungen im Mittel aus mehreren hundert Beobachtungen 0", 9213 finden. Hiernach steht α des Centauren, der gleichzeitig einer der hellsten Sterne ist, eine sehr starke eigene Bewegung hat und von einem Sterne vierter Größe umkreist wird, unserer Erde unter allen Fixsternen am nächsten, nämlich nur etwa 223000 Sonnenweiten oder 4 1/2 Billionen Meilen, und sein Lichtstrahl gelangt in 3 1/2 Jahren zu uns. Rümker hat die Parallaxe des Arkturus zu 0", 34 bestimmt. Dies führt auf einen Lichtweg von 9 1/2 Jahren.

So ist also schon von mehreren der uns am nächsten stehenden Sterne mit annähernder Sicherheit die Entfernung bestimmt. Für die entferntern Regionen werden wir vielleicht für immer auf Combinationen und Wahrscheinlichkeitsrechnungen beschränkt bleiben. Mädler (S. 428) gelangt auf diesem Wege zu dem Resultate, daß das Licht des uns nächsten Punktes der Milchstraße 2934, das Licht aber des von uns am weitesten entfernten 3836 Jahre nöthig habe, um unser Auge zu erreichen.

§. 7. Die sonnenartige Natur der Fixsterne.

Das in ihrem Bereiche allgewaltige Scepter unsrer Sonne reicht nicht bis in jene Regionen. Unberührt von der Herrschermacht, mit welcher die gebietende Königin unsres Tages bis in die Fernen hin, vor denen uns schon schwin-
 det, Alles an sich fesselt, wandeln jene Welten ihren stillen, gesetzmäßigen Gang durch die Aeonen, ihres Lichtes, ihrer Wärme nicht bedürftig. Nicht untergebene Vasallen, nur enbürtige Schwestern kann sie in ihnen erblicken, aus derselben Quelle des Lichtes entsprossen, wie sie, und mit ihr noch eine höhere Macht, der sie Alle willig gehorchen, zu ihrem Reigentanz durch die Unermeßlichkeit des Raumes geht, zum Preise des, der sie erschaffen hat.

Sonnen sind sie, jene unzähligen Glanzpunkte am sternenreichen Firmamente, die auch in der möglichst stärksten Vergrößerung nur als Punkte erscheinen, — Sonnen wie unsere Sonne, wenn man als das Standes- und Adelsdiplom der Sonne die Selbstständigkeit ihres Lichtes ansieht. Denn daß das Licht der Fixsterne ein selbstständiges, nicht erborgtes, wie das der Planeten sei, läßt sich schon aus ihren ungeheuren Entfernungen, so wie daraus schließen, daß sie trotz ihrer Kleinheit ihres für uns ganz unmerklichen scheinbaren Durchmesser doch ein so intensives Licht zeigen. Gleichwohl ist es ein direktes Mittel, diesen Umstand außer allen Zweifel zu setzen: das Licht der Fixsterne zeigt sich nämlich, wie das unsrer Sonne, völlig unpolarisirt, während jedes reflectirte Licht sich durch seine Polarisation als solches verräth. Ist dieses eigene Licht der Fixsterne, trotz der verschiedenen Farben, in denen es erscheint, doch im Allgemeinen wesentlich gleicher Natur sei, in seiner Verbreitung gleichen Gesetzen folge, in Bezug auf Geschwindigkeit ebenfalls keine Verschiedenheit zeige, lehren die Beobachtungen

denn die Constante der Aberration ist für alle Fixsterne dieselbe" ¹⁶⁾).

Eigenthümlich ist übrigens die Mannigfaltigkeit der Farben, in denen das Licht der Fixsterne zu uns herüberfunkelt. Bunte Farben, mit den mannigfaltigsten Schattirungen, werden besonders an den Doppellernen, aber auch an vielen vereinzelter Sternen beobachtet. Hier glänzt ein Stern in rothem oder röthlichem Licht, dort funkelt ein anderer in bläulichem oder grünlichem Glanze, während noch andre mehr oder minder stark ins Gelbliche fallen oder im reinsten weißen Lichte sich zeigen.

Auch die Stärke des Lichtglanzes, in welchem die Fixsterne uns erscheinen, ist eine sehr verschiedene. Sie ist durch zweierlei bedingt, sowohl durch die Größe und Entfernung der Sterne, als auch durch die Intensität ihrer Lichtentwicklung. Die Stärke des erscheinenden Lichtglanzes kann gemessen werden, auch die Entfernung wenigstens einiger der uns am nächsten stehenden Sterne ist uns bekannt, aus diesen beiden Daten läßt sich die wirkliche Stärke des Lichtes, das ein Stern spendet, im Verhältniß zu dem unsrer Sonne, berechnen, wobei indeß ungewiß bleiben muß, wie viel davon einerseits auf Rechnung der größern oder geringern Intensität des Lichtes, und wie viel andererseits auf den größern oder geringern Umfang des Sternes zu rechnen ist, denn noch kennt die Astronomie kein Mittel, den Umfang eines Fixsterns zu ermitteln.

„Das Licht des Sirius ist, wie dies die genauesten Messungen seiner Stärke gezeigt haben, 20000 Millionen mal schwächer als das Licht der Sonne. Hieraus läßt sich berechnen, daß uns die Sonne schon dann, wenn sie 141400 mal weiter von uns entfernt wäre, als sie dieses wirklich ist, nur noch als ein Stern von der Helligkeit oder der scheinba-

16) Mädler, pop. Astr. S. 391.

ren Größe des Sirlus erscheinen würde. Nun sind aber doch selbst jene Fixsterne, an denen man noch eine meßbare Parallaxe entdeckte, und die man deshalb für die nächsten von uns halten muß, 200000 bis 800000 Abstände der Sonne von uns entfernt. Sirlus aber gehört nicht unter diese nächsten, man kann deshalb nichts sicher Begründetes gegen die Behauptung eines großen englischen Naturforschers (Wollaston's) einwenden, daß Sirlus in einem Glanze leuchte, welchen in solcher Entfernung von uns kaum 14 Sonnen (oder 14mal größere Lichtkörper als diese) haben würden. Der helle Stern Wega im Sternbild der Leier steht uns allem Anschein nach viel näher als Sirlus, und dennoch leuchtet er in einem 9mal schwächeren Lichte als dieser. Auch der Stern 61 im Bilde des Schwans gehört, wie seine Parallaxe zeigt hat, zu den näher bei uns stehenden Lichtwelten, und doch ist sein Glanz ein sehr schwacher." (Schubert, Naturlehre S. 78).

Sonnen sind also unsre Fixsterne, in eigenem Lichte leuchtend wie unsre Sonne, und zum Theil sogar sie noch vielmals an Glanz, sei es nun durch den überwiegenden leiblichen Umfang, sei es durch die größere Helligkeit und Intensität ihres Lichtes, übertreffend.

So unbedenklich wir nun von dieser Seite aus die Fixsterne als Sonnen bezeichnen können, so problematisch ist diese Benennung, wie hier schon gelegentlich im Voraus angedeutet werden mag, wenn wir die sonstige Stellung und Naturbeschaffenheit unsrer Sonne, ihren dunklen, planetarischen Kern, ihre Beziehungen zu Planeten, Monden und Kometen, als wesentliche Merkmale eines auf den Namen einer Sonne Anspruch machenden Weltkörpers ansehen wollen; denn in dieser Beziehung läßt sich die Gleichartigkeit auf keine Weise erweisen, ja sehr Vieles scheint ihr, wie sich später zeigen wird, auf das Bestimmteste bei der größten Anzahl der Fixsterne zu widersprechen.

§. 8. Die Milchstraße.

Schon das freie Auge erblickt einen weißlichen Schimmer, der das ganze Himmelsgewölbe fast in einem größten Kreise wie ein Gürtel umschließt. Was schon von alten Zeiten her vermuthet wurde, daß nämlich dieser Schimmer durch den vereinigten Glanz einer unzähligen Menge wegen ihrer Entfernung nicht einzeln zu unterscheidender Sterne sich bilde, ist durch Herschel's Teleskop zur Evidenz gebracht worden.

W. Herschel erkannte die Milchstraße und die uns einzeln sichtbaren Sterne als zu einem Weltenystem gehörig, „aber er schrieb demselben nicht, wie man wohl früher annahm, eine Kugel-, sondern vielmehr eine platt-linsenförmige Gestalt zu, so daß der ganze davon erfüllte Raum nur einen einzigen größten Kreis habe, von dessen Mitte unser Sonnensystem nicht weit entfernt stehe. Später entschied er sich jedoch für die Annahme eines Ringes von Sternen. Die neuesten Forschungen haben diese Annahme bestätigt, sie jedoch auch dahin modificirt, daß wir in der Milchstraße nicht einen einzigen, sondern vielmehr ein System von mehreren, wenigstens zwei concentrischen Sternenringen vor uns sehen, welche den Complex der uns einzeln sichtbaren Sterne umschließen.

Die Milchstraße bildet nicht genau einen größten Kreis am Himmelsgewölbe, sie theilt dasselbe vielmehr in zwei ungleiche Hälften, deren Flächenraum sich wie 8 zu 9 verhält. Außerdem sehen wir sie auf einer Strecke von $\frac{1}{3}$ ihres ganzen Laufes in zwei sich demnächst wieder vereinigende Arme getheilt. Diese beiden Erscheinungen finden darin ihre Erklärung, daß die Milchstraße aus zwei concentrischen Ringen besteht, und daß die Stellung unsrer Sonne in dem Sternencomplex, den die Milchstraße umschließt, eine excentrische ist. Denn, befänden wir uns genau im Centrum, so müßte die

Milchstraße das Himmelsgewölbe in zwei völlig gleiche Hälften theilen und der innere Sternenring würde den äußern allenthalben decken, so daß nirgend eine Theilung der Milchstraße wahrzunehmen wäre.

Unser Sonnensystem befindet sich also nicht in der Ebene der Milchstraße, sondern außerhalb derselben und zwar nach der Seite hin, wo sich unsern Blicken die größere Hälfte des durch die Milchstraße getheilten Himmelsraumes zeigt (nämlich nach dem Herbstäquinodiumspunkte hin). Daraus aber, daß die Milchstraße $\frac{1}{2}$ ihres Laufes einfach, und $\frac{1}{2}$ desselben getheilt erscheint, müssen wir den Schluß ziehen, daß wir derjenigen Region der Milchstraße, wo die beiden Sternenringe sich einander nicht decken, sondern sich unserm Auge getrennt darstellen, um ein Bedeutendes näher stehen, als der entgegengesetzten, wo der innere Ring den äußern deckt. „Die Mitte des getheilten Zuges der Milchstraße fällt in den Skorpion, und der für uns nähere Punkt der Milchstraße liegt also nach diesem Sternbilde zu.“

Wir gewahren aber auch in diesen beiden Ringen Unleichheiten und Unregelmäßigkeiten, die nicht optisch erklärt werden können. „Einzelne Stellen sind breiter, glänzen stärker, zeigen anomale Ausbiegungen und Spaltungen u.“ Besonders bedeutsam erscheinen die brückenartigen Zwischenarme, welche an mehreren Stellen die beiden Ringe mit einander verbinden.

Ob jenseits dieser beiden uns erkennbaren Ringe noch weitere ringförmige Umgürtungen unsres Fixsternsystems vorhanden seien, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln. „Die Lage unsrer Sonne scheint, sagt Mädler (S. 417), eine solche zu sein, daß außer der erwähnten Theilung perspectivisch keine weitere möglich ist.“ Unwahrscheinlich ist das Vorhandensein noch weiterer Astralringe keineswegs, wenigstens könnte dafür die Thatsache geltend gemacht werden, daß auch die kräftigsten Instrumente in der Milchstraße noch einen Lichtschim-

mer zurücklassen, der vielleicht nur wegen seiner ungleich größern Entfernung unauflöslich bleibt. „Aber wenn wir auch annehmen wollten, daß eine fernere Reihenfolge concentrischer Ringe durch den zweiten äußern Ring der Milchstraße und verdeckt würde, so dürften wir doch diese Reihenfolge nicht als eine unendliche betrachten. Denn wie dies schon Olber's erwiesen hat: wäre die Ebene der Sternenringe grenzenlos ausgedehnt, dann würde sich dieses selbst dem bloßen Auge durch das Erscheinen einer mitten durch die Milchstraße laufenden, hellleuchtenden Linie verrathen. Wie dann überhaupt nach der wohlbegründeten Bemerkung der Astronomen, wenn die Sternenwelt gleichmäßig ins Unendliche ausgedehnt wäre, jeder Punkt auch des nächtlichen Himmels mit Tageshelle und Sonnenlicht strahlen würde, so daß es eigentlich für unser Auge keinen Unterschied von Tag und Nacht mehr gebe“ (Schubert, Weltgeb. S. 24). Der jüngere Herschel spricht es wiederholt aus, daß in vielen Gegenden der Milchstraße der Lichtschimmer so vollständig aufgelöst werden könne, daß wir auf den dunklen, absolut stern- und lichtlosen Hintergrund hindurchblicken (vgl. Humboldt, Kosm. III, 188. 213).

Daß auch nach der andern, innern Seite der beiden Milchstraßenringe hin die Massen der dort befindlichen Sternenebenfalls noch ringförmig um das Centrum herum geschaart und jedesmal, wie dort, durch leere, nur hin und wieder brückenartig durchbrochene Zwischenräume getrennt seien, ist nicht unwahrscheinlich. Doch wird sich schwerlich wegen der zu großen Nähe dieser Regionen die Form und die Zahl solcher Ringe mit Sicherheit feststellen lassen. So viel indeß hält Mädler (S. 417) schon jetzt für zweifellos, daß, mögen diese innern Regionen der Fixsternwelt sich ringförmig oder auf andre Weise gliedern, sie doch in keinem Falle einen sphärisch erfüllten Raum bilden. Die äußern Theile dieser Region bilden übrigens ziemlich einen Ring, denn hier häufig die Sterne 7ter bis 11ter Größe ungewöhnlich an,

theils auf dem Grunde der Milchstraße, theils nahe an ihren Grenzen hinziehend. Dieser Sternenring fällt deshalb zwar für den Anblick mit unbewaffnetem Auge ziemlich mit der Milchstraße zusammen, aber schon ein mäßiges Fernrohr, das die eigentliche Milchstraße unaufgelöst läßt, zeigt uns die Sterne dieses Ringes einzeln mit hinreichender Deutlichkeit.

§. 9. Die Centralsonne¹⁷⁾.

Seit Bradley's Zeiten (in der Mitte des vorigen Jahrhunderts) hatte sich den Astronomen immer entschiedener die Ueberzeugung aufgebrängt, daß die sogenannten Fixsterne mit sammt unsrer Sonne keineswegs feststehende Sterne seien, sondern vielmehr ihnen sämmtlich eine eigne und wirkliche Bewegung zukomme.

In dieser folgereichen Entdeckung schien nun die schon früher vielfach verbreitete kühne Dichtung von einer großen allgewaltigen Centralsonne, die durch das allmächtige Scepter ihrer die Gesamtmasse aller Welten weit überwiegenden Schwere alle jene Millionen Sonnen mit unabwiesbarem Herrscherwillen an sich fessle und sie sich um sie herum zu bewegen zwingt¹⁸⁾, auch eine wissenschaftliche Basis zu gewinnen. Aber gerade die weitem Untersuchungen der eignen Bewegung in der Fixsternwelt haben die Unzulässigkeit jener mit solcher Sicherheit auftretenden Ansicht luculent dargethan.

17) Vgl. Mädler, die Centralsonne. Dorpat 1846. Untersuchungen der Fixsternsysteme. Mitau 1847; popul. Astron. 4. A. S. 404 ff.

18) Den Anlaß zu solch phantastischer Voraussetzung gab das später näher zu beurtheilende Bestreben, alle Verhältnisse unseres Sonnensystems in die Fixsternwelt überzutragen und fortzusetzen. Weil hier Monde um Planeten, und die Planeten sich um die Sonne bewegen, meinte man, müßten auch sämmtliche Sonnen sich um einen nach gleichem Maßstab überwiegenden Centralkörper bewegen.

Unter allen Fixsternen schien keiner größere Ansprüche auf ein solches autokratisches Principat im Weltall zu haben, als der an Glanz alle andere überragende Sirius. „Argelander aber zeigte, daß Sirius nicht Centralkörper sein könne, sondern selbst eine wirklich eigne und zwar sehr merkwürdige Bewegung habe . . . Existirt überhaupt irgendwo, sichtbar oder unsichtbar, ein allgemeiner durch starkes Massenübergewicht dominirender Centralkörper, so müssen sich in seiner Nähe die raschesten allgemeinen Bewegungen zeigen, und da wir nach allen Richtungen Fixsterne wirklich erblicken, so müssen sich für irgend eine Gegend diese raschern Bewegungen überwiegend häufen und von diesem Punkte aus nach allen Seiten hin die Quantität der Bewegung abnehmen. Ein solcher Punkt kann aber nirgends am Himmel aufgefunden werden, namentlich erfüllt von den Sternen der ersten Größen kein einziger die hier aufgestellte Bedingung“ (Mädler, Centralf. S. 4. 5).

Durch diese und ähnliche Betrachtungen gelangt Mädler zu dem wohlbegründeten Resultat, daß wir „keine solche einzeln überwiegende Centralmasse der Fixsternwelt zu suchen haben, denn es ist keine vorhanden.“

Bei solchem Stande der Dinge neigte sich die Ansicht der Astronomen dahin, „daß nur oder doch hauptsächlich die gegenseitigen Beziehungen der einander zunächst stehenden Sterne die wahrgenommene eigene Bewegung veranlaßten.“ Doch auch mit dieser Annahme wollten die durch Beobachtung und Berechnung ermittelten Data nicht recht harmoniren.

Da gelang es denn dem durchdringenden Scharfsinn und dem unermüdblichen Fleiße Mädler's nach sechsjähriger unausgesetzter Forschung und gründlichster vielseitigster Vergleichung und Combination aller bisherigen Data über die fortrückende Bewegung der Fixsterne am Himmel, ein eben so

überraschendes als einfaches Ergebniß zu gewinnen, welches uns endlich das Verständniß der räthselhaften Bewegungen und der wundervollen Harmonie in der Construction des Fixsternhimmels zu eröffnen, oder wenigstens anzubahnen verspricht.¹⁹⁾

Kann das vorauszusetzende Centrum der Fixsternwelt, auf welches sich alle ihre Bewegungen beziehen sollen, nicht ein durch sein Massenübergewicht Alles beherrschender Weltkörper sein, so folgt daraus noch nicht, daß überhaupt gar

19) Allerdings haben Viele der bedeutendsten Astronomen sich bisher der ausdrücklichen Zustimmung zu Mädler's Hypothese enthalten, Einige sogar auch entschiedene Zweifel an ihrer Richtigkeit verlauthart (so namentlich Peters in den astron. Nachrichten 1849, S. 661, und J. Herschel *Outlines of Astr.* 3. edit. p. 589. Lamont (a. a. O.) spricht sich aber günstig dafür aus. H. v. Humboldt (*Kosm.* III. 283) enthält sich einer Entscheidung; wogegen G. H. v. Schubert Mädler's Idee mit Begeisterung ergriffen und seiner geistvollen Auffassung des Weltgebäudes (S. 27 ff.) eingegliedert hat. Daß Mädler's Begründung noch mangelhaft ist und seine Ansicht noch lange nicht zur zweifellosen Evidenz erwiesen ist, liegt freilich am Tage. Um zu einem von allen Seiten geführten Resultate zu gelangen, bedarf es noch der fortgesetzten Beobachtung vieler Jahrhunderte, und zwar an einer viel größeren Anzahl von Sternen, als bisher möglich gewesen ist. Aber die Sorgfalt, Umsicht und Genauigkeit, mit welcher die frühern Beobachtungen benutzt und durch eigene Forschungen erweitert sind, so wie der harmonische Zusammenschluß beider scheinen schon jetzt dem Resultate des unermüdblichen und scharfsichtigen Forschers den Charakter großer Wahrscheinlichkeit zu verleihen und zu der Hoffnung zu berechtigen, daß es in zukünftigen Beobachtungen neue Stützen finden werde. Jedenfalls hat er das große Verdienst, der astronomischen Forschung einen neuen kräftigen Anstoß gegeben und ihr eine Richtung vorgezeichnet zu haben, deren weitere Verfolgung, mag sie auch selbst zu anderen Resultaten gelangen, die Räthsel des Himmels ihrer endlichen Lösung bedeutend näher bringen werden.

kein Centrum vorhanden sei, auf welches sich die Bewegungen des gesammten Milchstraßensystems beziehen. Ist es nicht die Uebermacht eines einzelnen centralen Körpers, welche die Bewegungen aller Sterne hervorruft, so kann es doch gar wohl die gravitirende Einwirkung des einen auf den andern, und aller auf alle sein, welche sie sämmtlich zur Rotation um eine gemeinsame Mitte zwingt, und diese Mitte kann ebenso wohl ein leerer Punkt, als auch ein durch irgend einen Weltkörper, der allenfalls auch der kleinste von allen sein könnte, eingenommener Punkt sein. Indem nämlich ein jeder Körper des Weltsystems von allen übrigen dazu gehörigen Körpern angezogen wird, so kann er sich begreiflicher Weise gegen keinen einzigen derselben ausschließlich hin bewegen, sondern ist genöthigt, eine Mittelrichtung einzuschlagen, welche allen gleich sehr genügt. So entsteht nothwendig eine gemeinsame Bewegung aller um eine (sei es leere oder ausgefüllte) Gesamtmittle, deren Lage durch die ursprüngliche Vertheilung und Stellung der zusammengehörigen Weltkörper bedingt ist.

Wenn die zahllosen Sterne unsrer Weltinsel nach dem allgemein gültigen Gesetze der Schwere im umgekehrten Verhältnisse des Quadrates der Entfernung auf einander wirken, wenn ferner, gleich wie tausendfache verschiedene Töne in einen Gesamtaccord sich einigen, so auch diese zahllosen Anziehungskräfte aller auf alle in eine harmonische Bewegung um eine Gemeinmitte sich auflösen, so tritt der umgekehrte Fall wie bei den Bewegungen unsres Sonnensystems ein. Während hier die 700fach die Gesamtmasse aller übrigen Körper überwiegende Masse der Sonne keine solche gleichberechtigte Bewegung um eine leere Gemeinmitte auskommen läßt, sondern sie alle zwingt, gleich Vasallen die mächtige Herrscherin zu umkreisen, und darum vermöge der in der Nähe quadratisch-stärker wirkenden Schwere bei den näher stehenden eine raschere, bei den entferntern eine langsamere

Bewegung bedingt — muß dort umgekehrt bei größrer Entfernung von der leeren Gemeinmitte die Bewegung rascher vor sich gehen, und sämtliche Umlaufzeiten werden einander nahezu gleich sein. Denken wir uns z. B. in senkrechter Richtung vom Aequator bis zum Mittelpunkte der Erde eine beliebige Anzahl concentrischer Ringe, und diese aus einzelnen Atomen bestehend, so werden die Atome der dem Mittelpunkte nähern Ringe eine langsamere, die der entferntern eine raschere Bewegung um die gemeinsame Mitte haben.

Sind dies nun die Gesetze, nach welchen die Bewegungen der Sterne in unserm Weltssystem vor sich gehen, so werden die sich diametral gegenüberstehenden Sterne eine entgegengesetzte Bewegung zeigen müssen. So wie bei einem um seinen Mittelpunkt laufenden Rade auf der einen Seite die Speichen von Rechts nach Links und auf der andern Seite von Links nach Rechts laufen, so werden auch die Fixsterne in dem großen Rade, das ihre Gesamtheit bildet, und dessen größter Umkreis eben die Milchstraße darstellt, auf der einen Seite von Nord nach West und auf der andern von Süd nach Ost vorrücken; — und unter allen möglichen Mitteln ist dies Gesetz, nächst dem andern, oben besprochenen, das die raschere Bewegung auf die größere Entfernung von der Mitte (und umgekehrt) hinweist, wohl am meisten geeignet, der gesuchten Gemeinmitte, wenn die Bewegung der Sterne sich wirklich auf eine solche bezieht, auf die Spur zu kommen. Da ferner der dynamische Mittelpunkt unsers Fixsternsystems wohl nicht in gar zu großer Ferne von dem mathematischen Mittelpunkte desselben liegt, so gewinnt die Forschung auch dadurch einen Haltpunkt, wenn die Richtung, in welcher das räumliche Centrum zu suchen ist, auch nur ungefähr ermittelt werden kann. Dazu verhilft uns aber die zwiefach-excentrische Stellung unsrer Sonne. Wir wissen ja (§. 8) daß ein dem Bilde des Skorpionen näher als jeder andern Gegend der Milchstraße liegender Punkt auf der Seite der Herbstnacht-

gleiche die Lage bezeichnet, welcher unsrer Sonne in Beziehung auf den Centralpunkt zukommt. „Demnach werden wir, um von unserm Standpunkte aus diesen Centralpunkt zu treffen, das Auge nach der entgegengesetzten Seite des Himmels zu wenden haben, also nach einer Linie, die aus der Gegend des Frühlingsnachtgleichenpunktes nach der Milchstraße im Sternbilde des Stieres führt“ (Mädler, pop. Astr. S. 402).

Mädler hat nun durch die sorgfältigste und gründlichste Messung, Vergleichung und Berechnung, mit Benützung aller von frühern Forschern gegebenen Daten²⁰⁾, das mit allen diesen Daten und jenen Gesetzen durchgehendes zusammenstimmenbe Ergebnis erzielt, daß die gesuchte Gemeinmitte innerhalb des schönen, hellglänzenden Sternbildes der Plejaden (oder des Siebengestirns), und zwar wahrscheinlich nahe bei oder in dem hellsten Sterne dieser Gruppe, der Alcyone, liege.

„Ich bezeichne demnach,“ sagt er zum Schluß der mitgetheilten Untersuchungen (Centralsonne S. 44), „die Plejadengruppe als die Centralgruppe des gesamten Fixsternsystems bis in seine äußersten, durch die Milchstraße bezeichneten Grenzen hin; und Alcyone als denjenigen Stern dieser Gruppe, der unter allen übrigen die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat, die eigentliche Centralsonne zu sein;“ — wobei er jedoch ausdrücklich bemerkt, daß der Schwerpunkt

20) Bradley hatte ein genaues Verzeichniß von 3222 Sternbrütern hinterlassen. Erneuerte Messungen derselben Sterne — nach Verlauf beinahe eines Jahrhunderts — mußten in den Stand setzen, mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit die Eyerbewegung derselben zu erkennen. Mädler hat dies an mehr als 800 Sternen, die für diesen Zweck besonders in Betracht kamen, gethan. Sehr zu Statzen kamen ihm bei seinen Rechnungen auch Bessel's zahlreiche und höchst genaue Beobachtungen von 73 Plejadensternen, unter denen auch Bradley schon 11 vollständig und wiederholt beobachtet hatte.

des Fixsternsystems allerdings, in Folge der im Laufe der Jahrtausende veränderten Constellationen, auch außerhalb Alcyone und vielleicht selbst auf einen benachbarten Stern eine Zeitlang übergehen könne²¹⁾.

Es leuchtet nach dem Voranstehenden von selbst ein, daß weder der Sterngruppe der Plejaden, noch auch der Alcyone

21) Ueber das Siebengestirn sagt Schubert (Weltgeb. S. 27): „Eine Gruppe von Sternen, einzig in ihrer Art, zeigt sich uns in der Nähe des Punktes der Frühlingsnachtgleiche am Sternenhimmel, welche schon die Aufmerksamkeit der ältesten Völker der Erde in vorzüglichem Maße auf sich zog. Es ist dies der Sternenhaufen der Plejaden. Ein Stern von verhältnißmäßig vorwaltender Größe, Alcyone, steht dort mit 5 andern für das bloße Auge unterscheidbaren Sternen nachbarlich beisammen. Schon von diesen 6 augenfälligeren Sternen hat der Engländer John Michel es erwiesen, daß nach der überwiegenden Wahrscheinlichkeit von 500000 gegen 1 ihre nahe Zusammenstellung keine bloß scheinbare und zufällige sei, sondern daß dieselben ein physisch-verbundenes Ganze bilden. Der eigenthümliche, einem Lichtgewölke gleichende Glanz der Plejadengruppe rührt aber nicht bloß von den 6 für das unbewaffnete Auge erkennbaren Sternen, sondern von einem ganzen Gehäuse derselben her, daß uns die Fernröhre sichtbar machen. Wie bei den Doppel- und mehrfachen Sternen muß sich für die einzelnen Weltkörper dieses Sternenchors ein gemeinsamer Schwerpunkt der Bewegungen finden und es ist wahrscheinlich, daß dieser, wenn auch nicht in Alcyone selber, so doch in ihre Nähe fällt. Aber nur durch die eng zusammengeordneten Massen aller der Sterne, welche den Verein bilden, kann dieser Schwerpunkt für die Gesamtheit des Astralsystems eine Bedeutung erhalten. Nach Mädler's Berechnung ist der Gemeindegewand aller der vielen Sterne, aus denen das System der Plejaden besteht, in einen Raum zusammengebrängt, dessen Durchmesser noch nicht 4mal so viel beträgt, als die Entfernung des nächsten Fixsternes von unserer Sonne. Nicht der einzelne Stern, sondern die Gesamtheit aller ist es mithin, welche in die Banden des Siebengestirns eine Macht leget, die auch für den Gesamtbau des Sternenhimmels ein zusammenhaltendes Band, ein tragender Grundstein wird.“

wegen dieser ihrer ausgezeichneten Stellung im Weltsystem an sich eine höhere Würde als den andern Sternen zukomme, und daß der Grund dieser bevorzugten Stellung durchaus nicht in ihnen selbst, in ihrer Natur und Individualität, liege, sondern nur in ihrer, man kann sagen, zufälligen Ortslage, da es überhaupt hier gar nicht auf einen Weltkörper, sondern nur auf einen Weltort, gleichviel ob von einem Körper eingenommen oder nicht, ankommt, so ist auch die von dem Entdecker beliebte Bezeichnung der Alcyone als der Centralsonne des Fixsternsystems eine nicht ganz angemessene und bei Unkundigen manchen Mißverständnissen ausgesetzt.

Mädler hat auch sogar auf Grund scharfsinniger Combinationen aus der bekannten Parallaxe des Sternes 61 im Schwan die Parallaxe der Alcyone abzuleiten versucht. (Pop. Astr. S. 427.) Dem desfallsigen Resultat zufolge ist diese = $0''.006533$, wonach die Alcyone $31\frac{1}{2}$ Millionen Sonnenweiten von uns entfernt ist, eine Entfernung, zu deren Durchmessung der Lichtstrahl eine Zeit von 498 Jahren gebraucht. — Unsere Sonne legt in ihrem $18\frac{1}{2}$ Millionen Jahre dauernden Umlaufe um die Alcyone in jeder Secunde 8 geogr. Meilen zurück.

Trotz dieser an sich ungeheuren Entfernung unserer Sonne von der wirklichen Mitte des Weltsystems, dem sie angehört, „befinden wir uns dennoch“, wie Schubert sich ausdrückt, „tief im Innern und verhältnismäßig nahe an dem Mittelpunkt des unermessbaren Kreises, den die Ringe der Milchstraße gleich Lichtmauern umgürten“.

Zum Schlusse dieses Abschnittes theilen wir noch die Anschauung von der Gesamtanordnung des Weltsystems, wie Mädler sie sich auf Grund dieser seiner Beobachtungen und Entdeckungen gebildet hat, mit. Wahrscheinlich, sagt er²²⁾, besteht der Sternengürtel der Milchstraße aus zwei concentrischen

22) Centrals. S. 46 f. Pop. Astr. 415 ff.

sehr breiten Ringen, die in der Gegend, welche für unsern Standpunkt die entferntere ist, perspectivisch zusammen fallen und sich größtentheils decken, in ihrem entgegengesetzten und näher liegenden Theile dagegen einen hinreichend großen Winkel bilden, um getrennt gesehen zu werden. Da ferner die (inneren) ziemlich erkennbaren Grenzen der Milchstraße auf eine wenn auch unvollkommenere Trennung von der innern Fixsternmasse hindeuten, andrerseits aber zunächst um die Plejadengruppe ein gleichfalls ziemlich sternenerer Raum gefunden wird, so dürfte die Gesamtconstitution des Fixsternsystems folgende sein: Die Mitte ist bezeichnet durch eine sehr sternreiche, dichtgebrängte und mit bedeutenden einzelnen Massen erfüllte Gruppe. Rings um sie herum eine verhältnißmäßig sternleere Zone, deren Breite den Durchmesser des Centralsystems etwa sechsmal übertrifft; hierauf eine breite, ringförmige, sternreiche Schicht, dann abermals eine sternarme Zwischenzone, und so fort in einer noch unbestimmten Anzahl von ringförmigen Gliedern, deren beide äußersten die Milchstraße bilden. Brückenartige Zwischentheile verbinden an einzelnen Stellen diese großen Ringe, die auch sonst nicht in allen Theilen ihres Umkreises von gleicher Mächtigkeit sind und hin und wieder etwas einer Gruppenbildung Ähnliches zeigen, meistens aber nur aus isolirten Fixsternen und Fixsternpaaren bestehen.

§. 10. Die Veränderlichkeit der Sterne.

Wir sind von Alters her gewohnt, mit dem Fixsternhimmel den Begriff der Unveränderlichkeit und Einerleicheit seiner Gestaltungen zu verbinden. Die neuere Astronomie hat uns aber gezeigt, daß im Fixsternhimmel eine überaus reiche Mannigfaltigkeit kosmischer Bildungen, Gruppierungen und Bewegungen, und daß bei manchen seiner Sterne Veränderun-

gen und Wandlungen stattfinden, für welche wir in unserm Sonnengebiete keine Analogie finden.

Können wir an Weltkörpern, die trotz ihres riesenhaften Umfangs auch in den stärksten Teleskopen nur als unmeßbare Lichtpunkte gesehen werden, Veränderungen wahrnehmen, so müssen diese in der That so umfassend und durchgreifend, so mächtig und großartig, so bedeutungsvoll und einflußreich sein, daß ihnen nichts von allen den Wandlungen, welche wir in unserm Weltgebiete beobachtet haben, zur Seite gesetzt werden kann.

Von allen Veränderungen, welche an den Fixsternen vorgehen, können wir nur diejenigen wahrnehmen, welche das Licht derselben betreffen. Alles Andre, was an und auf ihnen vorgeht, wird der menschlichen Forschung für immer verschlossen bleiben. Nur der Glanz ihres Lichtes, der mit geisterhafter Schnelligkeit sich durch die unermesslichen Räume des Weltalls ergießt, trifft nach jahrelanger Wandrung unser Auge, und nur die Wandlungen, die er erleidet, können uns Botenschaft geben von den kosmischen Veränderungen, die dort vor sich gehen.

Sie zeigen sich uns theils in einem Wechsel der Farben ihres Lichtes, theils und vornehmlich in einer Ab- und Zunahme der Intensität des Lichtes, die bald bei ein und demselben Sterne sich zum Glanze des Sirius steigert, bald bis zur Lichtschwäche eines Sternes der niedern Ordnungen, ja bis zum gänzlichen Verschwinden verdunkeln kann.

Was zunächst den Wechsel der Farbe betrifft, so wird derselbe am häufigsten bei den Doppelsternen (§. 11), wo er meist periodisch erscheint, beobachtet. Aber auch bei vereinzelt Sternen mag er häufiger vorkommen, als es die Beobachtungen bisher zur Kenntniß haben bringen können. Die Farbe des Sirius beschreiben die Alten als roth, während dieser Stern gegenwärtig im reinsten weißen Lichte glänzt.

Worin dieser Wechsel der Farbe seinen physischen Grund

haben mag, darüber hat die Wissenschaft bisher nicht einmal Vermuthungen aufzustellen vermocht.

Viel bedeutender als der Wechsel der Farbe erscheint aber der Wechsel der Lichtstärke, den man an einer nicht geringen Anzahl von Sternen (die deshalb als *veränderliche Sterne* bezeichnet werden) beobachtet hat, und der besonders geeignet ist, uns eine Ahnung von der großen Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit der dort waltenden Geseze des Lebens und der Bewegung zu geben. An etwa 30 Sternen nämlich hat man eine mehr oder minder starke und augenfällige, meist periodisch wiederkehrende Ab- und Wiederzunahme des Lichtglanzes (oder der scheinbaren Größe) beobachtet. Die beiden auffallendsten unter ihnen sind Algol, im Haupte der Medusa, und Mira (wegen dieser wundersamen Eigenschaft so genannt) im Wallfische. Mira erreicht 12mal in 11 Erdenjahren seine größte Lichtstärke, bei Algol beträgt die Periode der Lichtwandlung nur 2 Tage 20 Stunden 49 Minuten. „Bei den meisten dieser Sterne ist aber die Veränderlichkeit selbst wieder veränderlich. Die Periode selbst, der Gang der Ab- und Zunahme, der Glanz im Maximum und Minimum, bleiben sich nicht durchaus gleich. Merkwürdig ist besonders der Umstand, daß bei den meisten die Zunahme schneller als die Abnahme erfolgt, und daß, Algol ausgenommen, alle veränderlichen Sterne in ihrem Minimum — oder diesem nahe, längere Zeit verweilen als im Maximum.“ Mädler S. 440.

Diese seltsame Erscheinung hat man auf verschiedene Weise sich begreiflich zu machen gesucht. Am nächsten lag die Annahme, daß ein anderer uns unsichtbarer, also dunkler, Körper sich um den sonnenartig leuchtenden Stern in der angegebenen Periode bewege, welcher auf ähnliche Weise wie unser Mond bei Sonnenfinsternissen seine Scheibe zum Theil verdecke. Aber diese Annahme, so sehr sie auch geeignet scheint, die auffallende Erscheinung zu erklären, muß doch noch mancher-

lei Bedenken erregen. Schubert sagt²³⁾: „Ein planetarisch dunkler Körper, welcher unsere Sonne bei seinem Vorübergang an ihrer Scheibe so verfinstern könnte, daß dieses in der Region des Fixsternes, in einem Abstand von vielen Billionen Meilen ebenso augenfällig wäre, wie uns die Lichtwandlung des Algol, müßte von so ungeheurer Größe sein, und dabei so nahe an der Sonne stehen, daß nach dem mittlern Verhältniß, welches zwischen den Massen der Weltkörper unseres Systems besteht, seine Bahnbewegung, nach Herschel's des Jüngern Berechnung, noch nicht einmal 1 1/2 Stunden dauern könnte. Die Umlaufszeit des vorausgesetzten dunkeln Körpers dauert aber gegen 5mal länger; dies würde auf eine 25mal geringere Dichtigkeit der Massen im Weltgebiet des Algol, als in dem unsrigen, schließen lassen.“ Auch ist die Thatsache, daß der Glanz viel schneller zu- als abnimmt, mit dieser Hypothese schwer vereinbar.

Ein andrer Erklärungsversuch will den Grund des periodischen Lichtwechsels in der Aendrehung des Sternes finden, nämlich so, daß er (ähnlich, nur in unvergleichlich stärkerem Maße, wie bei den Sonnenflecken und Sonnenfaden unsres Centralkörpers) das eine Mal uns seine schwächer, darauf aber seine stärker leuchtende Seite zuwende. Aber auch diese Erklärung stößt auf manche Schwierigkeiten, namentlich die schon erwähnte, daß bei fast allen veränderlichen Sternen der Glanz ungleich schneller zu- als abnimmt, und daß überhaupt der Grad der Lichtschwäche und Lichtstärke sich nicht in allen Perioden gleich bleibt.

„Eine dritte Erklärung setzt eine platte, linsenförmige Gestalt des Fixsternes voraus, und läßt ihn so rotiren, daß er uns wechselweise die Kante und die breite Fläche der Linse zulehre.“ Aber eine so abnorme Rotation würde allen sonst gelten, den Gravitationsgesetzen zuwider sein, und die Un-

23) S. (bessen) Naturl. S. 99.

regelmäßigkeiten in der Periodicität der Lichtveränderung nicht erklären.

Am wahrscheinlichsten möchte sich dagegen die merkwürdige Thatsache aus der Annahme erklären lassen, daß die betreffenden Sterne einer periodischen und dabei doch ungleichen Steigung und Minderung der Lichtentwicklung aus eignem, innerm Grunde unterworfen seien. „Die Zu- und Abnahme der Helligkeit, sagt Schubert (Weltgeb. S. 64), erinnert an den Wechsel unsrer Tages- und Jahreszeiten, nur mit dem Unterschiede, daß die Ursache dieses Wechsels bei den Planeten in dem Einfluß der Sonne, bei den Sternen aber wahrscheinlich in ihnen selbst liegt. Was bei uns der Wechsel zwischen den höhern und niedern Graden der Wärme, vom Morgen zum Mittag, zum Abend und Mitternacht, oder vom Winter zum Frühling, Sommer und Herbst, das ist an den veränderlichen Sternen der Wechsel vom niedrigsten Grade der Lichtelle zum mittlern und von diesem zum höchsten, dann wieder zum mittlern und niedrigsten. Die mittlere Wärme tritt in manchen Jahren früher ein; der Sommer ist heißer, dauert länger; der Winter ist milder als in andern Jahren, wo von diesem Allem das Gegentheil stattfindet. Dieselbe Ungleichheit findet bei dem Lichtwechsel der meisten veränderlichen Sterne und der Dauer seiner Zwischenstufen statt.“

Neben solchen Sternen, die selbst in ihrer größten Lichtschwäche, wenn auch nur in Teleskopen, doch immer noch sichtbar bleiben, gibt es nun aber auch andere, — namentlich finden sich solche im Schwan, im Schützen und Löwen, — die in periodischen Zeiträumen von vielen Jahren das eine Mal sichtbar und dann wieder spurlos verschwunden sind. Vielleicht gehören unter diese selbe Rubrik die plötzlich im hellsten Glanze neu erscheinenden, dann allmählig verblassenden und endlich wieder ganz verschwindenden Sterne, die wiederholt beobachtet worden sind. A. v. Humboldt (Kosm. 220)

führt 21 solcher Sterne auf, und Mädler vermehrt diesen Katalog in seinen Nachträgen S. 21 noch um einen, der im Januar 1850 auf kurze Zeit im Orion sichtbar wurde.

Schon Hipparch beobachtete im J. 125 vor Ehr. eine solche Erscheinung. Im J. 389 nach Ehr. flammte ein neuer Stern nahe bei Atair im Adler so hell auf, daß er drei Wochen lang dem Abendstern in seinem Glanze gleich, bald hernach aber ganz verschwand. Eben so erschien in den Jahren 945, 1264, 1572 ein großer neuer an der Grenze des Sternbildes der Kassiopeia. Ueber den letztern stellte Tycho de Brahe genaue Beobachtungen an. Binnen einigen Minuten steigerte sich sein Glanz zu einer solchen Stärke, daß er dem Sirius gleichkam, nach einem Monate nahm er an Lichtstärke ab, und nach $1\frac{1}{2}$ Jahren war er gänzlich verschwunden. Im Skorpionen erschien 5mal (in den Jahren 134 v. Ehr., 393, 827, 1203, 1584) ein solcher Stern.

Sollten wir hier wirklich Beispiele neu entstehender und bald darauf wieder in das Nichts, aus dem sie so plötzlich emporgetaucht zu sein schienen, wieder zurückkehrender Sterne vor uns haben? Wahrscheinlich und der sonstigen Analogie des Himmels entsprechend ist diese Annahme gewiß nicht. Da die Jahre 945, 1264 und 1572 durch fast gleiche Zwischenräume getrennt sind, so hat man vermuthet, daß der neue Stern des Tycho ein periodisch wiederkehrender sei, dessen Licht nach einer ungefähr 300jährigen Periode aus innern unbekannten Gründen plötzlich so hell aufflammt, und dann wieder allmählig in dem Maße sich mindert, daß es uns 3 Jahrhunderte lang erloschen scheint. Das Ende unsres gegenwärtigen Jahrhunderts wird thatsächlich zeigen, ob diese Vermuthung begründet ist, oder nicht. Auch bei den neu erscheinenden Sternen im Skorpionen könnte man aus denselben Gründen an eine periodische Wiederkehr denken. Daß der Grund des plötzlichen Aufleuchtens und allmählichen Ver-

— dens dieser Sterne nicht in ihren Rotationsverhältnissen,

und ebensowenig in einem Dazwischentreten dunkler Körper gesucht werden könne, liegt auf der Hand. Die größte Wahrscheinlichkeit hat die Vermuthung für sich, daß es dunkle Körper seien, welche periodisch oder nicht periodisch durch innere, selbstständige Actionen oder durch Anregung von Außen, vielleicht vermittelt electro-magnetischer Prozesse, in eine solche Spannung und Aufregung gerathen, daß sie eine Zeitlang gleich den eigentlichen Sonnen in eigenem Lichte erglänzen.

§. 11. Die Doppel- und Vielsterne.

Die Ueberschrift bezeichnet einen für die Charakteristik des Sternenhimmels vorzüglich wichtigen Gegenstand, dessen nähere Kenntnißnahme in der Geschichte der Sternkunde wahrhaft epochemachend ist. Zwei oder mehrere Sterne meist von verschiedener Größe stehen häufig so nahe zusammen, daß sie dem bloßen oder schwach bewaffneten Auge als ein Stern erscheinen. In vielen Fällen ist dies Verhältniß ein bloß optisches; in vielen andern aber hat die fortgesetzte Beobachtung unzweifelhaft dargethan, daß sie physisch zusammengehören und in wechselseitiger Bewegung um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt kreisen²⁴⁾, so daß ihre Umlaufs-

24) Wir nennen diesen Mittelpunkt einen gemeinsamen, und die Bewegung der Sterne um denselben eine wechselseitige, obgleich häufig der oder die Kleinern sich um den größern bewegen. Das letztere schließt nämlich das Erstere nicht aus und findet nur da statt, wo der vornehmlich durch die Größe bedingte Unterschied der wechselseitigen Einwirkung auf einander so unverhältnißmäßig groß ist, daß der gemeinschaftliche Schwerpunkt ganz in die Nähe oder noch innerhalb des größern fällt. Eben so verhält es sich auch in unserm Planetensystem, die Bewegung ist auch hier eigentlich eine wechselseitige: nicht nur die Sonne zieht die Erde an, sondern die Erde auch

bahnen concentrische Kreise bilden, falls sie, wie dies häufig der Fall ist, an Masse und Größe sich ziemlich gleich kommen, während bei absoluter Gleichheit dieser Verhältnisse beide Bahnlinien zusammenfallen würden. Die nähere Bekanntschaft mit dieser so lange unbeachtet gebliebenen Sphäre eines himmlischen Lebens und Bewegens knüpft sich vornehmlich an die Namen Herschel und Struve, Namen, die in der Geschichte der Astronomie glänzen, wie am Himmel die Sterne, die sie erforschten. Vor Allem ist es W. Struve,

die Sonne, und somit bewegt sich nicht nur die Erde, sondern auch die Sonne um den beiden gemeinschaftlichen Schwerpunkt. Aber in unserm Sonnensystem sind die Verhältnisse von der Art, daß der Einfluß der Anziehungskraft der Erde, ja sämtlicher zugehörigen Planeten und Monde auf die Sonne verhältnismäßig nur sehr unbedeutend ist. Die Masse der Sonne z. B. ist nach den neuesten Bestimmungen 345,936mal größer als die der Erde, somit fällt der gemeinschaftliche Schwerpunkt 345,936mal näher an den Mittelpunkt der Sonne als an den der Erde, oder — da der Halbmesser der Erdenbahn 20,690,000 Meilen beträgt — nicht einmal ganz 60 Meilen vom Mittelpunkt des ungeheuren Sonnenkörpers, dessen Durchmesser 192,936 Meilen beträgt; — und wenn alle Planeten und Monde unseres Systems zur Sonne in Conjunction träten, d. h. wenn sie sämtlich nach einer Richtung hin zur Sonne in gleicher Linie ständen, und somit alle ihre vereinigten Anziehungskräfte gegen die Sonne gleichzeitig wirkten, so würde der zwischen ihnen und der Sonne gemeinschaftliche Schwerpunkt doch noch nahe an die Oberfläche des Sonnenkörpers fallen. Eben so verhält es sich mit Erde und Mond. Da die Masse des Mondes $68\frac{1}{2}$ mal geringer ist als die der Erde, und der Abstand nur 60 Erdbahnmesser betrifft, so fällt der gemeinschaftliche Schwerpunkt noch in den Erdkörper hinein. „Der wahre Mittelpunkt der Bewegungen im System ist derjenige Schwerpunkt, um welchen herum sämtliche, das System bildende Massen, nach ihrer jeweiligen Stellung, im Gleichgewicht sind, ein selbst masseloser und folglich idealer Punkt.“ Mädler astron. Briefe S. 86.

dessen staunenswerther Thätigkeit und Ausdauer, unterstützt von Hilfsmitteln, wie bis dahin keine Sternwarte sie aufzuweisen hatte, wir das Umfassendste, was bis jetzt in diesem Felde geleistet ist, verdanken. Er beschrieb im Jahre 1827 unter den ungefähr 120,000 Sternen von erster bis zehnter Größe des in Dorpat sichtbaren Himmels, welche er in $2\frac{1}{2}$ Jahren mit seinem Riesentelefraktor durchmusterte, 3112 Doppelsterne, wovon nur 340 schon von Herschel, dem Vater, verzeichnet waren. Zehn Jahre später erschien sein umfassendstes Werk unter dem Titel: *Mensurae micrometricae stellarum duplicium*, welches die Resultate wiederholter Mikrometermessungen von 2710 Doppelsternen — einige Hundert der früher verzeichneten waren wegen zu großer Schwäche des Begleiters von der Messung ausgeschlossen worden — mittheilt, ein Werk, welches nach Mädler's Urtheil „als die wahre Grundlage für alle gegenwärtigen und zukünftigen derartigen Forschungen betrachtet werden, ja welchem auf dem Gebiete der physikalischen Astronomie kein einziges an die Seite gestellt werden kann, sowohl was den ungeheuren Umfang der Arbeit, als die innere Vollendung derselben betrifft.“ Seitdem ist durch die fortgesetzten Bemühungen des jüngern Herschel, Struve's, Mädler's und anderer Astronomen der Katalog der Doppelsterne allmählig zu einer Zahl von nahezu 6000 angewachsen.

Bei der durch Struve veranstalteten Durchmusterung des Himmels zeigte sich durchschnittlich immer der 38. bis 39. Stern als ein doppelter. Außer den nur aus zwei Sternen bestehenden Systemen verzeichnete er 113 dreifache, 9 vierfache und 2 fünffache Sterne. Die vierfachen bestehen größtentheils aus zwei zusammengehörigen Paaren von Doppelsternen. Unter den dreifachen findet bei einigen das merkwürdige Verhältniß statt, daß nicht der größere oder der Hauptstern, sondern der kleinere oder der Begleiter ein Doppelstern ist, ähnlich wie bei uns etwa der Mond um seinen Planeten und

mit diesem um den Centralkörper sich bewegt, so daß dort also nicht nur die Planeten, sondern auch die Monde von gleicher Sonnennatur sind.

In höhern Regionen werden die Systeme noch complicirter. Im Sternbilde des Cepheus finden sich z. B. 4 Paare, und im Orion ein dreifacher Doppelstern mit einem vierfachen so nahe zusammen, daß wir einen Zusammenschluß der Systeme erster Ordnung zu einem System zweiter Ordnung vermuthen müssen. „Solche Vereine der Sternsysteme einer untern zu einer höhern, und vielleicht diese wieder zu einer dritthöheren Ordnung, mögen den Uebergang bilden zu jenen Chören und Gemeinden der Lichtwelten, welche uns die Beobachtung durch das Fernrohr unter dem Namen der Sternhaufen kennen lehrt. Hunderte und zuweilen Tausende von Sternen, im Fernrohr ebenso leicht unterscheidbar, als die, welche das innerste Ringgewölbe unsres Astralsystems bilden, sind in diesen Sternhaufen durch das Band der gegenseitigen Anziehung, zuweilen um einen augenfälligen Centralkern vereinigt. Die bei Weitem größere Zahl dieser Sternhaufen liegt wie der größere Theil der Doppel- und Vielsterne in der Milchstraße oder an ihren Grenzen. Sehr oft sind sie von den enggedrängten Sternmassen der Astralringe durch einen sternleeren, mittlernächtlich dunkeln Raum getrennt; sie haben sich, wie es scheint, durch engere Zusammenhäufung aus dem allgemeinen Strome der Lichtwelten herausgebildet und von diesem abgegrenzt.“

„Ein Raum, nicht größer als der, welcher zwischen unserer Sonne und dem nächsten Fixsterne liegt, faßt dort öfters Hunderttausende, ja vielleicht Millionen von Sonnen in sich, so daß eine Sonne von der andern kaum weiter entfernt steht, als verhältnismäßig ein Planet unsres Systems von seinen nächsten Nachbar. Setzt man nämlich, bei den hierüber angestellten Rechnungen, die ziemlich hellen Sterne jener eng zusammengedrängten Sternhaufen in eine weitre

Entfernung von uns, so muß man auch zugleich den vermuthlichen Durchmesser der einzelnen Lichtwelten größer annehmen, und das räthselhafte Verhältniß ihrer nahen Zusammendrängung bleibt somit gerade dasselbe, als wenn man sie in den vermuthenden Rechnungen näher an uns heranstellt, indem man zu gleicher Zeit ihre körperliche Größe geringer anschlägt.“

Höchst bedenklich für die Erkenntniß der gegenseitigen Beziehungen, welche zwischen den Doppel- und Vielsternen obwalten, sind die abwechselnden Gegensätze ihres Lichtglanzes und Farbenschmuckes. „Eine fortgesetzte genauere Beobachtung hat nämlich gezeigt, daß viele von ihnen einem Lichtwechsel ausgesetzt sind, bei welchem eine gewisse Beziehung des einen Sterns auf den andern unverkennbar ist,“ und zwar so, „daß abwechselnd jezt der eine, dann der andere der beiden Sterne in stärkerem Lichte strahlt . . . Dem sorgfältig beobachtenden W. Struve ist es gelungen, schon 71 Doppelsterne zu unterscheiden, an denen eine solche periodische Veränderung theils ganz entschieden, theils sehr wahrscheinlich ist.“ Nicht minder merkwürdig sind die Farbengegensätze der Doppelsterne. Während der eine smaragdgrün erscheint, sieht der andere rubinroth aus; während der eine herrlich gelb in die Augen fällt, erscheint der ander blau u. s. w. „Am häufigsten kommt an dem Begleiter die blaue oder violette Farbe vor, während der Hauptstern weiß, gelb oder röthlich, seltener grünlich erscheint.“ Daß dies nicht auf einer optischen Täuschung beruhe — etwa in den sogenannten Complementfarben seine Erklärung finde, — hat Struve durch oft wiederholte sorgfältige Beobachtungen, namentlich auch dadurch dargethan, daß er bei gefärbten Sternen von hinreichender Distanz den einen aus dem Felde des Fernrohrs brachte, wo dann die Farbe, wenn sie bloßes optisches Complement gewesen wäre, hätte verschwinden müssen, was aber nicht geschah. „Zuweilen steigert sich auch die Intensität der Färbung bei beiden

Sternen eines Paares gleichzeitig und in offenbar wechselseitiger Beziehung, wie bei Nr. 163 des großen Struve'schen Verzeichnisses, wo im Jahr 1831 der Hauptstern kupferroth, der Begleiter bläulich, bald darauf aber jener schön rosenroth, dieser herrlich saphyrbau erschien."

Das wichtigste und bedeutsamste Resultat, welches die sorgfältige und mühevollte Beobachtung der Doppel- und Vielsterne unserer Wissenschaft gebracht hat, ist die durch sie gewonnene und, wie es scheint, schon jetzt völlig gesicherte Erkenntniß, daß dort oben in den Weltgebieten der Fixsterne dieselben Gesetze der Bewegung walten, wie bei uns. Namentlich durch Struve's und Mädler's Forschungen hat es sich unzweifelhaft bewährt, daß die Bahnen der jenseitigen Welten eben so wie die der diesseitigen Ellipsen bilden, die aber durch ihre sehr bedeutende Excentricität mehr an die Bahnen der Kometen als an die der Planeten erinnern. „Es gewährt dem erkennenden Geiste des Menschen eine eigenthümliche Beruhigung und Freude, daß dieses erste der Kepler'schen Gesetze, deren Sinn und Bedeutung von so großer Tiefe sind, auch dort oben in der Welt der großen Lichter noch seine Gültigkeit habe. Aber auch die andern Gesetze der Weltenbewegungen, welche Kepler erkannte, so wie das Newton'sche Gesetz regieren dort jenseits noch in unbeschränkter Gewalt, obgleich hieraus keineswegs nothwendig folgt, daß es nur die Massenattraktion sei, welche die Bewegungen bewirkt, da auch die magnetoelektrischen Anziehungen wie alle Anziehungen der höhern Ordnung, demselben Gesetze gehorchen" (25).

Was zunächst die beiden andern Kepler'schen Gesetze betrifft, so ist schon mehrfach das durch sie geforderte „Verhältniß einer zunehmenden Beschleunigung der Bahnebenen, verbunden mit einer gleichzeitigen Abnahme der Entfernung“

25) Schubert, Urwelt, S. 88.

an mehreren Doppelsternensystemen beobachtet worden. Und auch das Newton'sche Gesetz „zeigt sich für die bisher beobachteten Bahnbewegungen der Doppelsterne im Ganzen gültig, denn meist sind es Sterne der ersten (genähteren) Ordnungen, an denen die Erscheinung einer Bahnbewegung deutlich beobachtet wird, von welcher man in den andern Ordnungen nur seltene Spuren findet, und zugleich sind es die am nächsten an einander stehenden Sterne, bei denen die Geschwindigkeit in der Regel am größten ist.“

§. 12. Dunkle Weltkörper im Fixsternhimmel.²⁶⁾

Außerhalb unsres Sonnensystems erblicken wir am Himmel nur selberleuchtende Körper. Kein Frauenhofer'scher Refraktor, kein Herschel'sches oder Rosse'sches Riesenteleskop wird uns je Kunde davon zu geben vermögen, ob unter und zwischen jenem zahllosen Heere von leuchtenden Sonnen am Sternenhimmel auch dunkle Weltkörper sich befinden. Wäre das Licht, das solchen von dem blendenden Glanze eines Sirius, oder gar von dem vereinten Lichte eines Doppel- oder Vielsternsystems zuströmt, auch noch so mächtig, ja ständen sie auch mitten in den dichtgedrängten Schaa- ren der Sternenhaufen, so daß Tausende von Sonnen zu gleicher Zeit ihre Tage erleuchteten, so würde doch ihr erborgtes Licht durch solche unermessliche Fernen nicht so weit vordringen, daß unsere Teleskope es aufzufangen vermöchten.

Aber was das leibliche Auge des Menschen selbst mit der ihm zu Gebote stehenden riesigen Bewaffnung nicht zu erreichen vermag, das kann vielleicht dennoch dem unermüdblich forschenden Geiste des Menschen zu seiner Zeit durch Beobachtung, Combination und Analyse sich erschließen.

Wenn wir die etwa vorhandenen dunkeln Weltkörper

²⁶⁾ Vergl. v. Humboldt, Kosmos III., 267 ff. Mädler, Nachträge S. 16 ff.

auch nicht vermittelt des Einflusses, den die zugehörigen leuchtenden Körper auf sie ausüben, zu erkennen vermögen, so steht doch immer noch die Möglichkeit offen, in umgekehrter Weise ihr Dasein aus den Wirkungen, welche sie selbst auf jene ausüben, zu erkennen, — sei es nun durch Lichtberaubung, indem sie in periodischem Umlauf sich auch so vor ihre Sonne stellen können, daß diese ganz oder zum Theil verdeckt wird; sei es vermöge des Einflusses der Gravitation, welche sie auf den leuchtenden Körper ausüben. In beiden Fällen, sollten sie anders für uns wahrnehmbar sein, müßten aber die Verhältnisse zwischen Sonne und Planet ganz anderer Art als bei uns sein, denn ein Beobachter des Sirius oder eines andern Fixsternes würde sicherlich auch bei der genauesten Beobachtung und Berechnung, und unter den günstigsten Umständen weder von unsern Sonnenfinsternissen, noch auch von den Störungen, welche die Planeten in die Bewegung unserer Sonne hineinbringen, etwas wahrzunehmen vermögen. Der Einfluß der Gravitation würde nur dann bemerkbar sein, wenn er sich nicht in bloßen Störungen, sondern vermöge des Uebergewichtes der Masse in der Nothigung zum wirklichen Umlaufe geltend machte; und Sonnenfinsternisse würden nur dann erkennbar sein, wenn bei der dazu günstigsten Stellung der Bahnebene der dunkle Körper dem leuchtenden an Umfang gleich käme oder ihn noch überträfe.

So seltsam und befremdend es uns vorkommen mag, daß eine Sonne von einem dunkeln Körper durch dessen Uebermacht an Masse beherrscht und zum Umlauf um denselben gezwungen werde, so scheint doch in neuester Zeit das wirkliche Vorhandensein eines solchen Verhältnisses wahrscheinlich gemacht zu sein.

Im Jahre 1844 erschien nämlich ein höchst wichtiger Aufsatz von einem der gewaltigsten und ruhmgekrönten Heroen der astronomischen Wissenschaft, von Bessel²⁷⁾, in welchem dar-

gethan wurde, daß zweien der glänzendsten Fixsterne, dem Sirius und Procyon, außer der allgemeinen Bewegung aller Sterne, noch eine andre Bewegung zukomme, die nicht, wie jene, in einer weiten bogigten Linie fortrückt, sondern vielmehr einen ganz kleinen, engen Kreis beschreibt, und daher nur durch die Annahme erklärlich ist, daß diese Sterne sich um einen verhältnißmäßig sehr nahe gelegenen Schwerpunkt, also allem Anschein nach — da sie keine Doppelsterne im gewöhnlichen Sinne sind — um einen Centralkörper bewegen, welcher, so gewaltig auch sein Umfang oder seine Masse sein mag, dennoch von uns nicht gesehen wird, und demnach nur ein dunkler oder sehr schwach leuchtender Körper sein kann.

Bessel war und blieb von der Zuverlässigkeit seiner Resultate völlig überzeugt, andre Astronomen dagegen, z. B. Struve, bezweifelten dieselbe und waren geneigt, einen Beobachtungsfehler vorauszusetzen, noch Andre wie Airy und Pond erklärten die Thatsache durch die Annahme einer Veränderlichkeit der Eigenbewegungen jener Sterne. Mädler trat indeß mit voller Entschiedenheit auf Bessel's Seite. Bei einem schönen Doppelstern in den Zwillingen (Nr. 1037) wollten die Beobachtungen mit den Ergebnissen der Rechnung nicht stimmen. Mädler machte nun den Versuch, ein dreifaches System anzunehmen, in welchem die eine der wirksamen Massen uns unsichtbar sei und gelangte so zu befriedigenden Resultaten.

Im J. 1850 und 1851 veröffentlichten endlich die astronomischen Zeitschriften Europa's (so berichtet Mädler in seinen Nachträgen S. 17) nahe gleichzeitig vier verschiedene Untersuchungen von Schubert (Calculator am nordamerik. Nautical Almanac), Peirce, Peters und ihm selbst, betreffend die Sterne Spica, Sirius und Procyon. Für den zweiten fanden Schubert und Peters unabhängig von einander nahe übereinstimmend eine Bahn von 49 bis 50 Jahre

um einen Punkt, der $2\frac{1}{2}''$ vom Sirius entfernt ist. Wird die von Henderson berechnete Parallaxe dieses Sternes als richtig angenommen, so muß in diesem Schwerpunkte eine Masse stehen, die nach den geringsten noch zulässigen Annahmen $\frac{1}{2}$ der Sonnenmasse beträgt.

Mädler's Untersuchungen über die Bahn des Procyon sind noch nicht zu Ende geführt, doch schätzt er aus den schon gewonnenen Resultaten die Umlaufzeit auf 50—60 Jahre und den Abstand von dem voranzuziehenden Schwerpunkte auf $2\frac{1}{2}''$. Peters, der seitdem ebenfalls seine Forschung dem Procyon zuwandte, berechnete die Umlaufzeit auf 50096 Jahre und der mittlere Abstand vom Schwerpunkte auf $2''$, 56.

Mädler schließt seine Mittheilung mit den Worten: „Was mich betrifft, so scheint mir beim gegenwärtigen Stande der Sache nicht der geringste Zweifel mehr zu bestehen, daß Bessel vollkommen Recht hat, und daß wir in der That dem spätern Lebensabend des unsterblichen Mannes, den Jahren, wo er bereits unrettbar dem Siechbette, das er nicht mehr verlassen sollte, anheim gefallen war, die größte und folgenreichste aller seiner Entdeckungen verdanken.“

So wären also, wenn die Deutung Bessel's die richtige ist, in der That alle möglichen Variationen in den Beziehungen der Weltkörper zu einander in unserm Milchstraßensystem erschöpft. Wir kennen dunkle Körper, die sich um dunkle bewegen (Monde um Planeten), ferner dunkle, die sich um leuchtende schwingen, weiter Sonnen, die um Sonnen, und endlich gar auch leuchtende Körper, die um dunkle kreisen.

Die beiden letztgenannten Formen gehören ausschließlich der Fixsternwelt an, — unser Sonnensystem bietet kein Analogon dazu. Ob die beiden ersten Formen aber ebenso ausschließlich unserm Partialsystem angehören, oder ob die hier herrschenden Beziehungen sich auch noch in die Fixsternwelt fortsetzen, darüber kann die Astronomie uns zur Zeit noch

keine entscheidende Antwort geben, — wird auch schwerlich je es vermögen.

Aber so viel wenigstens kann sie mit Bestimmtheit behaupten, daß jene Ansicht, die Fontenelle seiner Marquise so probabel zu machen wußte, daß nämlich alle Fixsterne Sonnen seien wie die unsrige, mit materiellem Kerne wie sie, mit um sie kreisenden Planeten, Monden und Kometen u. s. w., kurz daß Alles im Weltall tout comme chez nous sei, — daß diese Ansicht eine absolut verwerfliche ist. Die neuere Wissenschaft hat seit Herschel's großartigen Forschungen Blicke genug in die unendliche Mannigfaltigkeit der Bildungen und Verhältnisse im Weltall gethan, die sie nöthigen, eine solche langweilige, sich immer und immer wiederholende Monotonie zu bestreiten, und sich mit Widerwillen von jener beschränkten und armseligen Weltanschauung abzuwenden.

Zwar mag sie es auch nicht als unmöglich bestreiten, daß ähnliche Verhältnisse wie in unserm Sonnensystem sich nicht auch hin und wieder außerhalb desselben wiederfinden können, obschon keine einzige Thatsache dafür angeführt werden kann. Allerdings mögen die am Himmelsgewölbe vereinzelt ausgestreuten Sterne, die, wie die Intensität ihres Glanzes, zum Theil auch die Sichtbarkeit ihrer eignen Bewegung, so wie die Erkennbarkeit ihrer Parallaxe uns schließen lassen, die nächsten Nachbarn unserer Sonne sind, — in solchen Entfernungen von einander stehen, daß, falls wir nur auf die Entfernung sehen, gar wohl dunkle, massenhafte Körper, wie unsre Planeten und Monde, sie umkreisen könnten.

Schreiten wir dagegen von diesen Einzelsternen zu den Doppel- und Vielsternen fort, so möchte die Uebertragung der bei uns herrschenden Beziehungen auf diese Sternsysteme wenigstens so nudo crude, wie sie häufig geschieht, kaum noch einen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich haben.

Zwar sucht sich schon Herschel der Jüngere „die wundervolle Wirkung anschaulich zu machen, welche das grün oder

roth, blau oder gelb u. strahlende Licht der Doppel- und Vielsterne auf die Bewohner der etwa bei einem solchen System vorkommenden Planeten äußern könnte.“ Auch G. H. v. Schubert, obwohl jener Monotonie keineswegs hold, verfolgt diesen Gedanken noch weiter. „Sind es Sonnen“, sagt er (Naturlehre S. 106), „welche in derselben Weise Kraft, Wärme und Licht ausstrahlen als die unsrige, und welche mit einer Macht der wechselseitigen Anziehung sich bewegen, daß ihre Umlaufszeit nur wenig die Dauer des Saturnusjahres übertrifft, sind vielleicht statt zweier drei und vier, ja noch mehr dergleichen sonnenartige Weltkörper im nahen Bunde vereint, dann kann es in den planetarischen Kreisen, welche etwa in diese Sonnenbahnen verschlungen sind, niemals Nacht und niemals Winter werden, ja für ein Menschenauge, aus Erdenstoff gebildet, würde ein solcher Bollgenuß des Lichtes nicht zu ertragen sein.“

Wenn nun allerdings die Möglichkeit, daß auch in die Bahnen der Doppel- und Vielsterne Planetenbahnen verschlungen sein können, nicht gerade als unzulässig erwiesen werden kann, so müßte doch das beliebte tout comme chez nous dort möglichst weit beseitigt werden. Schon die Doppelsterne bilden zum Theil schon so enge zusammenstehende Systeme, daß ihnen schwerlich der dichte Kern, so wie die Masse und das Gewicht unsres Sonnenkörpers zugeschrieben werden kann, und noch weniger würde eine solche Menge dunkler Körper von solchem Gewichte, wie unsre Planeten und Monde, sich noch zwischen denselben durchwinden können, ohne die Harmonie der Bewegung zu gefährden. Denken wir uns nun vollends jene dichtgedrängten Weltenschaaren, wie die Sternhaufen sie uns darstellen, alle als durchaus unsrer Sonne gleichartig, d. h. mit festem, massenhaftem Kerne und jede mit zahlreichen, festen, planetarischen Satelliten umgeben, so würden diese Welten nimmer so ungestört und friedlich nebeneinander und miteinander ihren stillen Aeonengang wandeln

können, so müßten vielmehr, durch die Allgewalt der Schwere übermocht, jene vorausgesetzten Planeten, Monde und Sonnen mit zermalmender Gewalt aufeinander stürzen.

Aber auch hiervon abgesehen, scheinen noch manche andre Thatsachen einer Fortsetzung der hier obwaltenden Verhältnisse in die Regionen der Doppel- und Vielsterne hinein, zu widerstreben. Dahin rechnen wir außer dem Fortschritt in den Bildungen des Himmels, der sich von der Mitte des Istralssystems bis der äußersten Ringe der Milchstraße zeigt, auch besonders noch die Farbenpracht, in welcher schon so viele Einzelsterne, vornehmlich aber und fast durchgehends die Doppel- und Vielsterne prangen. In der Farbe haben sich Licht und Dunkelheit vereinigt, ihr Gegensatz ist verwischt und aufgehoben. Was wir in unserm Sonnensystem gar nicht kennen, eine bleibende, vollkommene Einigung des Lichtes und der Finsterniß zur Farbe, scheint in der Sternenwelt das Gewöhnliche zu sein, und gerade dies möchte uns zu dem Schlusse berechtigen, daß wie dort Licht und Finsterniß nicht in abstracter Geschiedenheit für sich besteht, sondern vielmehr harmonisch geeinigt und verschmolzen ist, so auch das Solare und Planetare, als Träger des Lichtes und des Dunkels, dort in gleich lebensvoller Weise harmonisch geeinigt und verschmolzen sei und somit zwar Beides, Solares und Planetares, in der Sternenwelt vorhanden sei, aber nicht neben- und außeinander, sondern ineinander; nicht in positiver Entgegensetzung und in abstracter Geschiedenheit, sondern in lebensvoller Einheit, in concreter Fülle und ewiger Harmonie; nicht in mechanischer Verbindung (wie etwa bei unsrer Sonne die Lichtatmosphäre mit ihrem dunkeln Kerne verbunden ist), sondern in dynamischer Durchdringung.

§. 13. Die Nebelflecken.

Fragen wir nach der Zahl der sonnenartig leuchtenden Sterne, welche unser von der Milchstraße begrenztes Welt-system umschließt, so muß zuvor bemerkt werden, daß die eigentliche Zählung schon sehr bald einer ungefähren Schätzung, deren Unsicherheit mit der zunehmenden Entfernung sich vermehrt, weichen muß, und daß selbst eine solche ungefähre Schätzung in jenen entferntesten Regionen der Milchstraße, wo auch unsre stärksten Fernröhre die dichtgedrängten Schaa-ren der Himmelswelten nicht mehr zu bewältigen und einzeln zu unterscheiden vermögen, aufhören muß.

Ein ganz besonders scharfes Menschenauge vermag auch ohne Bewaffnung in heitern, mondscheinlosen Sternennächten sogar noch die Sterne der siebenten Größe zu erkennen und zu unterscheiden, während ein gewöhnliches Auge nur noch Sterne der fünften, oder höchstens der sechsten Größe deutlich wahrnimmt. Der Sterne erster Größe zählt man nur 18, die gleichmäßig auf jede der beiden Halbkugeln des Himmels vertheilt sind. Die zweite Rangklasse bietet uns 55, die dritte gegen 200, die vierte etwa 460, die fünfte über 1160, die sechste und siebente aber schon über 20,000 Sterne dar.

Die Zahl der durch die stärksten Fernröhre noch zu unterscheidenden Sterne der Milchstraße auf der nördlichen Halbkugel hat aber W. Herschel nach eben so mühsamen als sinnreichen Zählungen, Messungen und Berechnungen auf beläufig 18 Millionen angegeben, und nehmen wir für die südliche Halbkugel eine ungefähr gleiche Zahl an, so erhalten wir eine Summe von ungefähr dreißig Millionen Sonnen innerhalb unsres Milchstraßensystems.

Man vergegenwärtige sich einmal recht lebhaft, was das heiße: „dreißig Millionen Sonnen!“ man bedenke, es mit einer einzigen Sonne auf sich hat; man er-

wäge, wie viel Einheiten das so bald ausgesprochene Wort „Million“ bezeichnet²⁸⁾.

Und sind wir denn damit an den Grenzen des Weltalls angelangt? Werden nicht stärkere Fernröhre als die unsrigen vielleicht noch viele, viele Millionen Sonnen in den äußersten Regionen unsres Milchstraßengebietes unterscheiden können, die jetzt selbst unsre stärksten Instrumente noch nicht als solche erfassen können? Und ist denn unser Milchstraßensystem der einzige Contingent im Ocean des Raumes? Könnte es nicht etwa auch nur eine Insel neben tausend andern solcher Inseln sein?

Die Beantwortung dieser Frage ist noch ein Problem der Wissenschaft, für dessen sichere und zweifellose Lösung die bisherigen Beobachtungen noch immer nicht ausreichen.

Selbst in den stärksten Ferngläsern bleibt nämlich bei der Beobachtung der Milchstraße ein neblichter Grund unaufgelöst zurück, und auch an vielen andern Stellen des Himmels zeigen sich solche neblige Lichtmassen, die sogenannten Nebelflecke. Von ihnen gibt uns Mädler (S. 447) folgende Schilderung: „Bereits mit gutem, unbewaffnetem Auge gewahrt man an mehrern Stellen des Himmels einen matten Schimmer, welcher die Dunkelheit des Himmelsgrundes vermindert, so wie auch Sterne, welche nicht als scharfe und bestimmte Lichtpunkte, wie die meisten übrigen, sondern gleichsam verwaschen sich zeigen. Diese Wahrnehmungen aber gaben kaum eine ferne Ahnung von dem, was das bewaffnete Auge erblickt... Das Fernrohr zeigt uns Stellen von allen Größen und Formen, welche mit einem dem Schimmer der Milchstraße ähnlichen Glanze die Dunkelheit des Himmelsgrundes unterbrechen. Oft gelingt es stärkern Ferngläsern, das, was in schwä-

28) Wenn man auch in jeder Minute Hundert zählte, so hätte man doch an einer einzigen Million vierzehn Tage lang ununterbrochen vom Morgen bis zum Abend zu zählen.

Chern als Lichtnebel erschieen, gleich der Milchstraße, ganz oder zum Theil in Sterne aufzulösen, so daß man einen dichten Sternhaufen wahrnimmt. Bei andern Nebelflecken gelingt zwar diese Auflösung nicht in dem Grade, daß man im Stande wäre, Sterne einzeln zu unterscheiden, doch aber so, daß man sich überzeugen kann, das Ganze bestehe aus sehr vielen Sternen, ähnlich wie man in einem Haufen Sand oder Getreide in einer gewissen Entfernung nicht mehr die einzelnen Körner erkennen, gleichwohl aber noch hinreichend deutlich sehen kann, daß er aus solchen Körnern bestehe.“ „Wo die Auflösung gelingt, da gewährt das Gebilde einen unbeschreiblich prachtvollen Anblick. Ein Nebelfleck im Herkules zeigt bei der Auflösung 6- bis 10000 im Fernrohr gleichzeitig sichtbarer Sterne, deren Gedränge in der Mitte so dicht wird, daß zuletzt Alles in einen Lichtball zusammenfließt.“ „Aber eine sehr große Anzahl von Nebelflecken bleibt noch übrig, bei denen nicht die geringste Annäherung an eine Auflösung wahrgenommen werden kann.“

W. Herschel, der, wie seine Grabschrist sagt, die Schreden des Himmels durchbrochen hat („Caelorum claustra perrupit“), wandte die Riesenkraft seines Teleskops auf 2500 dieser merkwürdigen Bildungen des Himmels an, und nur bei 197 derselben gelang es ihm, sie wie den Schimmer der Milchstraße in Sternhaufen aufzulösen. Erst seine Forschungen vermittelten eine nähere Bekanntschaft mit diesem so überaus wichtigen und interessanten Theile der Astronomie. Mit Staunen vernahm Europa die Kunde von Herschel's großartiger Entdeckungen, und die Deutungen, welche der große Forscher, sich selber nie genügend, davon gab. Astronomen und Naturphilosophen bauten ihre Hypothesen darauf und bekämpften Einer den Andern. Aber was allein dem Ziele näher hätte führen können, eine ebenso sorgsame und eingehende Fortsetzung der Herschel'schen Forschungen, unterblieb fast ein ganzes Menschenalter hindurch. Erst der große Sohn des gro-

ßen Vaters, der Erbe seines Namens und seines Ruhmes, John Herschel, nahm die Forschung wieder auf und förderte sie in wenigen Jahren zu einem staunenswerthen Umfang. Schon seit dem Jahre 1825 wandte er sein Hauptaugenmerk auf diesen Gegenstand, und um auch die Nebelgebilde des südlichen Himmels in den Kreis seiner Studien hineinziehen zu können, begab er sich nach Südafrika, wo er in den Jahren 1834—1838 auf dem nahe bei der Kapstadt gelegenen Landgute Feldhausen die umfassendsten Beobachtungen veranstaltete, deren Resultate er 1847 veröffentlichte. Seitdem hat sich besonders Lamont in München eine erneuerte Untersuchung sämmtlicher Nebelflecken zur Aufgabe gestellt. Und was diesen und andern Forschern nicht gelang, noch gelingen konnte, scheint dem Riesenteleskope des Lord Rosse, dem mächtigsten Instrumente auf der ganzen Erde, auf langsamem aber sicherem Wege zu erreichen vorbehalten.

Einzelne Gegenden des Himmels sind ausgezeichnet reich an Nebelflecken und Sternhaufen; in andern scheinen sie so gut als ganz zu fehlen. Nach des jüngeren Herschel Mittheilungen findet sich die größte Anhäufung auf der nördlichen Hemisphäre des Firmamentes. In der südlichen ist ihre Anzahl weit geringer; dagegen aber ihre Vertheilung viel gleichmäßiger. Was die individuelle Gestaltung der Nebel betrifft, so zeigt sich dieselbe in größter Mannigfaltigkeit. Wir stellen die Ergebnisse nach Humboldt (III., 329 ff.) hier zusammen. Die Form der Nebel ist bald regelmäßig: kugelförmig, elliptisch in verschiedenen Graden, ringförmig, planetarisch, oder gleich einer Photosphäre einen Stern umgebend; — bald unregelmäßig und so schwer zu classificiren wie die geballten Wassernebel unsres Luftkreises. Als Normalgestalt der regelmäßigen Nebel wird die elliptische bezeichnet, mit den mannigfachsten Uebergängen vom Runden zum länglich Elliptischen und Pfriemförmigen. Je mehr die Gestalt sich dem Kugelförmigen nähert, desto leichter werden sie in Sternhaufen

aufgelöst. Nur unter den runden und ovalen Nebeln kommen Doppelnebel vor, deren gegenseitige Beziehung zu einander aber zweifelhaft ist. Ringförmige Nebel gehören zu den seltensten Erscheinungen. Am nördlichen Firmamente kennt man deren nach Lord Rosse bis jetzt nur sieben. Das Innere des Ringes ist theils vollkommen schwarz, theils mehr oder weniger schwach erleuchtet. Sie sind wahrscheinlich sämmtlich ringförmige Sternhaufen. Viel häufiger als die Ringnebel sind die planetarischen Nebelflecke. Sie haben die auffallendste Aehnlichkeit mit den Planetenscheiben. Größe und Lichtstärke ist sehr verschieden. Mehrere erscheinen in blauer Färbung. Zu den regelmäßigen Nebelbildungen gehören ferner die s. g. Nebelsterne, d. h. wirkliche Sterne, mit einem milchigen Nebel umgeben, welcher sehr wahrscheinlich zum Centralsterne in Beziehung steht und von diesem abhängt. Ganz abweichend von allen diesen Gestaltungen sind die zahlreichen großen Nebelmassen von unregelmäßiger Form. Nicht zwei von ihnen gleichen einer dem andern. Aber was man an allen erkennt und ihnen einen ganz eigenthümlichen Charakter giebt, ist dies, daß alle in oder sehr nahe den Rändern der Milchstraße liegen, ja als Ausläufer von ihr betrachtet werden können. Die regelmäßig gestalteten, meist wohlumgrenzten kleinen Nebelflecke sind dagegen theils über den ganzen Himmel zerstreut, theils zusammen gedrängt fern von der Milchstraße in eigenen Regionen. Eine früher weit verbreitete Meinung von einer Milchstraße der Nebelflecke, welche die Milchstraße der Sterne beinahe rechtwinklig schneide, hat sich in den neuern Beobachtungen nicht bestätigt. Die merkwürdigsten und auffallendsten unter allen unregelmäßigen Nebelgebilden sind die s. g. Magellanischen Wolken in der Nähe des Südpols, welche durch ihre beispiellose Größe, ihren dem bloßen Auge sichtbaren und dem der hellsten Parthien der Milchstraße gleichkommenden Glanz, und ihre völlige Isolirtheit von allen

~ Astral- und Nebelbildungen des Himmels den stau-

nenden Blick des Seefahrers fesseln. Es sind ihrer zwei, die größere hat ungefähr 42, die kleinere nur 10 Quadratgrad Umfang. Eine genauere Analyse dieser wunderbaren Gestaltungen verdanken wir dem Aufenthalte Sir J. Herschel's am Kap. Sie bestehen aus einem Aggregate der verschiedenartigsten Elemente. Herschel fand einzeln zerstreute Sterne (7.—10. Größe) in großer Zahl, ebenso Sternschwärme und kugelförmige Sternhaufen, ovale reguläre und irreguläre, eng zusammengedrängte Nebelflecke. Sie hängen weder untereinander, noch irgendwie mit der Milchstraße zusammen. Den Magellanischen Wolken gegenüber kreisen um den Südpol in größerem Abstände die gegen ihren prachtvollen Lichtschein höchst abstechenden dunkelschwarzen Gründe, welche die alten Seefahrer Kohlenfäcke nannten. Sie sind übrigens nicht völlig sternleer, aber doch sternarm (nur ein Stern von 6.—7. Größe), aber eine große Menge teleskopischer Sterne 11.—13. Größe), und nur der grelle Kontrast der Sternarmuth mit dem benachbarten Glanze der Magellanischen Wolken bewirkt den Eindruck der tiefsten Schwärze.

Zwei Fragen von hoher Bedeutung drängen sich dem sinnenden Beobachter dieser räthselhaften, wunderbaren Lichtgestalten auf: Ist der Unterschied zwischen auflösbaren und unauflösbaren Nebeln bloß auf die Schwäche unserer derzeitigen Instrumente zurückzuführen, so daß eine zunehmende Vervollkommenung der letztern auch eine immer größere Anzahl der Nebelflecke in den Kreis der unauflösbaren Sternhaufen ziehen würde, bis endlich, wenn wir uns diese Vervollkommenung unbeschränkt denken, alle bisher schon entdeckten und später noch zu entdeckenden Lichtnebel sich unserm staunenden Auge in Millionen oder Billionen von einzelnen Sternen aufgelöst haben? Oder aber ist jener Unterschied ein durch die Natur gesetzter, so daß es wirklich absolut-unauflösbare Lichtnebel am Firmament giebt?

Daran knüpft sich dann eine zweite Frage: Sind diese

Lichtnebel Glieder unsres eigenen Weltensystems und durch beziehungsreiche Bande der Gemeinschaft mit ihm zu einem Ganzen verbunden? oder haben wir vielmehr in ihnen völlig selbstständige und isolirte Weltencomplete zu sehen, so daß ein jeder der Tausende von Nebelflecken ein selbstständiges Weltensystem wäre, ähnlich und ebenbürtig dem, zu welchem unsre Sonne und unsere Milchstraße gehört?

Seit der allgemeinere Gebrauch des Fernrohrs die Lichtnebel des Himmels deutlicher und zahlreicher hervortreten ließ, hat sich auch eine durchgreifende Meinungsverschiedenheit in Betreff dieser Fragen geltend gemacht. Galilei, Cassini, J. Mitchell u. A. sahen alle Nebelflecken als ferne Sternhaufen an; Tycho de Brahe, Kepler, Halley, Derham, Lacaille, Kant und Lambert behaupteten dagegen die Existenz sternloser Nebelmassen. W. Herschel war anfangs der Ansicht zugethan, die alle unauslöschlichen Nebel für ungeheuer ferne Milchstraßensysteme ausgab. „Als er jedoch gegen die letzten Jahre seines Lebens hin einige von jenen vermeintlich unermessbar fernen Nebelflecken von Neuem betrachtete, hatte er an ihnen eine, selbst im Verlauf seiner wenigen Menschenjahre schon merklich werdende Fortbewegung gegen irgend einen nahen Stern wahrgenommen. Diese Beobachtung nöthigte ihn dazu, mehrere für ungeheuer abgelegen gehaltene Nebel als gestaltlose Lichtmassen anzusehen, die noch innerhalb der Grenzen des zunächst an uns gelegenen, dem bloßen Auge sichtbaren Sternenhimmels ihre Stellung haben. Ein anderer nicht minder sorgfältiger Beobachter, Schröter, hat an dem Lichtnebel des Orion Veränderungen (z. B. ein plötzliches Ausdehnen oder Zusammenziehen des äußern Umrisses) bemerkt, welche so blitzesschnell und über eine so ungemein große Strecke des Weltgebietes hin stattfanden, daß sie hierin, freilich in einem ungeheuer viel größern Maßstabe, an die electrischen Meteore unseres Luftkreises erinnern.“

Ähnliche Veränderungen der Nebelgestalten des Himmels

glaubten auch noch einige andere Beobachter bemerkt zu haben.

W. Herschel wurde durch die Beobachtung der s. g. Nebelfterne noch in seiner neuen Meinung bekräftigt und durch sie auf eine Ansicht zurückgeführt, die schon Tycho de Brahe und Kepler, wenn auch in anderm Zusammenhange und in anderer Fassung, ausgesprochen hatte²⁹⁾, daß nämlich der unaufgelöst bleibende Theil des Nebels nicht sowohl aus gedrängten Sternen, als vielmehr aus Sternmaterie, aus Weltenstoff bestehe. Das Universum sei eine fortwährende Werkstätte der Weltbildung. Es gab eine Urzeit, in welcher nichts als unbegrenzte Nebelmassen vorhanden waren und was jetzt noch als unauflöslicher Nebelfleck erscheine, werde einst als Sternhaufen glänzen. Vielleicht seien viele derselben schon seit Jahrtausenden fertige Welten, und der Lichtstrahl, den sie seitdem ausgesandt, sei noch unterwegs, so daß unsre spätern Nachkommen erst sie in ihrem vollendeten Zustande erblicken würden. Alle Stufen des Fortschrittes in dieser Weltbildung, von der Formlosigkeit und unbegrenzten Ausbreitung des Nebelstoffes bis zur Zusammenziehung desselben in regelmäßig begrenzte Formen, von den ersten Anfängen kernartiger Verdichtung bis zur vollendeten Ausbildung von Sonnen und Sonnensysteme, seien für uns am Himmel noch sichtbar. „Wie wir in unsern Wäldern (so schildert Hum-

29) Vergl. Humboldt, Kosmos III, 313: „Kepler (wie vor der Anwendung des teleskopischen Sehers Tycho de Brahe war ein eifriger Anhänger der Theorie der Sternbildung aus kosmischem Nebel, aus verdichtetem zusammengeballten Himmelsdunste. Er glaubte: Caeli materiam tenuissimam (der Nebel, welcher in der Milchstraße mit mildem Sternenlichte leuchte) in unum globum condensatam, stellam effingere: er gründete seine Meinung nicht auf den Verdichtungsprozeß, der in begrenzten rundlichen Nebelflecken vorgehe, (diese waren ihm unbekannt), sondern auf das plötzliche Auslobern neuer Sterne am Rande der Milchstraße.

boldt I, 87 diese Ansicht), dieselbe Baumart gleichzeitig in allen Stufen des Wachstums sehen, und aus diesem Anblick, aus dieser Coexistenz den Eindruck fortschreitender Lebensentwicklung schöpfen, so erkennen wir auch in dem großen Weltgarten die verschiedensten Stadien allmäliger Weltbildung.“

Auch G. H. v. Schubert hat sich diese Ansicht wenigstens theilweise angeeignet und sie besonders in seinem geistvollen Buche: „Die Urwelt und die Fixsterne“ selbstständig und eigenthümlich ausgebildet und durchgeführt. „Der treffliche Herschel, sagt er S. 60, hat auf überzeugende Weise die Entstehung und Bildung der Fixsterne aus solchem zarten Lichtnebel nachgewiesen und eine Menge Punkte am Himmel bemerkt und aufgezeichnet, wo man jene großen goldenen Vögel gleichsam noch aus dem Ei hervorgehen oder noch mit dem Rest der Schale — einem Ueberrest des noch unverzehrten Nebels — verbunden sieht;“ — und an einer andern Stelle S. 145: „Da droben ist das Element, aus welchem die Form der sonnenartig leuchtenden Sterne ausgeborn wird, ein gleichmäßig ätherisches mild leuchtendes Wesen, das sich gleich einem phosphorischen Dunste durch die Räume des Weltalls ergießt, allenthalben durchsichtig, leicht schwebend, mit Blipesschnelle jezt so, dann anders sich begrenzend, doch mit allen diesen Vorzügen noch immer der eigentlich nur auf Polarisation gegründeten Form entbehrend. Der Unterschied zwischen einem hell — gleich der elektrischen Flamme in der millionenfachen Potenz — leuchtenden, festbegrenzten, von den Kräften einer höhern Ordnung bewegten Fixsterne und des unauflöselichen, milchisch-schimmernden Lichtnebels ist kein anderer, denn jener, der sich zwischen unsern noch gestaltlosen irdischen Körpermassen und den krystallinischen findet. Ein Strahl der schaffenden Kraft blizt hinein, und die Kohle wird zum Demant, der Lichtnebel zum Stern.“

Weiter suchte dann Schubert in dem angeführten Werke nachzuweisen, daß alle Sternhaufen und Lichtnebel in und

ußer der Milchstraße mit dieser ein wohlgeordnetes, genau zusammenhängendes, in seinen integrierenden Bestandtheilen sich gegenseitig bedingendes und ergänzendes System ausmachen. Ein schwaches Abbild dieses großartigen Ganzen, womit der Weltorganismus geschlossen erscheine, findet er in der Lichtatmosphäre unsrer Sonne, in welcher das Fernrohr hellere und gleich daneben dunklere Partien unterscheidet, welche dadurch entstehen, daß der Lichtäther sich hier zu Sonnenflecken zusammenballt, und gleich daneben eben dadurch sich Sonnenflecken bilden, wo man durch den zerrissenen Schleier auf den dunkeln Kern der Sonne blickt. Am stärksten und auffallendsten zeigen sich diese Abwechselungen von Licht und Dunkel in der Gegend des Sonnenäquators, und grade hier ist auch der große Sonnenkörper von einem noch viel ausdehntern unübersehblich großen Lichtnebel umgeben, dem sogenannten Zodiakallicht, das bis über die Marsbahn hinausreicht (oder nach neuern Ansichten³⁰⁾ ein zwischen der Erdbahn und Marsbahn frei schwebender und um die Sonne rotirender Lichttring ist), und weil es am Tage von dem hellern Licht der dichtern Sonnenatmosphäre überglänzt wird, nur vor Sonnenaufgang und Sonnenuntergang als ein dem zarten Lichtnebel der Milchstraße ähnlicher, nach oben pyramidal zugespitzter Lichtnebel erscheint. „Wenn nun in der Gegend des Sonnenäquators ein beobachtendes Auge hinauschaute in den

30) „Das Zodiakallicht,“ sagt Humboldt (Kosm. I, 89), „das pyramidenförmig aufsteigt, — in seinem milden Glanze der ewige Schmuck der Tropennächte, — ist entweder ein großer zwischen Erde und Mars rotirender Nebelring, oder — doch mit mindrer Wahrscheinlichkeit — die äußerste Schicht der Sonnenatmosphäre selbst.“ Vgl. das Weitere im Kosmos I, 142—148. Die Ebene des Zodiakallichtes weicht von der Bahnebene der Erde nur um $1\frac{1}{2}$ Grad ab, weshalb es von der Erde aus nicht in kreisförmiger, sondern nur in perpendicularer Gestalt gesehen werden kann, und von den Alten *doxos* genannt wurde.

weiten Weltenraum, so würde es nach dieser Richtung hin allenthalben (im Zodiakallicht) einen Gürtel von nebligtem Lichte, dessen Tiefe sich unübersehlich weit ausdehnte, erblicken, welcher sich rings um das ganze Himmelsgewölbe herumzöge. . . . In einem freilich ungeheuer viel größern Maßstabe wiederholt sich am Fixsternhimmel dasselbe, was im Kleinen die Sonnenatmosphäre darstellt. Wenn von unserm Planeten aus ein Beobachter an sternenhellen Nächten sein Auge in das hohe leuchtende Gewölbe erhebt, das sich um unser ganzes Weltgebäude herumzieht, so sieht er auch fast nach allen Richtungen hin ein nebligtes Licht — gleich einer Atmosphäre — ausgegossen, das sich, während es hier dunkle, leere Oeffnungen läßt, gewöhnlich gleich daneben, hierin ähnlich den Sonnenfäden, in hellere, dichtere Lichtnebelwolken, Sternhaufen und heller glänzende einzelne Sterne zusammendrängt. Denn dies Verhältniß und immerwährende Nebeneinandersein einer dunkeln Stelle und eines Sternhaufens, das gar deutlich dafür spricht, daß diese ganze uns umhüllende Lichtsphäre ein zusammenhängendes Ganze und gleichsam wie aus einem Guß sei, fällt so deutlich in die Augen, daß bereits Herschel vielfältig darauf aufmerksam gemacht hat.“³¹⁾ Es scheine ferner am Fixsternhimmel die Milchstraße dieselbe Bedeutung zu haben wie der Gürtel des Zodiakallichtes, welcher nicht nur in der linsen- oder ringsförmigen Gestalt ihr ähnlich sei, sondern auch darin, daß gerade hier am beständigsten und auffallendsten jene dunkeln, nächtlichen Sonnenflecken sich zeigen, wie um die hellsten Nebel und dichtesten Sternenschichten der Milchstraße her ein dunkler, sehr sternearmer Raum sich findet.

„Vergleicht man (heißt es S. 117) die spätern Herschel'schen Beobachtungen genauer, so läßt es sich kaum erkennen, daß alle Nebelflecken und Milchstraßen mit der unse-

31) Urwelt S. 114 f.

rigen zu einem und demselben nahe verbundenen, im Ganzen ziemlich gleich nahen und gleich fernen System gehören, dessen Lichtmassen und meist kugligen Lichtwolken sich nur gleich den Nebelgürteln, die um den Jupiter herumlaufen, nach einzelnen Richtungen hin, vorzüglich dicht zusammengehäuft und dagegen andere Stellen leer gelassen haben. Denn der bei weitem größte Theil der bisher entdeckten Nebelflecke liegt nicht, gleichsam zufällig, nach allen Richtungen des Himmels zerstreut, sondern bildet ziemlich regelmäßige Zonen und Schichten, welche, wenigstens die eine, um den ganzen Himmel herumlaufen. . . . Ueberhaupt besteht nach Herschel's so vieljährigen Beobachtungen die Milchstraße keineswegs aus gleichförmig zerstreuten Sternen, sondern schon in der ihm bekannten Hälfte derselben lassen sich 225 deutlich abgesonderte Sternenhäufen aufzeigen, welche sämmtlich zu einem nahe verbundenen Ganzen gehören. Warum sollten nun aber von dieser nähern Verbindung mit dem großen Ganzen unserer Milchstraße die hunderte von Nebelflecken ausgenommen sein, welche Herschel in jenem leuchtenden Gürtel und seinem nächsten Saume noch sonst entdeckt hat, und die er, weil sie näher zusammengedrängte, meist kuglichte kleine Systeme oder unauflösliche Nebel bilden, für ungeheuer viel ferner hält, als die eigentliche Milchstraße?"

Die mehrfach erwähnte zu einander in Beziehung stehende Abwechselung von lichten, sternreichen und dunkeln, sternarmen Partien am Himmelsgewölbe berechtigt (nach S. 128) zu dem Schlusse, „daß alle jene Lichtnebel und Wellenmassen des Fixsternhimmels, die nähern wie die fernern, aus einem und demselben, einst gleichmäßig verbreiteten, zusammenhängenden Lichtgewölke entstanden seien, welches sich erst durch den bewegenden Lebensodem in diese einzelnen Lichtgewölke und Glanzwelten gestaltete.“ Diesen zeugenden und belebenden, den ganzen Fixsternhimmel erfüllenden Lichtäther, die eigentliche Quelle und Vorrathskammer alles geschaffenen

Lichtes, das von hier aus die ganze Sichtbarkeit belebe und versorge, bezeichnet er als die Atmosphäre der Atmosphären, die für den Inbegriff aller Fixsternwelten das sei, was unsere Atmosphäre für unsere Erde und ihre Bewohner ist, die er als das Medium betrachtet, wodurch all die Tausende von Sternen und Sternsystemen zu einem innigen Gemeinwesen verbunden sind.

Die Ansicht des ältern Herschel von einer noch immer fortschreitenden Weltenbildung aus kosmischem Lichtnebel hat indessen immer mehr am Kredit verloren. Gerade die ausgezeichnetsten Forscher in diesem Gebiete, Herschel II. und Lamont, haben sich dagegen und für die Stabilität des Fixsternhimmels, als Resultat einer schon längst abgeschlossenen Bildungsgeschichte, erklärt. Der jüngere Herschel sagt in dieser Beziehung³²⁾: „Alle kosmologischen Gründe, die auf Beobachtung eines solchen Uebergangs sich stützen, sind dem Einwurf ausgesetzt, daß, so unzweideutig auch eine Stufenfolge zwischen einer großen Anzahl gleichzeitig existirender Individuen hergestellt werden möge, man dadurch noch keinen Grund erhält zu dem Glauben, daß jedes Individuum durch alle Stufen gegangen sei oder gehen könne, oder überhaupt in dem Zustande allmählichen Fortschreitens sich befinde. — Unendlich viele Stufen des animalischen Lebens giebt es vom Menschen abwärts bis zu den niedersten Ordnungen, und einige Naturforscher möchten gern eine Stufenfolge einführen, die mit den einfachern Formen anfängt und zu den zusammengesetztern hinaufsteigt: allein so lange das Dasein eines solchen Fortschreitens nicht wahrgenommen wird, — so lange jedes erzeugte Thier durch alle Generationen die Mängel des Erzeugenden erbt, so können wir höchstens annehmen, daß ein fortschreitender Ausbildungstrieb ursprünglich bestanden und sich wirksam gezeigt haben könne, daß aber

32) Bei Mädler. pop Astr. S. 455

alles Fortschreiten im jetzigen Zustande der Natur schon längst sein Endziel erreicht habe. — Lamont spricht sich ähnlich aus: „Untersuchen wir die ältesten Quellen, woraus der Stand des Himmels sich erkennen läßt, so findet sich alles übereinstimmend mit dem, was noch jetzt wahrzunehmen ist. . . . Wenn ich alle Umstände im Zusammenhange berücksichtige, so scheint mir mit großer Wahrscheinlichkeit der Schluß hervorzugehen, daß das Weltgebäude, nach Beendigung einer etwa stattgehabten Bildungsperiode, schon längst in den Zustand des Gleichgewichtes, des gesetzmäßigen Wirkens der Alles erhaltenden Ordnung, übergegangen sei.“

Auch Schubert versagt jener Theorie jetzt in seinem neuesten Werke (Weltgeb. S. 105) seine Zustimmung: „Mit den vorhin erwähnten Entwicklungstheorien der Lichtnebel im Widerspruch, müssen wir uns, auf dem Standpunkte der jetztigen Erkenntnisse, für jene wohlbegründete Ansicht entscheiden, nach welcher alle die mannigfachen Formen der Sternsysteme und der Lichtnebel des Weltgebäudes Theile eines großen organisch zusammengeordneten Ganzen sind, welche ebenso wie die Erde und ihre Atmosphäre, ebenso wie die gallertartige Meduse oder Tremelle, und das höher geformte Thier oder die Ceder mit und nebeneinander entstehen können und fortwährend bestehen können.“ Aber auch jetzt noch beharrt er bei seiner frühern Ansicht von der Einheit und gegliederten Zusammengehörigkeit aller Stern- und Nebelgruppen am gesamten Firmament. Auch in seinem neuesten Werke (S. 94) entscheidet er sich noch dafür, daß jene Nebelgebilde nicht in unbestimmbar fernen Regionen des Weltraumes, sondern innerhalb unsres Astralsystems, näher vielleicht an uns, als das innere Ringgewölbe der Milchstraße, ihre Stellung haben.“

Mädler dagegen (pop. Astr. S. 450 ff.) hat diese Auffassung, welche alle Erscheinungen des Himmels ohne Aus-

nahme in das Gebiet des einen Milchstraßensystems rubricirt, für unzulässig erklärt, und nach derselben Seite hin möchten wohl die meisten Astronomen der Gegenwart sich neigen, wenn sie auch die Sache zu einer definitiven und unzweifelhaften Entscheidung noch lange nicht für spruchreif halten.

Bei den mehr regelmäßig gebildeten, wenngleich nicht eben planetarisch scharf begrenzten Nebelmassen erklärt indes auch Mädler die Annahme für zulässig, „daß sie überhaupt nicht aus Sternen, sondern aus verbünnter leuchtender Masse, gleichsam Sternmaterie, bestehen, und sich zu den dichtern Körpern der eigentlichen Sterne etwa so wie die Kometen zu den Planeten verhalten, und gesteht somit die Möglichkeit zu, daß sie zu unseren Weltinseln gehören und an den gegenseitigen Anziehungen derselben Theil nehmen.“ Für die eigentlichen planetarischen Nebel sei dies sogar die wahrscheinlichste Erklärung, da eine scharfe Abrundung eines aus sehr vielen weit entfernten Fixsternen bestehenden Haufen mindestens ein sonderbarer Zufall wäre, der sich bei der unzähligen Menge gleich möglichen Formen wohl nicht 78 mal unter 2500 wiederholen würde. (?) Was die bereits in deutlich unterscheidbaren Sternen aufgelösten Nebel betreffe, so sei es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß sie sämmtlich der großen Fixsternwelt, deren äußersten Umfang die Milchstraße bezeichnet, angehören; — obwohl allerdings einzelne dieser Sternhaufen so dicht gedrängt und dabei von so geringem Durchmesser seien, daß neben dieser Erklärung auch die andere geltend gemacht werden könne, wonach sie als außerhalb der Milchstraße liegend und nicht mit ihr zusammengehörig angesehen werden. Sie könnten gar wohl, meint er, selbst solche Weltinsel sein, wie unser Milchstraßensystem eins ist. Was aber bei diesen noch auflösbaren Nebelflecken schon als möglich, ja als wahrscheinlich gesagt werden könne, werde vollends

bei den gänzlich unauflösbaren Nebelflecken von unregelmäßiger Gestalt fast unabweisbar. Nach den Gesetzen der Schwere sei es unmöglich, daß sie aus einer kometenartig verdünnten, leuchtenden Nebelmasse bestehen sollten. Sie würden sich nicht Jahrhunderte lang hindurch so erhalten, sondern sich durch gegenseitige Anziehung der Theile längst in eine rundliche Masse zusammen gezogen haben. Folglich müßten wir annehmen, daß bei Weitem die meisten Nebelflecke, absolut genommen, auflöslich, d. h. wahre Sternhaufen seien.

Es kommt hier zunächst Alles darauf an, ob die von Mädler vorausgesetzte absolute Unveränderlichkeit der Form durch Jahrhunderte hindurch gehörig verbürgt und gesichert sei oder nicht. Wir haben aber bereits oben gesehen, daß W. Herschel, Schröter u. A. Veränderungen der Form, plötzliche Zusammenziehungen und Ausdehnungen u. bemerkt haben. Bei der relativen Seltenheit dieser Wahrnehmungen könnte man allerdings vermuthen, daß vielleicht irgend eine Täuschung dabei obgewaltet haben könne. Die vielseitige Aufmerksamkeit, welche man jetzt diesen räthselhaften Gebilden widmet, wird in nicht gar langer Zeit ein sicheres Urtheil ermöglichen, als es jetzt noch thöulich ist. Jedenfalls liegt in der Bestätigung oder Nichtbestätigung jener Wahrnehmungen ein entscheidendes Moment für unsere Frage.

Unterdessen scheint die Astronomie aber schon auf einem andern Wege dem Ziele der Gewißheit näher zu kommen. Denn mit jedem Jahre mehren sich die Zahl der Nebelflecke, bei denen die Auflösung in Sternhaufen gelingt. In dem Nebel der Andromeda, den man bisher für absolut unauflöslich hielt, hat Bond in Cambridge 1500 kleine Sterne an den Rändern desselben erkannt, und obwohl der Kern desselben unaufgelöst geblieben ist, zählt Humboldt (III. 316) ihn dennoch ohne weiteres zu den Sternhaufen. Besonders erfolgreich thätig für dieses Gebiet der astronomischen Wissenschaft ist Rosse's Riesenteleskop. „Die 40 bis jetzt von

Rosse ausgewählten Nebelflecke sind behufs der Beobachtung in 3 Klassen gebracht: gleichförmige Kreisflächen, runde Nebel mit einem oder mehreren deutlichen Kernen und endlich solche, die sich in irgend einer Längenrichtung hinziehen oder überhaupt erheblich vom Kreise abweichen. Die erstern, 10 an der Zahl, ließen sich sämmtlich in einzelne Sterne auflösen, selbst mit der mäßigen Vergrößerung von 360. Bei der zweiten Klasse ergab sich, daß der hellere Stern, den frühere Beobachter häufig als einen einzelnen Centralstern notirten, sich in einen Haufen dichtgebrängter hellerer Sterne auflöste, die weiterhin von schwächern und gröber zerstreuten umgeben waren. Die dritte Klasse zeigte sich schwerer auflöslich, wohl wegen zu großer optischer Verdichtung der innern Theile. Die Sterne der meisten Nebelflecke sind verhältnißmäßig sehr klein.“ (Mädler, Nachträge S. 24. 25.) Ueber den berühmten Nebel im Schwert des Orion, der ebenfalls bisher für völlig unauflöslich gehalten wurde, äußerte sich Rosse (nach Humboldt III, 321) folgendermaßen: „Ich kann mit Gewißheit aussprechen, daß wenn überhaupt einer, so doch nur ein geringer Zweifel über seine Auflösbarkeit bleibt. Wir konnten wegen der Luftbeschaffenheit nur die Hälfte der Vergrößerung anwenden, welche der Spiegel zu ertragen im Stande ist, und doch sahen wir, daß Alles um das Trapezium umher eine Masse von Sternen bildet. Der übrige Theil des Nebels ist ebenfalls reich an Sternen und trägt ganz den Charakter der Auflösbarkeit.“ Auch später noch (1848) soll Lord Rosse (nach Humboldt) nie eine schon erlangte völlige Auflösung des Orionsnebels, sondern immer nur die nahe Hoffnung dazu verkündet haben.

Der amerikanische Astronom Robinson spricht seine Ueberzeugung entschieden dahin aus, „daß es am Himmel keinen einzigen wirklichen Nebelfleck im physischen Sinne gebe,“ und John Herschel schreibt: „Wenn es gleich Nebelflecke giebt, welche jenes mächtige Teleskop nur als Nebel, ohn-

alle Anzeige der Auflösung, darstellt, so kann man doch nach Schlüssen, die auf Analogien gegründet sind, vermuthen, daß in der Wirklichkeit kein Unterschied zwischen Nebeln und Sternhaufen vorhanden sei."

Setzen wir nun den Fall, daß alle Nebel ausnahmslos sich endlich als dichtgedrängte Schaaren von Sternen ausweisen, wie steht es dann mit der von Schubert so sinnvoll hervorgehobenen Einheit des Astralsystems?

Wir glauben, daß die Auflösbarkeit aller Nebelflecke nicht nothwendig zu der Annahme von mehreren, ja tausenden von unabhängigen, selbstständigen Astralsystemen wie das unsrige führe. Eben die Auflösbarkeit, und je leichter sie ist, um so mehr, spricht für eine Entfernung, die nicht größer sein mag, als die Entfernung der äußersten Milchstraßenringe. Und haben unsre besten Instrumente auch in der Milchstraße noch einen unaufgelösten Lichtnebel zurückgelassen, der doch wohl jedenfalls als noch zu demselben System mit ihr gehörig angesehen werden muß, so können wir die noch unaufgelösten Nebelflecken mit ihm in dieselbe Kategorie der Entfernung und der Zugehörigkeit stellen.

Wir mögen uns (und gestehen es offen) nicht gerne von der uns lieb gewordenen Anschauung einer gliedlichen Einheit und Zusammengehörigkeit aller astralischen und nebulösen Bildungen am Firmament trennen, aber so weit geht wahrlich nicht unsere Vorliebe für diese Anschauung, daß wir ihr zur Liebe die Resultate der Wissenschaft ignoriren oder gering schätzen möchten. Eben so gerne fügen wir uns der entgegenstehenden Auffassung, sobald sie durch die Resultate der Forschung uns nahe gelegt wird. Gewißheit oder Nöthigung ist bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge weder auf der einen noch auf der andern Seite. Aber gerade deshalb müssen wir uns auch mit der entgegenstehenden Anschauung vertraut zu machen suchen, und für sie in unsrer Gesamtanschauung einen Platz offen lassen.

Dann hätten wir also neben unserm Milchstraßensystem mit seinen vielleicht Hunderten von Millionen Sonnen noch etliche Tausend völlig isolirter, mit ihm gleichberechtigter, ihm analoger Weltensysteme. Ja, in dem Maße, wie die Vervollkommenung unsrer Instrumente diese fernen Systeme für unsern Blick gliedert, und zu neuen Millionen von Sonnen individualisirt, könnten auch gar wohl wieder neue Nebelstede erspäht werden, die unsern jetzigen Teleskopen sich noch völlig entziehen, und doch wiederum auch in noch ungleich mehr geschärften Instrumenten auflösbar sein könnten. Mädler (pop. Astr. S. 454) hat durch Wahrscheinlichkeitsrechnung das Resultat gewonnen, daß das unserer Milchstraße am nächsten liegende Astralsystem doch so entfernt sei, daß der Lichtschimmer, der von dort zu uns herüberleuchtet, gegen 30 Millionen Jahre unterwegs gewesen sei, ehe er im Spiegel unsrer Teleskopen anlangen konnte, — und doch macht das Licht in einer einzigen Secunde den ungeheuren Weg von 42,000 geographischen Meilen! Welch eine schwindelnde Entfernung! Und nun erst die Entfernung der uns fernsten Astralsysteme? — —

§. 14. Rückblick.

Nirgends im durchforschten Weltall finden wir absolute Ruhe. Alle Weltkörper sind in den Zug einer vielfach gegliederten und complicirten Bewegung hineingezogen, und keiner derselben mag sich ihr entziehen.

Die einfachste Form der Bewegung ist die Rotation um die eigne Axe. In unserm Sonnensystem ist diese Art der Bewegung ein ausnahmslos geltendes Gesetz, dem sowohl die herrschende Sonne wie der geringste und kleinste ihrer Vasallen unterworfen ist, und aller Wahrscheinlichkeit nach reicht dies Gesetz auch bis in die äußersten Grenzen der Fixsternwelt hinein.

Die weltre Form der Bewegung, die eben sowohl mit jener zusammenfallen (wie bei den Monden) als auch von ihr verschieden sein kann (wie bei den Planeten), ist die, daß ein Weltkörper sich um einen andern oder vielmehr beide sich um einen zwischen ihnen gemeinsamen Schwerpunkt bewegen. Auch diese Bewegung ist durch Gesetze bedingt, deren Allgemeingültigkeit im ganzen Weltall bereits fast völlig außer Zweifel gesetzt ist.

Unser Mond bewegt sich um die Erde, bildet also mit ihr ein Partialsystem; die Erde mit dem Monde kreist um die Sonne, und die Sonne selbst ist sammt allen ihren Planeten, Monden und Kometen mit in jenen großartigen Reigentanz der Sphären verschlungen, in welchem die Millionen von Sonnen sich um eine allen gemeinsame Mitte schwingen. Und gewiß können wir, wenn die Tausende von Nebelflecken, die das Teleskop zwar noch zu erblicken, aber nicht mehr aufzulösen vermag, neue Milchstraßensysteme wie das unsrige sein sollten, mit hoher Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß alle diese Weltinseln mit einander in Beziehung stehen, und ein höheres und höchstes System kreatürlichen Lebens und Bewegens bilden.

Unser Sonnensystem nimmt nicht die Mitte in der großen Weltenstadt ein, die von den Lichtmauern der Milchstraßenringe umschlossen ist. Aber dennoch befinden wir uns verhältnißmäßig noch ganz nahe bei diesem Mittelpunkt, „gleichsam noch auf dem geräumigen Marktplatz,“ welcher die Mitte jener Weltenstadt einnimmt.

Stellen wir nun unser Sonnensystem in vergleichende Beziehung zu den übrigen Welten des gesammten Milchstraßensystems, so zeigt sich ein durchgreifender Gegensatz, der die Bildungen und Verhältnisse unsres Sonnensystems nur als eine — (und vielleicht die einzige derartige) — von den vielen Bildungen des Weltalls erscheinen läßt, die, wie sie alle, von denselben Grundgesetzen des Lebens und der Be-

wegung getragen und befeelt ist, in allen übrigen Verhältnissen aber ihre Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit behauptet.

Merkwürdig ist nun aber, daß bei dieser Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit, ja vielleicht Einzigkeit der Bildungen in unserm Sonnensystem, sich dies dennoch, wie wir es als Ganzes zu dem Gesamtganzen des Milchstraßensystems in Vergleichung bringen, gewissermaßen in mehrfacher Beziehung als das zwergartig kleine Modell des Ganzen darstellt; indem dies von seiner äußersten Peripherie bis zu seiner Mitte allmählig in analoger Weise andere Natur annimmt, wie es sich *mutatis mutandis* in unserm Sonnensystem wiederholt. Wir haben schon früher bemerkt, daß die Körper unseres Systems mit zunehmender Entfernung von der Sonne, ihrem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, wie sie an Dichtigkeit abnehmen, so an Umfang und Größe und auch an Zahl der sie begleitenden Weltkörper, die durch ihre Zusammengehörigkeit wieder mit ihrem Planeten partielle Systeme bilden, — zunehmen. Dem Analoges findet sich ja auch im Astralsystem des Himmels.

Unser Sonnensystem gleicht in seinem durchgehenden und allseitigen Gegensatz gegen das Astralsystem einer festen Insel im weiten Ocean³³⁾; je weiter von ihr entfernt, um so mehr verlieren sich die Spuren und Zeichen eines nahen Festlandes. Wie schon innerhalb unseres Systems die Dichtigkeit mit der Entfernung vom Centrum abnimmt, so findet sich dieselbe Annahme, je weiter die Abstände vom Centrum sind, auch am Fixsternenhimmel. Die uns nächsten Sterne scheinen durch

33) Nach John Herschel's Aeußerung mag kaum eine andere Gegend des durchforschten Sternenhimmels solche weite Abstände der Fixsterne von einander aufzuweisen haben, als der ist, welcher zwischen unserm Sonnensystem und den nächsten Fixsternen sich ausdehnt.“
Hubert, Weltgeb. S. 29.

ihre Dichtigkeit und feste Begrenzung noch gewissermaßen an die Festigkeit unserer Weltkörper zu erinnern, während in den entlegnern Weltenhöhen diese Annäherung sich allmählig gänzlich verliert. Dasselbe Verhältniß der Analogie findet in Beziehung auf Größe und Umfang statt. Und wie hier bei uns die sonnennächsten Planeten einsam ihre Wege wandeln, und die Gruppen zu einem Ganzen verbundener Weltkörper im Verhältniß der Entfernung vom Mittelpunkt des Systems sich mehren, so wiederholt sich dies in unendlich größerem Maße am Fixsternenhimmel. „Wenn wir,“ sagt Schubert, „die Sternenhaufen als Doppel- oder Vielsterne von höhern Graden betrachten, erscheint es bemerkenswerth, daß die Zusammenhäufungen von höhern Graden sämmtlich in den vernuthlich vom Mittelpunkt des Astralsystems entlegnern Gegenden des Weltgebäudes vorkommen, während die Zusammengesellungen von etlichen wenigen Sternen zu einem gemeinsamen System öfter schon in den angeblich nachbarlichen Gebieten unseres Sternenhimmels gefunden werden, bis zuletzt ganz nach der Mitte zu, die Fälle auch dieser einfachen Zusammengesellung von etlichen wenigen Sternen immer seltener eintreten, der Zustand der Isolirung immer allgemeiner wird.“ Auch daran mag hier noch erinnert werden, wie sich an den Sonnenfaden und Sonnenflecken Analogien entsprechender Zustände und Bewegungen des Sternenhimmels darbieten, wobei wir auf das über Lichtwandlung der Sterne, über die Ausdehnungen, Zusammenziehungen und Verdichtungen der Lichtnebel u. A. Bemerkte verweisen; — ferner wie an dem Zodiakallicht sich uns eine der Milchstraße entsprechende Erscheinung darbietet; oder wie nach andrer Beziehung Saturn mit seinem merkwürdigen Ringsystem unter allen uns näher bekannten Bildungen am meisten geeignet ist, uns die Anordnung der Milchstraßenringe zur Anschauung zu bringen, — und endlich wie die zahllosen Kometen auf merkwürdige Weise an die Nebelflecken des Himmels erinnern, die zum

Theil den Kometen nicht nur darin gleichen, daß sie ebenfalls unendlich leichte, bewegliche, nach der Mitte hin sternartig verdichtete, aus ähnlichem Lichtdunst — freilich von ungleich höherer Intensität des Glanzes — bestehende Wesen sind, sondern auch andere Erscheinungen darbieten, die noch viel näher an jene räthselhaften Wanderer erinnern. Jene Nähe und Gedrängtheit der obern Lichtwelten, die allen Vertheilungsverhältnissen unseres Systems so disparat erscheint, findet doch in der sonst beispiellosen Annäherung an die Sonne eine entfernte Analogie. Bei weitem auffallendere Analogien bietet aber die beiderseitige Gestaltung dar. So ist bei 15 Nebelsternen außer dem verdichteten Kernpunkte noch ein pinsel- oder fächerförmiger Schweif bemerkt worden, andere erscheinen halenförmig u. s. w. Umgekehrt sind auch mehrmals Kometen beobachtet worden, deren Kern — ähnlich den Kernpunkten der Lichtnebel — aus vielen kleinen einzelnen Sternlein zusammengesetzt war. Schubert meint (Urwelt S. 56), wenn die Kometen in demselben intensiven Grade selberleuchtend wären, „so würden die Millionen von leuchtenden Kometen, die unser Planetensystem umfaßt, einem fernen Beobachter als eben so viele in engem Raum zusammengedrängte, gegeneinander sich bewegende Sonnen erscheinen.“



Sechstes Kapitel.

Conflict und Harmonie zwischen Bibel und Astronomie.

§. 1. Die Aufgabe dieses Kapitels.

Die Resultate der Astronomie sind in unsern Tagen zum Gemeingute aller Gebildeten geworden, und verdienen es auch in ausgezeichnetem Maße. Denn keine einzige menschliche Wissenschaft ist so sehr wie diese geeignet, den Bann zu lösen, mit welchem der Menscheng Geist durch seine Leiblichkeit an die Erdscholle gefesselt ist, keine vermag in dem Maße ihm den engen Horizont des irdischen Treibens zu erweitern, keine so sehr das Bewußtsein seines erhabenen Berufes, Alles im Raume und in der Zeit mit seiner Erkenntniß zu durchdringen, in ihm zu erwecken und zu nähren.

Diese ihre hohe Bedeutung für die Bildung des Menscheng Geistes kann aber die Astronomie nur dann haben, wenn ihre Erkenntnisse nicht bloß ins Gedächtniß aufgespeichert werden, sondern in ein lebendiges und fruchtbares Wechselverhältniß zu den übrigen Erkenntnissen und Bestrebungen des Geistes treten. Bei diesem Proceß lebendigster Aneignung ist es nun leicht möglich, daß die neuen Erkenntnisse mit den von früherher vorhandenen und von anders her gewonnenen Erkenntnissen in Conflict gerathen. Namentlich und am meisten ist wohl die Religion, oder deren wissenschaftliche Fassung, die Theologie, dieser Gefahr ausgesetzt; denn beide Sphären der Erkenntniß kommen darin überein, daß sie sich

in ein höheres überirdisches Gebiet erstrecken, und darum mehrfach einander berühren und ineinandergreifen.

Die natürliche Religion, die der Menscheng Geist, befruchtet von der Betrachtung der Natur und der Geschichte, rein aus eignen Fonds und durch die Anstrengung eignen Denkens erungen hat, wird ohne große Schwierigkeit der wirklichen oder scheinbaren Uebermacht solcher neuen Erkenntnisse, wenn sie den früher gewonnenen und festgehaltenen widerstreben, sich fügen und sich durch sie umgestalten lassen können. Anders aber verhält es sich mit der geoffenbarten Religion, die als objektive, göttliche Wahrheit gilt, und darum auf unbedingte Anerkennung und Verdrängung aller ihr widerstrebenden, mit ihr auf keine Weise zu versöhnenden Erkenntnisse Anspruch macht, — eine Forderung, der Folge geleistet werden muß, solange man sie als geoffenbarte Religion anerkennt. Wäre aber die Gewißheit und die Uebermacht der ihr etwa widersprechenden astronomischen Resultate, so wie der daraus gezogenen Folgerungen eine entschiedene und unzweifelhafte und der Widerspruch selbst ein absolut unversöhnlicher, so würde sie allerdings ihre Stellung als geoffenbarte Religion nicht länger behaupten können.

In diesem Falle soll nun aber in unsern Tagen, wie von mehreren Seiten mit großer Zuversicht behauptet worden ist, die Christliche Religion sich befinden. An sich völlig gesicherte Resultate der Astronomie sollen unausweislich und zwingend zu einer Weltanschauung führen, neben welcher die Christliche Weltanschauung durchaus keinen Platz mehr finde, mit welcher sie völlig unvereinbar sei.

Drei Hauptmomente der biblischen Weltanschauung, mit denen allerdings die Bibel und ihr Ansehen als Urkunde göttlicher Offenbarung steht und fällt, werden hier vornehmlich in Anspruch genommen: nämlich die biblische Lehre von der Welterschöpfung, sowohl nach ihrem allgemeinen Begriff, als nach den einzelnen, speciellen Daten ihres Vorganges,

ferner die Lehre von der Welterlösung durch die Menschwerdung Gottes in Christo mit ihren Voraussetzungen und Folgerungen, und endlich die biblische Lehre von dem Weltende und Weltgerichte, als dem Abschluß aller Weltentwicklung und Weltgeschichte.

Aber wollen wir den angeblichen Feind etwas näher ins Angesicht fassen, wollen wir sehen, ob denn unser Glaube an den göttlichen Ursprung der heiligen Schrift und an die Gotteskraft ihres Inhaltes, die sich bisher im Leben und im Sterben überschwänglich bewährt hat, die die Welt umgestaltet und erneuert hat, dem Lichte dieser menschlichen Wissenschaft wirklich weichen, wirklich sich vor ihr verstecken müsse; wollen wir sehen, ob denn wirklich keine Versöhnung und Einigung möglich ist, ob nicht etwa gar am Ende der bedrohliche Gegner, nach gehöriger Verständigung, sich uns willig zum Freund und Bundesgenossen darbietet.

§. 2. Die Schöpfungslehre und Schöpfungsgeschichte.

An der Bekämpfung der biblischen Schöpfungslehre und Schöpfungsgeschichte hat der Unglaube vornehmlich von jeher sich die Rittersporen zu verdienen getrachtet. Deismus und Pantheismus sind gleich sehr, theils miteinander verbündet, theils auch im Zwiespalt untereinander begriffen, gegen dieselbe in die Schranken getreten. Der Pantheismus hat es dabei vorzüglich mit der biblischen Schöpfungslehre, der Deismus dagegen mit der biblischen Schöpfungsgeschichte zu thun gehabt. —

Da der Deismus nämlich sich in Uebereinstimmung mit der biblischen Anschauung von einer Welterschöpfung aus Nichts durch den Willen des allmächtigen Gottes sah, so hatte er gegen die Lehre an sich nichts einzuwenden, sondern nur gegen die Behauptung ihres göttlichen Ursprungs, den er bei seiner Läugnung der Möglichkeit gött-

licher Offenbarung und Inspiration nicht anerkennen konnte. Um aber dieser Lügung eine Folie zu geben, wandte er desto mehr Eifer an die Bekämpfung der Schöpfungsgeschichte, und suchte nachzuweisen, daß dieselbe voller Widersprüche mit sich selbst und mit den Resultaten der Naturforschung, voller kindischer Anschauungen, lächerlicher Mißgriffe und absurder Voraussetzungen sei, und somit nicht als göttliche Offenbarung, auch wenn dieselbe an sich möglich sei, gelten könne.

Ein ganz andres Interesse zunächst hatte der Pantheismus. Gerade das, worin der Deismus sich in Uebereinstimmung mit der Bibel weiß, die Transcendenz Gottes, seine Erhabenheit über Zeit und Raum, und Ursprung der Welt aus dem Willen des transcendenten Gottes, war ihm ein Dorn im Auge. Seine Feindschaft war also vornehmlich gegen die biblische Schöpfungslehre gerichtet, gegen die darin sich aussprechende Anschauung von einer Schöpfung in der Zeit, aus Nichts, durch den Willen eines persönlichen, von der Welt verschiedenen, unendlich über sie erhabenen Gottes. Seine Feindschaft gegen die Schöpfungsgeschichte war nur eine secundäre. Sie war ihm bloß deshalb zuwider, weil jene verhasste Lehre ihr zu Grunde lag, in ihr eine concrete Gestaltung gewonnen hatte. Darum entblödete er sich nicht, mit dem Deismus in dem Kampfe gegen die Geschichte gemeinsame Sache zu machen und dessen triviale Einwürfe und Gegentreben sich anzueignen. Das Verste und Unehrenhafte eines solchen Bündnisses mit einem sonst aus tiefstem Herzensgrunde verachteten und supercilios verhöhnten Gegner, der den Kampf gegen die biblische Geschichte bloß deshalb führte, um das zu beseitigen, was dem Pantheismus noch als das einzige, wenn auch nur halbwegs-Vernünftige an ihr erscheint, gegen die darin sich aussprechende Anschauung von der Immanenz Gottes, von der Successivität des Entstehens u., das störte ihn dabei nicht im Mindesten.

Wir haben es hier nicht mit einer Bestreitung des Pantheismus und Deismus an sich zu thun, sondern bloß mit dem Nachweis, daß ihre beiderseitige Berufung auf die Astronomie nicht Stich hält, daß die Astronomie in ihren gesicherten Resultaten nicht mit ihnen gegen die Bibel, sondern vielmehr mit dieser gegen Deismus und Pantheismus streitet.

Von diesem Standpunkte aus können wir die Angriffe auf die biblische Schöpfungslehre gänzlich auf sich beruhen lassen. Der Kampf wird nicht mit astronomischen, sondern mit speculativen Waffen geführt, so mag den Gegenkampf, wer sich dazu berufen fühlt, auch mit den Waffen der Speculation führen. Noch nie ist es einem Astronomen eingefallen, zu behaupten, daß die Resultate seiner empirischen Forschung ihm die Unmöglichkeit einer Schöpfung aus Nichts aufgedrungen hätten. Wo die Astronomie sich auch noch so weit von ihrer eigentlichen Aufgabe empirischer Forschung verfliegen hat, wo sie auf Grund der hier gewonnenen Resultate Hypothesen über die wahrscheinliche Entstehung der Weltkörper gebaut hat, da ist sie immer zu einer Grenze gekommen, wo sie sich sagen mußte: „Bis hierhin und nicht weiter!“ Mag sie mit oder ohne Berechtigung geglaubt haben, sich aus der Analogie von Entstehungen und Entwicklungen, die noch jezt Gegenstand der Beobachtung sind, die Entstehung und Ausbildung der Weltkörper zu dem, was sie jezt sind, begreiflich machen zu können, nie hat sie zu entscheiden wagen können, ob die Urstoffe und Urkräfte, von denen sie dabei ausging, ewig gewesen oder in der Zeit geschaffen seien, ob das Zusammenwirken dieser Stoffe und Kräfte zur Bildung der Weltkörper ein bloß zufälliges oder durch einen höhern persönlichen Willen getragenes und beherrschtes gewesen sei.

Es bleiben uns demnach bloß die angeblichen Widersprüche der Astronomie gegen die biblische Schöpfungsgeschichte zu beleuchten übrig.

§. 3. Die Erschaffung der Welt in sechs Tagen.

Zunächst wird die biblische Vertheilung des Schöpfungsvorganges auf sechs Tage nach mehreren Seiten hin in Anspruch genommen.

Während man früher wohl sich daran stieß, daß der allmächtige Gott, von dem es heißt: „So er spricht, so geschieht's, so er gebeut, so steht es da“ (Ps. 33, 9), nicht in einem einzigen Augenblicke die ganze Welt geschaffen, sondern dazu sechs Tage gebraucht haben solle, erschien es neuerdings, wo man die Herschel'schen Ideen von einer noch fortwährenden Astrogenesis, so wie die Hypothesen der Geologie über die Bildung der Erdkruste in die Weltanschauung aufnahm, Manchem als etwas Unbegreifliches, ja Absurdes, daß die Entstehung und Ausbildung des Himmels und der Erde zu ihrem jetzigen Zustande nur sechs Tage gedauert haben solle, und man glaubte sich genöthigt, wenn nicht Millionen und Billionen, so doch wenigstens Tausende oder Myriaden von Erdenjahren dafür fordern zu müssen.

Wir sind nicht gesonnen, die astronomisch-geologischen Voraussetzungen, auf welchen dies Argument ruht, zu bestreiten oder zu verdächtigen, obwohl es im Grunde doch nur lauter Hypothesen sind, die nur auf einen größern und geringern Grad von Wahrscheinlichkeit, keinesfalls aber auf unzweifelhafte Gewißheit Anspruch machen können. Wir lassen solche schon oft gebrauchten und verbrauchten Argumente gänzlich bei Seite liegen, einerseits, weil wir auch ohne sie fertig werden können, und andererseits, weil, man mag gegen die Unsicherheit der geogenischen und astrogenischen Hypothesen, auch mit Recht, eifern, so viel man will, doch ein durch nichts zu bewältigender Eindruck übrig bleibt, daß der Vorgang der Ausbildung der Gesamt-Welt von ihrem ersten Anfang bis zu dem bleibenden Zustand der Vollendung

viel längre Zeit gedauert haben werde, als sechsmal vier und zwanzig Stunden.

Aus denselben Gründen lassen wir auch die theologischen Argumente, daß „tausend Jahre vor und für Gott sind wie ein Tag, und ein Tag wie tausend Jahre“, oder daß es nicht auf die Länge der Zeit, sondern auf das Maß der göttlichen Strafeinwirkung bei der schnellern oder langsamern Ausbildung der Welten ankomme u., bei Seite, obwohl auch ihnen keineswegs Geltung und Bedeutung abgesprochen werden kann.

Wir lassen, wie gesagt, dies Alles bei Seite, ohne ihm Wahrheit und Geltung an sich abzusprechen, weil wir desselben nicht bedürfen. Das richtige Verständniß von Gen. 1, wie wir es in Kap. 4, §. 8. 17 gewonnen haben, reicht vollkommen aus, diese und ähnliche Einwürfe in ihrer vollen Richtigkeit darzuthun.

Das Sechstageswerk hat es nicht einmal mit der Erschaffung der Erde, geschweige denn mit der Erschaffung des Weltalls zu thun. Es findet Himmel und Erde schon vor (B. 1); sie sind schon geschaffen und individualisirt, ehe es beginnt. Aber der Erde wenigstens fehlt es noch an Licht und Leben, sie ist tohu vabohu. Das Sechstageswerk giebt ihr beides, in stetigem Fortschritte von der niedern zur höhern Stufe; es giebt der Erde ihre gegenwärtige Gestalt, ihre gegenwärtigen Naturkräfte, ihre gegenwärtigen Bewohner, ihre gegenwärtigen Beziehungen zu den übrigen Weltkörpern. Es sind dies alles Momente, bei welchen weder der Astronomie noch der Geologie das mindeste Recht zusteht, über die Zeitdauer des Vorganges ein Urtheil abzugeben. Die Astronomie mag ein Recht haben, zu behaupten, daß der Fixsternhimmel schon seit Hunderttausenden oder Millionen von Jahren bestehen müsse, aber sie hat kein Recht, zu behaupten, daß Sonne, Mond und Sterne schon vor dem Termine, den das vierte Tageswerk bezeichnet, die Tage und Nächte der Erde regulirt und beherrscht

hätten. Zur Kraft der Lichterregung, welche die Sterne seit ihrem ersten Bestehen gehabt haben mögen, mußte auch noch die Lichtempfindlichkeit von Seiten der Erde hinzukommen, damit ihr Lichtagens auf die Erde einwirken konnte; und daß diese Correspondenz zu der Zeit eingetreten sei, wo die Bibel sie hinsezt, wird kein Lehrsatß der Astronomie uns streitig machen können. Eben so unbedenklich können wir der Geologie einräumen, daß der gegenwärtigen Erdgestalt ungeheurere Zeiträume der Entwicklung und Zerstörung vorangegangen sein mögen ¹⁾, — sie fallen vor das *tohu vabohu*, wo die Bibel Platz genug für sie offen läßt —, aber kein Geologe wird uns überzeugen können, daß die letzte Zurichtung der Erdoberfläche für die Wohnung des Menschen mehr oder weniger als sechs Tage hätte in Anspruch nehmen müssen ²⁾. Sollte überhaupt hier irgend ein Befremden noch Platz greifen kön-

1) Vgl. die erste Zugabe zu dieser Schrift.

2) Für denjenigen, dem auch obiges nicht genügen sollte, setzen wir noch ein treffendes Wort aus Schubert's Weltgebäude S. 565 her: „Hätte man vor einigen Menschenaltern irgend einem kunstverständigen Manne jene Silberplatte gezeigt, auf welcher durch das zurückstrahlende Licht im Daguerreotyp der Einzug des Kaisers Ferdinand in Linz dargestellt war, hätte derselbe die unzähligen Köpfe und Gestalten der Menschen, die von der Straße, die aus allen Fenstern der Häuser herabschauten, den Kaiser und sein Gefolge zu Pferde, jeden kleinen Gegenstand vom Pflaster des Bodens bis zu den Ziegeln der Dächer gesehen, er würde über den mühseligen Fleiß der Arbeit hoch erstaunt sein. Hätte man ihn dann gefragt, in wieviel Zeit meinst du, daß diese Arbeit vollendet sei? er würde geantwortet haben: Weniger gewiß nicht, als sechs Monate Zeit hat die fleißige Hand des Meisters zu diesem Werke gebraucht. Und dennoch war das vielbewunderte Ganze nicht nur in weniger als sechs Monaten, in weniger als sechs Tagen, ja in weniger als sechs Minuten, es war in einigen Augenblicken nicht durch Menschenhand, sondern durch einen Lichtstrahl erzeugt worden. Sollten in dem Schöpfer der sichtbaren wie der unsichtbaren Welten selber nicht noch

nen, so ist es das schon erwähnte, warum Gottes Allmacht der Erde nicht lieber in einem Augenblicke ihre gegenwärtige Gestalt gab, statt seine schöpferische Einwirkung auf sechs Tage auszudehnen und zu vertheilen. Indessen haben die Kirchenväter schon dies Bedenken genügend durch die Hinweisung auf Gen. 2, 3 beantwortet. Wie Gott die Erde selbst für den Menschen zurichtete, so ist auch die Form, Vertheilung und Dauer seiner schöpferischen Einwirkung durch Rücksicht auf den Menschen bestimmt worden. Seine Thätigkeit an der Erde sollte einen urbildlichen und vorbildlichen Charakter für die zukünftige Thätigkeit des Menschen auf ihr sein.

Ein zweites aus den astronomisch-geologischen Resultaten der neuern Zeit sich ergebendes Bedenken gegen die Darstellung des Heraemerons beruht auf der Unverhältnißmäßigkeit in der Vertheilung der Schöpfungsthätigkeit auf die sechs Tage. Es gilt dies vornehmlich dem vierten Tagewerke. Während auf die Ausbildung unserer armseligen Erde, die doch nur ein Pünktlein im Weltall ausmacht, fünf ganze Tage verwendet werden, soll die Ausbildung des ganzen übrigen Weltalls mit seinen Millionen und vielleicht Billionen von Sonnen und Welten in einem einzigen Tage absolvirt sein. Allein es leuchtet ein, daß diesem Einwurfe dasselbe Mißverständniß zu Grunde liegt, wie dem eben beseitigten. Beschränkt man, wozu die Urkunde nicht nur berechtigt, sondern nöthigt, das vierte Tagewerk auf die Herstellung des bleibenden Verhältnisses zwischen der Erde und den Gestirnen, so schwindet alle Unverhältnißmäßigkeit, und die Vertheilung der göttlichen Schöpferthätigkeit im Heraemeron stellt sich im schönsten Ebenmaße dar.

ganz andere Kräfte wohnen, als in seinem Gewande — in dem Lichte?“

§. 4. Die Erschaffung des Lichtes vor der Sonne.

Noch eine Menge schwerer Anklagen, die nicht nur auf Widerspruch mit den astronomischen Ergebnissen der Neuzeit, sondern auch auf kindische Bornirtheit, Absurdität und Widerspruch mit sich selbst lauten, häuft sich gegen die Angaben des vierten Schöpfungsgemäldes.

Man hat es häufig für lächerlich, absurd, und über alle Maßen bornirt erklärt, daß die Urkunde, die die Sonne erst am vierten Tage entstehen lasse, während das Licht, das doch, wie jedes Kind wisse, allein durch die Einwirkung der Sonne entstehe, bereits am ersten Tage gewesen sein solle.

Man weiß nicht recht, ob man sich über die Leichtfertigkeit, die sich in diesem Argumente ausspricht, ärgern, oder über die Bornirtheit desselben lachen, oder die Schwachsinngkeit Derer, die es im Munde führen, bemitleiden soll.

Denn in der That, entweder nur die ungemessenste und unverzeihlichste Leichtfertigkeit oder nur die bemitleidenswerthe Bornirtheit kann es über sich vermögen, den Verfasser der Schöpfungsurkunde, auch wenn seine Mittheilungen bloß Ergebnisse eigener Spekulation und Phantasie sind, für so dumm und bornirt zu halten, daß er entweder nicht gewußt habe, oder (da er später V. 16 ff. ausdrücklich als die Bestimmung der Sonne die Erleuchtung der Erde angiebt) daß er es habe vergessen und bei seinen Spekulationen außer Acht lassen können, daß die Sonne es sei, welche jetzt der Erde ihr Licht und ihren Schatten, ihre Abende und ihre Morgen gäbe; — einen Mann, der, je mehr man seine Reklamationen auf seine eigne Weisheit beschränkt, um so mehr in dem glänzenden Lichte eines tiefsinnigen und scharfblickenden Weisen erscheint!

Nicht das ist die Schwierigkeit, die hier obwaltet, daß der Verfasser nicht einmal zu wissen scheint, was jedes zweijährige Kind weiß, sondern vielmehr dies, daß er es ohne

allen Zweifel (B. 16—18) wußte, und doch dadurch sich nicht abhalten läßt, zu lehren, daß vor der Sonne ein die Erde erleuchtendes Licht geschaffen gewesen sei, — und an diese Schwierigkeit nicht einmal gedacht zu haben, ist das Testimonium leichtfertigen Sinnes oder klüglicher Bornirtheit seiner Ankläger.

Und was soll man nun weiter sagen, wenn jeder Blick in ein physikalisches oder astronomisches Lehrbuch unsrer Tage uns lehrt, daß die Erde und wahrscheinlich auch die übrigen Planeten auch selbst jetzt noch, nachdem doch ihr Verhältniß zur Sonne bleibend geordnet ist, tausendfältige Quellen eigener Lichterzeugung besitzen, daß auch die Sonne, wie dies auch die Urkunde ausspricht, nicht ein Licht, sondern ein Lichtträger, ein Lichtentwickler und Lichterzeuger ist u. ? Sollte man dann nicht, statt nach Entschuldigung für die Dummheit des Autors, der ein gotterleuchteter Prophet sein will, zu suchen, vielmehr in Verlegenheit sein, wie es sich erklären lasse, daß er schon, ohne es zu wissen und zu ahnen, in die Natur und das Wesen des Lichtes Tiefblicke gehabt habe, die Jahrtausende lang dem eifrigsten Suchen und Forschen der Naturkundigen sich entzogen haben, daß er in unmittelbarer prophetischer Anschauung die tiefen und glücklichen Forschungen unsrer Tage über das Wesen des Lichtes anticipirt habe?

Zu dem, was wir früher schon (in R. 5, S. 1) über die Natur des Lichtes und seine sowohl von der Einwirkung der Sonne auf die Planeten hervorgerufene, als auch auf den Planeten sich selbstständig erzeugende Entwicklung beigebracht haben, möge hier noch zur weiteren Erwägung eine Stelle aus Humboldt's Kosmos (I, 207) mitgetheilt werden, wo er vom Nordlicht redet: „Was diesem Naturphänomen seine größte Wichtigkeit giebt, ist die Thatsache, daß die Erde leuchtend wird, daß ein Planet außer dem Lichte, welches er von dem Centrallörper, der Sonne, empfängt, sich eines eignen Lichtprocesses fähig zeigt. Die Intensität des

Erdlichtes übertrifft bei dem höchsten Glanze farbiger und nach dem Zenith aufsteigender Strahlung um ein Weniges das Licht des ersten Mondviertels. Bisweilen hat man ohne Anstrengung Gedrucktes lesen können. Dieser in den Polar-gegenden fast ununterbrochene Lichtprozeß der Erde leitet uns auf die denkwürdige Erscheinung, welche die Venus darbietet. Der von der Sonne nicht erleuchtete Theil dieses Planeten leuchtet bisweilen mit einem eignen phosphorischen Scheine. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Mond, Jupiter und die Kometen außer dem, durch Polariskope erkennbaren, reflektirten Sonnenlichte auch von ihnen selbst hervorgebrachtes Licht ausstrahlen. Ohne der problematischen, aber sehr gewöhnlichen Art des Wetterleuchtens zu erwähnen, in der ein ganzes tieffstehendes Gewölk viele Minuten lang ununterbrochen flimmernd leuchtet, finden wir in unserm Dunstkreise selbst noch andere Beispiele irdischer Lichterzeugung.“ — A. Wagner fügt noch hinzu: „Da das Nordlicht ein intermittirendes Phänomen ist, so zeigt es uns einen von der Sonne unabhängigen Wechsel von Licht und Finsterniß, der uns als ein Analogon gelten kann von dem Wechsel beider, welcher vor Erschaffung der Sonne statt fand;“ und G. H. v. Schubert sagt (Weltgeb. S. 218): „Wie? sollte vielleicht jedes Polarlicht, das wir ein Morgenroth des Nordens nennen, noch der letzte Abendschein eines untergegangenen Weltentages sein, an welchem die ganze Erde von einer Lusthülle umflossen war, aus welcher die electro-magnetischen Kräfte in einem ungleich andern Grade als aus dem Nordlichte hell herabstrahlten und mit dieser zugleich auch belebende Wärme, fast in ähnlicher Weise als jezt die leuchtende Dunsthülle der Sonne?“

Dennoch wollen wir mit dem Voranstehenden noch nicht behauptet haben, daß das Licht, dessen Erschaffung nach der mosaischen Schöpfungsurkunde der Bildung der Sonne zu ~~dem~~ was sie jezt für die Erde ist, voranging, ein Nordlicht

oder auch nur eine dem Nordlicht verwandte Erscheinung gewesen sei, — vielmehr sollte nur darauf hingewiesen werden, daß auch jetzt noch nach der Fixirung des bestehenden Verhältnisses zwischen Sonne und Erde, die letztere das Vermögen eigener Lichterzeugung besitzt, und daß also nichts uns hindert, uns dies Vermögen vor jenem Zeitpunkte in einem viel mächtiger, umfassender und großartigen Maße auf der Erde wirksam zu denken.

Allerdings sind solche Erscheinungen selbstständiger Lichterzeugung auf der jetzigen Erde viel zu vereinzelt und viel zu schwach, um dem Lichte der drei ersten Tage, das ja stark genug gewesen zu sein scheint, der Entstehung der Pflanzenwelt am dritten Tage zum Behilf zu dienen, völlig entsprechend zu gelten. Wir haben demnach wohl anzunehmen, daß jene erste vorläufige Lichterzeugung wesentlich die nämliche gewesen sei, welche jetzt durch die Einwirkung der Sonne aus der Erde hervorgerufen wird. So lange das jetzt bestehende Verhältniß zwischen Sonne und Planet sich noch nicht geordnet und festgesetzt hatte, mögen die lichterregenden Kräfte, die seitdem an die Sonne gebunden sind, in den planetarischen Weltkörpern selbst ihren Sitz gehabt, und nahezu dieselbe Erscheinung hervorgerufen haben. Erst als in der vierten Entwicklungsperiode die Körper unsres Weltsystems in ihrer individuellen Entwicklung so weit fortgeschritten waren, daß nun auch ein bestimmtes und bleibendes Verhältniß derselben zu einander sich gestalten konnte, mag die polarische Entgegensetzung zwischen Sonne und Planet stattgefunden haben, wobei die Sonne vielleicht schon wegen des Uebergewichtes ihrer Masse und Schwere die lichterzeugenden Kräfte an sich riß und verschlang.

Mit dieser Auffassung scheint auch die astronomische Thatsache gar wohl zu harmoniren, daß der Sonnenkörper selbst dunkler, planetarischer Natur ist, und der Sitz ihrer lichterzeugenden Kraft in der sie umhüllenden Photosphäre liegt. Nicht die Erschaffung und Bildung des Sonnenkör-

pers, sondern die Bildung dieser Photosphäre, oder die Concentration des früher geschaffenen und bis dahin diffusorisch wirkenden Lichtagens um ihren planetarischen Kern möchte das neue Moment des Fortschrittes, den der vierte Tag bringt, bezeichnen.

§. 5. Die Erschaffung der Fixsterne vor der Erde.

Eine neue Anlage gründet sich auf die Angabe des Heraemeros, daß die gesammte Sternenwelt erst nach vollendeter Erdbildung am vierten Tage geschaffen sein solle. Es sei an und für sich schon Unverstand, der Erde, die doch nur ein untergeordnetes Glied im Sonnensystem sei, die zeitliche Priorität der Entstehung vor der sie beherrschenden Sonne und vor den ihr gleichgestellten übrigen Planeten zuzuschreiben. Bis zur Absurdität steigere sich aber im Lichte der neuern Astronomie diese Angabe in Beziehung auf die Fixsternwelt, zumal wenn man sie mit der biblischen Chronologie in Verbindung bringe. Die Erde soll früher geschaffen sein als die Fixsternwelt, und doch nur ungefähr sechstausend Jahre existiren! Nun aber lehre die Astronomie, daß die uns zunächst stehenden Sterne erst nach acht bis zwölf Jahren, die Sterne der zwölften Größe erst nach vier Jahrtausenden auf der Erde hätten sichtbar werden können, und daß somit die auch in den stärksten Fernröhren kaum oder gar nicht auflösblichen Sternenmassen der Milchstraße und der Nebelflecken viele Myriaden, ja vielleicht Millionen von Erdenjahren hätten geschaffen sein müssen, ehe ihr Licht die Region, in der sich unsere Erde befindet, hätte erreichen können (vgl. Kap. 5, §. 6. 13). Und doch sei ihr Licht nicht nur erst jetzt sichtbar auf der Erde, sondern es sei, soweit menschliche Erinnerung reiche, dies in ganz gleichem Maße wie jetzt der Fall gewesen.

Wir wollen unsre Vertheidigung der biblischen Kosmo-

logie oder Chronologie nicht mit einer Bestreitung dieser astronomischen Angaben eröffnen, obwohl es keineswegs außer allen Zweifel gesetzt ist, daß der Lichtstrahl, dessen Schnelligkeit im Aether unsres Planetensystems allerdings auf nur 42,000 Meilen „für die ganze lange Secunde“ beschränkt ist, auch überall im Weltall an diesen „Schneidenschritt“ gebunden ist. Denn wenn wir auch für den Lichtweg in den überplanetarischen Gebieten des Weltraums eine zehn- oder hundert-, ja tausendfach größere Schnelligkeit zum leidigen Nothbehelf in Anspruch zu nehmen uns entschließen könnten, so würde doch die zeitliche Priorität der Erde vor der Fixsternwelt noch von vielen andern nicht minder bedeutenden Entgegnungen gebrüht bleiben.

Wir nehmen vielmehr ohne Bedenken die angezogenen Behauptungen der Astronomie an, es ihr selbst, deren Amtes es ist, überlassend, die möglichen Zweifel an ihrer Zuverlässigkeit zu erhärten oder zu bestreiten. Wir suchen auch hier den Grund des angeblichen Widerspruches nicht in einem Irrthum der Astronomie, sondern vielmehr in einer irrigen Auffassung der bezüglichen biblischen Angabe. Es hat sich uns früher bereits (R. 4, S. 8) als Ergebnis einer unbefangenen Exegese herausgestellt, daß der mosaische Schöpfungsbericht sich ausschließlich auf die Erde und ihr Zubehör beschränkt, daß er Sonne, Mond und Sterne nur von diesem Gesichtspunkte und in diesem Interesse mit in seine Darstellung hineinzieht, also nicht von ihrer Schöpfung an sich handelt, sondern nur von der schöpferischen Einwirkung, durch welche sie wurden, was sie für die Erde sein sollten. Ob diese beiden Momente aber, was dabei an sich gar wohl der Fall sein könnte, der Zeit nach zusammenliegen, oder ob sie vielmehr auseinanderliegen, das mußte bei der Auslegung dieser Urkunde unentschieden bleiben.

Was aber in der mosaischen Schöpfungsgeschichte unentschieden gelassen ist, ist bereits auf einem spätern Stadium

der Offenbarung unzweifelhaft entschieden. Das Buch Hiob nämlich legt, wie wir (A. 5, S. 17) gesehen, Gott selbst die Behauptung in den Mund, daß die Sterne bei der Gründung der Erde lobpreisende Zeugen und Zuschauer gewesen seien. Fragt man also nach der biblischen Anschauung in Betreff dieses Punktes, so muß behauptet werden, daß die Lehre von einer zeitlichen Priorität der Gestirne vor der Erde ein wesentliches und deutlich ausgesprochenes Moment derselben sei, und daß somit Bibel und Astronomie hier wenigstens trefflich zusammenstimmen. Die Bibel weist uns in der angezogenen Stelle sowohl, als auch in manchen andern Andeutungen und Beziehungen, die wir im vierten Kapitel hinlänglich erörtert haben, deutlich genug auf eine doppelte Schöpfung hin, bei der die Schöpfung oder vielmehr Neuschöpfung der Erde in der Zeit nach secundäre Stellung einnimmt, wogegen die Astronomie gewiß nichts einzuwenden finden wird 3).

3) Ein für unsere Interessen entfernter liegendes Moment bei der besprochenen Frage mag hier in der Anmerkung mit den Worten eines berühmten französischen Naturforschers beschrieben werden. Marcel de Serres sagt in f. *Œuvres de la création de la terre et des corps célestes* Paris 1843 p. 17: „S'il n'y avait eu qu'une seule création, on devrait voir chaque année, presque chaque jour, apparaître de nouvelles nébuleuses au milieu de la voie lactée. L'observation est loin de confirmer cette continuelle apparition, et qui prouve, que cette dernière supposition est tout à fait gratuite. Le nombre de ces nébuleuses ne s'accroît, que par la puissance des télescopes ou des lunettes, que les astronomes emploient pour les découvrir au milieu de l'immensité de l'espace. Du reste, si cette hypothèse, tout à fait contraire au système d'une création primitive et d'une organisation postérieure des corps célestes qui en aurait été l'objet, était exacte, le spectacle que le ciel aurait présenté aux premiers âges du monde, à Adam et à ses descendants, aurait été aussi extraordinaire que singulier. Le premier homme n'aurait, lors de sa venue sur la terre, une seule étoile au

Wenn man es weiter als eine höchst beschränkte und einer göttlichen Offenbarung unwürdige Ansicht bezeichnet hat, daß die mosaische Urkunde die Sterne nur deshalb geschaffen sein läßt, damit sie die dunkeln Nächte der Erde mit ihrem flimmernden Lichte nothdürftigst erleuchten, so beruht die angebliche Beschränktheit bloß auf dem eingeschobenen „nur“, an dem die Urkunde ganz unschuldig ist. Bei der klar und unzweideutig vorliegenden Absicht der Urkunde, nur das in das Bereich ihrer Darstellung zu ziehen, was für die Erde von Bedeutung ist, ist es unverzeihliche Gewaltthat, dem Verfasser die Meinung unterzuschreiben, er habe wirklich geglaubt, die Erschaffung der gesamten Sternenvwelt habe durchaus keinen andern Zweck gehabt, als den, die Erde zu beleuchten und ihre Nächte auszuschnüden. Sollte aber im Ernste Jemand meinen, dies letzte Moment sei überhaupt zu unbe-

ziel; le soleil, la lune et les planètes auraient été les seules astres, qu'il y auraient apperçus et dont il aurait joui pendant les premières six années. Au delà de cette époque, les étoiles auraient commencé à apparaître successivement et dans un ordre inverse de leur distance à la terre. La voie lactée n'aurait donc présenté l'aspect, qu'elle offre actuellement qu'au delà d'un certain nombre de siècles. Enfin aujourd'hui encore des étoiles et des nébuleuses devraient se montrer pour la première fois dans le ciel. Il faut l'avouer, de pareilles conséquences sont tout à fait inadmissibles; dès lors on est en droit de rejeter la supposition qui y a donné lieu. La création des étoiles et des nébuleuses a donc précédé la création de l'homme actuel d'un grand nombre de siècles. On est ainsi amené, comme forcément, à admettre deux époques bien distinctes dans la création: la première ou la plus ancienne est celle où l'ensemble des corps célestes est sorti du néant à la voix du Créateur; la seconde, bien postérieure, serait celle où le soleil, les planètes et particulièrement la terre ont reçu leur organisation définitive et sont parvenus à leur état actuel."

deutend und geringfügig für die Aufnahme in die biblische Geogenie, so können wir ihn nur fragen, ob ihn denn nie bei dem Blick in die nächtliche Sternenpracht des Himmels eine Ahnung von dem Werthe, den auch nur die äufere Erscheinung derselben für den armen Erdenbewohner hat, angekommen sei ⁴⁾).

§. 6. Die Erschaffung des Planetensystems.

Die Zusammengehörigkeit sämmtlicher Planeten unsres Sonnensystems, so wie die Gleichartigkeit ihrer Naturverhältnisse und ihrer Beziehungen zur Sonne, sagt man weiter, weise deutlich und entschieden darauf hin, daß ihr Ursprung ein gemeinsamer gewesen, sowohl in Beziehung auf den Urstoff, aus dem sie gebildet sind, als in Beziehung auf die Zeit, in der sie individualisirt und ausgebildet wurden. Wir geben dies gerne zu. Aber wenn man dann weiter argumentirt: Jene nothwendige Voraussetzung finde in der mosaischen Schöpfungsgeschichte weder Anerkennung noch auch nur Zulassung, denn sie stelle die Bildung der Erde einerseits und die Bildung von Sonne, Mond und Sterne andererseits als völlig unabhängig von einander dar, und lasse die letztern erst geschaffen werden, nachdem die erstre bereits vollständig mit Bergen und Thälern, mit Land und Meer ausgebildet gewesen sei, — so müssen wir entschiedenen Protest dagegen einlegen. Die Urkunde Gen. 1. will nur darüber berichten, wie die Erde zu dem wurde, was sie jetzt ist, wie sie zur Wohn- und Uebungsstätte des Menschen zugerichtet worden ist. Sonne, Mond und Sterne werden in ihr erst da erwähnt, wo sie in die Ausbildungsgeschichte der Erde einzu-

4) Uebrigens enthält die biblische Angabe über Zweck und Bedeutung der Sternenvwelt für die Erde und ihre Bewohner auch noch tiefere Beziehungen, für welche wir auf die zweite Zugabe zum vierten Kap. dieser Schrift verweisen können.

greifen beginnen, und nur insofern sie dies thun, wird ihrer gedacht. Ob unsere Erde mit der Sonne und den übrigen Planeten und Trabanten aus ein und demselben Urstoff gebildet wurden, ob die Condruung und Individualisation derselben gleichzeitig stattfand und ihre individuelle Ausbildung zeitdem nebeneinander herging, darüber konnte, wollte und sollte die Urkunde nichts aussagen. Aus den Resultaten der Astronomie wird es uns allerdings wahrscheinlich.

Was nun die durch astronomische Forschung und Combination zu gewinnende Anschauung über die wahrscheinliche Entstehungsweise des Planetensystems und ihr Verhältniß zum biblischen Schöpfungsbericht betrifft, so knüpfen wir zur weitem Erörterung dieser Frage an das in R. 5. S. 5. darüber Gesagte an. Es zeigte sich uns dort, daß die Astronomie selbst über diesen Gegenstand gar nichts zu ermitteln vermöge, und daß die Theorien, welche die Speculation auf Grund der astronomischen Beobachtungen sich ausgedacht hat, oder noch ausdenken mag, alles festen und sichern Bodens entbehren.

Dennoch achteten wir es der Mühe werth, die besonnenste und ansprechendste solcher Theorien, nämlich die von Laplace aufgestellte, in der Kürze zu beschreiben; und so mag denn auch hier die Frage noch aufgeworfen werden, ob denn diese Theorie, ihre unerwiesene und auch unerweisbare Richtigkeit vorausgesetzt, mit 1 Mos. 1 vereinbar sei.

Es leuchtet nun aber auch bei einer nur flüchtigen Vergleichung sofort ein, daß die Bibel Raum genug lasse für die Aufnahme dieser, wie jeder andern ähnlichen Theorie, und daß umgekehrt auch solche Theorien in keinem Punkte den Aussagen der biblischen Urkunde widersprechen können, da die Bibel auf die Frage, ob und wie die Weltkörper unsres Systems aus einem gemeinsamen Urstoff gebildet worden seien, gar nicht eingeht, sondern dieselben vielmehr sofort bei ihrer ersten Erwähnung als bereits individualisirte Welten aus

der allmächtigen Schöpferhand (Gen. 1, 1) Gottes hervortreten läßt⁵⁾.

5) G. D. von Schubert, eingehend auf die aus der heiligen Schrift erschlossene Anschauung, daß das Weltgebiet, dem unsre Erde angehört, schon vor den Zeiten des Menschen der Schauplatz einer Weltgeschichte von den umfassendsten Beziehungen und eingreifendsten Folgen gewesen sei (vgl. oben Kap. 4, S. 20. 25), findet es auch wahrscheinlich (Weltgeb. 559—565), daß dasselbe in diesem seinem ersten Aeon nur eine einzelne und einheitliche Astralbildung dargestellt habe, und erst seit der Katastrophe, welche jener Geschichte ein Ende machte, oder vielmehr seit jener zweiten Schöpfung, die es für eine neue, nicht minder wichtige und eingreifende Phase der Weltgeschichte zubereitete, — in verschiedene, aber zu einem einheitlichen Systeme gegliederten Individuen von Weltkörpern auseinander gegangen sei. Er denkt es sich in jenem ersten Aeon seines Daseins ähnlich den planetarischen Nebeln mit einem verdichteten Kerne, deren Photosphären sich auf einen Umkreis von Millionen, ja von Billionen Meilen ausdehnen (R. 5. S. 13). „Eine Fülle der Elemente, hinreichend zur Bildung von noch ganz andern Welten als der kleine Erdkörper, konnte in einer solchen astralischen Photosphäre enthalten sein, welche, wenn sie auch nur einer jener kleinsten gleichsam, die uns das Fernrohr als planetarische Nebel zeigt, einen vielfach größern Raum erfüllte, als unser jetziges Sonnengebiet mit allen Bahnen seiner Planeten und Kometen . . . Wir dürfen vermuthen, daß auch die urweltliche Photosphäre der Erde vorzugsweise der Wohnsitz nicht allein der Kräfte von electromagnetischer Natur, sondern selbst der höhern Urkräfte des Lebens mit ihren Gestaltungen und Bewegungen gewesen sei. . . . Sie ist es, welche dem ihr untergeordneten Kernpunkte Licht und Wärme giebt; sie ist der wesentlichere Theil des Gestirnes; er selber, wie die innre starre Masse eines Planeten, bildet allerdings die tragende Mitte, mit welcher ein gewisser Zug der Schwere die Theile der zarteren Lufthülle verbindet; sie aber, die Hülle, verhält sich zu dem Kerne, wie die Oberfläche des Planeten, auf welcher allein das organische Leben wohnt und gedeiht, zu dem Boden der unorganischen Gesamtheit, auf welchem sie ruhet. . . . Die heilige Urkunde redet zunächst von den

§. 7. Die Bewohntheit der Himmelswelten im Allgemeinen.

An den schon oben besprochenen Einwand, daß die Bibel gegen allen gesunden Menschenverstand lehre, Sonne, Mond und Sterne hätten keinen andern Zweck und keine andre Be-

Tagewerken jener neuen Schöpfung der Dinge, als deren Letztes und Höchstes, am Vorabende des Sabbaths, der Mensch erscheint. Erst mit ihm und seiner Geschichte beginnt das Maß der Zeit; mit der Verwandlung der uranfänglichen Photosphäre unseres Weltgebietes in eine Sonne und in einen Himmel der Planeten hebt die Reihe der Jahre an. Was die Geschichte des frühern Fürstenthums und seiner Gewalthaber, was ihr Einfluß auf die Werke war, welche den Rathschluß der fernern Zukunft vorbereiteten, das wird nicht in der Zeit gelehrt, und nicht in der Zeit verstanden.“ — Wir haben gegen diese Anschauung nichts einzuwenden, glauben indeß auch noch auf andre Gestaltungen des Astralhimmels hinweisen zu dürfen, die vielleicht eben so gut als Analoga des ersten und ursprünglichen Zustandes unsres Weltgebietes angesehen werden könnten. Wir erinnern an die gegliederten und engzusammengehörigen Familien der Doppel- und Vielsterne (R. 5. §. 11), ja selbst auch an das, durch die neuesten Forschungen so wahrscheinlich gewordene Vorhandensein von dunkeln, in die Bahnen der verschwisterten Sonnen mit verschlungenen Weltkörpern (R. 5, §. 12). Vielleicht stellte unser Weltgebiet ursprünglich schon eine solche gegliederte Familie von mehreren Individuen dar, deren uranfängliche Harmonie und Herrlichkeit durch jene Katastrophe zerstört und durch die Neuschöpfung des Sechstageswerkes in andrer, eigenthümlicher Weise wiederhergestellt wurde; vielleicht auch bildete es einen Doppelstern, dessen andres Glied durch die Katastrophe zerflühtet und zerstört wurde, und so die Unterlagen für die Bildung der Planeten und Kometen unsres Systems bildete, deren Verhältniß zur Sonne erst am vierten Tage des Heraemerons wieder in eigenthümlicher Weise hergestellt wurde. — Die h. Schrift schweigt hier und läßt der Vermuthung den weitesten Spielraum.

deutung als die, die Erde zu beleuchten, knüpft sich noch ein andrer damit zusammenhängender Einwurf. In einer solchen Anschauung sei kein Raum für die Annahme, daß auch die übrigen Weltkörper von vernünftigen, um ihrer selbst willen daseienden, geistigen Geschöpfen bewohnt seien. Die biblische Weltanschauung sei so dürftig und armselig, daß sie nur die Erde bewohnt sein lasse, nur hier Leben und Thätigkeit, nur hier Geschichte und Entwicklung anerkenne, während doch schon der einfachste Menschenverstand mit innerer Nöthigung uns die Ueberzeugung unabweisbar aufdränge, daß die unzähligen Welten des Himmels, die erwiesenermaßen zum (kleinen) Theil mit der Erde gleiche Natur, gleiche kosmische Stellung und Würde hätten, zum (unvergleichlich größern) Theile aber die armselige Erde an äußerem Umfang, wie an innerer Bedeutung, an Herrlichkeit und Würde unendlich überträfen, auch in demselben Maße des Verhältnisses der Schauplatz gleicher und unendlich höherer creatürlicher Lebensbethätigung sein müßten.

Mit der Anerkennung aber, daß die Bibel, indem sie die Sterne als Leuchter für die Erde ansieht, damit durchaus nicht ausschließt, daß sie auch an sich noch eine andre, und vielleicht eine unendlich höhere Bedeutung und Bestimmung, als die der Erde, haben mögen, ist diesem Einwande die Wurzel abgeschnitten und der Boden entrisfen.

Allerdings lehrt, — zwar nicht die Astronomie, die auch bei der höchst möglichsten Ausdehnung und Genauigkeit ihrer Beobachtungen nie im Stande sein wird, irgend eine creatürliche Lebensbethätigung auch nur auf dem nächsten der Himmelskörper, auf dem Monde, zu erkennen, der daher auch kein Urtheil über die Bewohntheit oder Nichtbewohntheit der Gestirne zusteht, — aber wohl lehrt der gesunde Menschenverstand, daß, wo Weltkörper sind, auch Raum für das Leben und die Thätigkeit geistiger Geschöpfe ist, und sowohl der liglose Glaube wie das philosophische Denken, wo sie nicht

durch beschränkte und falsche Bibelauslegung irreführt, oder durch pantheistische Vergötterung des Menschengewisses verblendet sind, werden es nicht über sich vermögen können, die vielen Millionen Himmelswelten sich als unbewohnt zu denken. Mag man noch so viele Analogien für eine solche dürstige Weltanschauung aufsuchen, mag man immerhin z. B. an einen Königsaal erinnern, in dem Tausende von Lichtern und Geräthen nicht dem unmittelbaren Bedürfniß, sondern nur als Folie der Herrlichkeit und Majestät des Königs dienen, so werden doch diese und viele ähnliche Scheinanalogien an jedem unbefangenen, unverbildeten Sinne, an einer innern Nöthigung des Glaubens und Denkens abprallen müssen.

Es ist ein und derselbe Gott, der droben im Himmels thronet, und der hier auf unsrer Erde allmächtig und allgegenwärtig waltet, ein Gott, der jene Weltsysteme trägt, und der das Sonnensäubchen erhält, ein Gott des Lebens, der allenthalben, wo sein Fuß hintritt, wo sein Odem weht, Leben hervorgerufen hat. Ist nun unsre arme, geringe Erde bewohnt vom Menschen an, der sein Haupt zu den Sternen erhebt, bis zum Wurm, der sich im Staube krümmt; enthält hier jeder Wassertropfen, jedes Sandkorn und jedes Blatt eines Baumes eine Welt voll lebendiger Wesen, — und findet das ganze rege Meer lebendiger Organismen, das auf der Erde in billionenfachen Gestalten lebt und sich bewegt, erst in dem Wesen, das seinen Schöpfer erkennen und selbstbewußt preisen kann, seine Vollendung und seinen Abschluß, seine Vermittlung mit dem Schöpfer, der es zu sich und seines Namens Ehre geschaffen hat, — wie könnten dann jene Sternensphäre von Leben entblößt sein, wie sollten wir nicht auch dort neue Sphären geistigen, freien Waltens und selbstbewußte Kreaturen suchen, die ihren Schöpfer kennen, preisen und loben?

Es ist nicht wahr, daß die Bibel die Annahme, daß auch die Sterne mit entsprechenden persönlichen Kreaturen

bevölkert seien, ausschliesse, — ja noch mehr als das, sie enthält sogar, wie wir bereits gesehen haben, (H. 4. S. 23), bestimmte und kaum zweideutige Beziehungen und positive Andeutungen, daß die Himmelswelten ⁶⁾ wirklich bewohnt seien. Der Himmel, und also doch auch wohl die einzelnen Welten, die den Himmel ausmachen, erscheinen in der Schrift als die Wohnstätte zahlloser Heere geistiger Geschöpfe, die sie im Allgemeinen als Engel bezeichnet, die sie uns als heilige Boten und Diener Gottes, als Ausrichter seines Willens, als lobpreisende Ehre göttlicher Herrlichkeit und Majestät schildert; — und wenigstens an einer Stelle der heiligen Schrift (Hiob 38) werden diese heiligen und seligen Himmelsgeister auch in so nahe Beziehung, nicht nur zum Himmel im Allgemeinen, sondern auch zu den concreten und individuellen Himmelswelten gesetzt, daß unsere schon früher dargelegte Auffassung, welche die Engel als die Bewohner derselben ansieht, wohl berechtigt erscheint.

§. 8. Die Engel als Bewohner der Fixsternwelten.

Die Astronomie lehrt nichts und kann nichts lehren von dem Wesen und der Bestimmung der aus allgemeinen Gründen des philosophisch-religiösen Denkens voranzusetzenden geistigen Bewohner der Sterne, während sie uns in die physikalische Beschaffenheit der Leptern einige, wenn auch noch so unvollkommene und dürftige Blicke thun läßt. Die Bibel dagegen will und kann als Urkunde ausschließlich religiöser Offenbarung für den Menschen nichts über die Natur und das Wesen der Sterne lehren. Wohl aber giebt sie An-

6) Wir reden zunächst nur vom Fixsternhimmel. Weit schwieriger und zweifelhafter ist die später speziell zu erörternde Frage, ob und von welchen und welcherlei Geschöpfen die übrigen Körper unseres Sonnensystems bewohnt zu denken seien (vgl. §. 10).

deutungen, die uns zu der Annahme führen, daß eben diese Sterne des Himmels die Wohnungen der Engel seien. Harmonie oder Widerspruch zwischen Bibel und Astronomie kann in diesem Punkte also nur auf Uebereinstimmung und Nichtübereinstimmung der Beschaffenheit der Sterne, wie die Astronomie sie uns kennen oder vielmehr nur (dürftig genug) vermuthen läßt, mit dem Wesen der Engel, wie die Schrift es uns verkündigt, auf Angemessenheit oder Unangemessenheit der Natur für den Geist, der sie bewohnen soll, sich beziehen.

Die Astronomie, seit sie durch Herschel's großartige Forschungen und Anschauungen befruchtet, eine neue Epoche ihrer Ausbildung begonnen hat, hat die alten beschränkten Anschauungen von einer monotonen Wiederholung der in unserm Sonnensystem waltenden Anordnung und Gliederung der Weltkörper und ihrer physischen Beschaffenheit beseitigt. Dort walten ganz andre Naturverhältnisse, andre und höhere Beziehungen der Welten zu einander, — die Geister, die jene Himmelswelten bewohnen, müssen darum auch von ganz anderer Art und Beschaffenheit sein, müssen einen andern Beruf, andre Bestimmung, andre Fähigkeiten und Aufgaben haben, als die Erdenbewohner.

Die astronomischen Resultate der Neuzeit haben es zwar nicht als geradezu unmöglich, aber doch als unwahrscheinlich dargethan, daß die leuchtenden Welten des Fixsternhimmels Sonnen seien gerade wie die unsrige, mit planetarisch-festem und dunklem Kerne wie sie, und mit planetarischen, ihrer Beleuchtung und Erwärmung bedürftigen Begleitern. Zwar haben auch sie — wenigstens zum Theil — ihre treuen, mit ihnen geschwisterlich verbundenen Begleiter, aber diese Verbindung ist nicht durch das Scepter despotisch-leiblicher Gewalt, sondern durch das Band innerer Wahlverwandtschaft und geschwisterlicher Liebe, nicht durch Subordination, sondern durch Coordination bedingt, denn dort bewegen sich gleichsam

Sonnen um Sonnen, gleichartige und gleichberechtigte Lichtwelten um andere ihres Gleichen, so verschieden sie auch von einander durch Größe, Glanz und Umfang sein mögen. Dort fehlt allem Anschein nach der leiblich-polarische, ich möchte sagen, geschlechtliche Charakter der Weltorganismen, der hier im Gegensatz des Solarischen und Planetarischen, als des Gebenden und Empfangenden, als des Erregenden und Erregbaren sich ausspricht. Dort fehlt die Massenhaftigkeit und Schwerfälligkeit, die hier waltet und herrscht; dort ist kein Wechsel des Lichtes und der Finsterniß wie hier, keine Nacht, die dem Leben und seiner Thätigkeit hemmend entgegentritt, kein Frost und kein Winter, der das Leben erstarren macht.

Wenn aber nun jene Lichtwelten auch der gröbern Leiblichkeit, wie sie uns hienieden allenthalben entgegentritt, ermangeln, so sind sie darum noch nicht leiblos; wenn dort auch nicht der Kampf und Wechsel zwischen Finsterniß und Licht waltet, wie bei uns, so fehlt darum dem Lichte doch nicht seine Hölle, durch die es zu seiner Bestimmtheit und Intensität gelangt. Die Leiblichkeit ist nur nicht zum todtten Gestein erstarrt, die Finsterniß dem Lichte nicht feindlich entgegengesetzt; beides durchdringt sich vielmehr, wie Leib und Seele in ihrer wahren, vollkommenen Einheit. Wir berufen uns auf die Thatsache, daß dort — bei den einfachen Sternen sowohl als vornehmlich bei den Doppelsternen ein Reich der Farben prangt, „wie an den Blumen des Frühlings und den Flügeln der Schmetterlinge.“ Die Farbe ist das Licht, das sich durch die Dunkelheit manifestirt, durch sie zur Bestimmtheit und Intensität seines Glanzes gelangt, sie ist die lebensvolle Einigung beider. „Wenn in unserm Planetensystem,“ sagt ein tief sinniger Denker ⁷⁾, „wenn in unserm Planetensystem Sonne und Planet — Licht und Finsterniß —

⁷⁾ E. Fr. Göschel Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'scher Denk- und Dichtweise, Bb. 3. Schleusingen 1838 S. 192.

nach ihrem Fürstthum als abstrakte Momente aus einanderfallen und nur äußerlich zu einer Totalität zusammenfallen, so sind sie dort innerlich durchdrungen. . . . So wird jeder Theil das Ganze und bleibt doch im Ganzen.“ Hier ist die harmonische Einheit in streitende Gegensätze aufgelöst, es streitet die Nacht mit dem Tage, das Licht mit der Finsterniß, die Hitze mit der Kälte, der Tod mit dem Leben, der Leib mit seiner Seele. Dort aber sind alle Gegensätze versöhnt, Licht und Schatten, Tag und Nacht innig vereint, die Nacht wird vom Tage durchleuchtet, der Leib von der Seele beseelt; dort ist kein Wechsel des Lichtes und der Finsterniß, aus Millionen Sonnen leuchtet zugleich ein ewiger Tag, dessen mildes Licht der verzehrenden Gluth eben so wenig wie dem erstarrenden Froste Raum gestattet. Die dunkle, leibliche Fülle der Kreatürlichkeit ist von dem Wehen eines höhern Lebensodems durchdrungen, durchleuchtet, durchseelt, und dieser gelangt durch die innerlichste, wesentlichste Einigung mit jener zur concreten Erscheinung, zum lebenskräftigen Dasein, zur harmonischen Fülle und Ganzheit. Denn alles wahrhaft Lebendige und „Wirkliche ist Einheit der Unterschiede, Einheit des Leibes und der Seele. Das Licht wird erst durch die Nacht zur Farbe, die Seele durch den Leib präsente Wirklichkeit des Geistes. Die Frucht von Gleich und Gleich ist todt geboren: wo Gleich und Ungleich Eins werden, da giebt es einen guten Klang⁸⁾.

Wenn nun die Welten da droben statt des groben Leibes von Erde und Stein, in welchem die Körper unseres Systems schwerfällig einherwandeln, einen zu unendlicher Leichtigkeit verklärten Lichtleib haben, wenn sie darum fröhlicher, leichter und freier ihren stillen, erhabenen Gang wandeln, so findet auch dort das unruhige, nie gestillte Treiben und Jagen, „dieses gegenseitige gewaltige Anziehen und Abstoßen,

8) Göschel a. a. D. S. 192.

leidenschaftliche Suchen und Fliehen, welches in der größern Körpermasse wohnt, keine Stätte mehr.“ Hier in unserer Region walten die Gesetze der Schwere mit eisernem Scepter, das Gravitationsystem ist ein äußerliches, eine despotische Macht, und nur durch sie werden die Weltkörper zusammengehalten, ohne sie würden sie in das Nichts zerstreuen und zerfallen. Da droben waltet dasselbe Gesetz, aber die Liebe, die auch in dieser Beziehung als des Gesetzes Erfüllung angesehen werden kann, läßt die knechtische Furcht nicht aufkommen. Die Wirkung ist dieselbe, aber die Ursache ist eine andere. Nicht der kategorische Imperativ leiblicher Gewalt ist der Frohnvogt sklavischer Dienstbarkeit, sondern höherer Wille, in dem Freiheit und Nothwendigkeit Eins geworden, ruft dieselben Wirkungen in edlerer Gestalt, in erhöhter Potenz hervor. Es mögen dort auch noch andere Kräfte walten, wie etwa die geisterhaften Kräfte magnetisch-elektrischer Art, die mit der Schnelligkeit und Leichtigkeit des Gedankens das Haus der Erde durchziehen, freilich in unvergleichlich viel imposanterem, größerm Maßstabe, mit herrlichen, großartigern Erfolgen. — So geht denn „jenseits eine Sonne schweßerlich mit der andern gepaart, Schaaren von Lichtwelten umschlingt ein höheres Band der Verwandtschaft, als jenes, das hienieden den Stein mit zerschmetternder Gewalt hinabreißt zum andern Gestein“⁹⁾. Geheimnißvolle Bande der Sympathie und der Wahlverwandschaft verbinden jene Welten, „da ist die Schwere nicht mehr der Zug eines Individuums, den in ihm selbst vermischten Mittelpunkt in einem andern Naturwesen zu suchen, sondern der freie Zug, der alle einzelnen Individuen, alle einzelnen Mittelpunkte mit einander im höchsten Centrum centralisirt.“¹⁰⁾

Dort wandeln in traulicher Nähe und Gemeinschaft Tau-

9) Schubert Weltgeb. 85.

10) Göschel a. a. D.

sende, ja Millionen Weltkörper, hier sind ungeheure, unermessliche Deben, leere Himmelsräume, für alle erleuchtenden, belebenden, erwärmenden Einflüsse des Lichtes unempfindlich, nur mit der dunkelsten Nacht erfüllt; dort sind die Räume zwischen den einzelnen Welten durch dazwischen liegende Lichtnebel, gleichsam Kanäle und Fahrstraßen für eine mit der Schnelligkeit einer himmlischen Electricität auszurichtende Communication ausgefüllt; hier unübersteigliche, unausfüllbare Klüfte; dort fröhlicher, unmittelbarer Verkehr; hier Trennung, Abschließung, Hemmung. Welch eine Fülle des Lebens, welche Energie der ihm zugetheilten Funktionen muß sich da entfalten, wo bei der beispiellosen Zusammendrängung, bei der mannigfachen Wechselwirkung, bei dem regen Verkehr die einer jeden eigenthümlichen Kräfte aufgeregt und erhöht werden durch die fortwährende Einwirkung unzähliger verwandter Welten! Und auf welche Mannigfaltigkeit der Bildungen, auf welche Fülle der Gestaltungen, der Verjüngungen und Erneuerungen deutet das unermessliche Ausdehnen und Zusammenziehen der obern Lichtmassen, ihre Verflüchtigung wie ihre Concentration und Verdichtung, die Lichtwandlung der Sterne, die Veränderungen ihres Glanzes, die Wechselbeziehungen ihrer Farben; wahrlich, eine Beweglichkeit und Frische des Lebens, wovon wir, die wir bei leiblichen Bildungen nur die schneckenartige Trägheit, Schwerfälligkeit und Unbeweglichkeit der Massen kennen, uns nur höchst mangelhafte Vorstellungen machen können! Und während die meisten Veränderungen und Wandlungen auf unserer Erde zerstörend wirken und Thränen des Schmerzes, Jammer und Wehklagen im Gefolge haben, müssen die Umwälzungen, die dort vor sich gehen, so leicht und friedlich geschehen, daß sie „dort jenseits für die Menge von nahen Augen, die sie sehen und selbst miterleben, jene Schrecknisse verloren haben, welche sie in der Hieniedenwelt haben würden, und Thränen des Schmerzes mag wohl keine von ihnen kosten, son-

bern, wenn Die jenseits weinen können, eher Thränen der Freude.“¹¹⁾

Welcherlei Bewohner können wir nun in solchen Welten suchen und erwarten? — Ist die Voraussetzung, daß allenthalben im weiten Bereiche der Schöpfung derselbe Zusammenhang stattfindet zwischen Wohnung und Bewohner, wie zwischen Leib und Seele, gegründet? kann uns die Astronomie Manches auf jene Frage antworten? Segen und Fluch, Liebe und Haß, Schmerz und Freude, Sehnsucht und Hoffen spricht die Natur, die wir bewohnen, im Ganzen wie im Einzelnen aus, und in unserer eigenen Brust weckt dies Alles verwandte Töne, wir fühlen, daß diese Natur für uns, und wir für sie passen. Aber in jenen Welten suchen wir vergebens nach den Schattenbildern der Sünde und des Todes; dort ist Licht ohne die feindlich entgegenstehende Finsterniß, Leben ohne Tod, Harmonie ohne Streit und Zwietracht, Tag ohne Nacht und Wachen ohne Schlafen. Darum müssen sie auch eine Heimath für solche Geister sein, die von Sünde und Tod an sich selbst nichts wissen, deren Natur nicht des Wechsels zwischen Licht und Dunkel, zwischen Tag und Nacht bedarf, die nicht anrühret der Wechsel zwischen Hitze und Frost. Das Leben, das sich hier in seine beiden feindlich getrennten Pole: Zeugung und Verwesung, Geburt und Tod, spaltet, ist dort Einheit und Fülle. Dort ist der Gegensatz des Geschlechtes: des Solarischen und Planetarischen, des Erregenden und Erregbaren, abgethan, darum suchen wir auch dort die erhabene Stätte, da sie weder freien noch sich freien lassen (Matth. 22, 30). Und wie auf jenen Welten die planetarische „Fleisch- und Knochenhaftigkeit“ der dunkeln Erden und des finstern starren Gesteins durchleuchtet und durchseelt ist zu glänzender, heller Leiblichkeit, wie sich dort statt körperlicher Gebundenheit freie Beweglichkeit, statt starrer Form sich stets

11) Schubert Urw. 108.

verfügende Gestaltungsfähigkeit finden, so müssen wir auch bei den Bewohnern dieser Welten die dunkle, trübe Fleisch- und Knochenhaftigkeit, die unsere Leiblichkeit gebieterisch an diesen Planeten fesselt, die die Schwungkraft und den Gedankenflug unseres Geistes so drückend hemmt und lähmt, negiren, müssen eine feine, ätherische, unendlich-bewegliche, verjüngungs- und erneuerungsfähige, dem innewohnenden Geiste stets adäquate, ihm nie den Dienst versagende Leiblichkeit bei ihnen voraussetzen.

Solche heilige Lichtbewohner kennen wir nun schon aus der Schrift, sie nennt sie Engel und setzt sie selbst in vielfache Beziehung zu den obern Himmelswelten, und so schließt auch hier die Wissenschaft mit dem Glauben bedeutungsvoll zusammen.

§. 9. Fortsetzung.

Wir berücksichtigen noch einige Bedenken, welche sowohl vom biblischen wie vom astronomischen Standpunkte aus gegen die Identificirung der Firsterne mit den Himmelswohnungen der Engel gemacht werden könnten.

Zuvörderst könnte es scheinen, als wenn die für unsre Maßstäbe fast unendliche Entfernung der Sterne von der Erde, welche zurückzulegen selbst der Lichtstrahl Jahrzehnte, Jahrhunderte und Jahrtausende gebraucht (R. 5. §. 6), mit dieser Annahme wenig verträglich wäre. Denn diese ungeheure Entfernung scheint wenig zu passen zu der biblischen Lehre von der so vielfach eingreifenden Thätigkeit der Engel auf unsrer Erde, da sie nicht nur bei den Hauptmomenten der Entwicklung des Reiches auftreten, sondern auch fortwährend helfend und schützend in das Leben der Kinder des Reiches eingreifen.

Indeß liegt es am Tage, daß diese Instanz nur so lange gilt, als wir auf die Engel und ihre Thätigkeit die beschränkt-

ten Bedingungen unsrer Lebenssphäre übertragen, wozu und alle Berechtigung fehlt. Giebt es doch selbst hier schon im Bereiche unsrer Kenntniß und Erfahrung, im Gebiete sublimarischer Naturpotenzen Geschwindigkeiten, mit welchen selbst die Schnelligkeit des Lichtes keinen Vergleich aushalten kann. Im elektrischen Telegraphen wird eine allenthalben verbreitete Naturkraft zum Boten und Ausrichter geistiger Mittheilung und Einwirkung mit einer Schnelligkeit, die selbst für unsre größten Räume unermessbar ist. Und die Geschwindigkeit, mit welcher die Gravitation von einem Weltkörper auf den andern wirkt, muß, „wie man auf sehr folgerechte Weise geschlossen hat, wenigstens 10 Millionen mal größer sein, als die des Lichtes“¹²⁾. Und all dieser Geschwindigkeiten spottet noch der Gedanke des Geistes, dem freilich unser Leib nicht nachzu-eilen vermag. Aber sollte denn in jenen Sphären verkürtester Natur, bei jenen heiligen Wesen, die vorzugsweise als Geister bezeichnet werden, der Leib dem Willen des Geistes nicht gehorsamer und willfähriger sein¹³⁾? Sollten sie nicht mit der Schnelligkeit des Gedankens, ohne daß ihre Leiblichkeit dahinten zu bleiben brauche, sich dahin versetzen können, wohin ihr Beruf sie fordert?

Auch die große Mannigfaltigkeit der Bildungen in der Sternenwelt des Himmels, in welche die astronomischen Forschungen der Neuzeit uns einen ahnungsreichen Einblick verschafft haben, könnte als nicht übereinstimmend mit der generischen Einheit der Natur, des Wesens und des Berufes der Engel, wie sie in der biblischen Engellehre ausgesprochen ist, angesehen werden. Bei diesem Einwande würde man aber zweierlei übersehen. Einmal, daß wirklich auch die Schrift innerhalb dieser generischen Einheit auch zugleich auf eine große spezifische Verschiedenheit der einzelnen Engellassen,

12) Schubert Urwelt S. 18.

13) Vgl. noch J. P. Lange Leben Jesu II, 1. S. 58. 59.

auf das Dasein gar mannigfacher Abstufungen der Würde, der Macht &c. hinweist, — und dann daß, wo die Engel als eine generelle und homogene Gesamtheit bezeichnet werden, dies nur den gemeinsamen Gegensatz und Unterschied von der Natur des Menschen ausspricht. Der Gegensatz des Fixsternhimmels zur planetarischen Natur der Erde ist aber groß und durchgreifend genug, um dem Gegensatz zwischen Menschen und Engeln zu entsprechen..

Wir sind uns dessen wohl bewußt, daß wir den Nachweis der Correlation zwischen Engeln und Sternen im vorliegenden Paragraphen zum Theil auch astronomischen Anschauungen entlehnt haben, welche noch keineswegs Anspruch auf unzweifelhafte Richtigkeit und Zuverlässigkeit machen können, die vielleicht für immer problematisch bleiben werden. Dahin gehört namentlich die Anschauung, daß in der Fixsternwelt für das polare Verhältniß zwischen Solarem und Planetarem, welches hienieden alle kosmischen Beziehungen beherrscht, und dem System, dem wir mit unsrer Erde angehören, seinen eigenthümlichen Charakter aufprägt, kein Raum gegeben sei. Aber bei dem unvermeidlich problematischen Charakter aller Wahrnehmungen und Anschauungen aus jenen entlegensten Gebieten des Weltgebäudes, ist ein solcher Uebelstand schwerlich zu vermeiden.

Aber gesetzt, auch jene Anschauung wäre der Wirklichkeit nicht genau und nicht durchgehends entsprechend; gesetzt, auch zwischen jenen Sternenschören bewegten sich Satelliten, die gleich unserer Erde die für ihre Bewohner unentbehrliche Licht- und Wärmeerzeugung solarischer Einwirkung verdankten, so würde doch nichts in der biblischen Engellehre uns hindern, uns dieselben von Engeln bewohnt zu denken; vielmehr auch dann noch manche Eigenthümlichkeit übrig bleiben, die dem charakteristischen Unterschied der Engel von dem Erdenbewohner entsprechend wäre. Wenigstens in den Systemen der Doppel- und Vielsterne, in den dichtgebrängten Sternhaufen,

wo viele Tausende und Myriaden Sonnen zu einem System zusammenschließen, müßten die etwa vorauszusetzenden Planeten, wenn sie nicht mit zerstörender Gewalt auf einander oder auf ihre Sonnen stürzen sollten, von einer solchen Feinheit und Leichtigkeit der Stoffe sein, daß in ihr der Gegensatz zwischen der groben Fleisch- und Knochenhaftigkeit des menschlichen Leibes und dem leichten, ätherischen Wesen angelischer Leiblichkeit noch hinlänglich begründet wäre. Nicht minder auch würden solche Planeten durch die gleichzeitige Einwirkung von mehreren, ja Hunderten und Tausenden von Sonnen Stätten des nie wechselnden und nie schwindenden Lichtes sein, und auch so noch eine für das Lichtwesen der Engel wohl angemessene Wohnung sein können.

Was aber sollen wir mit jener Bessel'schen Entdeckung (N. 5, S. 12), daß umgekehrt in der Fixsternwelt Sonnen, und zwar gerade die glänzendsten und mächtigsten, sich um wahrscheinlich dunkle Weltkörper bewegen, — was sollen wir mit dieser Entdeckung, falls sich die Richtigkeit der Beobachtungen, auf die sie gegründet ist, als unzweifelhaft herausstellt, anfangen? wie sie in unsre biblische Weltanschauung organisch einfügen? Wir bekennen offen, wir wissen es nicht, ohne deshalb die Zuversicht aufzugeben, daß auch solche Rathlosigkeit, die auf einem bloßen Nichtwissen beruht, noch keineswegs ein Zeugniß für die Unzuverlässigkeit dessen, was man weiß, ist. Außerdem aber trösten wir uns damit, daß die rein astronomische Weltanschauung in Beziehung auf dieses Problem, wenn es als sichere Thatsache sich herausstellt, nicht minder rathlos ist. Uebrigens mag auch noch darauf hingewiesen werden, daß bei aller Sicherheit der Bessel'schen Beobachtungen und bei aller Bestätigung, die sie bei erneuter Beobachtung schon erhalten zu haben scheint, die daraus gezogene Folgerung doch immer eine höchst problematische bleiben wird. Ebenso sehr wie die fragliche Erscheinung durch ~~allen~~ ^{allen} bisherigen Anschauungen und Erkenntnissen völlig

widerſtrebende Umkehrung der ſolarisch-planetariſchen Beziehungen erklärt werden mag, mag man ſie auch auf dort waltende Kräfte des Lebens und der Bewegung, von denen wir hier gar keine Ahnung haben, zurückführen können.

§. 10. Bewohner der außerirdiſchen Weltkörper unſres Sonnensystems.

Wie aber verhält es ſich mit den übrigen Planeten unſres Sonnensystems und mit der Sonne ſelbſt? Sind ſie auch als bewohnt zu denken, und von welcher Art und Natur mögen die dort vorauszuſehenden Bewohner ſein?

Die Schrift kennt nur zweierlei Arten ſelbſtbewußter, perſönlicher, freier und geiſtlicher Geſchöpfe: Engel und Menſchen. — Wohnen nun dort etwa — da wir ſchon aus phyſiſchen Gründen ſie uns nicht von menſchlichen Weſen mit unſerm Fleiſch und Blut bewohnt denken können¹⁴⁾, und da ferner das fundamentale Moment in der bibliſchen Weltanſchauung, nämlich die Einheit des ganzen Menſchengeschlechtes und ſeine Abſtammung von einem Urpaare, noch viel weniger damit vereinbar wäre, — wohnen nun dort etwa engelische Weſen anderer Natur, anderer Ordnungen, anderer Stufen, als jene in den obern Sternenwelten? Zu dieſer Auffaſſung können wir uns nicht entſchließen, weil bei derſelben der durchgreifende Gegenſatz ſowohl zwiſchen Engeln und Menſchen, als auch die gänzliche Einerleiheit des Berufes und der Natur der Engel, wie die Chriſtianiſche Auffaſſung Beides beſtimmt ausſpricht, dabei nicht Rechnung zu finden ſcheint. Denn dazu iſt bei aller Verſchiedenheit im Einzelnen doch die Verwandtſchaft

14) Vgl. R. 5, §. 1. 2. Höchſtens, wenn irgendwo, ſind die uns bekannten Naturverhältniſſe des Mars noch am eheſten ſo beſchaffen, daß wenigſtens einigermaßen die Möglichkeit menſchenähnlicher Bewohner daſelbſt denkbar iſt.

und Gleichartigkeit aller dort waltenden Naturverhältnisse mit denen unsrer Erde viel zu groß, und andererseits der mit der Erde gemeinsame Gegensatz dieser Weltkörper zu den Fixsternen zu durchgreifend.

Oder sollen wir etwa, wie diese Vermuthung öfter ausgesprochen worden ist, die Seelen der Abgeschiedenen uns dort wohnend denken? Vielleicht auf dem freundlichen Mars, auf der hellglänzenden Venus und auf der königlichen Sonne die Frommen und in den Sturmöden des Jupiter, in den Gefängnissen der Mondkratere die Unseligen¹⁵⁾? — Auch gegen diese Meinung glauben wir vom biblischen Standpunkte aus Protest einlegen zu müssen. Daß diese Weltkörper keinen andern und wesentlicheren Zweck ihrer Bewohnbarkeit als diesen haben sollten, daß sie allein zu Gefängnissen für die gestorbenen Menschentinder, selbst noch ehe der Tod durch Adams Sünde über sein ganzes Geschlecht gekommen war, zuvor geschaffen sein sollten, will uns doch fast als eine bodenlose, phantastische Chimäre bedünken. Jedenfalls fehlt dieser Ansicht jede auch nur entfernteste und leiseste Berechtigung aus der Schrift. Denn von der Vertilichkeit des Scheol's oder Hades, als des Aufenthaltes der abgeschiedenen Seelen, ist in der Schrift nirgends anders als in bildlicher Ausdrucksweise die Rede, und wenn dieser irgend eine Uebereinstimmung mit der realen Wirklichkeit zugeschrieben werden darf, so wäre der Scheol wohl eher hier unter der Erde als dort oben am Himmel zu suchen.

Oder sollen wir jene Geister des Abfalls, die nach der Schriftanschauung in wüste Stätten (Matth. 12, 43; Luk. 11, 24) gehören und in die öden Lustregionen des Himmels verbannt sind (Eph. 2, 2; 6, 12), in jenen Wüsten und Krater-

15) Vgl. J. P. Lange, Land d. Herrlich. S. 8. 9. n. Dessen verm. Schr. II, 270 f., so wie Tholud's Stunden der Andacht S. 549.

ren, Stürmen und Finsternissen, Gluthen und Frösten wohnend denken? — Doch auch sie möchten wohl nach den vorhandenen biblischen Aeußerungen und Anschauungen eher in der unmittelbaren Nähe der Erde, in den Wüsten, Stürmen und Finsternissen der sublunarischem Welt zu suchen sein. Denn die Ausdrücke: *ἐξουσία τοῦ ἀέρος*, — *ἐν τοῖς ἐπουρανίοις*, in den angezogenen Stellen des Epheserbriefes führen, wenn auch dem Letztern eine weitre Ausdehnung zugeschrieben werden kann, doch wohl zunächst auf die Erdatmosphäre.

Oder sollte endlich doch die Annahme noch am meisten Wahrscheinlichkeit für sich haben, daß jene Welt-Regionen zur Zeit wenigstens von begeisterten Wesen noch entblößt seien, daß sie vielleicht analog wären den — wenn auch nicht von ebendigen Wesen überhaupt, aber doch von Menschen — unewohnten Regionen unsrer Erde: ihren Urwäldern, Wüsten und Meeresflächen, die aber nichts desto weniger die Bestimmung haben, von und für Menschen urbar und bewohnbar gemacht und dereinst in den paradiesischen Zustand der erneuerten Erde verklärt zu werden? Bestand ja doch ein ähnliches Mißverhältniß der Bewohnbarkeit zur faktischen Bewohntheit auch Jahrhunderte lang auf der Erde, ehe das erste Menschenpaar kraft des Segens: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde,“ in immer wachsenden Kreisen von seinem ersten Urstige aus die ganze Erde bevölkert hatte.

Berücksichtigen wir die enge Zusammengehörigkeit und die physische Verwandtschaft aller Glieder unsres Sonnensystems, ihre organische einheitliche Gliederung, ihre abgehoffene, in sich selbst sich abrundende Einheit, so kann diese Vermuthung viel von Befremdlichem, das sie an sich hat, verlieren. Denn diese einheitlich zusammenschließende Organisation und Gliederung unsres gesammten Sonnensystems heint deutlich auf eine Zusammengehörigkeit und Einheit der

Bestimmung hinzuweisen und eine einheitlich-bezügliche Geschichte zu bedingen und vorauszusehen.

Hätte der Mensch von jenem Punkte aus, wo die Wiege seines Geschlechtes stand, in treuem Festhalten an seiner göttlichen Bestimmung und in durchaus gottgemäßer und darum auch gotteskräftiger Entwicklung den Planeten, der ihm zur Wohnung angewiesen war, bis zu seinen äußersten Grenzen bevölkert, dann wäre vielleicht, wie es wenigstens nicht undenkbar ist, seine Bestimmung auch auf jene so nahe verwandten, so eng zugehörigen Nachbarwelten ausgedehnt worden, damit er auch sie in den Kreis seiner Lebensbethätigung hineinziehe, auch ihnen die zuvorbedachte Vollendung angeheißen lasse. In der sich immerdar durch gottgemäße Entwicklung steigenden Gotteskraft seiner Bestimmung, in der unbedingten Unterthänigkeit der Naturkräfte würde er vielleicht ebenso leichte und sichere Wege über das Aethermeer, das die einzelnen Weltinseln unsers Weltsystems von einander trennt, sich zu bahnen vermocht haben, als er sich Wege über die ungeheuren Meere seiner Erde von einem Erdtheil zum andern zu bahnen gewußt hat. Und gleich wie er die Urwälder und Urwüsten der Erde sich urbar und bewohnbar zu machen gewußt hat, hätte er vielleicht auch die Unangemessenheit der Natur auf den Nachbarwelten zu überwältigen gewußt.

Nun aber, da durch die Sünde des ersten Menschen die ganze Entwicklung seines Geschlechtes eine verkehrte und widergöttliche geworden ist, so daß das zuvorbedachte Ziel nur durch den Succurs der Menschwerdung Gottes in Christo, der als zweiter Adam an des ersten Stelle trat, um gut zu machen, was jener verdoorben, erreicht werden konnte, — nun blieb auch die Bestimmung und zuvorbedachte Vollendung jener Nachbarwelten, wie so Vieles auf der Erde selbst, suspendirt und unausgeführt, bis Christus, der zweite Adam, es wieder aufnimmt und zu Ende führt. Und wie diese Vollendung in Beziehung auf die Erde als Weltkörper nur durch

die Schlußkatastrophe einer allgemeinen gewaltsamen Welt-erneuerung zu Wege gebracht werden kann, in der alles Ungöttliche, das durch Satans Fall und des Menschen Sünde in sie hineingekommen ist, als Schlacken des Weltgerichtes ausgeschieden wird, so mag dasselbe auch in entsprechendem Maße in Beziehung auf jene benachbarten und zugehörigen Welten stattfinden, was um so eher anzunehmen wäre, als es an sich nicht unwahrscheinlich ist, daß auch sie mehr oder minder in jener Katastrophe, durch welche die Erde zum Tohu va Bohu wurde (R. 4, S. 6. 25), mitbetheiligt waren.

Ist es nach dem Vorigen aber schon ein so unsicheres und schwieriges Unternehmen, den Planeten unsres Systems eine bestimmte und charakteristische Stellung in der biblisch-astronomischen Weltanschauung anzuweisen, so wird man es wohl entschuldigen, wenn wir uns dieser Aufgabe in Beziehung auf die Kometen und die zahllosen Asteroiden, die man mit dem unpoetischen Namen der Sternschnuppen bezeichnet, gänzlich ent schlagen, in der gewissen Voraussicht, hier, wo eben so sehr biblische Andeutungen wie charakteristische astronomische Momente fehlen, doch kein, auch nur halbwegs probables Resultat erzielen zu können^{15a}).

15a) Schließlich wollen wir noch ohne Zufügung eigenen Urtheils referiren, daß R. Stier zu Job. V. 13 es wahrscheinlich findet, daß Kometen, Sternschnuppen und Asteroiden ein Produkt der durch den Fall der Engel im obern Gebiete bewirkten Verwirrung und Zerstörung seien. Die Asteroiden seien vielleicht ein noch eben urechtgebrachtes Produkt dieser Zerstörung mit Aussicht auf zukünftige Verklärung; Sternschnuppen und Kometen aber wahrscheinlich unfläts, losgerissene Trümmer, die einem endlichen Dunkel bei den Schlacken des letzten Umbildungsprozesses entgegengingen."

§. 11. Die astronomische Weltanschauung.

Kopernikus hat durch seinen siegreichen Kampf gegen den festgewurzelten kosmologischen Wahn der alten Welt thatsächlich den Beweis geliefert, daß auch der Wissenschaft, wie dem Glauben, eine weltüberwindende Kraft, freilich beiden in verschiedener Weise und in einem ganz verschiedenen Gebiete inne wohne. Die weltüberwindende Kraft, in beiden ist die Wahrheit, die aus Gott stammt, die in Gott wurzelt, die zu Gott hinstrebt. Sie verbürgt beiden den endlichen und bleibenden Sieg über alle widerstrebenden Kräfte der Selbstsucht, der Trägheit, der Verblendung, der Thorheit und des Irrthums in der Welt, so breit sich dieselben auch machen mögen; sie sichert dem echten Glauben den vollsten Sieg gegen alle Angriffe jeder falschen Wissenschaft, die nicht göttliche Wahrheit, sondern eignen Wahn und Irrthum verfechten will, und nicht minder sichert sie der echten Wissenschaft auch den durchgreifendsten Sieg gegen den Eigensinn jedes Wahn- und Aber-Glaubens.

Kopernikus hat gesiegt; eine ganze Welt voll Wahn und Vorurtheile mit vieltausendjährigen Wurzeln hat die Wahrheit, deren Herold er war, entwurzelt. Vergeblich nicht nur, sondern auch thöricht wäre es, jetzt noch gegen diese Wahrheit sich sträuben und ihr die Anerkennung versagen zu wollen, die alle Feuerproben des Zweifels und des Kampfes, der Prüfung und der Forschung von Freund und Feind, glänzend bestanden hat¹⁶⁾. Aber ein Andres ist es, gegen

16) Vgl. Mädler pop. Astr. S. 47: „Das Kopernikanische System ist die einzig mögliche ewige Grundlage aller weiteren Fortschritte in der Astronomie, und bei dem gegenwärtigen Stande derselben ist für den Kenner kein Zweifel mehr denkbar. Alle Einwürfe, welche sowohl Kopernikus sich selbst, als seine Nachfolger dagegen machten, sind vollständig aufgelöst, gehoben und in eben so

die falsche Anwendung und gegen die willkürlichen Folgerungen zu protestiren, die Mißverstand oder Unverstand dergleichen gegeben haben.

Als die Wahrheit des Kopernikanischen Systems nach einem Kampfe endlich zur allgemeinen Anerkennung gelangt war, da konnte freilich die Erde die kosmologische Bedeutung, welche ihr von der frühern Astronomie bereitwillig zuerkannt war, nicht länger behaupten; sie konnte nicht länger mehr als der physische Mittelpunkt des ganzen Weltgebäudes angesehen werden; sie mußte in astronomischer Beziehung den übrigen Planeten gleichgestellt, mit ihnen der Sonne untergeordnet, und mit dem Sonnensystem, dem sie angehört, in die Reihe zahlloser gleichberechtigter Sonnen gestellt werden. Aber mit der physischen Bedeutung, die die bisherige Astronomie ihr ohne Grund beigelegt hatte, glaubte man nun auch gar bald, woran Kopernikus am wenigsten gedacht hatte, die religiöse Bedeutung, die die göttliche Offenbarung in der Bibel ihr zugeschrieben hat, über Bord werfen zu können oder zu müssen. Man meinte, nachdem die Erde so zu einem höchst untergeordneten, unbedeutenden und armseligen Pünktlein im Weltall geworden sei, könne der alte Glaube der Bibel, die sie als den Schauplatz der herrlichsten Thaten und Offenbarungen Gottes darstellt, sich nicht mehr halten. Bei dieser ihrer beinahe verschwindenden Kleinheit, Deringfügigkeit und Armseligkeit, verlohne es sich nicht für einen unendlichen, erhabenen Gott, der unzählige andre, und endlich höhere und herrlichere Welten geschaffen habe, die seiner Bevorzugung würdiger und angemessener wären, auf ihr Wunder zu thun und endlich selbst gar auf ihr Mensch zu werden, sich ihr persönlich und für alle Ewigkeit einzuerleiben.

Die Beweise des Systems verwandelt, — das echte Kennzeichen der Wahrheit.“

Als nun vollends aus den Tausenden von Sonnen, die mit der unsrigen gleiche und vielleicht zum Theil noch höhere Würde zu haben schienen, durch Herschel's großartige Forschungen Millionen, ja Billionen wurden; als, je weiter das Teleskop in die Tiefen des Himmelsraums hineindrang, immer mehr neue und unzählige Weltenschaaren vor dem staunenden Blicke auftauchten, und der Raum jenseits der Grenzen aller Teleskope so wie die Zahl der ihn erfüllenden Welten vor der aufgeregten und entfesselten Phantasie des Menschen sich in eine absolute Unendlichkeit verlor, — da wurde nicht nur die Erde zu armselig für die biblische Lehre der Menschwerdung Gottes auf ihr, sondern es wurde auch das Weltall in seiner erträumten, räumlichen und zeitlichen Unendlichkeit zu ungeheuer, um die biblische Anschauung von der Endlichkeit aller Kreatur und der alleinigen Unendlichkeit Gottes, der aller Himmel Himmel nicht zu fassen vermögen, der allein ewig ist, während alle Himmel durch seinen Willen aus dem Nichts hervorgegangen sind, noch länger festhalten zu können. So war denn nicht nur der immanente gottmenschliche Erlöser des Menschen und der Erde, sondern auch der transcendente persönliche Schöpfer des Himmels und der Erde beseitigt.

Hat die Herschel'sche Forschung der aus den Ergebnissen der Astronomie abzuleitenden Weltanschauung eine centrifugale, nach immer weitem Fernen strebende Richtung gegeben, so scheint nun Mädler's neueste Entdeckung (A. J. S. 9) wohl geeignet zu sein, sie von ihrem wilden, verwegenen Fluge in die Unendlichkeit, auf dem sie die Heimath und sich selbst ganz und gar zu verlieren und zu vergessen drohte, zur Rückkehr zu rufen, und ihr die centripetale Richtung wieder zu verleihen, welche die nothwendige Ergänzung der centrifugalen ist, und diese vor der wildesten Verirrung und Zerstreung ins unendliche — Nichts schützt.

§. 12. Die Unendlichkeit des Raumes.

Daß, oder vielmehr wie eine absolute Grenze des Raumes und der ihn erfüllenden Weltkörper da sei, ist für unser Denken und Verstehen unfassbar, — aber ist denn eine absolute Unendlichkeit des Raumes weniger unfassbar? Es ist unbegreiflich, wie und wo der Raum aufhören solle, aber ist es denn minder unbegreiflich, daß und wie er endlich doch nicht einmal eine Grenze haben solle? Die Unbegreiflichkeit des Einen wie des Andern liegt also nicht in der Sache selbst, sondern in der Unzulänglichkeit des Organs, mit dem wir die Sache erfassen wollen. Der Verstand läßt uns hier rathlos im Stiche, und verweist uns an den Glauben. Dem Glauben steht allein die Entscheidung zu, und sie wird verschieden ausfallen, je nach der wahren oder falschen Richtung, die er genommen hat.

Der theistische Glaube, dem das Dasein eines persönlichen, lebendigen und ewigen Gottes, eines Gottes, der eben so sehr über Raum und Zeit unendlich erhaben und von Zeit und Raum verschieden ist, als er zugleich auch in Raum und Zeit allmächtig und allgegenwärtig wirksam ist, — von vorn herein das Allergewisseste und keines Beweises Bedürftige ist, dieser Glaube wird sich unbedingt für die Endlichkeit und Begrenztheit der Creatur nach Raum und Zeit, mag man ihre Grenzen auch noch so weit ausdehnen wollen, entscheiden müssen. Der pantheistische Glaube hingegen, der sich keinen persönlichen Gott, keinen Gott außer der Welt und über der Welt denken kann, wird ebenso bestimmt sich für die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit entscheiden müssen.

Wir haben es hier bloß mit dem biblischen Theismus zu thun; ihn auf astronomischen Boden einzubürgern und mit den Waffen, welche die astronomischen Ergebnisse uns liefern, zu vertheidigen, ist unsre Aufgabe.

Bei der Erörterung der Frage, ob der Raum als endlich und begrenzt, oder als unendlich und unbegrenzt zu denken sei, kommt es zunächst auf eine Verständigung über den Begriff des Raumes an. Dieser kann in zwiefachem Verstande gefaßt werden, in formalem und materialem. Der Raum an sich ist nur eine Form, die erst Inhalt, ein Begriff, der erst Realität gewinnt durch den Körper, der ihn erfüllt. Ein leerer Raum ist nichts weiter, als die Negation oder Privation vorhandener Körperlichkeit, zugleich aber auch die Möglichkeit und Fähigkeit für die Darstellung eines Körpers. In diesem Sinne, den Raum als bloße Fähigkeit und Empfänglichkeit für die Körperlichkeit gedacht, tragen wir kein Bedenken, demselben Unendlichkeit zuzuschreiben. Denn diese Fähigkeit fällt mit der Allmacht Gottes zusammen, in der die Möglichkeit einer endlos-continuirliehen Schöpferthätigkeit als Potenz ruht.

Dem materiellen Raume aber, d. h. dem Raume, der durch eine ihn erfüllende und ihn occupirende Körperlichkeit, (sei sie nun die größte oder die feinste, seien es die festesten Weltkörper oder die feinsten, unfaßbarsten Fluida eines Weltäthers), zur Erscheinung und Realität gelangt, können wir keine Unendlichkeit zuschreiben, ohne dadurch den Begriff eines persönlichen und transcendenten Gottes völlig zu zerstören. Denken wir uns auch die Schöpferthätigkeit als eine unaufhörlich fortgehende, so daß durch die Erschaffung immer neuer Welten die Erhebung des potentiellen Raumes zum eventuellen Raume immerdar fortschreitend sich erweitere, so würde doch die Ausdehnung des eventuellen Raumes zu jeder beliebigen Zeit als eine endliche zu denken sein. Die Potenz der Welt liegt in Gott und ist somit wie er selbst unendlich; die Verwirklichung der Potenz ist aber eine Veräußerung derselben an die Endlichkeit, ihr Resultat also immerdar ein endliches. Denn indem Gott schafft, tritt das Geschaffene, das als Potenz in ihm lag, aus ihm heraus; sobald es geschaffen

ist, ist es mithin von Gott verschieden, also endlich. Es würde erst unendlich werden, wenn Gott die in ihm ruhende unendliche Schöpferpotenz völlig erschöpft, d. h. wenn Gott durch die Schöpfung sich selbst absolut vernichtet haben würde; dann würde die unendliche Welt an die Stelle des unendlichen Gottes getreten sein. Ein solches Erschöpfen einer unendlichen Potenz ist aber ein Widerspruch in sich selbst, also undenkbar.

Das steht also fest, mit dem Begriff eines transscendenten Schöpfers ist der Begriff der Unendlichkeit des realen Raumes völlig unvereinbar; und wem dieser letztere Begriff zu mächtig geworden ist, daß er ihn nicht bewältigen und los werden kann, der muß den Begriff des transscendenten Schöpfers aufgeben. Und das ist der Ursprung des Pantheismus.

Da nun der reale, d. h. mit Körperlichkeit erfüllte, Raum ein endlicher sei, und darum auch eine ihn umschließende und ihn zusammenhaltende Grenze haben muß, ohne welche er ins Nichts zerfließen und zerfließen würde, so bleibt nichts übrig, als sich zu denken, daß Gott selbst diese Grenze sei; und zwar, da Gott als Geist leiblos ist, ist auch diese Grenze, die Alles Geschaffene zusammenhält und umschließt, eine leiblose, also eine geistige, oder eine pure Kraft. Diese kann aber, und muß eine zwiefache sein, einmal eine solche, die von der Peripherie aus nach dem Centrum und allen andern von ihr umschlossenen Punkten hinwirkt, und dann eine solche, die umgekehrt von innen heraus nach allen Richtungen und Punkten der Peripherie hin wirkt. Jene Kraft erkennen wir wieder in der Transscendenz, diese in der Immanenz Gottes.

§. 13. Die Transcendenz und Immanenz Gottes im Spiegel der Astronomie.

Fragen wir nun, wie verhalten sich diese Resultate des theistischen Glaubens und Denkens zu den Resultaten der Astronomie?

Zunächst muß dies festgestellt werden, daß, wenn die Astronomie von einer Unendlichkeit des Raumes oder von einer Unendlichkeit der Welten als von einem Ergebnisse ihrer Forschungen redet, sie damit unmöglich eine absolute, sondern jedenfalls nur eine relative Unendlichkeit meinen kann, d. h. daß ihre Forschung und Erfahrung nicht bis zu den Enden und Grenzen des Raumes und der Welten zu bringen vermocht hat.

Die Astronomie mag ein Recht haben, zu behaupten, daß die über den ganzen Himmel ausgegossenen Nebel, die auch ihre stärksten Teleskope nicht in Einzelsterne aufzulösen vermocht haben, neue Milchstraßensysteme seien, — obwohl auch dies Recht, wie wir gesehen haben, noch gar sehr in Frage gestellt werden kann; sie mag sogar die durch Nichts begründete Vermuthung aussprechen, daß in noch schärfern Instrumenten auch noch entferntere Milchstraßensysteme, resp. Nebelflecke, sichtbar werden würden, sie mag diese ideelle, vielleicht auch nur phantastische Weltenconstruction, so weit ausdehnen, wie sie will, — so berechtigt sie doch Nichts, durchaus Nichts zu der Annahme, daß diese Häufung von Milchstraßensystemen auf Milchstraßensysteme eine absolut unendliche sei, daß sie nirgends eine Grenze, nirgends ein Ende finde.

Eine solche relative Unendlichkeit der geschaffenen Welten, wie die Astronomie sie uns lehrt, wird Niemand für unverträglich mit der theistischen oder biblischen Gotteslehre erklären können. Wir wüßten in der That nicht, welche Gefahr unserm Glauben von daher drohen könne, mag man sie

auch so weit ausdehnen, daß nicht nur dem Verstande, sondern auch der Phantasie dabei schwindelt; — wir haben nichts dagegen, daß die Astronomie uns die Schöpferherrlichkeit unsers Gottes bis zu einem solchen Maße erhöht und steigert, daß uns alles Denken und Sinnen darüber vergeht, und wir anbetend in den Staub sinken müssen; wir berufen uns auch auf Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift, die die Allmacht, Herrlichkeit und Majestät Gottes uns in den überschwänglichsten Ausdrücken preist.

Daneben bietet aber die Astronomie auch positive Data, welche gar trefflich dazu dienen, uns in den Ergebnissen des theistischen Denkens, die der vorige Paragraph darlegte, zu bestärken und uns die abstrakte Nothwendigkeit derselben zur concreten Anschauung zu vermitteln.

Wir denken dabei vornehmlich an die großartige Entdeckung der neusten Zeit, welche wir Mädler's erfolgreichem Scharfsinn und Fleiße verdanken (R. 5. S. 9).

Das Streben aller Weltkörper und Weltssysteme nach einem alle einzeln zusammenhaltenden gemeinsamen Centrum, das immer ein ideales, leibloses ist (R. 5. S. 11. Anmerk. 24), und nur bei unverhältnißmäßiger Ungleichheit der Massen, wie in unserm Sonnensystem, sich als ein leibliches darstellt, weist gar deutlich auf jenes ewige Centrum hin, das, wie die Bibel sagt, alle Dinge trägt und erhält durch sein kräftiges Wort, und ist ein klares Zeugniß für die Immanenz Gottes, als der ewigen Urkraft, die selbst leiblos und unerschaffen, alles Leibliche und Creatürliche, das Sonnenstäubchen, wie den Sonnenkörper, allmächtig und allwirksam durchdringt und trägt, und die, weil sie selbst eine einheitsliche ist, auch alle einzelnen Erscheinungen in der Welt des Geschaffenen unter einen einheitslichen Gesichtspunkt stellt. Indem nach der Mädler'schen Centralitätstheorie jeder einzelne Weltkörper mit seiner Gravitation auf alle insgesamt, und wiederum alle zusammen auf jeden einzelnen wirken, haben

wir ein Bild und Zeugniß von der Allgegenwart und Allwirksamkeit Gottes, die alles Einzelne in der Welt auf die Einheit, welche er selbst ist, bezieht und zugleich die allseitigsten und mannigfaltigsten Beziehungen der Dinge unter einander vermittelt. Die Gravitation ist die Immanenz Gottes, ich möchte sagen die Verleiblichung Gottes, im Gebiete des Kosmischen. Es giebt aber auch eine ihr entsprechende Gravitation im Gebiete des geschaffenen Geistes, durch welche alle einzelnen Geister sowohl in Beziehung zum Centrum aller Geister, als auch in allseitigster Beziehung zu einander stehen; — nur mit dem Unterschiede, daß diese Gravitation der Geisteswelt von der eignen Selbstbestimmung und Selbstentwicklung abhängig gemacht, und darum auch den Wandlungen und Störungen, welche Gebrauch und Mißbrauch der Freiheit bedingt, unterworfen ist, während die rein kosmische Gravitation als eine unfreie und unpersönliche von vorn herein schöpferisch vollendet und solchem Mißbrauche der verliehenen Kräfte, also auch nicht solchen Störungen, unterworfen ist.

Haben wir in der Centripetalkraft der Weltkörper ein Bild und Zeugniß der Immanenz Gottes erkannt, so weist ihre Centrifugalkraft uns auf die Transscendenz Gottes hin. Diese legt nämlich Zeugniß davon ab, daß neben der Kraft, die alle Weltkörper nach einem anzieht, — und ihr gegenüber, d. h. sie ergänzend und ihr das Gleichgewicht haltend, auch außer und über der Welt eine Kraft wirksam sein muß, die nicht minder kräftigen Einfluß auf die Gesamtheit der Einzelwelten übt, nicht minder allmächtig und allwirksam sie anzieht. Jenem Streben der Weltkörper nach der Peripherie entspricht denn auch im Gebiete der kreatürlichen Persönlichkeit ein Trieb des Geistes, der Gott nicht nur in der Kreatur, sondern auch über und außer der Kreatur zu

Die Centripetalkraft vereinzelt würde die Welten auf-

einanderstürzen und die Geister zur Selbst- und Weltvergöttung führen; die Centrifugalkraft vereinzelt würde die Welten auseinanderreißen und die Geister ihres Stütz- und Haltpunktes berauben. In ihrer Einseitigkeit gedacht entspricht die Centrifugalkraft dem Deismus, die Centripetalkraft dem Pantheismus, und die lebendige Vereinigung beider, ihre gegenseitige Ergänzung, ihr harmonisches Zusammenwirken dem christlichen Theismus.

§. 14. Die Menschwerdung Gottes in Christo.

Wir kommen jetzt auf den eigentlichen Kern des angeblichen Widerspruchs zwischen biblischer und astronomischer Weltanschauung. Er betrifft die Fundamental- und Hauptlehre des ganzen Christenthums, mit der es steht und fällt, die Lehre von der Menschwerdung Gottes in Christo, die vor den Ergebnissen der neuern Astronomie, welche uns eine Unendlichkeit voll Welten kennen lehrt, nicht länger bestehen könne.

Wie ist es möglich, hören wir fragen, wie ist es denkbar, daß der Herr und Schöpfer all jener zahllosen, unermesslichen Lichtwelten, vor denen unsre Erde verschwindet wie ein Tropfen im Weltmeer, wie ein Sonnenstäubchen einem Weltkörper gegenüber, sich dieses Pünktlein Erde im ganzen unermesslich weiten Weltall allein sollte auserkoren haben, um dort zu erscheinen, um dort alles Elend und alle Noth seiner Bewohner auf sich zu nehmen, um für sie sich in ihr Fleisch und Blut zu hüllen, um durch Leiden und Tod sie zu erlösen, um bei ihnen den ewigen Thron seiner Herrlichkeit aufzuschlagen, um als ihr Bruder und Freund, als der Mitgenosse ihres Fleisches und Blutes sie theilhaftig zu machen all seiner Herrlichkeit und Majestät? Giebt es denn unter den zahllosen Himmelswelten, die alle unendlich herrlicher sind, keine, die würdiger und angemessener sei, die Stätte seiner

herrlichsten Offenbarung, der Mittelpunkt des Weltalls, der ewige Thron seiner unmittelbarsten Präsenz zu sein? Und haben denn nicht diese Welten alle — jede einzeln — dieselben und noch größere Ansprüche auf eine solche Auszeichnung? Oder ist denn der ewig Unveränderliche und Gerechte so willkürlich und parteiisch, daß er der einen giebt, was er der andern versagt?

Die Gegensätze sind allerdings so groß, so überwältigend, daß sie uns beim ersten Entgegentreten wohl stußig und bedenklich machen könnten. Aber ist denn der, der alle diese Welten und unter ihnen auch das Pünktlein Erde geschaffen hat, minder groß und gewaltig? Keines Menschen Verstand vermag diese Gegensätze zu versöhnen und die Kluft zwischen ihnen auszufüllen, aber ist denn des Allmächtigen Verstand an die engen Grenzen deines Verstandes gebunden und sein Wille an das Maß deiner Einsicht? Willst du bestimmen, was dem Allmächtigen möglich ist, und was nicht? Willst du seiner Macht Grenzen setzen, und ihr sagen: Bis hieher und nicht weiter? Willst du ihn Anstand lehren und Etiquette, bestimmen, was Seiner würdig ist? Wie weit Er gehen darf, ohne sich etwas zu vergeben? Willst du, daß Er seine freie Gnade nach Kubikmeilen abmesse und seine Liebe nach Fixsterngrößen? Willst du berechnen, wie viel Quadratmeilen wohl ein Planet haben müsse, um einer Incarnation des Ewigen den gehörigen Anstand zu verleihen? Willst du ihm verwehren, daß Er nach seiner Weisheit und Gnade „erwähle, was thöricht ist vor der Welt, daß Er die Weisen zu Schanden mache, und was schwach ist vor der Welt, daß Er zu Schanden mache, was stark ist, und das Unehle vor der Welt und das Verachtete und das da Nichts ist, daß Er zu nichts mache, was etwas ist, auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme“ (1 Kor. 1, 27—29)? „Hat Er nicht Macht zu thun mit dem Seinen, was Er will? Stolest du darum so scheel, daß Er so gütig ist“ (Matth. 23, 15)?

Man hat schon öfter, und nicht ohne Grund, den Entdeckungen des Teleskops, die solche Bedenken und Zweifel hervorgerufen haben, die Entdeckungen des Mikroskops entgegengehalten, als wodurch jene paralysirt würden¹⁷⁾; denn indem das Mikroskop uns zeigt, wie jedes Atom unsrer Erde, jeder Tropfen seiner Gewässer eine Welt voll Wunder und voll Leben in sich birgt, hat man wenigstens so viel gewonnen, noch einen andern Maßstab der Größe, Weisheit, All-

17) Diese letzte Auskunft hat besonders Chalmers hervorgehoben. Wir entnehmen die betreffende Stelle aus Tholuck's verm. Schr. I, 209. 10: (bei Reinecke S. 50. 51:) „Es war das Teleskop, welches hindurchbringend durch die Finsterniß, die zwischen uns und zwischen den entfernten Welten liegt, den Unglauben in den Besitz des Argumentes setzte, gegen das wir streiten. Aber zur Zeit, wo es erfunden wurde, wurde auch ein anderes Werkzeug ausgebildet, welches einen nicht weniger wunderbaren Schauplatz uns aufbedeckte und dem forschungsfüchtigen Geiste des Menschen Entdeckungen fund that, welche jenes Argument ganz und gar entkräften. Dies war das Mikroskop. Das eine ließ mich in jedem Stern eine Sonne entdecken, das andere in jedem Atom eine Welt. Das eine lehrte mich, daß die gewaltige Kugel und die ganze Masse ihrer Bevölkerung und ihrer Länder nur ein Sandkorn auf dem Felde der Unermeßlichkeit ist. Das andere zeigte mir, daß jedes Sandkorn Familien und Geschlechter einer lebendigen Bevölkerung auf seiner Oberfläche hegt. Das eine lehrte mich die Unbedeutendheit der Welt, auf der ich wandle; das andere, daß jedes Blatt ihrer Waldungen eine Welt auf sich trägt und mit Leben schwanger ist. Jede Ausdehnung des Gebietes des einen Instrumentes erweiterte die Grenzen von Gottes sichtbarer Regierung. Jede Vervollkommnung des andern bevölkerte jeden Punkt des unermesslichen Raumes. Wir meinen, zur Widerlegung der Behauptung, welche der Unglaube, auf die Entdeckungen des Teleskops gestützt, machte, nichts Anderes nöthig zu haben, als die Widerlegung, die uns das Mikroskop giebt u.“ — Auch Alex. v. Humboldt hat in seinem Kosmos I, 156 f., natürlich nur im allgemeinen wissenschaftlichen Interesse, die verkehrte Einseitigkeit des sich Festrennens in die Unendlichkeit des Weltalls

macht und Majestät Gottes als den nach Fixsternweiten gefunden zu haben. Man hat das Bewußtsein gewonnen, daß die Erde selbst, so klein, winzig und unbedeutend sie auch dem Weltall gegenüber ist, doch in derselben unendlichen Fülle ein Inbegriff zahllos mannigfaltiger Welten ist, wie das Weltall in Beziehung auf das kosmisch Große.

Man hat weiter und gewiß mit Recht darauf hingewiesen, daß in den dargelegten Gegensätzen zwei völlig incommensurable Gebiete mit einander als gleichberechtigt verglichen und confundirt seien, nämlich das Gebiet der Natur und des Geistes, der Leiblichkeit und der Persönlichkeit, des Raumes und des Willens. Können doch auf dem kleinsten Raume die größten Thaten und Wunder des Geistes sich entfalten! und bewährt gerade darin doch der Geist seine größte Herrlichkeit, daß er auch das Kleinste, und gerade das Kleinste am liebsten, zum Schauplatz seiner großartigsten und unfassendsten Offenbarung macht!

Aber dennoch sind wir bei solchen Betrachtungen unserm Ziele nicht viel näher gekommen. Ein Erstaunen ist nur durch das andre paralysirt, nicht aber der Gegensatz durch den Gegensatz wirklich aufgehoben und versöhnt. Der Verstand wird, wenn er sich vom dem zweiten Erstaunen erholt hat, doch immer wieder auf das erste zurückkommen, mit seinem „aber doch“ immer neuen Protest einlegen. Er verlangt, und mit Recht, die Wunder des Teleskops eben so wie die des Mikroskops, jede in ihrem Gebiete, mit der religiösen Anschauung vereinbart zu wissen. Wir versuchen, ob

in ähnlicher Weise hervorgehoben. Er sagt: „In dem unfruchtbaren Erstaunen, welches Zahl- und Raumgrößen ohne Beziehung auf die geistige Natur des Menschen erregen, begegnen sich übrigens die Extreme des Räumlichen, die Weltkörper mit dem kleinsten Thierleben. Ein Kubitzoll des Polirschiefers von Billn enthält nach Ehrenberg 40,000 Millionen von kieselartigen Panzern der Gallonsellen.“

eine solche Vereinbarung denn nicht auch ohne die Desperation gelingen könne, die das eine unlösbare Räthsel durch ein andres ebenso unlösbares todt machen und beseitigen will.

§. 15. Fortsetzung.

Wie, wenn die Erde allein unter allen Welten einer solchen Gottesbezeugung bedürftig wäre, wenn sie allein in Sünde und Elend gefallen, und darum auch allein einer Erlösung bedürftig wäre? Würde vor dem Begriff der Alleinigen Bedürftigkeit nicht der Begriff der alleinigen Bürgigkeit weichen, dieser nicht von jenem absorbiert sein müssen?

„Was dünkt euch,“ spricht der Mund der ewigen Weisheit selber, „was dünket euch, wenn ein Mensch hundert Schafe hätte, und eins unter denselben sich verirrete, läßt er nicht die neun und neunzig auf den Bergen, gehet hin und suchet das verirrete? Und so es sich begiebt, daß er es findet, wahrlich ich sage euch: er freuet sich darüber mehr, denn über die neun und neunzig, die nicht verirrt sind“ (Matth. 18, 12. 13). Und sollte jener erhabene, ewige Hirte, der die Millionen goldner Schäflein im Himmelszelte weidet, diese Millionen nicht auch lassen, um den geringsten, kleinsten, ärmsten, kranksten, das Seiner Pflege am meisten bedarf, das ohne diese besondere Pflege ganz umkommen würde, in menschlicher Liebe nachzugehen, in ewigem Erbarmen es zu suchen, und wenn er es wieder gebracht hat, sollte er darin nicht Seine seligste Freude finden? Lassen ist ja nicht verassen, die andern leiden ja nicht darunter, sie sind wohl aufgehoben und wohl verwahrt, und ob ihrer Hunderte sind oder Millionen, kann das im Rathschluß der ewigen Liebe etwas ändern?

Ist unsere Welt die einzige Provinz des unermess-

lichen Gottesreiches, wenn auch die kleinste und unbedeutendste, in welcher Empörung ausgebrochen ist, in welcher allein feindliche Verheerung wüthet, wo sich alle feindlichen empörerischen Kräfte concentriren, wird der ewige König sich weniger um sie kümmern können, als ein irdischer König in ähnlichem Falle auch um die geringste und ärmste Provinz seines Landes sich kümmern würde? Wird er nicht mit seiner ganzen Macht heranrücken, um die Meuterer zu bekriegen, zu vertilgen, und die Bewohner, die sich nur aus Bethörung zum Abfall haben verlocken, sich unseßlicher Weise in die Empörung haben verstricken lassen, zwar züchtigen, aber auch die Reutigen doch wieder zu Gnaden annehmen, aus ihrem Irrthum, ihrem unglücklichen Wahn sie herausreißen und Ruhe und Ordnung wiederherstellen? „Wie nun,“ fahren wir mit den Worten eines berühmten Redners fort¹⁸⁾, „wenn das auf höhere Geister Anwendung hat? Wenn auf der einen Seite Gott eifersüchtig ist auf seine Ehre, und wenn es auf der andern Seite hochmüthige Geister giebt, die Ihm und Seiner Herrschaft Troß bieten? . . . Dann mag der materielle Preis des Sieges so unbedeutend sein, als er will, der Sieg selbst ist es, welcher den Impuls giebt. Wenn nun durch die Verschlagenheit eines höllischen Geistes ein einziger Planet von seinem ursprünglichen Herrscher abwendig gemacht worden, und das Werk, zu dem der Erlöser auf Erden kam, die Zerstörung der Werke des Teufels ist (1 Joh. 3, 8), dann mag immer dieser Planet so unbedeutend sein, wie die Astronomie will, und wäre es die kleinste Insel, die im Ocean der Unermeßlichkeit schwimmt — er ist der Schauplatz eines Streites geworden, in welchem alles Streben und alle Kräfte eines in zwei Theile zerfallenen Universums in Kampf treten. Es gilt noch ein anderes Object als bloß die Herstellung unsres Geschlechtes; höhere Fragen werden hier entschieden — es

18) Chalmers bei Tholuck, verm. Schr. I, 219. 20; bei Meinecke S. 94.

Ist der Streit über die Souveränität Gottes . . . Einem ungläubigen Ohr mag dies Alles wie Träume einer wilden Phantasie erscheinen. Wenn es uns gleich nur durch die Urkunden der Offenbarung bekannt geworden ist, wer möchte es läugnen, daß es in vollkommenster Harmonie mit menschlicher Erfahrung steht? Wer möchte es läugnen, daß diese Thatsache nicht wenig dazu beiträgt, uns zu erklären, warum dieser unser Planet so vorzugsweise ausgezeichnet worden in der Geschichte?“

Die voranstehende Argumentation muß an sich als zulässig anerkannt werden, und auch die Astronomie kann nichts dagegen einzuwenden haben, vielmehr scheinen gerade die astronomischen Ergebnisse gar wohl mit derselben vereinbar zu sein. Denn die durchgreifende Verschiedenartigkeit der Natur des Fixsternhimmels von der Natur unsres Planetensystems, die Thatsache, daß dort alle die mannigfaltigen Gesetze und alle die Zustände, die hienieden uns die Herrschaft der Sünde und des Todes, den Abfall von der ursprünglichen Bestimmung und die Erlösungsbedürftigkeit beugen und abbilden, in der That zu fehlen scheinen, lassen uns wohl, wie dies schon früher (§. 8) nachgewiesen ist, die Annahme zu, daß die Welten dort oben Wohnungen heiliger und reiner Geister seien, die keiner Erlösung und Wiederherstellung bedürftig sind.

Auch mit der Lehre der heiligen Schrift stimmt diese Auffassung, wenigstens nach einer Seite hin, überein, denn der That betrachtet die Schrift den Menschen, wenn auch nicht als die einzige gefallene, so doch als die einzige erlösnngsfähige, und darum auch als die einzige erlösungsbedürftige persönliche Kreatur. Aber gerade hier zeigt sich schon das Ungenügende und Einseitige dieser Apologie. Denn die Schrift berichtet von einem zwiefachen Fall, außer dem Fall in der Menschenwelt auch noch von einem Falle in der Engelwelt. Zwar war der Schauplatz des letztern, wie

der des erstern, die Erde, aber mit dieser Erkenntniß an sich ist noch nichts gewonnen, denn die Menschwerdung Gottes auf der Erde kommt nicht ihren ersten Bewohnern, den gefallenen Engeln, sondern nur ihrem zweiten Bewohner, dem gefallenen Menschen, zu Gute.

Aber auch nach einer andern Seite hin tritt das Ungenügende und Mangelhafte dieser Apologie hervor. Der Angriff greift weiter, als die Apologie ihm folgen kann, und somit kann der Sieg der Ieptern nur als ein unvollständiger, halber und darum zweifelhafter bezeichnet werden. In der biblischen Lehre von der Menschwerdung Gottes auf Erden ist ja ein Mehreres und Höheres beschlossen, als eine bloße Wiederherstellung des Menschengeschlechtes zu dem gleichen Niveau mit den übrigen nicht gefallenen Geistern; durch sie wird ja, indem Gott für alle Ewigkeit Mensch bleibt, der Mensch über alle andre Kreatur erhoben, und in demselben Maße wird auch die Erde, die durch die Menschwerdung Gottes zum ewig bleibenden Throne der unmittelbarsten göttlichen Präsenz bestimmt ist, über alle andere Himmelswelten erhoben.

§. 16. Fortsetzung.

Das Ungenügende der im vorigen Paragraphen dargelegten Apologie verschuldet es denn auch wohl, daß man, statt das Wahre, das sie bietet, festzuhalten und ihre Mängel zu ergänzen, sie lieber ganz und gar preisgegeben, und eine geradezu entgegenstehende, aber nicht minder einseitige Theorie an ihre Stelle gesetzt hat. Die Erde, sagt man, sei nicht durch ihre Armuth und Niedrigkeit, sondern durch ihre Hoheit und Würde zu der Ehre gekommen, der Schauplatz der herrlichsten und einzigen Gottesoffenbarung zu werden. Ihre Natur und ihre Bestimmung sei von vorn herein eine höhere und herrlichere, als die aller übrigen Welten,

und nicht durch den Zufall, daß gerade sie der Schauplatz des Abfalls von Gott geworden. Nicht die Erde sehe einer Verklärung zu dem Zustande der übrigen Himmelswelten entgegen, sondern vielmehr umgekehrt seien alle übrigen Welten des Universums in einem Entwicklungsproceß begriffen, der gerade sie zu der kosmischen Vollendung, welche die Erde, trotz der Katastrophe des Falles auf ihr, schon besitzt, entgegenführe.

In diesem Sinne läßt ein Naturphilosoph, der tief in das Heiligthum der Natur eingedrungen ist, sich also vernehmen¹⁹⁾: „daß das Universum im Ganzen einen geschichtlichen Charakter anzunehmen anfängt, beweist eben die Astronomie unserer Tage durch die Entdeckung der Doppel- und Nebelsterne. Es wird immer wahrscheinlicher, daß diese Jahre Stufen bis zur vollkommenen Entwicklung unseres Planetensystems darstellen. Das christliche Bewußtsein hat ein Interesse daran, wie die Speculation, daß unser Planetensystem, ja unsere Erde der Mittelpunkt des Universums sei... Dies dürfen wir hier aussprechen, daß die heutige Astronomie sich dem Zeitpunkt nähert, in welchem man in unserm Planetensystem den am meisten organisirten Punkt des Universums erkennen wird, und daß dann auch die Zeit nicht fern sein wird, in welcher auf gleiche Weise unsere Erde nicht als der erscheinende, wohl aber als der innerlich geistig betrachtete Centralpunkt des Planetensystems erkannt werden wird, wie der Mensch im Totalorganismus... Man wird die geweihte Stätte, auf welcher der Herr erschien, als den absoluten Mittelpunkt des Universums erkennen. Die wilde Verirrung, durch welche man die Seele auf entferntere Sterne versetzte, auf dem Sirius das wiederkehrende Paradis zube-

19) H. Steffens christl. Religionsphilos. Bd. I, Breslau 1839. S. 204—206.

reitete, während Andere für einen jeden Himmelskörper eine eigene Geschichte, der der Menschheit ähnlich, annehmen zu müssen glaubten, werden auf immer verschwinden“²⁰⁾.

Wir müssen gestehen, daß wir diese Auffassung und Deutung des gestirnten Himmels uns nicht anzueignen vermögen; wir bekennen es offen, daß Alles, was die neuere Astronomie über die Natur des Fixsternhimmels ermittelt hat, so unvollständig, zweideutig und zweifelhaft dies auch sein mag, dennoch auf uns den nicht zu bewältigenden Eindruck macht, daß wir in den Bildungen der entferntern Himmelsregionen nicht niedere, unentwickeltere, sondern höhere, edlere und reizere Stufen kosmischer Gestaltung vor uns haben, wofür wir uns auf die weitere Auseinandersetzung in §. 8 berufen. Aber für absurd, wie man sie schon bezeichnet hat, können wir diese Auffassung dennoch nicht, und am wenigsten vom rein astronomischen Standpunkte aus, bezeichnen²¹⁾. Denn

20) Ähnlich sprach sich auch Hegel (Encyclop. 3. Aufl. §. 270) aus: „Die planetarischen Körper sind als die unmittelbar concreten in ihrer Existenz die vollkommensten. Man pflegt die Sonne für das Vortrefflichste zu nehmen, insofern der Verstand das Abstrakte dem Concreten vorzieht, wie sogar die Fixsterne für höher geachtet werden, als die Körper des Sonnensystems.

21) Als möglich muß es vom empirischen Standpunkte der Astronomie aus immer zuerkannt werden, daß sich, wenn unsre Teleskope einmal die Fixsterne uns so nahe zu bringen vermöchten, wie den Mond, ein ähnliches Mißverhältniß, zwischen Erwartung oder Phantasie einerseits und der nackten Wirklichkeit andererseits, wie beim Monde herausstellen könne. Wie haben unsre Dichter und unsre sublunaren Werther den stillen, friedlichen Mond mit seinem milden Glanze gepriesen, dort die seligste und friedlichste Wohnung des Universums gesucht, dorthin sich gesehnt, um auf ihm ein reines, seliges Engelsleben führen zu können! — Und wie grauenhaft öde und wüste, entblößt von Allem, was hier auf Erden Leben trägt, gebietet und ernähret, stellen die Teleskope ihn uns dar! Welch ein Sprung von einem Paradiese für sentimentale, schwärmerische

die astronomischen Resultate sind so zweideutig, daß sich ihnen auch eine Seite abgewinnen läßt, von der aus unser Planetensystem als die vollendetere Gestaltung erscheint; so daß der Vertheidiger und der Bestreiter dieser Theorie sie beide für sich ausbeuten mögen.

Die Wissenschaft hat es wahrscheinlich gemacht, daß unser Planetensystem nirgends im durchforschten Weltall seines Gleichen findet, und hat uns durchgreifende Gegensätze desselben zum übrigen Sternenhimmel kennen gelehrt. Bei uns ist ein gegliederter Organismus von Coordination und Subordination; die Pole des Solarischen und Planetarischen, des Lunarischen und Terrestrischen, sind gesondert, während dort nur Coordination und Einheit dieser Gegensätze sich findet. Über dies Ergebniß können ja beide für ihre Ansicht geltend machen. Der Eine findet eben die Vollendung darin, daß diese Pole auseinandergetreten sind, und kann sich auf die Analogie der organischen Welt berufen, wo ja gerade die vollkommensten Bildungen sich durch die Scheidung der entgegengesetzten (z. B. geschlechtlichen) Pole auszeichnen, während nur die allerunvollkommensten geschlechtslos oder hermaphroditisch erscheinen. So findet er vielleicht in dem Auseinandertreten der Gegensätze die kräftigste Potenz des Lebens, die vollendetste Entwicklung; — während der Andere in der Entgegensehung nur Kampf, Streit und Zwietracht (und in der Einigung erst Harmonie und wahres, volles Leben) findet. Jener findet in der Gliederung von Subordination und Coordination nicht nur ein zeitlich nothwendiges, sondern ein ewig gültiges Gesetz, — dieser sucht vielleicht die Vollendung in der Coordination der Creaturen gleichen Geschlechts, und kann die Subordination nur als ein niederes, ein zeitlich nothwendiges Verhältniß erkennen. — Und wenn

ebenbe zu einer Hölle für die Geister der Verdamnten, zu der man seitdem den Mond viel angemessener gefunden hat

nun von der ungefähren Mitte des gestirnten Himmels aus, wo unser System sich befindet, die Bildungen — gleichsam die schon in diesem nach außen zu stattfindende Modificirung fortsetzend — mit der Zunahme der Entfernung auch allmählig einen andern Charakter annehmen: erst isolirte Sterne, dann magisch verbundene, einander, wie es scheint, unentbehrliche Doppelsterne, die den Uebergang bilden zu den noch entfernteren Vielsternen und überreichen Sternengruppen, so suchen wir auch hierin vergebens scheidrichterliche Autorität, denn der Eine kann uns an jener Isolirung die selbstgenugsame Fülle, die Alles, was sie bedarf, nicht erst bei Andern zu suchen braucht, sondern in sich selbst findet, preisen; der Andere aber kann in dieser Einsamkeit die Armuth an Liebe, an Seligkeit, an Harmonie bedauern. Ferner, zunächst Dichtigkeit, concentrirtes Licht, feste Begrenzung, fixirte Gestalt, die mit der zunehmenden Entfernung sich immer mehr verliert und der werdenden Bildung und Gestaltung Platz macht; in relativer Nähe noch Sterne und Sternensysteme, die gleich einem ungeborenen Embryo im Mutterleibe, von dem Lichtmeer, daraus sie sich gebildet oder zu bilden begonnen haben, noch umgeben sind, und in den größten Fernen unermessliche Lichtmeere, in welchen noch keine Spur von gebildeten oder sich bildenden Sternen bemerkt wird. Gibt das uns vielleicht die gewünschte sichere Entscheidung an die Hand? Keineswegs, denn der Eine kann die feste Gestalt Starrheit nennen und sie als die geringere, jene Beweglichkeit und Bildungsfähigkeit aber, jene stets sich verzüngende Gestalt als die höhere, lebenskräftigere Stufe bezeichnen, und der Andere dieselben Erscheinungen als Beweis für eine von Außen nach Innen zunehmende Vollendung geltend machen.

Bringen wir diese Auffassung, daß die Erde auch in kosmischer Beziehung, obwohl der Erscheinung nach eine der unbedeutendsten und geringfügigsten Welten des Universums, noch der Idee und der geistigen Bedeutung nach der

eigentliche und wahre Mittelpunkt des Weltalls sei, — zur Schrift und ihre Anschauung heran, so kann, wie dies denn auch von ihren Vertretern geschehen ist²³⁾, für sie geltend gemacht werden, daß die Schrift auf dem ethisch-religiösen Gebiete denselben Kontrast zwischen Erscheinung und Idee als die Basis ihrer Anschauungen hinstellt und dessen endliche Versöhnung als das Ziel aller Geschichte betrachtet, und daß somit jene Incongruenz im Kosmischen nur ein Reflex dieser Incongruenz im Geistlichen sei; daß die Eine zur Erläuterung und Bewahrheitung der Andern diene.

Auch dies Argument hat seine Anerkennung verdienende Wahrheit. Der Theologe kann, darf und braucht den Astronomen nicht zu hindern oder ihm zu widerstreben, wenn denselben die Forschungen in seiner Wissenschaft nöthigen, die Erde als ein untergeordnetes Glied unsres Planetensystems und dieses als das geringste aller Weltssysteme zu betrachten; — denn der Astronom hat einen andern Maßstab, wonach er Größe und Herrlichkeit mißt, als der Theologe. Der

23) Vgl. H. Steffens in seiner Anthropologie. Breslau 1822. I, 264: „Wir müssen behaupten, daß das ptolemäische System, welches die Erde im Mittelpunkt des Universums ruhen ließ, eben deswegen nie eine wahrhaft christlich-religiöse Bedeutung annehmen konnte, weil es die Erscheinung selbst für absolut erklärte“ — und in f. christl. Religionsphil. I, 205: „Daß die Epoche unserer Naturwissenschaft, die von der Astronomie ausging, damit anfang, daß wir die Erde in ihrer Kugelform umfaßten, daß sie, losgerissen von ihrem ruhenden Mittelpunkte, in die Bewegung der übrigen Himmelskörper hineinversetzt wurde, hat eine große Bedeutung; denn das wahrhaft Centrale kann nie (?) in der Erscheinung hervortreten. Wie das menschliche Bewußtsein frei erklärt wurde, indem es aufhörte, die Bedeutung der Sittlichkeit in den äußern Werken zu suchen, und sie nur in der über aller Erscheinung liegenden Gesinnung erkannte, so sollte der Mittelpunkt des Universums ebenfalls als ein Inneres, nicht bloß als ein Äußeres erkannt werden.“

Mensch siehet, was vor Augen ist, Gott aber siehet das Herz an (1 Sam. 16, 7), und wie Gott alle Dinge ansiehet, so soll, so viel an ihm ist, auch der Theologe, und mit ihm jeder Christ, er sei Astronom oder nicht, sie ansehen, und er kann es im Lichte der göttlichen Offenbarung. Der Astronom als solcher sieht, was auswendig ist; die Erscheinung ist sein Objekt, hier kann und muß er Wahrheit und Irrthum, Täuschung und Realität, Schein und Erscheinung ermitteln und scheiden; — er hat auf seinem Standpunkt vollkommen Recht, der Erde eine untergeordnete Stelle im Sonnensystem und diesem im Weltganzen anzuweisen. Und der Theologe, der gewohnt ist, das Aeußere nur nach dem Innern, die offenbare Erscheinung nach der verborgenen Idee zu beurtheilen, in der Knechtsgestalt die Majestät, in der Niedrigkeit die Hoheit zu suchen, zu dem gesagt ist: so Jemand unter euch will gewaltig sein, der sei euer Diener (Matth. 20, 26); muß, weil er an die Incongruenz der Idee mit der Erscheinung gewohnt und diesen Kontrast hienieden allenthalben findet, von vornherein geneigt sein, der heliocentrischen Lehre und den übrigen Resultaten der Astronomie beizustimmen; diese Resultate können, dürfen und werden ihn nicht überraschen, ihm nicht ungelegen kommen, er wird vielmehr auch durch sie eine Wahrheit bestätigt finden, die der innerste Nerv seiner Erkenntniß ist; wird, was die Astronomie ihm berichtet, ganz in der Ordnung, ganz der Analogie des Glaubens gemäß finden.

Aber dennoch können wir der Steffens'schen Auffassung nur mit nicht unwesentlichen Beschränkungen und Modificationen unsre Zustimmung geben. Wir müssen zunächst die Meinung entschieden zurückweisen, als wenn die 'wahrhafte aber verborgene Centralität', welche die Erde dormalen schon im Kosmos einnimmt, nie nach Außen hervortreten, nie auch äußerlich erkennbar werden könne. Wir können den Kontrast der Erscheinung mit der Idee nur als einen relativ

nicht als einen absolut-nothwendigen, und darum nur als einen vorübergehenden, nicht als einen bleibenden ansehen. Wir müssen schon vom philosophischen und noch entschiedener vom theologischen Standpunkte eine endliche Ausgleichung und Versöhnung der Gegensätze, einen endlichen Sieg der Erscheinung über die Idee als das nothwendige Ziel der Geschichte ansehen.

Denn wie im Ethischen alles christliche Streben dahin geht, den Glauben auch im Werke, die Gesinnung in der Aeußerung adäquat darzustellen, so gehen auch in Beziehung auf die Geschichte alle biblischen Weissagungen über die zukünftige Vollendung dahin, daß diese eben darin bestehe, daß alles Verborgene und Verhüllte an's Licht komme, daß der äußere Zustand dem innern Wesen entspreche, daß die trügerische Erscheinung vollständig von dem innern Gehalt überwältigt werde.

Es muß zunächst der Idee ein lebendiges Streben innewohnen, alles Inadäquate, Mangelhafte und Widersprechende an der Erscheinung zu überwinden, von Innen heraus sich nach Außen geltend zu machen, und zum vollen Durchbruch durch die harte Rinde, die sich von Außen angelegt hat, zu gelangen. Denn sonst wäre die Idee eine todtgeborene.

Ist aber die Idee eine lebendige, und bewährt sich dieses ihr Leben in dem Streben, zur adäquaten Erscheinung zu kommen, so muß auch ein allmäliger, wenn auch noch so langsam und verborgen fortschreitender Erfolg dieses Strebens stattfinden, so muß der endliche Ausgang in einem vollständigen Siege der Idee sich darstellen. Denn sonst haben wir entweder eine dualistisch-manichäische Anschauung, die den Widerstreit nicht als einen zeitlichen und zufälligen, sondern als einen ewigen und nothwendigen setzt, — oder aber eine pantheistische Welt, wo stets in alle Ewigkeit das Sein vom Werden verdrängt wird, wo die Idee in ewigen Geburtschmerzen kreiset und immer nur Fehlgeburten zu Tage

fördert, ein endloses Vergehen und Entstehen, ein Kampf ohne Sieg, wo die Sünde zum eigentlich Guten, zum mächtigsten Hebel der Entwicklung wird, ein Wachsen ohne Vollendung, ein ewiges Blühen und Abfallen der Blüthen und nie reifende Frucht, ein rastloses Streben, dem das Ziel immer weiter gerückt wird, dann ist die Natur ein Danaidenfaß, eine Sisyphusarbeit, an welcher der Weltgeist sich ewig rastlos und doch vergeblich abmüht.

Ist nun unser Sonnensystem, und in ihm unsre Erde trotz des Widerspruchs, den die empirische Wahrnehmung einlegen muß, der Culminationspunkt der Schöpfung, wo der Herr einst in der Vergangenheit in Knechtsgehalt erschienen ist, um dereinst in der Zukunft mit Herrlichkeit wiederkommen, und die Stätte seiner zeitlichen Niedrigkeit zur Stätte seiner ewigen Majestät erheben zu können, um auf ihr die höchste und centralste Potenz des Wohnens Gottes in der Kreatur darzustellen, so müssen auch mehr oder minder Spuren vorhanden sein, nicht nur der Fähigkeit und Anlage für diese höchste Stufe der Entwicklung, sondern auch einer schon zu jenem Ziel mehr oder weniger vorgerückten Entwicklung; — ist die Erde wirklich das wichtigste Samenkorn der Schöpfung, so muß auch in ihr, wie im Samenkorn, der Keim und Ansaß zur zukünftigen Blüthe oder Frucht da sein. Wie weit aber nach unsrer Meinung dies Moment schon jetzt in Betracht kommen könne, ergiebt sich aus den Andeutungen in der fünften Zugabe dieser Schrift.

Indem wir an der Steffens'schen Auffassung dies als das Wahre anerkennen, daß die Erde und der Mensch, jene in kosmischer, dieser in ethisch-religiöser Beziehung, nicht bloß durch eine Zufälligkeit zu ihrer eminenten Bedeutung in der Geschichte des Universums gelangt sind, sondern von vorn herein durch ihre ursprüngliche Bestimmung, der auch eine ursprüngliche Begabung entsprechen mußte, dazu berufen sind, — haben wir weiter das als das Falsche und Einseitige daran

anzusehen, das sie es gänzlich verkennt oder ignorirt, wie neben der Vorzüglichkeit der Natur und Bestimmung der Erde und des Menschen vor der Natur und Bestimmung der übrigen Welten und Weltbewohner, diesen nach einer andren Seite hin zugleich auch ein entschiedener Vorzug in kosmischer und ethischer Beziehung, das Eine auf Grund astronomischer, das Andre auf Grund theologischer Forschungen, zuerkannt werden müsse.

Es mag, wie dies Steffens und Hegel in d. a. St. anzudeuten scheinen, in der eigenthümlichen, mannigfaltigen und beziehungsreichen Gliederung, die unser Sonnensystem darstellt, in der festen, concreten Gestaltung der diesem System angehörigen Weltkörper, und vielleicht in noch gar manchen andern Natureigenthümlichkeiten, deren Gegensätzlichkeit zu den obern Himmelswelten minder hervortretend ist, ein Zeugniß für die einzig artige und höhere Bestimmung und Würde dieses Systems liegen, aber es muß doch andrerseits auch anerkannt werden, daß allen diesen Vorzügen, wenn man sie als solche ansieht, auch zur Zeit noch Mängel, Gebrechen und Beschwerden anhängen, denen die obern Welten des Fixsternhimmels nicht unterworfen sind. Die belobte Festigkeit erscheint noch mit dem Makel hemmender Starrheit behaftet, die concrete Gestaltung ist zugleich von liebeleerer Isolirung gedrückt, die mannigfaltige und beziehungsreiche Gliederung des Systems bedingt noch jenes leidenschaftliche Suchen und Fliehen der Gegensätze, jene despotische Unter- und Ueberordnung, jene drückende Herrschaft der rohen Masse über den Willen und das Streben des Geistes, jenen störenden Wechsel von Licht und Finsterniß, von Frost und Hitze, von Winter und Sommer, von Entstehen und Vergehen, von Blühen und Verwelken u. Eine absolut-höhere Stellung können wir also der Erde und dem Sonnensystem überhaupt in dem epigen Stadium seiner Entwicklung nicht zuschreiben; wir müssen zugestehen, daß die obern Himmelswelten noch gar

viele und vielerlei Vorzüge voraus haben, daß also von einem absoluten Principate erst dann die Rede sein könnte, wenn etwa zu den vorhandenen Vorzügen unsres Systems in weiterer Entwicklung und endlicher Vollenbung auch die Vorzüge der obern Himmelswelten noch zur Erscheinung gekommen sein würden.

Daß in Beziehung auf die Bewohner derselbe Gegensatz und ein entsprechendes Verhältniß von Mangel und Vorzug zwischen der Erde und den obern Himmelswelten obwaltet, hat sich uns bereits im vierten Kapitel (vgl. besonders S. 36) herausgestellt.

Aber auch abgesehen von diesen nothwendigen und wesentlichen Restriktionen kann die Steffens'sche Auffassung nicht alle Zweifel und Bedenken, welche vom kosmisch-astronomischen Standpunkte aus gegen die Menschwerdung Gottes auf der Erde gemacht werden, überwinden und beseitigen. Es kommt ja nicht allein darauf an, es begreiflich zu machen, wie die Erde vor allen andern Welten nach ihrer kosmischen und ethischen Stellung die nächsten und entscheidendsten Ansprüche auf eine solche Bevorzugung, wenn sie einmal einer einzelnen Welt zu Theil werden sollte, hatte. Die eigentliche Schwierigkeit liegt vielmehr darin, daß und wie der Erde allein diese Ehre bestimmt war; es bedarf des Nachweises, daß und warum die übrigen Welten einer eigenthümlichen und analogen Incarnation Gottes entweder nicht fähig und nicht bedürftig waren; es bedarf einer Erörterung der Frage, ob die Incarnation Gottes auf der Erde in irgend einem und in welchem nothwendigen, wesentlichen und genügenden Verhältniß zum Leben und zur Geschichte der persönlichen Creatur auf den übrigen Welten stehe, — eine Erörterung, die nur dann als genügend angesehen werden kann, wenn sie uns zeigt, daß bei der Bevorzugung der Erde die übrigen Welten auf keinerlei Weise vernachlässigt, übersehen und zurückgestellt sind.

§. 17. Fortsetzung.

Um das zuletzt angedeutete Moment zur vollsten Anerkennung und gebührenden Berücksichtigung bei der Construction einer christlichen Weltanschauung zu bringen, ist noch neuerlich mit entschiedenem Ernste darauf gedrungen worden, eine der irdischen Menschwerdung Gottes in Christo entsprechende Incarnation Gottes auf allen Welten, als ein mit der Bibel wohl vereinbares, durch die Resultate der Astronomie ebensowohl wie durch die Voraussetzungen einer christlich-theistischen Speculation gefordertes Axiom, — der christlichen Weltanschauung unsrer Zeit einzuverleiben²⁴⁾.

Diese Vorstellung von einer Incarnation Gottes auf allen Welten hat eine andre zur Grundlage, die schon im Mittelalter manche Vertheidiger fand, und nachdem sie durch die Reformatoren und die altprotestantische Dogmatik völlig verdrängt war, in der neuern Theologie wieder tiefe Wurzeln geschlagen hat²⁵⁾, nämlich die von einer absoluten, schon durch die Schöpfung gesetzten und nicht erst durch die Sünde bedingten Nothwendigkeit der Menschwerdung Gottes behufs Erreichung des für die Menschheit zuvorbedachten Zieles. Gott wäre Mensch geworden, auch wenn der Mensch nicht gesün-

24) Vgl. den Aufsatz von Dr. Chr. F. Weiße „Christus, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes. Eine Frage an die christl. Theologie unserer Zeit“ in den theol. Studien und Kritiken 1844, IV, S. 913—966.

25) Sie ist z. B. vertreten von Liebner, die christliche Dogmatik aus Christologischem Princip. Göttingen 1849; Dorner, die Lehre von der Person Christi. Stuttgart, 1839. S. 527 f.; Martensen, christl. Dogmatik. Kiel 1850. S. 194; J. P. Lange, posit. Dogm. S. 212 ff. 2c. Bekämpft ist sie dagegen von Thomaßius in der Zeitschr. für Protestantism. und Kirche 1850 (Januarheft) und von Jul. Müller, in der deutschen Zeitschrift für christl. Wissenschaft. 1850. Nr. 40—43.

digst hätte, aber nicht in Niedrigkeit und Knechtsgehalt, sondern sofort in Hoheit und Herrlichkeit, nicht um zu leiden und zu sterben für die Menschheit, sondern um durch die Vereini- gung göttlicher und menschlicher Natur in dem Gottmenschen die für die Kreatur unübersteigliche Kluft zwischen Gott und Mensch auszufüllen, um das Geschöpf Gottes zum Kinde und Erben Gottes und Miterben Christi zu erheben (Röm. 8, 17), um den Menschen der göttlichen Natur theilhaftig zu machen (2 Petri 1, 4), daß er Gott gleich werde (1 Joh. 3, 2).

Ist diese Anschauung eine berechnigte, so liegt es sehr nahe, ja man wird sich der Nöthigung kaum entziehen können, sie von den Menschen auch auf die Engel, von der Erde auch auf alle übrigen Wohnstätten creatürlichen Geistes überzutragen. Eine nähere Prüfung derselben wird aber zeigen, daß sie eben so sehr der speculativen Nöthigung wie der biblischen Berechnigung entbehrt.

Das letzte und höchste Ziel aller creatürlichen Geschichte und Entwicklung ist, — darin stimmen die Forderungen der Speculation mit den Daten der Offenbarung überein, — dies, daß „Gott Alles in Allem sei“ (*ὅτι ὁ θεὸς τὰ πάντα ἐν αὐτῷ*. 1 Kor. 15, 28), daß alle Kreatur, ohne ihre Freiheit, Individualität und Selbstständigkeit einzubüßen, wieder zurückkehre und münde in die ewige Urquelle alles Lebens, der sie uranfänglich entquollen ist; daß der Dualismus, der durch die Schöpfung freier, persönlicher Kreatur gesetzt ist, der in dem selbstständigen Bestehen eines freien Willens außer und neben Gottes freiem Willen sich darstellt, ohne Aufhebung oder Gefährdung der bestehenden Dualität wieder zu ewig bleibender, unstörbarer Einheit zusammen- schließe, — daß in diesem Zusammenschluß alle creatürliche Bewegung zur Ruhe, alles Sehnen und Suchen, alles Ringen und Streben der Kreatur zur vollsten Befriedigung und Sättigung, zum seligsten Besitz und Genuß gelangt ist; — daß nicht nur die vorhandene Wirklichkeit eines excludierten

Gegensatzes zwischen göttlicher und creatürlicher Freiheit überwunden, sondern auch die abstrakte Möglichkeit eines Abfalls oder Rückfalls zu einem solchen Gegensatz ausgeschlossen ist.

Giebt es, — das müssen wir zugestehen, — kein anderes Mittel, zu diesem letzten und höchsten Ziele aller creatürlichen Geschichte zu gelangen, als eine Incarnation Gottes auf allen Welten, wo freie, geistige Geschöpfe walten, so ist die Aufnahme dieses Axioms eine unausweichbare und gebietrische Forderung des christlich-theistischen Glaubens.

Aber jene Voraussetzung ist eine irrige, und darum auch ihre Consequenz eine verfehlte.

Wir geben es zu, daß alle Creatur den Beruf habe, am Ziele ihrer Entwicklung zurückzukehren zu der ewigen Urquelle des Lebens, der sie entsprossen ist, auf „daß Gott Alles in Allem sei.“ Es versteht sich von selbst, daß wir uns diese Rückkehr nicht (wie der Pantheismus) als ein Wiederuntergehen und Verschwinden, als ein Aufhören der Individualität denken können. Die Individualität, welche durch die Schöpfung gesetzt ist, besteht als solche auch in und nach der Rückkehr der Creatur zur Gottheit noch fort und zwar in ihrer höchsten Ausbildung und Vollendung. Wir können uns nämlich diese Rückkehr nur so denken: Durch einen schöpferischen Willensakt hat Gott creatürliche Individuen außer sich ins Dasein gesetzt. Aber er hat sie entwicklungskräftig und entwicklungsbedürftig hingestellt. In der göttlichen Schöpferidee lag also noch ein Mehreres und Höheres, als vorläufig durch den Akt der Schöpfung verwirklicht wurde. Die Schöpfung hat dies nur als Potenz, als Trieb und Fähigkeit, gesetzt. Ist das geschaffene Individuum ein freies, persönliches, geistiges Geschöpf, so wird es vermittelst seiner eigenen Freiheit die Potenz zur Entfaltung, die Bestimmung zur Realisation zu führen haben. Ist es dagegen ein unfreies, dem reinen Gebiete der Natur ange-

höriges Wesen, so wird es durch den in es gelegten Naturtrieb (Instinct) der Entwicklung zugeführt, wobei aber die ihm beigegebene und übergeordnete freie Kreatur fördernd sowohl wie störend einwirken kann. Durch die Schöpfung ist somit eine Dualität von Schöpfer und Geschöpf gesetzt, die durch Mißbrauch der kreatürlichen Freiheit zum ausschließlichen Dualismus ausarten kann. Hat sich aber die Kreatur, freie wie unfreie, völlig gottgemäß entfaltet, so ist dem Dualismus für immer gewehrt und die Dualität für immer gewahrt; so ist die Kreatur, die durch die Schöpfung außer Gott gesetzt ist, in eigener Entwicklung zu ihm zurückgekehrt, und die göttliche Schöpfungs-idee realisiert. Anfang und Ende, Potenz und Evolution, Bestimmung und Erfüllung schließen einheitlich und harmonisch zusammen.

Die durch die Schöpfung gesetzte Dualität ist also eine ewig dauernde. Mag sie nun, zum Dualismus entartet, das Geschöpf dem Schöpfer diagonal entgegensetzen, oder durch ein höheres Drittes (die vollkommene, selbsttägige Realisation der Schöpfungs-idee) das Geschöpf zum Schöpfer zurückführen; — in keinem Falle kehrt sie zum vorzeitlichen Monismus zurück; in jedem Falle bleibt sie Dualität, hier versöhnt und geeint, dort auseinander gerissen und feindselig entgegengesetzt.

Der Pantheismus dagegen läßt die Kreatur am Ende ihrer Entwicklung (Schlage diese nun die eine oder die andre Richtung ein) in der Gottheit wieder auf- und untergehen. Sie hört auf Kreatur zu sein und wird wieder Gott.

Eine solche Gottwerdung der Kreatur kann natürlich der Theismus nicht zugestehen; — aber ebensowenig auch eine Gottwerdung, bei der die Individualität gerettet wird. Der Theismus kann z. B. den Menschen am Ziele seiner normalen Entwicklung nicht zu Gott, auch nicht zum Gottmenschen, sondern nur zum vollkommenen göttlichen Menschen geworden sich denken. Denn die Kreatur kann nur

insofern, nur in der Weise und in dem Maße zu Gott zurückkehren, als sie von ihm ausgegangen ist. Ist sie bloß aus seinem Willen ohne Bethheiligung seines Wesens hervorgegangen, also reine Kreatur, d. h. unfreie, unpersönliche, ungeistige Kreatur, so kann sie auch bloß zu seinem Willen zurückkehren oder zurückgeführt werden, d. h. in Gemäßheit des göttlichen Willens erhalten und entfaltet werden, so daß am Ende der Entwicklung die entfaltete Kreatur der Idee des schöpferischen Willens vollkommen entspricht. — Ist die Kreatur aber ein freies, persönliches Geschöpf, nicht bloß der Sphäre der Natur, sondern auch der Sphäre des Geistes angehörig, ist sie göttlichen Geschlechtes (Apostelg. 17, 28) oder göttlichen Ebenbildes (1 Mos. 1, 27), oder Geist aus Geist und somit aus dem göttlichen Willen unter Mitbethheiligung des göttlichen Wesens hervorgegangen, — so wird sie auch (nach ihrer geistigen Seite) in das göttliche Wesen zurückkehren können und sollen. Aber auch dazu bedarf sie, falls ihre Entwicklung nämlich eine normale ist, keiner außerordentlichen Beihülfe Gottes. Allerdings ist die physische Kluft zwischen dem göttlichen Wesen und dem kreatürlichen Wesen an sich eine unendliche, die nur Gott ausfüllen kann. Aber er hat sie bereits bei der Schöpfung ausgefüllt, indem er seines eigenen Wesens in die Kreatur versenkte und sie seiner eigenen Natur theilhaftig machte. Dem Menschen wenigstens blies er seinen lebendigen Odem in die Nase, er schuf ihn zu seinem Ebenbilde und machte ihn göttlichen Geschlechtes. Und etwas der Art wird auch bei der Erschaffung der Engel stattgefunden haben, denn auch sie sind freie, persönliche, geistige Wesen.

Die durch die Schöpfung oder doch bei der Schöpfung der Kreatur verliehenen Kräfte reichen somit, wenn sie in rechter Weise gebraucht werden, aus, die Kreatur ihrem von Gott zuvorbedachten Ziele, jede in ihrer Weise, zuzuführen.

Anders steht es freilich, wenn diese Kräfte, statt recht

gebraucht zu werden, mißbraucht werden; wenn statt der normalen, gottgemäßen Entwicklung eine abnorme, un- und widergöttliche Richtung eingeschlagen wird; wenn die Kreatur, die durch die Schöpfung in Gott und zu Gott geschaffen war, sich von dem Schöpfer losreißt, sich außer Gott und Gott gegenüber setzt. Dann entsteht eine ethische Kluft, die auch sofort zur physischen wird, weil das Band, welches das göttliche Wesen im Menschen mit seinem ewigen Urgrunde verband, zerrissen ist. Und diese Kluft ist nach ihrer ethischen wie physischen Seite eine unendliche, welche die Kreatur nimmer ausfüllen oder überspringen kann. Soll sie aber dennoch ausgefüllt werden, soll die gefallene und von Gott losgerissene Kreatur dennoch zu Gott zurückgeführt und ihrer ursprünglichen Bestimmung zugeführt werden, so ist dies nicht anders möglich, als daß Gott selbst ins Mittel tritt. Die gefallene Kreatur kann sich selbst nicht wieder zu Gott erheben, darum muß Gott sich zu ihr herniederlassen, um sie aus dem Verderben zu erretten, um sie aus der Tiefe zu sich emporzuheben, sie zu erneuern und zu vollenden.

In der Sünde des Menschen, oder vielmehr in dem göttlichen Gnadenrathschluß, den Menschen trotz seines Falles und seiner Sünde dennoch dem Ziele zuzuführen, das Er ihm bei der Schöpfung zuvorbedacht hatte, darin und nur darin, liegt der Grund der Menschwerdung Gottes.

Allerdings wird die christliche Speculation durch ein christlich-religiöses Interesse geleitet, wenn sie der Menschwerdung Gottes eine absolute, schon durch die Schöpfung gesetzte Nothwendigkeit zuschreibt; aber dies Interesse beruht auf einer irrigen Voraussetzung. Es steht und fällt mit der Voraussetzung, daß dem Menschen durch die Menschwerdung Gottes ein höheres Ziel ermöglicht, eine unvergleichlich größere Herrlichkeit bereitet werde, als er ohne Erlösung, und mithin auch ohne Sünde, hätte erreichen können. Und man muß gestehen, daß die Ueberschwenglichkeit der Ausdrücke, mit

welchen die heilige Schrift die überschwengliche Herrlichkeit und Seligkeit der erlösten Menschheit im ewigen Leben schildert, leichtlich aber nichts desto weniger fälschlich als eine Berechtigung zu jener Voraussetzung ausgebeutet werden kann.

Es ist vom christlich-theistischen Standpunkte aus geradezu undenkbar, daß der Mensch, wenn er nicht gesündigt hätte, sondern seiner Bestimmung treu geblieben wäre, es nur zu einem unvergleichlich geringern Grade der Ausbildung, zu einer unvergleichlich niedrigeren Stufe der Seligkeit und Herrlichkeit hätte bringen können, als es ihm nun durch Sünde, Frevel und Empörung gegen Gott möglich geworden ist. Dann müßten wir uns selig preisen, daß wir Sünder und Empörer geworden sind, dann wäre die Sünde durch den göttlichen Rathschluß selbst zum nothwendigen Mittel der Realisation dieses Rathschlusses gemacht worden; — die Sünde selbst wäre das erste und größte Heil.

Ein Augustin freilich hat es gewagt, das verwegene Wort auszusprechen: *O felix culpa, quae talem meruit habere redemptorem!* und selbst in der kirchlichen Hymnologie finden sich Anklänge an solche Kühnheit des Ausdrucks. Und wir wollen diesen Ausdruck eines frommen und tiefen, wahrlich nicht mit der Sünde coquettirenden Gefühls nicht absolut verdammen. Alles hat seine Zeit, aber eben deshalb auch seine Unzeit, auch die Paradoxie des Ausdrucks. Wenn der Apostel die göttliche Weisheit, die doch der Urquell aller Weisheit und Erkenntniß ist, als Thorheit bezeichnen konnte, so durfte vielleicht auch ein Augustin die Sünde, die doch der Urquell aller Unseligkeit ist, als Grund der Seligkeit bezeichnen. Es giebt tiefberechtigte Stimmungen der religiösen Gefühlserregung, in denen der einfache Ausdruck des alltäglichen gemeinen Lebens nicht mehr adäquat erscheint, in denen er sich zu lahl und lahm, zu flach und armselig erweist, um die Tiefe der Empfindung erschöpfen zu können. Da greift

man zu Paradoxien, um die unzureichende Armseligkeit des gewöhnlichen Ausdrucks recht lebendig zum Bewußtsein zu bringen.

Augustins Wort ist eine Paradoxie, die, wie jede Paradoxie, eine einseitige, rücksichtslos auf die Spitze getriebene Wahrheit ausspricht; die alle andern Seiten der Wahrheit aber sichtlich ignoriert, um dieser einen Seite ausschließlich alle Aufmerksamkeit zuzuwenden; die von dieser einen Seite so mächtig erfaßt und ergriffen ist, daß sie von nichts mehr wissen und reden will, als von diesem Einem.

Was mir als Sünder durch die Erlösung zu Theil geworden ist, was ich als Sünder ohne die Erlösung nicht hätte erlangen können, kann mich in gewissen Stimmungen des religiösen Lebens so überwältigen, daß ich für den Augenblick alles Andere darüber vergesse. Die überschwengliche Seligkeit, welche meine Sünde der Gnade Gottes abgezwungen hat, kann all mein Denken und Sinnen so sehr erfüllen, daß ich darüber außer Acht lasse, von wo ich durch die Sünde herabgefallen bin, was ich durch die Sünde verloren habe, was ich ohne Sünde hätte erreichen können. — Aber will ich, was nur beziehungsweise Wahrheit ist, zum wissenschaftlichen Prinzip erheben, und was nur in gewissen Stimmungen religiöser Gefühlsregung natürlich und berechtigt ist, auch in verständiger Reflexion festhalten und weiter verfolgen, so wird die halbe Wahrheit zum ganzen Irrthum; — so wird, was als Jubelhymnus auf die göttliche Gnade sich kund gab, zur Lästerung gegen die göttliche Heiligkeit. Sage ich in verständiger Reflexion: Gott Lob, daß Man gesündigt hat, — so schließt dies auch den Satz in sich: Gott Lob, daß ich ein Sünder bin, daß ich gesündigt habe, — und das wäre ganz einfach Gotteslästerung.

Um diesem Frevel zu entgehen, giebt es nur zwei Wege. Entweder wir lassen die Ansicht fallen, daß durch die Erlösung ein Höheres und Herrlicheres erzielt wird, als ihr in

sündloser, normaler Entwicklung zu erreichen möglich gewesen wäre, und erkennen als einzigen Zweck der Menschwerdung die Erlösung, so daß mit dem Rathschluß der Erlösung auch der Rathschluß der Menschwerdung steht und fällt. Oder aber wir halten jene Ansicht fest und denken uns dann die Menschwerdung schon durch die Schöpfung als deren nothwendige Ergänzung bedingt, so daß nicht die Menschwerdung an sich, wohl aber ihre dermalige Form, nämlich ihr Eingehen in die Niedrigkeit und Knechtsgestalt, in das Elend und die Verdammniß der gefallenen Menschennatur, durch die Sünde bedingt ist.

Die Entscheidung zwischen diesen beiden Auffassungen kommt der heiligen Schrift zu, und sie entscheidet zu Gunsten der Erßtern.

Daß die Schrift allenthalben, so oft und wiederholt sie auch von der Menschwerdung Gottes handelt, doch immer nur die Sünde als die Ursache, und die Erlösung als den Zweck dieses Gotteswunders der Liebe darstellt, liegt am Tage, und wird auch von der gegnerischen Auffassung zugestanden. Aber sie behauptet, daß die Schrift allenthalben, auf die concrete Wirklichkeit des gegenwärtigen sündhaften Standes der Menschheit eingehend, keinen Anlaß und kein Interesse gehabt habe, ausdrücklich davon zu handeln, was geschehen sein würde, wenn kein Sündenfall eingetreten wäre; — daß aber die christliche Speculation, weil sie das Bedürfniß habe, ihren Reichthum darüber hinaus zu erweitern, auch berechtigt und befähigt sei, aus dem durch die biblische Offenbarung erzeugten und genährten christlichen Bewußtsein die biblische Weltanschauung nach dieser Seite hin zu ergänzen.

Aber wir können die Ueberzeugung nicht abweisen, daß die Sache doch noch anders liegt. Die Frage, ob Gott auch Mensch geworden wäre, wenn der Mensch nicht gesündigt hätte, ist keineswegs eine solche, die bloß für die Speculation, nicht aber für die praktische Erkenntniß der Heilstat-

sachen eine Bedeutung hätte. Muß sie bejaht werden, so greift diese Antwort so bedeutsam in die Heilslehre ein, giebt ihr einen so gar andern Unterbau und nöthigt ihr von ihrer Grundlage aus bis zu ihrer äußersten Spitze hinauf eine so wesentlich verschiedene Fassung auf, daß auch die h. Schrift trotz ihrer entschieden praktischen Tendenz davon nicht wohl Umgang nehmen konnte. Die Auskunft, daß die Schrift davon nicht geredet habe, weil es für sie kein Interesse gehabt habe, genügt also nicht. Sie hat nicht davon geschwiegen, weil sie es nicht für bedeutsam genug hielt, davon zu reden, sondern weil sie nichts davon wußte, weil es ihr gar nicht in den Sinn kam, weil es sich ihr vielmehr von selbst verstand, daß die Menschwerdung durch die Sünde allein bedingt sei.

Doch die gegnerische Fassung beruft sich auf die Nöthigung des christlichen Bewußtseins, auf die Undenkbarkeit, daß durch die Sünde ein Höheres und Herrlicheres für den Menschen erzielt worden sei, als der normale sündlose Entwicklungsgang darzustellen vermocht haben würde. Wäre die Voraussetzung richtig, so müßte, wie schon oben gezeigt wurde, allerdings auch die Folgerung zugestanden werden. Aber daß sie unbegründet und unrichtig sei, ist bald zu erweisen.

So weitgreifend und überschwenglich auch die Ausdrücke sind, mit welchen das Neue Testament die Seligkeit und Herrlichkeit der Erlösten im ewigen Leben preist, so bieten sie doch nichts, was nicht schon in der den Menschen durch die Schöpfung gegebenen Bestimmung und Befähigung beschlossen gedacht werden könnte, gedacht werden müßte. Die Herrlichkeit des Urstandes und die Herrlichkeit des Vollendungsstandes verhalten sich zu einander wie Keim und Entfaltung, wie Bestimmung und Realisation. Diese bietet nichts absolut Neues, Nichts, das nicht schon in dem anerschaffenen Ebenbilde als Keim, Ansaß und Fähigkeit vorhanden zu denken

ist. Im Ebenbilde Gottes ist das Recht der Aindschaft und Erbschaft beschlossen (Röm. 8, 17), in ihm schon ist der Mensch der göttlichen Natur theilhaftig geworden (2. Petri 1, 4), und in ihm schon ist die Aehnlichkeit des Menschen mit Gott gesetzt (1 Joh. 3, 2) — denn nur Aehnlichkeit mit Gott, nicht Gleichheit, wie Luther übersezt, spricht diese Stelle den selig Vollendeten zu.

Sünde und Erlösung sind Correlata. Je stärker und gefährlicher die Krankheit ist, um so heils- und lebenskräftiger muß auch die Arznei sein, die sie heben soll. Je höher wir die Sünde anschlagen, um so höher muß uns auch die Bedeutung der Erlösung steigen, und umgekehrt, je gewichtiger die Anstalten sind, die Gott getroffen hat, uns von der Sünde zu erlösen, um so größer muß auch die Tiefe und der Umfang des Verderbens sein, in welches die Sünde uns gestürzt hat. Das christliche Bewußtsein fordert aber gebieterisch, beide möglichst hoch anzuschlagen; es sieht in dem Einen ein unendliches, unermessliches, fluchwürdiges Verderben, in dem Andern ein unendliches, unermessliches, anbetungswürdiges Heil. Die gegenwärtige Auffassung verletzt und beeinträchtigt aber das christliche Bewußtsein grade in diesem Punkte, wo es am empfindlichsten ist, wo es am wenigsten eine Verletzung verschmerzen kann. Denn indem sie nicht die Menschwerdung an sich durch die Sünde bedingt sein läßt, sondern nur eine besondere Form ihrer Erscheinung, nämlich die Erscheinung in Niedrigkeit und Knechtsgestalt, schwächt sie das Gewicht der Sünde ab und verkleinert den Werth der Erlösung. Daß Gott Mensch wird, ist die unendlich größere Selbstentäußerung, und dies allein anbetungswürdige Wunder der ewigen Liebe soll in gar keiner Beziehung zur Sünde stehen. Nur die unvergleichlich geringere That der Selbstverleugnung, daß der Mensch, in dem Gott sich ohnehin incarnirt hätte, menschliches Leiden und menschlichen Tod übernimmt, das allein soll um der Sünde willen geschehen sein. Wie viel verliert dabei die Erlösung

an Bedeutung, wie viel leichter wird es dabei mit der Sünde genommen! Und was noch weit schlimmer ist, was dem christlichen Bewußtsein geradezu unerträglich und mit der Lehre der heiligen Schrift völlig unverträglich ist, die Erlösung hört auf, eine freie That des göttlichen Erbarmens zu sein, sie wird zu einer schon durch die Schöpfung gesetzten Nothwendigkeit. Denn fordert die Schöpfung zu ihrer Ergänzung und zur endlichen Vollendung der Menschheit die Menschwerdung Gottes, so muß die letztere eintreten, gleichviel, ob der Mensch eine normale oder eine abnorme Entwicklung einschlägt. Die Sünde verliert dadurch an Verantwortlichkeit für den Menschen, weil die ihm durch die Schöpfung verliehene Stellung noch einer Ergänzung durch eine zukünftige Menschwerdung bedurfte; sie verliert auch an Bedeutung dem Weltplane Gottes gegenüber, weil die Menschwerdung auch ohne sie eingetreten wäre. Zwar bleibt die Menschwerdung auch dann noch ein anbetungswürdiges Wunder der Liebe, ein ewig preiswürdiger Rathschluß der freien Gnade, — nicht aber die Erlösung. Sie ist durch den Rathschluß der Menschwerdung bedingt, nicht aber aus dem freien göttlichen Erbarmen über das Elend des sündigen Menschen hervorgegangen.

Das also steht uns fest, daß die Menschwerdung Gottes auf der Erde nur durch die freie Gnade Gottes Behufs Uebertwindung und Tilgung der Sünde und ihrer Folgen bedingt ist; und daß die menschliche Entwicklungsgeschichte, wenn die Sünde nicht störend dazwischen getreten wäre, der Menschwerdung Gottes nicht bedurft hätte, um zu demselben Ziele zu gelangen, zu dem sie jetzt freilich nur durch die Menschwerdung Gottes geführt werden kann.

Von diesem Resultate aus wenden wir uns wieder zu der Frage, von der wir ausgingen: „Ist die Annahme einer Incarnation Gottes auf den übrigen Welten, die von vernünftigen Geschöpfen bewohnt sind, nothwendig oder auch unzulässig?“

Sie ist unzulässig, denn die biblische Weltanschauung hat keinen Raum für sie und das christliche Bewußtsein fordert sie nicht. Die Welten wenigstens, deren Bewohner nicht gefallen sind, bedürfen einer solchen außerordentlichen Beihülfe nicht, da die Schöpfung einem jeden Geschöpfe schon die Mittel und Fähigkeiten gegeben hat, deren es bedarf, um in seiner Weise zu jenem großen und allgemeinen Ziele: „daß Gott Alles in Allem sei“ zu gelangen. Anders freilich stellt sich die Frage bei den Welten, deren geistige Bewohner etwa ebenfalls gefallen sind, wie die Menschheit auf der Erde. Bei solchen ist die Frage nicht von vornherein abzuweisen. Aber sie darf auch nicht so fort und ohne Weiteres besagt werden. Denn zuvor müßte die Frage erörtert werden, ob diese Geschöpfe auch erlösungsfähig seien.

Keine menschliche Wissenschaft kann uns Kunde geben über das Vorhandensein freier Geschöpfe auf den übrigen Welten, geschweige denn über die ethischen Zustände derselben. Wir sind daher für diese Fragen allein auf die Offenbarung in der heil. Schrift angewiesen. Diese kennt und nennt nur zweierlei geistige Geschöpfe: Engel und Menschen. Sie belehrt uns zwar, daß ein Theil der Engel allerdings gefallen ist, aber sie lehrt auch sehr bestimmt deren Erlösungsunfähigkeit. (Vgl. Kap. 4. §. 21.) So müssen wir denn unsere Erörterung mit dem Resultate schließen, daß eine Incarnation Gottes nur auf der Erde statt gefunden habe und nirgends anders, daß die Bewohner der übrigen Welten einer Erlösung und somit auch einer Incarnation entweder nicht bedürfen, sofern sie nicht gefallen sind, oder ihrer doch nicht fähig sind, wenn ein Fall derselben statt gefunden hat.

§. 18. Fortsetzung.

Der Zweck der Menschwerdung Gottes in Christo war den gefallenen Menschen zur Gemeinschaft mit Gott zurück-

zuführen, und ihm dem Ziele zuzuführen, zu dem er durch das ihm anerschaffene Ebenbild bestimmt und befähigt war. Das Ziel der Erlösung ist kein andres und kein höheres als das der Schöpfung, aber die Erlösung forderte eine ungleich höhere Art der Gottesmanifestation, eine unendlich tiefere Selbstentäußerung Gottes als die Schöpfung. Denn die Schöpfung hatte es bloß mit einer Position zu thun, sie setzte einen reinen Anfang, eine Fähigkeit, die im Stande war, durch eigene Entwicklung zum Ziele zu gelangen. Durch die Sünde ist dieser Anfang von seinem Lebensquell losgerissen, die Fähigkeit zerstört, die normale Weiterentwicklung unmöglich gemacht und die Persönlichkeit in eine Tiefe des Verderbens gesunken, aus der keine creatürliche Macht sie erretten konnte. Die Aufgabe der Erlösung war also eine viel größere und umfassendere; sie forderte nicht bloß die Position eines Neuen, sondern auch die Negation des Alten, nicht bloß die Restitution zu dem Verlorenen, sondern auch die Evolution zu dem noch nicht Erlangten.

Die Frage, wie sich die Menschwerdung Gottes auf Erden zu den geistigen Bewohnern der übrigen Welten verhält, fällt demnach zusammen mit der Frage nach dem Verhältniß der Menschenschöpfung zu denselben. Ebenso wenig wie in der Erschaffung des Menschen zum Ebenbilde Gottes eine Zurücksetzung, Beeinträchtigung oder Vernachlässigung der übrigen vernünftigen Kreaturen liegt, eben so wenig liegt eine solche in der Menschwerdung Gottes. Daß der Mensch schon in der Schöpfung zu einem höhern Ziel bestimmt wurde, als sie, und daß dies Ziel trotz der menschlichen Sünde, durch eine neue und zwar die möglichst höchste Wunderthat der göttlichen Gnade verwirklicht wurde, konnte ihnen keinen Nachtheil bringen.

Wohl aber einen unermesslichen Vortheil. In die Welt der übrigen freien Kreatur war durch Fall und Empörung eines Theils der Engel ein Riß gekommen. Die Harmonie

des Weltalls war zerstört. Um sie wiederherzustellen, wurde der Mensch geschaffen, und als auch er fiel, erlöst, weil er erlösungsfähig war.

Die Menschwerdung Gottes auf Erden kam somit dem ganzen Weltall zu Gute. Ist jene alte Anschauung, welche den Menschen als Mikrokosmos betrachtet, d. h. als den Repräsentanten aller Kreatur, als dasjenige Geschöpf, in welchem sich alle Stoffe und Potenzen, alle Kräfte und Fähigkeiten des Leibes und der Seele, der Natur und des Willens, die sonst im Weltall zerstreut und vereinzelt sind, concentrirt wiederfinden, ist diese Anschauung wahr, so ist es auch wahr und begreiflich, daß Gott, indem er unmittelbar Menschennatur annimmt, eben dadurch auch mittelbar die Natur aller übrigen Kreatur annimmt.

Daß der Mensch als der Mikrokosmos der irdischen Welt anzusehen sei, darin stimmen Empirie, Speculation und Offenbarung (Kap. 4, §. 9) so klar und bestimmt überein, daß wir uns eines weitem Nachweises entheben können. Alle tellurischen Urkräfte und Urstoffe, alle Potenzen des Thier- und Pflanzenlebens sind concentrirt und sublimirt im Menschen vorhanden. Eine Menschwerdung Gottes kommt also auch aller übrigen irdischen Kreatur zu Gute.

Es würde sich nun weiter fragen, ob der Mensch auch als Mikrokosmos des Weltalls, als der Repräsentant aller übrigen, auch außerirdischen Kreatur angesehen werden dürfe.

Empirische Forschung und Erfahrung kann, wie die Sachen jetzt stehen, nicht als Schiedsrichter in dieser Frage anerkannt werden. Daß die Empirie von einer solchen Stellung des Menschen nichts wisse, wird gerne zugegeben; aber es muß auch zugegeben werden, daß es gar viele Dinge im Himmel und auf Erden giebt, von denen unsre dormalige Empirie nichts weiß und nichts wissen kann.

Das Nichtwissen der Empirie in diesem Punkte ist aber darum nicht entscheidend, einmal weil die Potenz des Anfangs (nämlich die Gabe der Schöpfung) nicht zur Entfaltung

gekommen, sondern vielmehr durch den Sündenfall in ihrer normalen Evolution gestört und zu abnormer Revolution ver-
stört worden ist, — und dann weiter, weil die Wiederher-
stellung durch die Erlösung noch nicht vollendet, noch nicht
zu dem Momente hindurchgedrungen ist, wo sie alle eingetre-
tene Revolution überwunden, alle unterbliebene Evolution
dargestellt hat.

Kann in dieser Frage überhaupt irgend etwas entschie-
den werden, so kommt die Entscheidung begreiflich allein der
Offenbarung zu, und es sind drei Momente, die hier in Be-
tracht kommen können: die ursprüngliche Bestimmung des
Menschen, die ihm im Anfange durch die Schöpfung ge-
geben war, die aber durch die Sünde gestört und verstört
wurde; — dann die Potenz und Fülle der Wiederherstellung
in der Mitte, die sich in dem stegenden und erhöhten Gott-
menschen darstellte; — und endlich die Fülle des Endes, die
sich von dem erhöhten Gottmenschen aus Allen, die seines
Geschlechtes sind, d. h. die aus ihm geboren, und wieder-
geboren zu einem neuen Leben und einer neuen Entwicklung,
mitgetheilt haben wird.

Sehen wir diese drei Momente der christlichen Offen-
barung näher darauf an, ob sie etwas, und was sie zur Be-
antwortung der vorliegenden Frage darbieten.

Was zunächst die Schöpfung betrifft, so steht auf dem
Boden der biblischen Anschauung so viel fest, daß die Erde
als die zuletzt geschaffene Welt und ebenso der Mensch als
das letzte aller persönlichen Geschöpfe anzusehen ist. Als der
Mensch, die Krone und das Siegel aller irdischen Creatur,
geschaffen ist, da hat Gott alle Werke der Schöpfung voll-
endet, da tritt die Ruhe Gottes ein, die das absolute Auf-
hören aller rein schöpferischen Thätigkeit bezeichnet. Durch
diese Stellung in der Schöpfungsstala erhält die Erde und
der Mensch eine einzige und culminirende Bedeutung im
Weltall; hier ist das Ziel und Ende aller göttlichen Schöpfer-

thätigkeit, der Abschluß und Zusammenschluß aller Schöpferidee.

Noch deutlicher tritt diese culminirende und abschließende Bestimmung und Stellung des Menschen zum Weltall hervor, wenn jene Auffassung, die wir im vierten Kapitel dieser Schrift als aus dem Gesamtcomplex der biblischen Offenbarung sich ergebend nachzuweisen gesucht haben, als wahr anerkannt wird, jene Auffassung nämlich, wonach die Erde durch den Fall der Engel in ein wüstes Chaos verwandelt, durch das Sechstageswerk erneuert und dann dem Menschen zur Wohnung verliehen ist, damit er die vorhandene Disharmonie im Weltall wieder zur Harmonie zurückführe.

Gehen wir weiter zur Erwägung der biblischen Lehre, vom Gottmenschen, so tritt die Zulässigkeit jener Auffassung hier noch deutlicher hervor.

Nach der im neuen Testamente allenthalben durchklingenden Bibellehre ist Christus, der Gottmensch, in dem die menschliche Natur in ihrer absoluten Idealität sich dargestellt hat, nach Vollendung seines irdischen Werkes, erhöht worden über alle Kreatur im Himmel und auf Erden, so daß er Alles trägt, erhält und erfüllet. Diese Erhöhung bezieht sich aber nicht nur auf seine göttliche, sondern auch auf seine menschliche Natur; ja genau genommen, ausschließlich auf die letztere, da seiner Gottheit eine solche erhabene Stellung schon von selbst zukam. „Er nahm,“ sagt der Apostel Phil. 2, 6—11, „er nahm Knechtsgestalt an und ward gleich wie ein anderer Mensch und an Geberden als ein Mensch erfunden. Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. Darum hat ihn auch Gott erhöht und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle Kniee Derer, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters.“ Noch deutlicher spricht

derselbe Apostel in Eph. 1, 20—23: „Gott hat ihn (nämlich den Menschen Jesum) von den Todten auferwedet und gesetzt zu seiner Rechten im Himmel über alles Fürstenthum, Gewalt, Macht, Herrschaft und Alles, was genannt werden mag, nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen, und hat alle Dinge unter seine Füße gethan und hat ihn gesetzt zum Haupt der Gemeinde über Alles, welche da ist sein Leib, nämlich die Fülle Des, der Alles in Allen erfüllet.“ Und in B. 10 sagt er: der Rathschluß Gottes bestehe darin, „daß alle Dinge unter ein Haupt zusammengefasst würden in Christo (dem Gottmenschen), beide, das im Himmel und auf Erden ist, durch ihn selbst, durch welchen auch wir zum Erbtheil gekommen sind.“

Hier findet nun die Anschauung, daß der Mensch seiner ursprünglichen, durch die Sünde zwar gestörten, aber durch die Erlösung wiederherzustellenden Bestimmung nach der Mikrokosmos, der potentielle Repräsentant des Makrokosmos, sei, ihre ausdrückliche biblische Bestätigung. Denn zunächst erscheint hier der Mensch Jesus offenbar als Mikrokosmos. Was aber vom Menschen Jesus gilt, gilt auch von dem durch ihn erlöseten, durch ihn seiner Bestimmung zugeführten Menschen überhaupt. Denn das Wesen der Erlösung, nach ihrer positiven, thetischen Seite, besteht ja darin, daß Christus als Menschensohn, als Repräsentant und Urbild der Menschheit, als zweiter Adam die Idee der Menschheit in ihrer ganzen Vollkommenheit darstellte, zunächst in seiner eignen Person, um dann als Haupt des Organismus, dessen Glied er durch seine Menschwerdung wurde, uns Alle, die wir in die Gemeinschaft seines stiegenden Lebens eingetreten sind, wie er in die Gemeinschaft unsres unterliegenden Lebens eingetreten ist, nach sich zu ziehen, und zu gleicher Vollendung zu führen (vgl. Kap. 4, S. 26). — Zudem wird ja hier die Gemeinde, die sein Leib ist, deren Haupt er ist, ausdrücklich bezeichnet als die „Fülle Des, der Alles in Allen erfüllet“

Er, das Haupt, erfüllet Alles in Allen, und die Gemeinde, ein Leib, ist seine Fülle, mit der und durch die er Alles in Allen erfüllet.

Nicht minder deutlich und bestimmt zeugt für unsre Auffassung auch die biblische Lehre vom Weltende. Das Ende der irdischen Weltentwicklung ist nach der heil. Schrift auch das Ende aller Weltentwicklung, das Gericht über den Menschen fällt zusammen mit dem Gericht über alle Kreatur, und der Untergang, die Verklärung und Verneuerung der Erde ist auch verbunden mit der Verneuerung des Himmels. Daß nun aber der Eintritt dieses gemeinsamen Weltendes irgend wie bedingt sei durch außerirdische und nicht zur Erde in Beziehung stehende Entwicklungen, davon weiß die Schrift nichts. Mindestens, sie macht denselben vielmehr einzig und allein von den irdischen Entwicklungen abhängig, und die Vollendung der Himmelswelten und Himmelsgeister wird nur dadurch aufgehalten, weil nicht Eines vollendet werden kann ohne das Andere, weil die Vollendung eben darin besteht, daß alle Dinge unter Ein Haupt zusammengefaßt werden und daß Gott Alles in Allem sei (Hebr. 11, 40; Eph. 1, 10; 1 Kor. 5, 28). Vgl. Kap. 4, §. 24.

§. 19. Die Katastrophe des Weltendes

Wir bezeichnen oben (in §. 1) als die drei Hauptmomente der biblischen Weltanschauung, welche mit den Resultaten der Astronomie als unvereinbar preisgegeben zu werden bedroht sind, die biblischen Lehren von der Welterschöpfung, von der Welterlösung und vom Weltgerichte. Die beiden erstgenannten Momente haben wir bereits im vorigen in genügenden Betracht gezogen und gezeigt, daß die astronomischen Resultate mit ihnen wohl vereinbar seien. Dieselbe Aufgabe liegt uns nun noch in Beziehung auf das drittgenannte Moment ob.

Nach der biblischen Lehre steht dem ganzen Weltgebäude (der Erde nicht nur, sondern auch mit ihr zugleich dem Himmel) eine Katastrophe bevor, durch welche dasselbe (gleich wie ein veraltetes Gewand abgethan und durch ein neues ersetzt wird) verwandelt und verneuert werden soll (vgl. Kap. 4, S. 34. 35).

Wir haben nun in Kap. 5, S. 5 gesehen, daß die Astronomie, soweit ihr, gestützt auf mehrtausendjährige Beobachtung und Erfahrung, und getragen von der minutiösesten Berechnung, ein Urtheil über die Stabilität der jetzigen kosmischen Weltordnung zusteht, dies dahin abgeben muß, daß unser Sonnensystem wenigstens, und allem Anscheine nach auch der Fixsternhimmel den Charakter unstörbarer Harmonie, Ordnung und Gliederung an sich trägt, indem sie durchaus keine Kräfte oder Zufälle irgend welcher Art kennt, durch welche die bestehende Ordnung zerstört, alterirt oder gefährdet werden könnte, vielmehr alle scheinbaren Störungen, die die Weltkörper auf einander ausüben, wiederum so genau und umflüchtig in den Gesamtcomplex der Bewegungen eingefügt sind, daß sie, statt Zeugniß für eine einst drohende Zerstörung desselben abzulegen, vielmehr die Fortdauer der bestehenden Gliederung zu verbürgen scheinen.

Jene biblische Lehre von einer dereinstigen Weltverneuerung durch einen Weltuntergang soll nun, behauptet man, weichen müssen vor der astronomischen Lehre von der unstörbaren Stabilität der gegenwärtigen kosmischen Gliederung.

Die beste Antwort auf diesen Angriff giebt die Schrift selbst gerade da, wo am ausführlichsten und bestimmtesten der einstige Weltuntergang gelehrt wird, 2 Petri 3, 4 ff. Hier wird Denen, die da sprechen: „Wo ist die Verheißung seiner Zukunft? Denn nachdem die Väter entschlafen sind, bleibet es Alles, wie es von Anfang der Creatur gewesen ist,“ — geantwortet: „Muthwillens wollen sie nicht wissen, daß ein Himmel vor Zeiten auch war, und eine Erde aus Wasser und

im Wasser bestanden durch Gottes Wort, durch welche die damalige Welt mit Wasser überschwemmt und verderbet ward. Der jetzige Himmel aber und die Erde werden durch sein Wort gespart, daß sie zum Feuer behalten werden u.“

Hier wird zunächst auf ein analoges geschichtliches Factum hingewiesen, das gewissermaßen als ein Vorbild oder Vorspiel jener allgemeineren und gewaltigern Weltkatastrophe angesehen werden kann, auf die Sündfluth. Auch in den Beziehungen zwischen Meer und Land, zwischen Wasserconsumtion und Wassererzeugung besteht bei allen partiellen Störungen ein so festes, geordnetes und stabiles Verhältniß, daß keine vorsündfluthliche Physik, auch in höchstmöglicher Ausbildung, etwas von der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer solchen die ganze Erdoberfläche ergreifenden und umgestaltenden Katastrophe hätte vorher wissen, berechnen oder ahnen können, und doch brach die Fluth herein, als man sich dessen am wenigsten versah, und es öffneten sich Quellen des Verderbens aus der Tiefe und aus der Höhe, an die kein Mensch gedacht hatte: „Im 600. Jahre des Alters Noah's, am 17. Tage des zweiten Monats, da war der Tag, da aufbrachen alle Brunnen der Tiefe, und thaten sich auf die Fenster des Himmels und kam ein Regen auf Erden vierzig Tage und vierzig Nächte“ (1 Mos. 7, 11. 12).

„Und gleich wie es war zu der Zeit Noah's, also wird auch sein die Zukunft des Menschensohnes“ (Matth. 24, 37). Wie dort aus dem tiefsten Innersten der Erde, in das keine menschliche Forschung hineingebracht war, und aus den Regionen der Höhe, wo die Wolken sich bilden nach einem Gesetze, das noch keines Menschen Wiß zu erfassen vermocht hat, plötzlich Fluthen des Verderbens hervorbrachen, die mit einem Male alle Zweifler und Spötter durch ihre Schreden verstummen machten, — so können ja auch wohl in den Höhen und Tiefen des Weltalls Kräfte schlummern, die einst, wenn sie auf das gebietende Wort des Weltenschöpfers und Wel-

tenrichters hervorbrechen, durch ihre Macht Himmel und Erde umgestalten und erneuern mögen.

Wie gestaltet sich nun in der äußern Erscheinung und Wirkung die geweissagte Endkatastrophe? Die Schrift sagt: „Die Himmel werden vom Feuer zergehen und die Elemente vor Hitze zerschmelzen, und die Erde und die Werke, die darinnen sind, werden verbrennen. Wir warten aber eines neuen Himmels und einer neuen Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnt“ (2 Petr. 3, 10—13).

Unter allen Elementen, die wir kennen, ist keins so mächtig, so durchdringend und gewaltig, wie das Feuer. Unter allen zerstörenden Elementen ist das Feuer das zerstörendste, aber indem es das vergängliche zerstört und das Unehle als Schlacken von dem Edlen ausscheidet, befreit es auch das Unvergängliche und Edle aus den Banden des Vergänglichen und Unehlen, und stellt das erstere in seiner Reinheit und Lauterkeit, in der Fülle seines Glanzes und seiner Herrlichkeit dar. Darum ist denn auch das Feuer von jeher nicht nur als das Symbol des Verderbens und der Zerstörung, sondern ebensosehr als das Bild der kräftigsten und durchgreifendsten Läuterung und Heiligung angesehen worden.

Soll nun die Katastrophe des Weltendes nicht eine bloß zerstörende und verderbende, sondern zugleich auch und vornehmlich eine läuternde und erneuernde sein, so leuchtet ein, daß unter allen Mitteln, die wir kennen, kein geeigneteres dazu erfunden werden kann, als das Feuer.

Wie das Feuer aber das kräftigste und gewaltigste unter allen Elementen ist, so ist es auch das am weitesten verbreitete. In allen Körpern schlummert es und kann durch mechanische und dynamische Kräfte hervorgerufen werden. In den Tiefen der Erde ist ein unauslöschlicher Feuerheerd, aus den Wollen des Himmels bricht es hervor, die Einwirkung der Sonne erzeugt es, und jene geisterhaften Kräfte der Elektricität, die sich allem Anschein nach durch alle Regionen des

Beschaffenen hindurchziehen, umschließen eine Fülle und Intensität der Feuererzeugung, wie sie sonst ihres Gleichen sucht.

Wenn nun die Weissagung weiter verkündigt, daß erschreckliche Zeichen an Himmel und Erde dieser Endkatastrophe vorangehen oder sie begleiten sollen, daß Sonne und Mond ihren Schein verlieren, Sterne vom Himmel fallen und das Zeichen des Menschensohnes in den Höhen des Himmels gesehen werden solle, so gehört dies Alles ebenso wenig, wie die Endkatastrophe selbst, vor das Forum der Astronomie. Sie kann wenig oder nichts zur Erläuterung und zum physikalischen Verständniß derselben beibringen, sie kann aber noch weniger sich vermessen wollen, die physikalische Unmöglichkeit derselben nachweisen zu können.

Daß Sonne und Mond verfinstert werden, erleben wir von Jahr zu Jahr; seltsame Erscheinungen am Himmel, die unwillkürlich den Beschauer mit bangem oder staunendem Entzücken erfüllen, sind auch nichts Unerhörtes, jede auffallende Kometenerscheinung hat dies bewährt; der Astronomie sind unter den Händen Sterne am Himmel verschwunden, und unsere Novembernächte zeigen uns wiederholt das Schauspiel, daß tausende von Asteroiden vom Himmel fallen u.

Wir wollen damit keineswegs behaupten, daß die Verfinsternung der Sonne und des Mondes an jenem großen Tage der Zukunft nichts als eine ordinäre Sonnen- oder Mondfinsterniß sei, daß das Zeichen des Menschensohnes mit der Erscheinung eines Kometen zusammen falle, oder gar, daß das Fallen der Sterne vom Himmel auf einen Sternschnuppenhimmel zu reduciren sei; wir glauben vielmehr, daß jene Momente der Weissagung etwas ganz Andres, etwas bisher Ungesehenes und Unerhörtes bezeichnen, aber für die Möglichkeit der geweisagten Erscheinungen am Himmel legen eine Thatfachen der Erfahrung immerhin Zeugniß ab.

§. 20. Die Dauer des irdischen Weltlaufes.

Unsre Erde muß sich 18 Millionenmal um die Sonne schwingen, ehe die Sonne selbst mit ihrem ganzen System in dem Reigen des Fixsternhimmels, in den sie mit verschlungen ist, ein einziges Mal ihren Umlauf um jenen Thron der kosmischen Kräfte in der Mitte des Milchstraßensystems vollbracht hat. Das Weltenjahr also, in welchem der Himmel seine Umlaufszeit um die gemeinsame Mitte vollendet, beträgt nach Mädler 18 Millionen Erdenjahre (Kap. 5. §. 9).

Wie winzig erscheint auch hier die Erde, wie kleinlich der Begriff und Umfang der Zeit, die uns hier trägt, begrenzt und beherrscht! Wie gering und armselig erscheint, gegen einen solchen Maßstab gehalten, der Zeitraum des Bestehens der Erde und des Menschengeschlechtes! Was sind 6000 Jahre gegen 18 Millionen Jahre!

Nahе an 6000 Jahre besteht nach der Schrift die gegenwärtige Ordnung der Dinge auf der Erde. Wie lange wird sie noch bestehen bis zu jenem großen Tage des Endes der gegenwärtigen Welt, wo Himmel und Erde bei der Zukunft des Menschensohnes umgewandelt und erneuert werden sollen, damit ein neuer Aeon von ewiger Dauer beginne?

Die Schrift antwortet mit klaren Worten: Zeit und Stunde zu bestimmen, hat der Vater seiner Macht vorbehalten; kein Mensch, selbst kein Engel im Himmel weiß etwas davon (Mark. 13, 32. 33; Apostelg. 1, 7).

Die Apostel und mit ihnen die frommen Christen aller Jahrhunderte haben den Tag der Zukunft als nahe bevorstehend angesehen. Nicht das objektive Moment der Weissagung sprach sich in dieser Erwartung aus, sondern das subjektive Moment der frommen Gemüthsstimmung, der Sehnsucht und des Verlangens, und dieses hatte seine volle Berechtigung und Wahrheit. Jahrhunderte sind seitdem vergangen, und Jahrhunderte, ja Jahrtausende können noch vergehen,

he das subjektive Moment der Erwartung mit dem objektiven Moment der Erfüllung zusammenfällt.

Doch mögen auch noch Jahrhunderte und Jahrtausende vergehen bis zu dem Tage der Zukunft, so ist es auf dem Grunde der Schriftanschauung doch unmöglich, sein objektives Erscheinen in solcher Ferne zu denken, daß zwischen dem irdischen Weltlaufe einerseits, mit dessen Ende auch das Ende des Himmels in seinem gegenwärtigen Bestande zusammenfallen soll, und der kosmischen Umlaufszeit des Himmels andererseits ein entsprechendes Verhältniß bestehe. Die Stellung der Menschwerdung Gottes in der Mitte der irdischen Weltzeit, die immer deutlicher hervortretenden Zeichen der Zeit, das Herannahen der endlichen Erfüllung der gesetzten Bedingungen und Vorboten der Vollendungszeit, — das Alles verpflichtet uns auf das Bestimmteste, in solchen nebeligen Fernen die Grenzmarken der irdischen Entwicklung zu suchen.

Sollte es nun denkbar sein, daß der Himmel wie ein veraltetes Gewand abgethan werde, noch ehe er ein einziges Jahr seines Bestehens erreicht habe, noch ehe er ein einziges Mal seinen Kreislauf vollendet habe?

Ein zwiefaches Mißverständnis, mit dessen Lösung diese Frage alle Bedeutung verliert, liegt ihr zu Grunde. — Jene 3000 Jahre der biblischen Chronologie beziehen sich, wie wir gesehen haben, ja nicht auf die Entstehung des gesammten Weltalls, ja nicht einmal auf die erste Entstehung der Erde, sondern auf deren Restitution und Neuschöpfung, oder vielmehr nur auf die Erschaffung des Menschen, die erst nach Vollendung dieser Neuschöpfung eintrat. Zwischen jener Urerschöpfung und dieser Neuschöpfung liegt aber ein unbestimmter und unbestimmbarer Zeitraum.

Dann ist aber auch weiter dies übersehen, daß das zukünftige Weltalter, als dessen Pforte das Weltgericht erscheint, kein zeitloses sein kann. Die Zeitlichkeit, die ein nothwendiges Correlat der Kreatürlichkeit ist, soll ja nicht aufhören,

sondern soll nur in die Ewigkeit aufgenommen werden, ebenso wie die Kreatur nicht aufhören soll, Kreatur zu sein, sondern nur zur Theilnahme an der Fülle der göttlichen Herrlichkeit erhoben werden soll (vgl. Kap. 4, §. 30). Hört aber in der Ewigkeit des zukünftigen Weltalters die Zeit nicht auf, Zeit zu sein, so werden auch gewiß die Bewegungen und Umläufe der Welten, welche die Träger und Marken der Zeit sind, nicht aufhören. Der Himmel soll ja durch die Endkatastrophe nicht vernichtet, sondern nur geläutert, erneuert und vollendet werden, und je weniger der Himmel von dem Verderben, das durch das Läuterungsfeuer des Weltgerichtes als Schlacken der Hölle ausgeschieden werden soll, ergriffen ist, um so weniger wird er auch in seinem Bestehen alterirt werden.

§. 21. Die kosmische Vollenbung.

Wir werfen zulezt noch einen Blick auf den kosmischen Vollendungszustand des ewigen Lebens.

Hier muß nun endlich die ganze Würde und Hoheit der Erde und ihres Bewohners, des Menschen, zur offenliegenden Erscheinung gekommen sein. Alles Verderben, das durch die zwiefache Katastrophe des Falles der Engel und des Menschen über die Erde gekommen ist, muß überwunden und ausgeschieden, und alle Bestimmung, die der Erde sowohl in ihrer Urschöpfung als auch in ihrer Neuschöpfung für den Menschen, von dem Rathschluß der göttlichen Weisheit gegeben war, zur höchsten und vollsten Darstellung und Entfaltung gelangt sein.

Haben wir im Vorigen den Himmelswelten, als den Wohnungen der heiligen Engel Gottes, kosmische Vorzüge vor der Erde in ihrem gegenwärtigen Zustande zugestehen müssen, so müssen wir erwarten, daß im Vollendungszustande unsre jetzt so arme und niedrige Behausung den Engelswelten darin, worin diese einen Vorzug vor ihr haben, oder eine höhere

Entfaltung darbieten, in ihrer Art gleich ge-
 d; und daß andrerseits die Vorzüge vor den
 Welten, welche jetzt schon, aber in noch un-
 verhüllt durch die Gestalt der Niedrig-
 keit durch den Fluch der Sünde, bestim-
 mten, in vollendeter-Fülle her-

daß in den kosmischen Regionen
 ebenso lebenskräftiges Zu-
 getrennten Gegensätze statt-
 und der Tod und somit auch

Früchte desselben hinweggenommen

eine ebenso lebensvolle Harmonie, eine eben

Gemeinschaft und Gegenseitigkeit, eben so innige

der Liebe und Sympathie zwischen den jetzt isolirten,

sich abgeschlossenen Gliedern unseres Sonnensystems statt-
 finden werde. Vielleicht daß dies auf ähnlichem Wege ge-
 schehen wird, wie es dort geschieht, daß diese so scharf ge-
 trennten und doch so verwandten und zusammengehörigen
 Welten unter den Accorden einer höhern Sphärenmusik einen
 eben so feierlich-seligen Reigentanz der Liebe feiern werden;
 vielleicht daß auch sie dann in der lebendigsten unmittelbarsten
 Kommunikation mit einander — ähnlich auch darin jenen
 Lichtwelten — stehen werden, vielleicht daß dann jenes dunkle
 unerleuchtete und dormalen unerleuchtbare Aethermeer unseres
 Systems, vom Lichte innigst durchdrungen, auch einen „ewi-
 gen Sonnenschein“ uns bringen wird, und daß gerade das-
 selbe Aethermeer, das jetzt die einzelnen Welten unwirthlich
 von einander trennt, dann sie innigst vereinigen wird, wie
 die Lichtatmosphäre des Fixsternhimmels alle darin webenden
 Welten eint.

Worin besteht nun aber die größere Herrlichkeit, der
 Vorzug, den unsere Erde dereinst vor allen andern Welten
 haben wird? Darin, daß die erlösete, verklärte, selige Mensch-

heit, die nach dem Bilde Gottes geschaffen und zu diesem Bilde wieder hergestellt ist, dort wohnen wird, daß der Herr der Herrlichkeit, der ihre Natur für alle Ewigkeit angenommen hat, dort unter seinen Gläubigen, die er Brüder zu nennen sich nicht schämt (Hebr. 2, 11), wohnen wird, daß Er das unbefleckte, unverwelkliche und unvergängliche Erbe seiner Sohnschaft, dessen Miterben sie werden sollen, mit sich bringt auf die verklarte Erde, daß Er dort unter ihnen den herrlichsten Thron seiner Gnade und Allmacht, Herrlichkeit und Majestät errichten wird, daß Er selbst, das unerschaffene Licht, ihnen leuchten wird mit einer Klarheit, die noch keine Creatur geschaut hat.

Was für Bedingungen und Veränderungen das Alles im physischen Zustande der Erde und ihres Weltsystems und in der kosmischen Stellung beider zum gesamten Weltall hervorrufen wird — da legen wir die Hand auf den Mund und stellen ein Fragezeichen hin, dessen über alle Maßen herrliche Beantwortung wir erst von der Zukunft erwarten können²⁶⁾.

Wir haben gesehen, die Erde ist einzig in ihrer vorliegenden Erniedrigung, sie wird eben so einzig, nur in entgegengesetztem Sinne, in ihrer zukünftigen Erhöhung sein. Wie der Mensch erniedrigt ist unter die Engel und dennoch die „Schmetterlingslarve des höchsten der Geschöpfe“ ist, so ist die Erde erniedrigt unter die Engelwelten und dennoch „das edelste Samentorn der Schöpfung“; — wie Judäa das geringste und verachtete Land der Erde und dennoch das werthe Land (Dan. 11, 16. 41) ist, wie Bethlehem der geringste Flecken daselbst, zu klein, genannt zu werden unter den Tausenden in Juda (Mich. 5, 1), und dennoch dort aufging die Sonne der Gerechtigkeit (Mal. 4, 2), so ist auch unsere Re-

26) Vgl. übrigens noch die Andeutungen und Vermuthungen in der fünften Zugabe dieser Schrift.


gion das Judäa des Weltalls, unsere arme Erde das Bethlehäm dieses heiligen Landes, niedrig und gering, und doch über Alles werthgeachtet; — und wie vor Joseph, der der Kleinste unter seinen Brüdern war, sich im prophetischen Traume Sonne, Mond und Sterne neigten, so werden auch einst dieselben sich neigen vor der Erde, der kleinsten Welt des Universums.

Einst als Jehova die Erde gründete, da sahen „mit 1000 hellen Augen“ die Morgensterne jubelnd zu, und als das ewige Wort des Vaters voller Gnade und Wahrheit den Thron der Herrlichkeit verließ, um sich in unser Fleisch und Blut zu kleiden, da ertönte der Lobgesang der himmlischen Heerschaaren: Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen. Einst auch, wenn des Menschen Sohn wiederkommen wird in den Wolken mit aller Glorie seiner ewigen Gottheit umgeben, um Himmel und Erde zu erneuern und Alles zu vollenden, dann werden jene Boten seiner Allmacht und Güte, bei denen schon jetzt unaussprechliche Freude ist über jeden Fortschritt des Reiches Gottes auf Erden (Luk. 15, 7), jubelnd auf die Entwicklung des gottseligen Geheimnisses blicken, in welches sie gelüftete, zu schauen, und dann in hellern Tönen, im höhern Chor ihr ewiges Hallelujah singen (Apost. 5, 12. 13).



Zweite Abtheilung.

Zugaben verwandten Inhaltes.

- I. Die Geologie und die Bibel.
 - II. Die oberhimmlischen Wasser.
 - III. Die Lichter des Himmels als Zeichen für die Zeiten, Tage und Jahre.
 - IV. Das Paradies und die Cherubim.
 - V. Kurze Andeutungen zur Entwicklungsgeschichte der irdischen Natur.
- 

Erste Zugabe.

Die Geologie und die Bibel

I. Der angebliche Widerstreit zwischen Geologie und Bibel.

§. 1. Mehr fast noch als die älteste aller Wissenschaften, die Astronomie, ist die jüngstgeborne Schwester derselben, die Geologie, dazu mißbraucht worden, um durch ihr Ansehen das der Bibel zu untergraben. Ihre angeblichen oder wirklichen Resultate sind mit beispieleloser Zuverlässigkeit den Angaben der biblischen Schöpfungsgeschichte als damit völlig unverträglich entgegen gestellt worden; und obwohl die Ergebnisse dieser Wissenschaft zum großen Theile noch so mangelhaft und ungenügend, und deren Deutung noch so schwankend und unsicher sind, wie es kaum bei einer andern Wissenschaft der Fall sein möchte, hat man dennoch kein Bedenken getragen, ihnen eine Zuverlässigkeit und Gewissheit zuzuschreiben, vor der die Aussagen der biblischen Offenbarung als Erzeugnisse eines kindischen Wahnglaubens sich verbergen müßten.

Zwar hat es auch durchaus nicht an Versuchen gefehlt, die Ehre und Autorität der mosaischen Kosmogonie den Präensionen jener Wissenschaft gegenüber zu retten und das vielerufene Zerwürfniß zwischen beiden als ein bloß in der Einbildung Uebelwollender oder Schlechtunterrichteter bestehendes

des darzustellen. Die geologische und theologische Literatur der Engländer, Franzosen und Deutschen ist überaus reich an solchen Versuchen. Leider aber mußte der unbefangene Leser sich gestehen, daß bei weitem die meisten derselben nur eine mehr oder minder erzwungene und unnatürliche Eintzung zu Wege gebracht haben, und sie somit der guten Sache im Grunde mehr geschadet als genützt haben.

Das Grundgebrechen dieser verfehlten Versuche lag darin, daß sie ebensosehr wie die Gegner den Charakter der biblischen Schöpfungsgeschichte als einer ausschließlich-religiösen Offenbarungsurkunde verkannten; daß man eigentlich naturwissenschaftliche Belehrungen darin zu finden wähnte, die dann so lange gedreht und verbreht werden mußten, bis sie mit den Ergebnissen der naturwissenschaftlichen Forschungen halbwegs zu harmoniren schienen; daß man es gänzlich außer Acht ließ, wie die rein-religiösen und die rein-physikalischen Momente der Schöpfungsgeschichte schon ihrer Natur nach, einander ergänzend, mehr nebeneinander, als, einander kontrollirend, aufeinander fallen müssen; — daß die Bibel uns über das belehrt, was außerhalb der Grenzen der empirischen Naturforschung liegt, die Geologie hingegen uns Aufschluß giebt über diejenigen Entwicklungsmomente, deren Darstellung außerhalb des Planes und Interesses der Bibel lagen.

§. 2. Es sind besonders vier Instanzen, welche von den Resultaten der Geologie aus gegen die Glaubwürdigkeit der biblischen Schöpfungsgeschichte erhoben worden sind. Die erste Instanz lautet:

Die Bibel lehrt, daß die Erdbildung auf wässrigem (neptunistischem) Wege stattgefunden habe; die Geologie dagegen hat es außer allen Zweifel gesetzt, daß nicht das Wasser, sondern vielmehr das Feuer das Haupt- und

Grundagens bei der Bildung der Erdrinde gewesen sei.

Beide Behauptungen bedürfen aber jedenfalls mehrfacher Zurechtsetzung und bedeutender Beschränkung. Es wird sich später zeigen, daß die vulkanistische oder plutonistische Theorie der Erdbildung, wie sie allerdings heutzutage von den meisten Geologen vertreten wird, noch weit davon entfernt ist, schon so sehr über allen Zweifel erhaben zu sein, als sie es von sich rühmt. Darauf soll jedoch hier noch nicht eingegangen werden. Wir wollen vielmehr vorläufig die vulkanistische Fassung der Geologie als wohl berechtigt hinnehmen. Wir haben es zunächst nur mit der Zurechtsetzung der andern Behauptung zu thun, daß die Bibel eine neptunistische Entstehungsgeschichte der Erde gebe, und zwar eine solche, die den Vulkanismus und Plutonismus ganz ausschliesse.

Die mosaische Schöpfungsgeschichte lehrt allerdings, daß beim Beginn des Sechstageswerkes der Geist Gottes auf dem Wasser schwebete. Mit Gewißheit kann daraus nur dies entnommen werden, daß der erste Blick des Sehers, dem wir diesen Bericht verdanken, nur Wasser geschaut habe. Er berichtet als ein treuer Zeuge nur, was er gesehen hat. Er läßt es vorläufig völlig unentschieden, ob wir uns etwa die ganze Erdmasse in diesem Wasser aufgelöst zu denken haben, oder ob schon ein fester Erdboden vorhanden war, der von den urweltlichen Gewässern umfluthet war.

Sehen wir nun, ob wir im weiteren Verlauf der Berichterstattung nähere und bestimmtere Auskunft über diese Frage erschließen können. Am ersten Tage wird das Licht aus der Finsterniß hervorgerufen. Wären wir berechtigt, daraus Schlüsse zur Beantwortung unsrer Frage zu ziehen, so möchten, scheint es, dieselben der zweiten Fassung günstiger sein. Denn führen wir, was doch immer am meisten Wahrscheinlichkeit für sich hat, diese Entstehung des Lichtes auf das Ein-

treten electro-magnetischer Spannungen zurück, so möchten diese viel eher begreiflich sein, wenn wir uns die Erde schon als einen festen nur noch von Wasser umhüllten Kern mit den mannigfachen Gebirgsgeschichten und den dadurch bedingten polarischen Gegensätzen denken, als wenn wir uns die Erde in einem ganz und gar flüssigen Zustande zu denken hätten, in welchem all die verschiedenartigen Stoffe, die jetzt gesondert bestehen, noch vermischt und ungeschieden waren.

Zwar könnte man sich die Lichtentstehung des ersten Tages auch noch durch andre als electro-magnetische Actionen bedingt denken, und statt ihrer eine andre Kraft annehmen, die der entgegengesetzten Auffassung günstiger wäre, — nämlich die Krystallisationskraft, durch deren Eingreifen sich die im Wasser aufgelösten Substanzen zu den gewaltigen krystallinischen Gebirgsmassen bildeten, welche jetzt gleichsam das Knochengerüste der Erde darstellen. Allerdings ist es That-
sache, daß die Krystallisationsprocesse, selbst wenn sie auf nassem Wege vor sich gehen, von Lichterscheinungen begleitet sind, und ein so gewaltiger Krystallisationsproceß, wie hier vorausgesetzt werden müßte, könnte gar leicht auch eine so mächtige Lichtentwülfung bedingt haben, daß die ganze Erde dadurch bis zur Stärke der Tageshelligkeit erleuchtet werden konnte. Allein eine solche Lichtentwülfung könnten wir uns doch kaum so denken, wie die biblische Urkunde sie gedacht wissen will, nämlich als eine regelmäßig aufhörende und wiederkehrende, mit einem regelmäßigen, dreimal in gleicher Weise sich erneuernden Wechsel von Licht und Finsterniß, von Tag und Nacht.

Das erste Tagewerk entscheidet aber bei alle Dem nicht über unsre Frage. Sehen wir auch das zweite darauf an. Hier scheiden sich die untern Wasser von den obern. Denkt man sich freilich mit Ebrard und Delisle (nach ehemaligem Vorgange des Verfassers dieses) die obern Wasser als das Substrat, aus welchem die obern Himmelskörper in gleicher

Weiße gebildet wurden, wie die gegenwärtige Erde aus den zurückgebliebenen untern Wassern, — dann muß allerdings die Auffassung, daß die Erdveste schon vor dem Sechstageswerke vorhanden und nur wegen des sie umhüllenden Urwassers nicht sichtbar war, unbedingt fallen. Allein schon in Kap. 4. S. 8 (gegen Ende) haben wir diese Ansicht als unzulässig erwiesen, und werden demnächst in der zweiten Zugabe dieser Schrift noch eingehender, als es dort thunlich war, ihre Unzulässigkeit nachweisen. Wir sind vollkommen überzeugt, daß die obern Wasser nur von den Wolken gedeckt werden dürfen und daß somit das zweite Tagewerk die Bildung der irdischen Atmosphäre zur Aufgabe hatte. Dann aber vermag das zweite Tagewerk nichts über die ob-schwebende Frage zu entscheiden.

Gehen wir endlich zum dritten Tagewerk, so sehen wir hier die untern Wasser kraft des göttlichen Allmachts-vortes sich an besondere Verter sammeln, also daß das Trockene hervortrat. Diese Scheidung von Meer und Land könnte man sich nun allerdings durch die Bildung der Erdveste und insonderheit durch die Erhebung der Gebirgsstöcke unbedingt denken, wodurch unsre Frage zu Gunsten der ersten Fassung entschieden wäre. Allein Niemand wird behaupten dürfen, die Worte des Textes nöthigten dazu. Eben so gut wie bei der spätern Sündfluth (wo auch die ganze Erde mit Gewässer überfluthet war) die Fluth in ihre Grenzen zurückgebannt und das Wasser wieder an seine Verter gesammelt wurde, ohne daß es dazu einer Gebirgsbildung oder Gebirgs-erhebung bedurfte, ebenso gut konnte auch hier das Zurück-weichen der Gewässer ohne solche Mittel vor sich gehen.

Wäre wirklich die Sammlung der Gewässer am dritten Tage durch die Bildung der Erdveste und zwar durch Hebung und Senkung ihrer Massen, durch Emporstelgen von Gebirgen und Niedersenken von Thälern und Klüften bewirkt worden, so wäre es mehr als auffallend, es wäre unerklärlich, daß

der Bericht nicht die mindeste Beziehung darauf enthält. Dann wäre nicht das Verlaufen und Sichsammeln der Gewässer, sondern vielmehr das Emporsteigen und Sichsenken der Erdmassen das unvergleichlich Wichtigere, das unvergleichlich mehr in die Augen Fallende gewesen; dann würde auch ohne Zweifel der Seher, der, was er schaute, in unserm Berichte verzeichnete, es gesehen, es beschrieben haben. Seine Worte sind aber vielmehr durchaus so angethan, daß wir nach ihnen den Vorgang uns ungleich ruhiger sich verlaufend denken müssen, als es bei der andern Fassung möglich wäre.

Ja halten wir uns an die Worte, und nehmen wir es genau damit, was doch wohl die erste Pflicht der Exegese ist, so müssen wir zugestehen, daß vielmehr die Ansicht von einer Entstehung des festen Landes innerhalb des dritten Tages, nicht nur nicht darin ausgesprochen ist, daß sie vielmehr dadurch verneint ist. Die Worte lauten: „Gott sprach: Es sammle sich das Wasser an einen Ort, daß gesehen werde (zum Vorschein komme) das trockene Land. Und es geschah also.“

Nur von einer Sammlung der Wasser, von einem Zurückweichen derselben, ist hier die Rede. Auch nicht von ferne wird auf eine dermalige Entstehung des festen Landes hingewiesen. Es wird vielmehr ausdrücklich als vorhanden vorausgesetzt: es soll nur zum Vorschein kommen, es soll sichtbar werden.

Delitzsch (Genesis S. 69. 70) hält uns freilich Psalm 104, 8 (vgl. Kap. 4 S. 8) entgegen. Er bestreitet die von mir nach Vorgang Hengstenberg's verteidigte Uebersetzung: „Sie (die Wasser) steigen empor zu den Bergen, herab zu den Thälern.“ Er will vielmehr mit Maurer und Ewald übersetzt wissen: „Empor stiegen Berge, es senkten sich Thäler.“

Damit wäre freilich die Sache sofort abgemacht. Dann

würde (bei der anerkannten Beziehung, in der dieser Psalm zur mosaischen Schöpfungsgeschichte steht) die Bildung der Erdveste ohne Zweifel dem dritten Tage angehören, dann verstände es sich von selbst, daß die Wasser in Gen. 1, 2 nicht bloß die Erdoberfläche bedeckten, sondern die gesammte Erdmasse noch aufgelöst in sich schlossen. Aber Delitzsch's Bestreitung meiner Uebersetzung von Ps. 104, 8 hat mich nicht im Geringsten an derselben irre zu machen vermocht.

Daß unsre Uebersetzung völlig sprachgemäß sei, wird nicht in Abrede gestellt; daß sie aber durch den Zusammenhang als die einzig zulässige bedingt ist, läßt sich bald zeigen. Denn erstens sind die Berge, die in V. 8 erst emporsteigen, d. h. sich bilden sollen, schon in V. 6 da: „Fluth decktest du über die Erde gleich einem Gewande, auf den Bergen stehen Wasser. Vor deinem Schelten fliehen sie, vor der Stimme deines Donners enteilen sie. Sie steigen empor zu den Bergen 1c.“

Es ist uns unbegreiflich, wie Delitzsch so leichten Kaufes sich mit V. 8 abfinden kann, wenn er deutet: „Auf den Bergen, nämlich den werden sollenden, standen Wasser.“ Mit solcher Exegese läßt sich alles machen. Vollends unbegreiflich ist es uns aber, wenn er gleich darauf sagt: „Aber da vorher gesagt ist, daß die Berge noch unter dem Wasser verborgen waren, . . . so bleibe ich dabei, daß V. 8 von der Gebirgsbildung redet.“ Das begreife, wer da kann, ich vermag's nicht.

Ein andrer zwingender Grund für unsere Uebersetzung liegt im Zusammenhange des 9. Verses mit dem vorigen. V. 9 heißt: „Eine Grenze sezttest du ihnen, nicht überschreiten sie dieselbe, nicht kehren sie zurück, zu bedecken die Erde.“ Hier ist das Subjekt unfehlbar die in V. 6 namhaft gemachten Gewässer; sie bleiben auch in V. 7 Subjekt. In V. 8 kann nun unmöglich ein andres Subjekt (die Berge und Thäler) eintreten und doch V. 9 ohne Weiteres wieder das frü-

here Subjekt aufgenommen werden. Auch Delitzsch hat die Bedeutsamkeit dieses Argumentes gefühlt, aber die Art, wie er sich ihm zu entwinden sucht, stellt die Unzulässigkeit seiner Fassung nur noch mehr ins Licht. Er sagt: „Man hat vielleicht zu erklären: Es stiegen empor Berge, sie (die Wasser) senkten sich in die Thäler an den Ort, den Du ihnen (den Wassern) gegründet hast. Diese Erklärung von V. 8 beseitigt den Einwurf, daß wie V. 7, so auch noch V. 9 die Wasser das Hauptsubjekt sind.“

Das einzige Scheinbare, was Delitzsch gegen unsere Uebersetzung beibringt, ist die Bemerkung: „Es liegt näher, die Berge emporsteigend zu denken, als die Wasser zu den Bergen.“ Allein auch dies ist eben nur scheinbar. Schon die Parallelstelle Psalm 107, 26 („Sie — die Wellen — steigen empor zum Himmel, herab zu Thälern“) kann uns von der Zulässigkeit dieser Fassung überzeugen. Noch entscheidender nöthigt uns dazu die Tendenz unseres ganzen Psalmes, die, wie Heugstenberg überzeugend aus dem Anfangs- und Schlußverse nachgewiesen, dahin geht, in der Ueberwindung des tohu wabohu durch das Sechstageswerk ein Bild des endlichen Sieges darzustellen, den Jehovah's Allmacht der Gemeinde Gottes über die unheilvolle Welt verschafft. Das tritt besonders klar in unsrer Stelle hervor, und nur darum verweilt der Sänger so lange bei der Schildrung des Kampfes der Gewässer um die usurpirte Gewalt. „V. 8 schildert malerisch die Wirkung des göttlichen Scheltens: in tobende Aufregung versetzt, steigen die Wasser bald wieder empor zu den Bergen, ihrem hohen Sitze, von dem das Schelten Gottes sie vertrieben, bald unfähig, sich dort zu halten, herab zu den Thälern, bis sie sich endlich in ihr Schicksal finden und den Ort einnehmen, wo Gott sie haben will, — ein treffendes Bild der Zustände, welche eintreten, wenn Gott seine Kirche von der Gewalt ihrer Feinde befreien will. Auch da ziehen sie nicht auf einmal sachte und stille ab. Sie ver-

suchen es noch manchmal, wieder zu den Bergen emporzu-
steigen, dann sich wenigstens in den Thälern zu halten, aber
zuletzt müssen sie doch völlig hinweg.“ — Die Schildrung ent-
spricht übrigens auch nicht minder dem naturhistorischen
Vorgang einer eigentlichen Fluth. Auch hier steigen die Ge-
wässer, selbst wenn ihre Uebermacht schon gebrochen ist, und
sie im Sinken begriffen sind, doch noch öfter, gleichsam sich
von Neuem ermannend, momentan wieder höher. Selten ist
das Abnehmen einer Fluth ein so continuirliches, daß gar
kein Schwanke eintritt, daß das Abnehmen dazwischen nicht
auch wieder durch ein momentanes Steigen unterbrochen
wäre.

Was uns also schon aus Gen. 1 als das bei Weitem
Wahrscheinlichere sich kund gab, daß nämlich das dritte Tage-
werk nur das Trockenlegen des Festlandes, nicht die Bildung
desselben bewirkte, daß vielmehr die Bildung der Gebirge und
der festen Erdrinde nicht in, sondern vor das Sechstageswerk
fällt, wird uns durch den 104. Psalm zur Gewißheit erhoben.
Ebrard (l. c. 201) mag zusehen, wie er es verantworten
könne, wenn er, ohne auch nur den Schein eines Beweises
beizubringen ¹⁾, behauptet, daß diese Fassung „der gesunden

1) Ober soll man das etwa einen Beweis nennen, wenn
Ebrard (S. 169) sagt: „Auch kann man mit großer Zuversicht sa-
gen, daß 1. Mos. 1 auf keinen unbefangenen Leser den Eindruck
machen wird, als wolle der Autor (wie Buckland und Pengsten-
berg wollen) das leztmalige Hervorgehen der Erdoberfläche aus der
auf die Molassenbildung folgenden Ueberschwemmung beschreiben!
Wir antworten: Nichts ist gewisser, als daß der Autor das nicht
wollte, — aber nichts ist auch gewisser, als daß keiner seiner Leser
weder der befangenen, noch der unbefangenen, ihm je diese Ab-
sicht zugeschrieben hat. Der Autor, der nicht das Mindeste von einer
Molassenbildung und ebensowenig etwas von einem mehrmaligen
Hervorgehen der Erdoberfläche aus immer neuen Ueberschwemmungen
wußte, konnte auch die Ueberfluthung, von welcher er 1. Mose 1, 2

Ergeße ins Angesicht schlägt.“ Durch einen solchen Kraftspruch, deren die sonst vielfach treffliche Abhandlung manchen ausläßt, können wir uns nicht einschränken noch beirren lassen.

Verhält es sich nun aber so, berichtet die Bibel (weder in der Schöpfungsgeschichte 1 Mos. 1, noch sonst irgend wo) durchaus nichts über Vorgang, Zeit und Art der Gebirgsbildung; setzt sie diese vielmehr schon als vollendet voraus, und beginnt sie ihren Schöpfungsbericht mit jenem Stand der Dinge, wo die Gebirge und die feste Erdrinde schon bestanden, aber von einer alles Leben ertödtenden, kein Leben aufkommen lassenden Fluth bedeckt waren, nach deren Bestätigung sofort der gegenwärtige Zustand der Erde, mit ihren gegenwärtigen Pflanzen, Thieren und Menschen hergestellt wurde, — dann möchte ich wissen, welche unter allen bis jezt geltend gemachten, ja welche unter allen möglichen auch in Zukunft etwa noch geltend zu machenden geologischen Erdbildungstheorien mit der Bibel unvereinbar sein könne? Das lohn' vabohu vor dem Sechstageswerk, dessen Grenzen und Dauer

berichtet, zu jenen nicht in Beziehung stellen. Er wußte nur von einer Ueberschwemmung, nämlich von der, die dem Auftreten des Menschen und der ihn begleitenden Organismen voranging, — und darum auch nur von einem Hervorgehen der Erdoberfläche aus der bedeckenden Wasserfluth, nämlich von dem, das er B. 9. 10 beschreibt. Die Geologen wollen aber von einer mehrfachen Ueberfluthung und Trockenlegung der Erdoberfläche wissen. Erhard wird darin seinen unversöhnlichen Widerspruch finden wollen. Nun, so gestatte er doch auch, die einmalige Ueberfluthung des Schöpfungsberichtes zu den mehrmaligen Ueberfluthungen, von denen die Geologie spricht, in Beziehung zu stellen, und sie, wie es nicht anders möglich ist, als die letzte derselben anzusehen und zu bezeichnen; er nenne das nicht beispiellose Befangenheit, und spare seinen Kraftausdruck: „das heißt aller gesunden Ergeße in's Angesicht schlagen“ — für eine passendere Gelegenheit auf!

dessen Actionen und Reactionen nirgends beschrieben werden, läßt uns Raum sowohl für eine unbedingte Herrschaft entweder Neptuns oder Vulkans, als auch für jede beliebige Art und Dauer, für jeden beliebigen Ausgang des Kampfes zwischen beiden. Glaubt man, „Millionen Jahre“ nöthig zu haben für die Bildung der Erdkruste zu dem, was sie seit dem Auftreten des Menschen ist, — wir können eben so splendid und sorglos im Leben sein, wie die Geologen nur immer kühn und grandios im Fordern sein mögen.

Wir dagegen fordern unsrerseits von den Geologen gar nichts, als das Eine, was keine geologische Theorie uns verweigern kann und wird, nämlich eine Ueberfluthung der Erde vor dem Auftreten des Menschen und der ihm beigegebenen Pflanzen- und Thierwelt. Mag man diese Ueberfluthung nun als die erste und einzige, oder als die letzte von unzähligen andern ansehen, — uns gilt das gleich; — uns genügt das Eine, daß die Geologie, welche Gestalt sie auch annehmen mag, des Wassers bei der Erdbildung doch nimmer wird entzathen können. Spricht sie statt von einer von zehn und mehr auf einander folgenden Ueberfluthungen, desto besser für uns, wir sind um so sicherer, daß sie uns eine derselben als die letzte wird lassen müssen.

Die Bibel bewährt auch hier darin ihren religiösen Charakter, daß sie nie und nirgends der menschlichen Wissenschaft vorgreift, nie und nirgends Probleme behandelt, deren Lösung der empirischen Forschung obliegt. Darum kann auch keins ihrer Resultate mit der Bibel in Widerspruch gerathen, keins einen bedrohlichen Conflict mit der geoffenbarten Wahrheit hervorrufen. Sie, die Offenbarung, läßt für die Resultate der Naturforschung carte blanche. Sie steht weder auf der Seite des Vulkanismus, noch des Neptunismus; sie nimmt nur Partei in Dingen, die die Religion betreffen. Sie entscheidet so wenig zwischen Neptunisten und Vulkanisten, wie zwischen Homöopathen und Allopathen.

§. 3. Wenden wir uns zu der zweiten Instanz, welche von Seiten der Geologie gegen die Bibel erhoben wird. Sie lautet:

Die Bibel lehrt, daß die Bildung der Erdrinde zu ihrem gegenwärtigen Bestande nur sechsmal 24 Stunden in Anspruch genommen habe; die Geologie dagegen hat so einleuchtend, daß jeder Widerspruch Thorheit ist, gezeigt, daß viele Tausende, ja vielleicht „Millionen von Jahren“ nöthig waren, um die Bildung der Erdrinde mit ihren mannigfachen und verschiedenartigen Gebirgsformationen, so wie das Entstehen, Bestehen und Vergehen der vielen aufeinander folgenden Schöpfungen, deren Reste von den Flößgebirgen umschlossen sind, vor sich gehen zu lassen.

Wir lassen auch hier die Behauptungen und Forderungen der Geologie, so exorbitant sie auch häufig auftreten, unangefochten und sehen zu, ob sich unter der Voraussetzung ihrer Richtigkeit eine Einigung mit der Bibel nachweisen lasse.

Die gewöhnliche Auskunft der Concordisten, wie sie zuletzt noch Delissch festzuhalten und neu zu begründen versucht hat, besteht darin, daß man für die sechs Schöpfungstage nicht ein irdisches oder menschliches, sondern ein prophetisches oder göttliches Zeitmaß von incommensurabler und darum unbestimmbarer Dauer in Anspruch nimmt. Wir haben uns indeß bereits oben (Kap. 4, §. 4) von der gänzlichen Unzulässigkeit dieser Auskunft überzeugt (vgl. noch Kap. 6, §. 3).

Dagegen berufen wir uns mit um so größerer Zuversicht auf das oben gewonnene Resultat, daß die Bibel über die Entstehung und Bildung der Gebirge gar nichts berichtet, vielmehr dieselben als schon vor dem Beginn des Sechstageswerks vorhanden voraussetzt. Fällt nun die Bildung der Ge-

birge jenseits des biblischen Schöpfungsvorganges, so auch ohne Zweifel das Entstehen, Bestehen und Untergehen der in ihnen begrabenen und versteinerten Thier- und Pflanzenwelt. Zwischen dem ersten und zweiten, so wie zwischen dem zweiten und dritten Verse der biblischen Schöpfungsurkunde, läßt die Offenbarung zwei große weiße Blätter, auf welche die menschliche Wissenschaft schreiben kann, was sie will, um die naturhistorischen Lücken auszufüllen, welche die Offenbarung, als nicht ihres Amtes, selbst auszufüllen unterlassen hat.

Die Offenbarung hat einer jeden dieser beiden *cartes blanches* nur eine Ueberschrift gegeben, nur ein summarisches Inhaltsverzeichnis. Das der ersten lautet: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Wie das geschehen sei, wie lange es gedauert habe, was darauf gefolgt sei, welche Evolutionen und Revolutionen statt gefunden haben, bis zu dem Stand der Dinge, den B. 2 schildert, darüber sagt sie nichts. Die menschliche Wissenschaft fülle die Lücke aus, wenn sie es vermag.

Die zweite *carte blanche* führt die summarische Inschrift: „die Erde war wüste und leer, und der Geist Gottes schwebete auf dem Wasser.“ Welche Einflüsse der auf den Wassern schwebende Geist Gottes auf dieselben übte, welche Wirkungen und Gestaltungen er in ihnen hervortrieß, das sagt die Offenbarung nicht, — das Auge des Sehers hat die Vorgänge in der graulichen Tiefe, so lange sie mit Finsterniß bedeckt war, nicht geschaut, nicht erkannt, und darum auch nicht beschrieben. Erst als es Licht ward, konnte er unterscheiden und sehen, was vorging; und erst von da an beginnt sein Bericht.

Die Offenbarung hat in den Ueberschriften der beiden *cartes blanches* einen ewig festen und unbeweglichen Grund gelegt, durch den dem Pantheismus und Atheismus der Boden vortweg genommen ist. Empirie, Combination und Speculation; Naturforschung und Naturphilosophie, Religionsphilosophie und Theologie mögen versuchen, auf diesem Grunde

weiter zu bauen. Aber einen andern Grund soll uns keiner legen, als den, welcher hier gelegt ist. Es gilt auch hier das Wort des Apostels 1 Kor. 3, 12—15, sowohl nach der ernstesten Mahnung, die es enthält, als nach der tröstenden Verheißung, die es bietet: „So aber Jemand auf diesen Grund bauet Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stoppeln, so wird eines Jeglichen Werk offenbar werden, der Tag wird's klar machen, denn es offenbaret sich durch's Feuer; und welcherlei eines Jeglichen Werk sei, wird das Feuer bewähren. Wird Jemandes Werk bleiben, das er darauf gebauet hat, so wird er Lohn empfangen; wird aber Jemandes Werk verbrennen, so wird er Schaden leiden; er selbst aber wird selig werden, so doch, als durch's Feuer.“

Jedenfalls gehört die Gebirgsbildung der Erde mit der Geschichte der in ihr versteinerten Organismen vor den dritten Vers unserer Urkunde. Ob ihr aber zwischen dem ersten und zweiten, oder zwischen dem zweiten und dritten Verse ihre Stellung anzuweisen ist, das mag Jeder, dem daran liegt, die Resultate menschlicher Wissenschaft mit den Aussagen der Offenbarung zu einem einheitlichen Ganzen zu vereknigen, nach eigener bester Einsicht sich zurechtlegen. Dem Vertheidiger der Urkunde kann es an und für sich einerlei sein, wohn die Entscheidung fällt; ihm genügt es, den Resultaten der Geologie einen Platz angewiesen zu haben, wo sie unbeengt und ungehemmt eingereiht werden können.

Die naturwissenschaftliche Empirie hat es blos mit der Erforschung des Thatbestandes in der Natur zu thun. Ihr ist es an und für sich gleichgültig, wie die Naturphilosophie diese Resultate sich zurechtlege und erkläre; sie darf es auch selbst nicht kümmern, ob die Naturphilosophie damit fertig werden kann oder nicht. Und zu ihren schwersten Problemen gehört offenbar das Verständniß dieser schon vor dem Auftreten des Menschen untergegangenen, in ihrem steinernen Grabe seit vielen Jahrtausenden erstarrten Schöpfungen. Auch die Re-

ligionsphilosophie und selbst die theologische Forschung und Spekulation mag dabei theilhaftig sein, wie diese Räthsel der Welt zu lösen seien. Da mögen sich Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten, Verlegenheiten auf Verlegenheiten häufen, — sie treffen nicht die Empirie der Naturforschung, sie treffen nicht den Exegeten der Bibel, so lange beide ein gutes Gewissen haben. Der treue Forscher in den Geheimnissen der Natur, wie der aufrichtige Forscher in den Tiefen der Offenbarung mögen und können sich trösten mit des Apostels Wort (1 Kor. 13): „denn unser Erkennen ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk vergehen. Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind, und hatte Gedanken wie ein Kind, und war klug wie ein Kind; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel im Räthsel; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stückweise, dann aber werde ich es recht erkennen, gleich wie auch ich erkannt bin.“

S. 4. Das dritte Moment, durch welches die Unvereinbarkeit der geologischen Resultate mit den Angaben des biblischen Schöpfungsberichtes zur Evidenz gebracht werden soll, bezieht sich auf die Reihenfolge in dem Auftreten der organischen Bildungen (Pflanzen und Thiere).

Die Bibel lehrt nämlich eine einfache und ausschließliche Aufeinanderfolge dieser Schöpfungen: am dritten Tage wurde die gesammte Pflanzenwelt, am fünften die Wasser- und Luftthiere, am sechsten die Landthiere und der Mensch geschaffen. Die Geologie dagegen zeigt uns, daß in jeder der verschiedenen Schöpfungsperioden die verschiedenen Klassen des Pflanzen- und Thierreiches gleichzeitig entstanden

und bestanden, und daß der allerdings dabei stattfindende Fortschritt ein ganz anderer war, als die Bibel ihn uns darstellt.

In keinem andern Punkte sind die Concordisten — bis auf Ebrard und Deliſſch herab, unglücklicher gewesen, als in dem Bestreben, die geologische Reihenfolge in den Perioden organischer Schöpfung mit der biblischen Reihenfolge in der Schöpfung der für den Menschen bestimmten Thier- und Pflanzenwelt in Harmonie zu bringen. Wir müssen uns aber hier noch der Darstellung und Widerlegung dieser verunglückten Versuche enthalten, bis wir im dritten Abschnitte dieser Abhandlung eine nähere Kunde von jenem räthselhaften Zeichenader der Urwelt gewonnen haben werden. Vgl. S. 15—18.

Aber schon hier sind wir (durch das Voranstehende) hinlänglich in den Stand gesetzt, die Zuverlässigkeit und Wahrhaftigkeit der biblischen Angaben vor den Angriffen geologischer Plänkler zu retten. Der einzig mögliche und einzig genügende Nachweis der Vereinbarkeit der Bibel mit der Geologie liegt hier in dem offenen und unbedingten Zugeständniß der Unvereinbarkeit der beiderseitigen Reihenfolge.

Es giebt nämlich eine zwiefache Art der Vereinbarung widersprechend scheinender Momente oder Thatsachen. Die eine besteht in dem Nachweis der Identität derselben, wobei die Verschiedenheit als auf bloßen Schein oder auf Mißverstand beruhend beseitigt wird. Diesen Weg haben die meisten Concordisten eingeschlagen, und ihre Versuche sind, wie es nicht anders sein konnte, verunglückt.

Die andre Art der Vereinbarung besteht darin, daß die Verschiedenartigkeit der widersprechend scheinenden Thatsachen als wirklich und wesentlich anerkannt, und somit der Versuch, sie zu identificiren, aufgegeben, dagegen aber der Nachweis geliefert wird, daß sie nicht aufeinander, sondern nebeneinander fallen, — und so zu einer höhern Einheit zusammenschließen. Diesen Weg hat für unsern Fall zuerst Buckland (in seiner

bridge water treatise), dann in andrer Weise A. Wagner in der unten näher zu besprechenden Schrift: Geschichte der Irwelt) und Hengstenberg (evang. Kirchenzeit. 1846 Nr. 37 Inn.) eingeschlagen, und ihn erkennen auch wir als den einzig zum Ziele führenden.

Wir haben bereits im Vorigen das Resultat gewonnen, daß die Bibel von der Bildung der Erdbeste und ihrer Gebirge nichts berichtet, und daß das Hexaemeron (ebenso wie Psalm 104) sie als bereits vorhanden voraussetzt. Demnach gehört auch die Entstehung der von der Gebirgswelt eingeschlossenen Organismen nicht in, sondern vor das Sechstagerwerk. Die Vereinbarung liegt also darin, daß die biblische Thier- und Pflanzenschöpfung eine andere und spätere ist, als die jene Thier- und Pflanzenschöpfungen, welche die Geologie aus ihrem vieltausendjährigen, steinernen Grabe hervorholt. Die Bibel berichtet von den letztern nichts, weil es nur in ihrem Interesse lag, die Schöpfung der dem Menschen eingegebenen Pflanzen und Thiere zu beschreiben, und weil sie in Lehrbuch der Geologie, sondern ein Handbuch des Glaubens sein will. Die Geologie aber findet die Pflanzen und Thiere, deren Schöpfung die Bibel berichtet, nicht, wie die orangegangenen Schöpfungen, in den Flößgebirgen begraben, weil diese schon vor ihr erstarrt waren. Nur der Schlamm und Schutt des Diluviallandes, in den nach zweitausendjährigem Bestehen eine allgemeine Fluth viele ihrer Nachkömmlinge verschüttete, kann Zeugniß über die Bildungen dieser ersten Schöpfung geben. Aber von der Ermittlung der Reihenfolge, in der ihre ersten Individuen auftraten, kann beifolgendermaßen nicht mehr die Rede sein.

§. 5. Wir kommen endlich zur Erörterung der vierten und letzten geologischen Instanz. Sie ist besonders in neuester Zeit von dem berühmten Entdecker des Elektromagne-

komus Versteht in dessen viel gelesenem Buche: „der Geist in der Natur“ zur Bestreitung der biblischen Weltanschauung geltend gemacht worden.

Die Bibel lehrt, daß Krankheit und Tod erst seit dem Sündenfalle des Menschen und durch denselben in die Welt gekommen seien, und die Tödtung eines thierischen Lebens nicht in der ursprünglichen Ordnung der Natur begründet gewesen, sondern erst später eingetreten sei. Die Geologie zeigt aber, daß schon längst vor dem Auftreten des Menschen Krankheit und Tod auf der Erde geherrscht und fleischfressende Thiere auf ihr gelebt haben.

Ganze Welten der Lebendigen sind schon vorher eine Beute des Todes geworden, und unter den einzelnen Gattungen derselben finden wir eine Menge von fleischfressenden Thieren, die von vornherein, durch die Schöpfung schon, dazu organisiert und bestimmt waren, andern Thieren, die mit ihnen die Erde bewohnten, den Tod zu bringen. Und daß auch bei dieser Thierwelt der Tod das natürliche und von selbst eintretende Ziel ihres Lebens war, wird durch deutliche Krankheits Spuren an den Knochen urweltlicher Thiere bezeugt.

Wir lassen auch hier die geologischen Angaben völlig unangefochten und behaupten dennoch die Vereinbarkeit mit der biblischen Weltanschauung.

Die Anklage setzt voraus, es werde gelehrt, daß durch die Sünde des Menschen Krankheit und Tod überhaupt in die Welt gekommen sei, d. h. nicht nur in die Menschenwelt, sondern auch in die Thierwelt. Es ist dies allerdings von Alters her die gewöhnliche theologische Ansicht, aber ausdrückliche Bibellehre ist es nicht. Allenthalben, wo die Bibel vom Tode als der Sünde Sold spricht, bezieht sie sich nur auf die Menschenwelt; nirgends berechtigt sie uns ausdrücklich, die Thierwelt in diese An-

schauung mit hineinanzuziehen. Wenn es dennoch so allgemein geschah und zum Theil noch geschieht, so ist dies eine auf selbstständiger theologischer Combination, Analogie und Folgrung beruhende Ausbildung und Verallgemeinerung der biblischen Anschauung, die, wenn sie wirklich durch die Resultate einer andern Wissenschaft als unzulässig und irrig nachgewiesen werden sollte, fallen gelassen werden könnte und müßte, wobei das Ansehen der Bibel nicht im Mindesten bedroht oder beeinträchtigt werden würde, wie sie denn auch nie als ein eigentlicher Glaubens- und Lehrsatz aufgestellt worden ist. Glaubens- und Lehrsatz ist es von jeher im Christenthum gewesen, daß durch die Sünde der Tod in die Menschenwelt gekommen sei, — nicht aber, daß auch die Thiere nicht gestorben sein würden, wenn der Mensch nicht gesündigt hätte.

Bei dem Schweigen der Bibel über diese Frage halten wir beide Sätze auf rein-biblischem Standpunkte für zulässig, sowohl den, daß in die Thierwelt der Tod erst gekommen sei durch dieselbe Katastrophe, die die Menschenwelt demselben unterwarf, — als auch den entgegengesetzten, daß die Thierwelt von vorn herein sterblich geschaffen worden sei; und auch die theologische Speculation könnte sich bei dem letzten Satze, scheint uns, wohl beruhigen. Denn bei dem Menschen beruht die ursprüngliche Unsterblichkeit auch seines irdischen Lebens darauf, daß er ein persönliches, geistiges, zum Ebenbilde Gottes geschaffenes Wesen ist; so wie umgekehrt seine gegenwärtige Sterblichkeit darauf beruht, daß er durch die Sünde vom Urbild und Urquell seiner Persönlichkeit losgerissen ist. Während so der Tod für den Menschen eine irdische Unnatur ist (wie die Sünde eine geistige Unnatur) — können wir dies nicht in gleicher Weise von der Thierwelt behaupten; denn in der Natur des Thieres liegt kein nöthigender Grund für seine ursprüngliche Unsterblichkeit. Wäre aber ein solcher vorhanden, so läge er auch dann nicht in der Natur des Thieres an sich, sondern in seinem Verhältniß und seiner Stellung zum Menschen.

Ebenso wäre es vielleicht auch denkbar, daß die fleischfressende Tendenz schon von Anfang an in der Thierwelt vorhanden gewesen wäre, nur daß sie nicht gegen den Menschen selbst, wie jetzt, gerichtet gewesen sein könnte, da derselbe zum unbedingten Herrn der Thierwelt bestimmt und befähigt war. Diese fleischfressende Tendenz einzelner Thierarten könnte vielleicht auch damals schon in dem Haushaltungsplane der Natur mit berechnet gewesen sein. Ihre Uebergriffe, die jetzt oft einen so furchtbaren Charakter annehmen, hätte vielleicht der Mensch, als Herrscher über die Natur, zurückhalten sollen; — vielleicht auch hätte es seine Aufgabe sein können, den Haushalt der Natur zu einer höhern Stufe zu führen, auf der die Gegensätze ausgeglichen und eine höhere Harmonie hergestellt wäre.

Wir wollen es indeß nicht verbergen, daß wir ziemlich entschieden der entgegengesetzten Ansicht zugethan sind, nur daß wir sie nicht als ausdrückliche Bibellehre ansehen, und ihr darum auch nicht den Charakter absoluter Zuverlässigkeit, die unter allen Umständen festzuhalten wäre, zuerkennen. Es ist eine selbstständige und darum möglicherweise irrtümliche, auf Analogie und Combination beruhende Erweiterung der biblischen Weltanschauung. Sie ist aus dem subjectiven christlichen Bewußtsein, nicht unmittelbar aus dem objectiven Offenbarungsgehalt hervorgegangen.

Daß durch die Sünde des Menschen nicht nur in sein eigenes geist-leibliches Leben eine störende Katastrophe, sondern auch in das außer ihm befindliche, aber doch in enger Beziehung zu ihm stehende unfreie Naturleben eine Alteration und Umstimmung eingetreten sei, lehrt die Bibel ausdrücklich. Es heißt ausdrücklich: „Verflucht sei der Acker um deinetwillen, Dornen und Disteln soll er dir tragen.“ Das geht freilich ausdrücklich nur auf die tellurische und vegetabilische Natursphäre. Aber es liegt offenbar sehr nahe, anzunehmen, daß auch die animalische Lebenssphäre gleichzeitig von einer ent-

sprechenden Umstimmung ergriffen worden sei; daß erst jetzt — wie in die Pflanzenwelt Dornen und Disteln, — so in die Thierwelt Blutdurst und Raubgier gekommen. Allerdings müßte diese Umstimmung eine tiefgreifende gewesen sein; sie müßte die ganze Organisation vieler Thierarten wesentlich umgestaltet haben, da bei vielen derselben die gegenwärtige Organisation so angethan ist, daß sie des Fleischgenusses nicht entbehren zu können scheint. Bloße Verwilderung würde (so wohl bei der Umstimmung des Pflanzenlebens, wie bei der des Thierlebens) zur Erklärung kaum ausreichen; es müßte vielmehr eine neue, schöpferische Einwirkung Gottes angenommen werden, die ihre besondre Richtung ebenso durch ein göttliches Strafurtheil wie die eigentliche Schöpfung durch einen göttlichen Segensrathschluß erhalten hätte. Diese Annahme möchte aber auch keine große Schwierigkeit haben, da sie bei dem Fluch, der den Ader um des Menschen willen rißt, so gut wie ausdrücklich berechtigt ist.

Auch die Weissagung des Propheten Jesaja K. 11, 6—9, wonach in der Zeit der Wiederherstellung „die Wölfe bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei den Böden ruhen, Lärche und Bären miteinander auf die Weide gehen, und die Löwen Stroh essen sollen wie die Ochsen u.“ scheint unserer Ansicht sehr günstig zu sein. Denn mag immerhin die Schilderung einer seligen Zukunft aus der Thierwelt nur ihre Bilder entlehnen, um durch sie den Frieden in der Menschenwelt nach seiner bisher unerhörten Kraft und Ausdehnung anschaulich zu machen, so muß doch immer auch dem Bilde eine gewisse Wesenheit inne wohnen, die dann zu Rückschlüssen auf den ursprünglichen Zustand der Thierwelt berechtigen möchte.

Endlich können wir auch für unsre Ansicht noch geltend machen das berühmte Wort des Apostels von der seufzenden Creatur, die der Eitelkeit unterworfen ist, nicht um ihrer willen, sondern um des willen, der sie unterworfen hat auf.

Hoffnung, daß sie dereinst auch wieder frei werde von dem Dienst des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes (Röm. 8, 19 ff.), denn daß, wenn überhaupt die Natur, so namentlich und besonders auch die Thierwelt in der seufzenden und harrenden Kreatur mit einbegriffen zu denken ist, unterliegt ja wohl kaum einem Zweifel.

Doch wir arbeiten, scheint es, der gegnerischen Anklage in die Hände? Allerdings. Aber nicht unbedachtſam, sondern von dem sichern Bewußtsein aus, daß wir von ihr nicht das Mindeste zu befürchten haben.

Die Anklage ist darum völlig im Unrecht und völlig ohnmächtig, weil sie zwei völlig heterogene Dinge vermischt und verwechselt. Sie gründet sich auf den Zustand der urweltlichen Organismen, die zwar vor dem Menschen, aber nicht für ihn geschaffen wurden und nie mit ihm und neben ihm bestanden haben. Sie würde nur dann im Rechte sein, wenn sie dasselbe, was sie von den ur- und vortweltlichen Thieren nachgewiesen zu haben glaubt und auch wirklich nachgewiesen haben mag, auch von den mitweltlichen, vor-sündlichen Thieren nachgewiesen hätte; wenn sie Thierexemplare aufzuweisen hätten, die unzweifelhaft vor der Katastrophe des Sündenfalls nicht nur gelebt, sondern auch vor ihr bereits gestorben wären. Und auch dann würde ihre Berechtigung nur eine sehr zweifelhafte und einseitige sein, weil, wie oben nachgewiesen ist, der Tod und die Krankheit und die Raubgier in der Thierwelt von der Bibel nirgends ausdrücklich als vom Sündenfall des Menschen herrührend beschrieben wird.

Die urweltliche Thierwelt, welche von den Flößgebirgen umschlossen ist, ist nicht im Sechstagerwerke entstanden; — sie gehört, wie die Gebirge, die sie umschließen, einer frühern Geschichte an, von der die Schöpfungsurkunde uns nichts offenbart. Es ist eine von der Mitwelt ganz heterogene, längst vor ihr schon untergegangene Welt. Wenn wir in ihr schon Raub und Mord, Krankheit und Tod finden, so kann dies

nicht das Mindeste dafür beweisen, daß Mord und Tod auch in der Mitwelt von Anfang an vorhanden war. Vielleicht ist jene Urwelt eben darum dem Untergange geweiht worden, weil sie Mord und Tod in sich trug, — um einer andern neuen Welt, die ursprünglich davon frei war und auch in selbstständiger eigener Entwicklung davon frei bleiben konnte und sollte, Raum zu machen.

So viel möchte aber dennoch feststehen: Jene untergegangene Welt, die in den Flößgebirgen begraben liegt, ist, so wie sie vorliegt, nicht als eine reine Schöpfung Gottes anzusehen. Wie Mord und Tod durch Sünde und Empörung gegen Gott in die Mitwelt gekommen sind, so muß auch, scheint es, dort schon ein un- und widergöttliches Element wirksam gewesen sein, um sie hervorzurufen und zur Herrschaft zu bringen.

Um ein sicheres Urtheil über den Ursprung und die Herrschaft des Todes und Mordes in jener untergegangenen Urwelt zu gewinnen, müßten wir mit ihrer Geschichte genau bekannt sein. Aber diese Geschichte fehlt uns eben. Nur einzelne, schwankende Elemente und Grundzüge derselben können wir aus anderweltig zerstreuten Offenbarungsdaten erschließen und diviniren. Was unsre unvorgreifliche Meinung davon ist, wie wir uns diese schwierigen Räthsel zurechtzulegen und zu deuten versuchen, soll unten noch näher besprochen werden (S. 21). Hier genügt es uns, die Wichtigkeit der an die Spitze dieses Paragraphen gestellten Anlage nachgewiesen zu haben.

II. Die Bildung der Erdruste.

Der vorige Abschnitt galt dem Nachweis, daß die bisherigen, so wie die zukünftigen Resultate der Geologie mit den Angaben der heil. Schrift nicht in Widerspruch treten können, und daß namentlich die geologischen Interessen der

Gegenwart, nämlich der Kampf zwischen Neptunismus und Vulkanismus die Bibel völlig unberührt läßt. Diese Sicherheit hat sich uns in der Erkenntniß erschlossen, daß die biblische und die naturwissenschaftliche Lehre von der Erdbildung nach Zweck und Inhalt ganz verschiedenartig sind, und die Resultate der einen mit den Ergebnissen der andern nicht aufeinander, sondern nebeneinander fallen.

Der beschränkten Aufgabe des Theologen und Apologeten haben wir dadurch schon genug gethan. Doch hat sich unsre Schrift noch eine weitere Aufgabe gestellt. Wir wollten nicht bloß die angeblichen Widersprüche zwischen Bibel und Naturwissenschaft in ihrer Richtigkeit darthun, sondern auch die beiderseitigen Belehrungen über Entstehung, Entwicklung und Vollendung des Weltalls zu einem einheitlichen Ganzen ineinandergliedern und zusammenfassen. In der ersten Abtheilung unsrer Schrift ist dies in Beziehung auf die Astronomie geschehen. So mag denn auch der Geologie eine gleiche Berücksichtigung zu Theil werden. Dazu bedürfen wir vor Allem eine Darlegung des gegenwärtigen Bestandes der geologischen Resultate. Hier sieht das Terrain aber ganz anders aus, als es auf dem Gebiete der Astronomie der Fall ist. Herrschte dort in bei Weitem den meisten Punkten völlige Uebereinstimmung der Forscher, und auch bei den streitigen Punkten eine durchaus friedliche, versöhnliche und gegenseitig anerkennende Stimmung, so finden wir uns auf der Arena der geologischen Forschung mitten in einen hartnäckigen Kampf versezt, dessen Ende noch nicht abzusehen ist, der sich nicht auf einzelne wirkliche oder vermeintliche Errungenschaften des geologischen Erkennens, sondern um die Prinzipien und das ganze Gebiet derselben handelte. Auch wir werden hier Partei nehmen müssen. Aber, wir wiederholen es, es geschieht durchaus nicht im Interesse der Theologie und Bibel, sondern bloß im Interesse geologischer Gründe und Gegengründe. Nimmt der Leser Anstoß daran, daß wir für die eine Seite

Partei nehmen und gegen die andre, der er vielleicht selbst zugethan ist, — nun so schelte er wenigstens nicht den Theologen und seine Bibel, die hier völlig unbetheiligt sind, sondern den Idioten und seine Gewährsmänner in der Geologie, die allein alle Schuld tragen.

§. 6. Die Aufgabe der Geologie im engern Sinne (im Gegensatz zur Geognosie) ist es, aus dem jetzigen Zustande der Erdrinde, aus der Struktur, dem Inhalt und der Zusammenfügung der einzelnen Bergarten und ihrem gegenwärtigen Verhältniß zu einander Rückschlüsse zu machen auf die Art und Weise, wie sie zu dem geworden sind, was sie jetzt sind. Wie sich die Schwierigkeit dieses Unternehmens aber gleich von vornherein herausstellt, so zeigt auch der flüchtigste Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Geologie, daß trotz des einzigen und beispieldlosen Eifers, mit welchem gerade diese Wissenschaft vor so vielen andern behandelt worden ist, gerade die ersten und wichtigsten Fragen noch schwebend sind. So ist die zu allererst sich aufdrängende Frage über das ursprüngliche Verhältniß der geschichteten zu den ungeschichteten Gebirgen ²⁾ noch immer der Mittelpunkt der Untersuchungen und

2) Die Beobachtung der wesentlichsten Verschiedenheit der Bergarten nach Form und Inhalt zeigt nämlich zwei Hauptklassen: die geschichteten Formationen (oder Flößgebirge), welche in parallel laufenden Platten oder Schichten, nach einer bestimmten, sich allenthalben wiederfindenden Ordnung übereinander gelagert sind, so jedoch, daß auch hin und wieder eine oder mehrere Schichten zwischen denselben Formationen fehlen, und die ungeschichteten (massigen) Formationen von vorherrschend krystallinischer Bildung, welche ohne alle Regelmäßigkeit in der Lagerung und Aufeinanderfolge unter, zwischen und über den geschichteten Formationen liegen, indem sie dieselben durchbrochen und sich zwischen sie gedrängt zu haben scheinen. Namentlich ist es der Granit, welcher allenthalben die höchsten und tief-

Kontroversen. Ob beide sich simultan oder successiv gebildet haben, ob die einen oder die andern als primäre Bildungen, sten Punkte der Erdoberfläche einnimmt, und Stamm und Gipfel des Hochrückens der Hauptgebirgszüge bildet. Die unregelmäßige, an's Tageslicht hervorbringende und sich aufthürmende Stellung der ungeschichteten Gebirge, so wie die davon abhängige, meist gegen den Horizont geneigte Lage der geschichteten Gebirge verursacht es, daß alle einzelne Formationen der letztern an der Oberfläche der Erdoberfläche münden und sich von da in zum Theil unerforschbare Tiefen verlaufen, wodurch es möglich geworden ist (da keineswegs allenthalben dieselben Schichten zu oberst liegen), ihre Reihenfolge und ihre anberweitigte Beschaffenheit zu erkennen. Die Gesteine der geschichteten Formationen sind an sich von einfacher Beschaffenheit, schließen aber nach allen Richtungen hin Spuren und Reste organischer Gestaltung und Belebung in sich, — in den ungeschichteten Gebirgsarten hingegen ist keine Spur von organischen Resten zu finden, sie bestehen meist aus mehreren gemengten, vollkommener oder unvollkommener krystallisirten Mineralien, und statt organischer Petrefakten schließen sie einen großen Reichthum der schönsten Gesteine und mannigfachen Metalle in sich. Man unterscheidet übrigens zweierlei ungeschichtete Gebirgsarten: krystallinische (gewöhnlich als Urgebirge bezeichnet), welche das feste Gebälke der Erdoberfläche auszumachen scheinen. Zu ihnen gehört vor Allen der Granit. Einen zwischen den geschichteten und ungeschichteten Formationen vermittelnden Charakter hat das s. g. Uebergangsgebirge, indem es, an den Eigenthümlichkeiten beider theilnehmend, nach Form und Inhalt den Uebergang von den ungeschichteten zu den geschichteten Gebirgen bildet. Dahin gehört der Gneiß, Glimmerschiefer, Thonschiefer, die Grauwacke, Steinkohle &c. Die geschichteten Gebirge hat man in zwei Klassen getheilt: secundäre und tertiäre Formationen. Zu den erstern rechnet man die untern und ältern Schichten vom rothen Sandstein bis zur Kreide; — zu den letztern (die auch unter dem Namen der Molassengruppe zusammengefaßt werden) alle über der Kreide liegenden Schichten (Grobkalk, Mergel, Gips &c.). Dann folgt das Diluvialland, das Residuum einer letzten allgemeinen Fluth (der s. g. Sündfluth), und endlich das Alluvialland, das sich durch partielle Ueberschwemmungen in der geschichtlichen Zeit bildet hat und noch bildet.

als Urgebirge, zu betrachten sind, ob sich beide unabhängig von einander gebildet haben oder ob die Bildung der einen aus einer Umbildung der andern hervorgegangen sei, und wenn letzteres — ob die geschichten aus der Verwitterung oder der Zerstörung der ungeschichteten auf mechanischem Wege, oder diese durch Umbildung jener entstanden sind? — das sind die großen Fragen, welche noch immerdar die Geologie der Gegenwart bewegen, und sie alle müssen zurückgehen auf die eine Urfrage, ob Wasser oder Feuer das Substrat oder Agens der Erdbildung gewesen, ob Neptun oder Vulkan die Schlüssel zu all diesen Räthseln und Geheimnissen besitze?

Dem bei Weitem größten Theile der heutigen Geologen gilt es nun für ausgemacht, daß der Urzustand der Erde ein feurig-flüssiger gewesen sei, und daß namentlich die krystallinischen Gesteine ihre Entstehung feuriger Schmelzung (Plutonismus) verdanken und die auf nassem Wege später abgesetzten Schichten zu wiederholtenmalen von emporgetriebenen feuerflüssigen Massen (Vulkanismus) durchbrochen, theilweise auch durch den Einfluß ihrer Hitze umgestaltet worden seien (Metamorphismus). Wie im Blüthenalter der theologischen Neologie jedes Festhalten an dem Glauben der Altväter als geistesschwache Befangenheit und als Rückschritt zu einem längst überwunden geglaubten Stadium der Entwicklung angesehen werden konnte, so geht es auch in der geologischen Neologie, die jetzt ihre Blüthenzeit feiert. Die Werner'sche Orthodoxie ist proscribirt, wie weiland die Luther'sche Orthodoxie, und kaum konnte ein Claudius und ein Hannan mit ihrem altväterischen Glauben von den Helden der allgemeinen deutschen Bibliothek mehr verkannt und ignoriert werden, als es einem Nepom. Fuchs, Schafhäutl, Wagner u. A. von den Stimmführern der heutigen Geologie zu Theil wird. Allgemeine Uebereinstimmung aller wissenschaftlichen Forscher ist das Zauberwort, das mit seinem Bann die Geister in der unbedingten Herrschaft des Vulkanismus fes-

sehn will, — aber der Bann ist bereits durchbrochen, kräftige Streiter sind aufgetreten, die sich um ihn nicht kümmern, und allem Anschein nach wird es der neuen geologischen Weisheit ergehen wie jener theologischen, da sie den höchsten Gipfel der Anerkennung und des Ruhmes erreicht hatte. Unter ihnen ist der kräftigsten einer A. Wagner in seinem trefflich, ebenso gründlichen als interessanten Werke (*Geschichte der Urwelt mit besondrer Berücksichtigung der Menschenrassen und des mosaischen Schöpfungsberichtes*. Leipzig 1845), das wir den folgenden Erörterungen zu Grunde zu legen beabsichtigen. Zugleich berücksichtigen wir zur Ergänzung eine neuere Erörterung desselben Gegenstandes in den *Münchener gelehrten Anzeigen* Jahrg. 1850, Nr. 106—113, wo Wagner die geologischen Lehrbücher von Naumann (Lpz. 1850) und Bischof (Bonn 1847—49), so wie ein Schreiben des Letztern an v. Leonhard (in den *Jahrb. für Mineralogie* 1850) bespricht. Beide Verfasser gehören zu den ausgezeichnetsten Autoritäten der Geologie, und beide sind von Haus aus und bis auf diese Stunde entschiedene Vertreter des Vulkanismus. Letzteres ist besonders deshalb wichtig, weil wir in den Schriften dieser Forscher ein unverkennbares Zeugniß finden, daß der Neptunismus dem einsichtigeren und unbefangeneren Vulkanismus immer mehr Zugeständnisse abzwingt. Wagner sagt darüber: „Ich habe zu meiner großen Befriedigung gesehen, daß Naumann, obwohl im Allgemeinen den plutonistischen Standpunkt festhaltend und womöglich gegen neuere Angriffe vertretend, doch da, wo er von den Argumenten der Gegner überführt ist, auch andern Ansichten Geltung zu Theil werden läßt, und in dieser Beziehung einer rühmlichen Unpartheillichkeit sich befleißiget. Mit solchen Gegnern, die auf Gründe eingehen, läßt sich verhandeln . . . mit den Ultraplutonisten dagegen, die auch gar keine Gegengründe hören, die jeder Widerspruch, auch der bestbegründete, in Zorneswuth bringt, ist kein weiterer Verkehr möglich. Diese muß

man sich selbst überlassen. Was Bischof anbetrifft, so hat derselbe dem Neptunismus noch weit beträchtlichere Concessionen als Raumann eingeräumt, indem der größte Theil seines Werkes dazu bestimmt ist, dem Plutonismus durch die Chemie die usurpirte Gewalt zu entreißen und ihn mit einer sehr kleinen Appanage abzufinden. Die dermaligen Machthaber in der Geologie werden ihm freilich für sein Bemühen keinen sonderlichen Dank wissen.“

§. 7. Der erste und wichtigste Abschnitt des Wagner'schen Werkes ist ganz der Bekämpfung des Vulkanismus und Vertheidigung des Neptunismus — freilich in sehr verjüngter und modificirter Gestalt — gewidmet. Wir haben vorerst nichts weiter zu thun, als dem Verfasser theilnehmend in seinem Kampfe zu folgen.

Er beginnt im 1. Kapitel mit einer Geschichte der Geologie, wobei es ihm hauptsächlich darum zu thun ist, den Entwicklungsgang der vulkanistischen Theorie bis zu dem gegenwärtigen Höhepunkt ihrer Geltung nachzuweisen. Der Raum gestattet uns nicht, die Grundzüge dieser Geschichte mitzutheilen, wir machen aber darauf aufmerksam, daß keine einzige Wissenschaft eine so interessante, entwicklungs- und überraschungsreiche, dramatisch-lebendige Geschichte aufzuweisen hat wie die Geologie. Mit dem gespanntesten Interesse folgt man dem Kampfe der Neptunisten und Vulkanisten, der wie kein Krieg in der Weltgeschichte reich ist an wechselnden Erfolgen, an überraschenden Wendungen, an Pietät und Leidenschaftlichkeit, an Ausdauer und Hartnäckigkeit. — Wir theilen nur den Schluß dieses Kapitels mit: „Wir haben gesehen, wie nach und nach das ganze Trapp- und Urgebirge nebst einem Theil der secundären Formationen aus den Händen der Neptunisten in die der Vulkanisten überging. Wie viel leichtere den erstern vom Reste noch übrig lassen werden

ist schwer zu sagen, scheint aber nach einigen Andeutungen nicht sonderlich viel zu werden. Bereits hat man es für möglich erklärt, daß in dem 80 Grad und drüber heißen Urmeere Wasserthiere noch leben konnten, ohne gesotten oder geschmort zu werden. Was hindert also die Vulkanisten, von den versteinigungsführenden Flößgebirgen noch so viele sich anzueignen, als sie für gut befinden? Muthet ja doch auch bereits Cotta den Chemikern zu, um deren unangenehme Einreden gegen vulkanische Ansichten zu beseitigen, daß sie bei den Geologen in die Schule gehen sollten. Nachdem einmal die Phantasie so vorwaltend in der modernen Geologie dominiert, wer könnte da die Grenze ahnen, an welcher sie ihrem kühnen Fluge Einhalt zu thun veranlaßt wäre? Zu welcher Berechtigung sie sich bereits ermächtigt glaubt, sieht man schon aus den jetzt üblichen graphischen Darstellungen von der geognostischen Zusammensetzung der Erdrinde, wo allenthalben die entschieden neptunistischen Bildungen von den Stielen der granitischen und Trappgesteine, wodurch diese mit der unterirdischen Feueresse zusammenhängen sollen, zerschnitten und durchwühlt werden, obschon kein menschliches Auge von diesen Stielen noch etwas gesehen hat und außerhalb der Phantasie sie sicherlich keine Realität haben. Durch diese Bilder, aus viel Dichtung und wenig Wahrheit zusammengesetzt, wird dem Anfänger gleich von vorn herein eine Anschauung von der geognostischen Struktur der Erdrinde beigebracht, die nicht auf erwiesenen Thatsachen, sondern auf unerweisbaren Hypothesen ruht."

Das 2. Kap., eigentlich ein integrierender Bestandtheil des vorigen, bietet uns Goethe's Urtheil über die neue geologische Schule. Ihm, den überhaupt das Mißgeschick traf, seine tiefen, reichen, man möchte sagen, prophetischen Blicke in die Natur bei seinen Lebzeiten völlig verkannt und unbeachtet zu sehen, — war die Werner'sche Theorie von der Gebirgsbildung aus eigener reicher Forschung und Anschauung

lieb und theuer geworden, und er wurde mit dem größten Unwillen, ja Abscheu vor dem um sich greifenden Vulkanismus, der statt gesetzmäßiger Ordnung nur wüste Unordnung und zufällige Veranlassung bot, erfüllt 3).

§. 8. Das 3. Kap. dieses Abschnitts widmet der Verf. der Darlegung der von ihm vertretenen Theorie der Erdbildung. Daß der Verf. sich dabei der Schranken der Wissenschaft wohl bewußt war, dafür birgt schon das vorangestellte Motto Job 38, 1 ff. Seine Theorie gründet sich auf die schon vor acht Jahren mitgetheilten, aber bisher von den

3) Einen der kräftigsten und schlagendsten Ergüsse seines Unwillens theilen wir mit, — zumal die Anwendung auf einige Probleme der Theologie (z. B. die mit eben solcher Zuversicht behauptete Unächtheit des Pentateuchs und des sogen. Deutero-Jesaja) sich dabei von selbst aufdrängt. Goethe sagt: „Die Sache mag sein, wie sie will, so muß geschrieben stehen, daß ich diese vermaledeite Polterkammer der neuen Welterschöpfung verfluche, und es wird gewiß irgend ein junger geistreicher Mann aufstehen, der sich diesem allgemeinen verrückten Consensus zu widersetzen Muth hat. . . . Das Schrecklichste, was man hören muß, ist die wiederholte Versicherung: die sämmtlichen Naturforscher seien hierin derselben Ueberzeugung. Wer aber die Menschen kennt, der weiß, wie das zugeht: gute, tüchtige, kühne Köpfe puzen durch Wahrscheinlichkeit sich eine solche Meinung heraus; sie machen sich Anhänger und Schüler, eine solche Masse gewinnt eine literarische Gewalt, man steigert die Meinung, übertreibt sie und führt sie mit einer gewissen leidenschaftlichen Bewegung durch. Hundert und aber hundert wohlbedenkende vernünftige Männer, die in andern Fächern arbeiten, die auch ihren Kreis wollen lebendig wirksam, geehrt und respektirt sehen, was haben sie Besseres und Klügeres zu thun, als jenen ihr Feld zu lassen und ihre Zustimmung zu dem zu geben, was sie nichts angeht. Das heißt man alsdann: allgemeine Uebereinstimmung der Forscher.“

Geologen vollständig ignorirten oder supercilios verachteten ⁴⁾ Forschungen des ehrwürdigen Veteranen und wahrhaft großen Chemikers und Mineralogen Nep. Fuchs in München (Münchner gel. Anz. IV. S. 209, neuerdings von f. Schülern besonders herausgegeben unter dem Titel: Ueber die Theorien der Erde etc.). Diese bezweckten nichts Andres als Wiederaufrichtung des Neptunismus vermittelt der Chemie. „Da läßt es sich nun wohl verstehen, wie höchst ungelegen dieser wohl motivirte Versuch der herrschenden geologischen Schule kam. Nach langem mühevollen Kampfe hatte sie sich ihrer Gegner erledigt und glaubte jetzt ganz sicher auf den schwer erworbenen Lorbeern ausruhen zu können, als ihr völlig unerwartet, und von einer Seite, woher sie sich's gar nicht versah, nicht bloß diese oder jene Parcellen, sondern der ganze Besitzstand in Frage gestellt, seine Auslieferung als unrechtmäßig angeeignetes Gut verlangt wurde. Da war es denn nicht zu verwundern, wenn durch allgemeine Uebereinstimmung der Forscher, vor der schon Goethe einen tödlichen Schreck hatte, der Beschluß zu Stande kam, durch consequentes Ignoriren die Ansorderungen des Gegners auf die Seite zu schieben. Es ist dies eine Methode, die wenigstens leicht und bequem durchzuführen ist.“ Noch schärfer urtheilt der berühmte Chemiker Liebig: „Die Stimme von München, — sie verhallt im Winde, denn sie verstehen diese Sprache nicht; wie könnte Fuchs darauf rechnen, gehört zu werden?“

Unser Verf. theilt größtentheils wörtlich die Abhandlung von Fuchs mit, — ein Verfahren, das auch Schubert in f. Urv. u. First. I. c. beobachtet hatte, und das durch die Klarheit, Schärfe und Sicherheit dieser Abhandlung gerechtfertigt ist. Auch wir folgen diesem Beispiel, soweit die nöthige Kürze der Darstellung es nur irgend zulassen will.

4) Einer der ersten unter den wenigen Gelehrten, die der Theorie von Fuchs volle Anerkennung schenkten, war Schubert Urvwelt u. First. S. 145 ff. vgl. dessen Weltg. S. 457.

Fuchs beginnt mit dem Nachweis, daß sowohl die vulkanistische Ansicht als die alt-neptunistische (welche alles Feste ursprünglich völlig in Wasser aufgelöst sein ließ) im Allgemeinen an einer und derselben physischen Unmöglichkeit laboriren. Die krystallinischen Gebirgsmassen bestehen aus einem durcheinander verwachsenen Gemeng verschiedener krystallisirter Steinarten, der Granit namentlich aus Quarz, Feldspath und Glimmer. Wäre nun der Granit aus feuerflüssigem Zustande hervorgegangen, „so hätte zuerst der Quarz krystallisiren müssen, welcher niedergesunken wäre, und erst lange nachher hätten Feldspath und Glimmerkrystalle entstehen können, gemäß der sehr verschiedenen Schmelzbarkeit und Erstarrbarkeit dieser drei Körper. Wie hätten sie aber unter diesen Umständen so miteinander verwachsen können, wie wir sie antreffen, und wie sie auch noch mit andern Mineralien verbunden vorkommen, welche theils noch strengflüssiger als Quarz . . . theils auch leichtflüssiger als Feldspath und Glimmer sind . . . Dies ist in meinen Augen rein unmöglich . . . Dazu kommt noch, was nicht unbeachtet bleiben darf, daß im Granit und ähnlichen Gebirgsarten noch gar keine Spur einer glasartigen Masse gefunden wurde, die man doch darin erwarten müßte, wenn er ein Produkt des Feuers wäre.“ — Aber auch der Neptunismus in der Fassung Werner's steht im Widerspruch mit der Erfahrung, daß die Mineralien, aus welchen die bedeutendsten Gebirge bestehen, theils gar nicht, theils so wenig im Wasser auflöslich sind, daß, um auch nur die löslichen aufzunehmen, eine ungleich größere Menge Wassers erforderlich gewesen wäre, als gegenwärtig sich auf ihr vorfindet. Wollte man aber auch trotz dieser Schwierigkeit einen im Wasser aufgelösten Urzustand voraussetzen, so würden doch auch hier bei dem verschiedenen Grade der Auflöslichkeit und Krystallisirbarkeit die Gemengtheile des Granits u. nicht haben durcheinanderwachsen können, sondern die zuerst erstarrten sich zu Boden senken und

so eine schichtenförmige Ablagerung derselben habe entstehen müssen.

Fuchs hat nun diese Schwierigkeiten glücklich beseitigt, indem er nachgewiesen, daß nicht bloß flüssige, sondern auch amorphe ⁵⁾ feste Körper unmittelbar krystallisiren können, und dies letztre namentlich dann, wenn Wasser vorhanden ist und die Körper davon ganz durchdrungen sind, wodurch sie in einen fest-weichen (breiartigen) Zustand gebracht werden.

Im Anfange (d. h. in der Zeit, welche unmittelbar dem Beginn der Gebirgsbildung voranging) befand sich die Erde vermittelst des Wassers theils in festweichem, theils in flüssigem oder aufgelöstem Zustande (ob noch ein andrer vorangegangen, vermag die Wissenschaft nicht zu bestimmen, jedenfalls mußte es aber zu dem bezeichneten Zustande gekommen sein, ehe die Gebirgsbildung vor sich gehen konnte). Unter den Bestandtheilen der Gebirge sind es aber zwei, welche vor allen andern als die wichtigsten uns entgegentreten: die Siliciumsäure (oder die Kieselerde) und die Kohlensäure. Die Siliciumsäure mit den Basen (Thon-

5) Ueber den Gegensatz des Amorphismus und Krystallismus vgl. auch die interessanten Erläuterungen Schubert's *Urw. u. Hirt.* S. 143 ff. Amorphe (gestaltlose) Körper sind solche, welche ihren Zusammenhang und ihre Gestalt nicht der Krystallisationskraft, sondern den gemeinen und allgemeinen Kräften der Attraktion und Adhäsion verdanken. Die auf nassem Wege entstehenden amorphen Körper halten mehr oder weniger Wasser zurück, welches sie beim Eintritt in den krystallinischen Zustand abgeben, und schon darum an Umfang sehr verlieren. Wahrhaft staunenswürdig ist aber die innere Umwandlung, welche bei dem Uebergang aus dem amorphen in den krystallinischen Zustand statt findet. Der Graphit z. B., aus welchem unsere Bleistifte bereitet sind, ist reine Kohle, und ebenso ist auch der Demant reine Kohle, aber dort befindet sich die Kohle in amorphem, hier in krystallisirtem Zustande.

erde, Kali, Bittererde, Eisenoxyd u.) vereinigt bildete die unauflöslliche Masse der Erdrinde im amorphen, festweichen Zustande; die Kohlensäure dagegen eignete sich den Kalk nebst einem großen Theile der Bittererde an und bildete die Hauptmasse des aufgelösten Theiles der Erdrinde. „Die zwei genannten Säuren, welche sich gegenseitig ausschließen, waren über das Ganze gleichsam als Herrscher und Ordner aufgestellt, und jede führte das ihr Untergebene zum bestimmten Ziele, indem sie es vermöge ihrer eigenthümlichen Kraft von dem Bereiche der andern getrennt hielt. So entfalteten sich zwei Hauptformationsreihen, welche ungestört neben einander hergehen und in jedem Zeitalter einander begleiten, nämlich die Formationsreihe der Siliciumsäure oder die Kieselreihe, und die der Kohlensäure, die nach der vorherrschenden Basis als Kalkreihe bezeichnet werden kann. Dazu gesellte sich noch eine dritte, die Reihe des Kohlenstoffs, welche erst in späterer Zeit Bedeutung gewinnt.“

a. Die Kieselreihe. „Mit ihr,“ sagt Fuchs, „begann die Gebirgsbildung, und sie setzt ihre Bildungen auch in der neuesten Zeit fort. Es fing damit, so zu sagen, das Leben der Erde an, indem die Krystallisationskraft erwachte. Die Krystallisation so großer Massen mußten auch ungewöhnliche Erscheinungen begleiten, dazu gehörte besonders die Bildung des Lichtes, welche wir bei diesem Prozesse auch im Kleinen, obwohl selten, wahrnehmen. Die Erde wird also damals ein selbstleuchtender Körper gewesen sein. — Beim Uebergange der Materie aus dem Zustande der Gestaltlosigkeit in den der Gestaltung mußte nothwendig auch Wärme frei werden, und diese ist vermuthlich hie und da, wo die Krystallisation rasch von Statten ging, bis zur Gluth gesteigert worden, wodurch Wirkungen hervorgebracht werden konnten, welche Aehnlichkeit mit denen der Vulkane haben. . . . Die Bildung verschiedenartiger Mineralien und ihre Verbindungen in den gemengten Gebirgsarten, welche weder aus

so eine schichtenförmige Ablagerung der
müssen.

Fuchs hat nun diese Schwierigkeit
indem er nachgewiesen, daß nicht
auch amorphe ⁵⁾ feste Körper
nen, und dies letztere namentlich
den ist und die Körper davon
durch sie in einen fest-weichen
werden.

Im Anfange (d. h. f.) des
Beginn der Gebirgsbildung
vermittelt des Wassers
theils in flüssiger, theils in
noch ein andrer Zustand, den
zu bestimmen, ob in die vorhan-
denen Risse und Spalten
Zustande gelangte, die dann kry-
stallisirte und Gänge bildete zc. —
hen konnte, das Wasser in der
festweichen Masse gehalten und
aber zweites war, konnte dasselbe
durch seine Bewegungen nicht
entgegen auf die KrySTALLISATION
einwirken. Erst nachdem ein
Theil jener Masse krySTALLISIRT
und das Wasser ausgetrieben
war, konnte dieses durch die Luft
und andre Ursachen mehr be-
wegt werden und den ruhigen
Fortgang der KrySTALLISATION
hemmen, so daß die Glieder der
Kieselsäurereihe nicht mehr so
vollkommen und deutlich aus-
bilden und nicht in den Zu-
sammenhang kommen konnten,
wie früher. Diese Unvollkom-
menheit beginnt schon beim
Thonschiefer, welcher nichts
als ein Granit mit sehr kleinen
und undeutlichen Gemengtheilen
ist. In die Flöz- (geschichteten)
Gebirge hinein hat sich der Quarz
meist nur in kleinen Körnern
festgesetzt, die im Laufe der
Zeit zu Sandstein vereinigt wer-
den. Die Trippelverbindungen
von Kieselerde, Thonerde,
Kali zc., welche in der Urzeit
die verschiedenen Arten von
Feldspath und Glimmer her-
vorbrachten, kamen in die
neuere Zeit nur als ein feiner
Schlamm herein und bildeten die ver-

in Flüsse
Zustände
n, halten
Granit und
g ist kaum
Masse aus
viel kleinern
Wasser ge-
n, welche später

über gelagerten Ge-

die Schichten aus ihrer

rissen und verschoben wurden.

Last sich noch weiche Masse be-

den Druck gezwungen werden, in die

in die vorhandenen Risse und Spalten

Zustände gelangte, die dann kry-

stallisirte und Gänge bildete zc. —

hen konnte, das Wasser in der

festweichen Masse gehalten und

aber zweites war, konnte dasselbe

durch seine Bewegungen nicht

entgegen auf die KrySTALLISATION

einwirken. Erst nachdem ein

Theil jener Masse krySTALLISIRT

und das Wasser ausgetrieben

war, konnte dieses durch die Luft

und andre Ursachen mehr be-

wegt werden und den ruhigen

Fortgang der KrySTALLISATION

hemmen, so daß die Glieder der

Kieselsäurereihe nicht mehr so

vollkommen und deutlich aus-

bilden und nicht in den Zu-

sammenhang kommen konnten,

wie früher. Diese Unvollkom-

Arten von Thon. Quarzsand, Sandstein und in der Regel mit einander gemengt vor, und ürde, wenn die Umstände zu ihrer Ausbilden wären, höchst wahrscheinlich den schönsten, wie es denn auch wirklich bisweilen Granit übergeht."

Gleichzeitig mit der Kieselreihe ist nur mit schwachen Anfängen, in Mächtigkeit. Der kohlensaure Kalk, der nirgends vorhanden, ist im Wasser gar wenig auflösbar, nur wenn ein Ueberschuß von Kohlensäure mitwirkt, findet die volle Auflösung Statt. So im Urstande. Indem nun die überschüssige Säure von Thon trennte, wurde der Kalk niedergeschlagen; geschah es langsamer, so erlangte er deutlichere, krystallinische Bildung; ging es rascher vor sich, so wurde diese mehr und mehr erwischt. — Nächst dem kohlensauren Kalk tritt in dieser Reihe am mächtigsten der Dolomit auf, der in den Urgebirgen eine Seltenheit ist, aber in der Flößzeit fast alle Kalkformationen begleitet.

c. Kohlenstoffreihe. Diese Reihe beginnt mit dem Graphit im Urgebirge, macht sich im Thonschiefer des Uebergangsgebirges geltend, sondert sich als selbstständiges Gebilde in dem Aethrazit aus, erlangt eine ungeheure Mächtigkeit durch die Steinkohlen, und endet mit der Braunkohle, wenn man nicht etwa den Torf als ihr letztes Glied ansehen will. Die Kohlenlager sieht man zwar nicht als Reste zerstörter urweltlicher Pflanzen an. Wie schon früher A. v. Naumer, so bestreitet auch Fuchs, A. Wagner und Schubert⁶⁾ dies mit den schlagendsten Grün-

6) Vgl. Schubert, Weltgeb. S. 505: „Daß die Gebirgsart, welche die organischen Reste der frühern Weltzeit in sich trägt, nicht ein Erzeugniß ihrer vormals lebenden Inwohner, sondern der nächste Mutterchoß derselben sei, wird man schon bei dem Kohlen-
Kurz, Bibel u. Astronomie 3. Aufl.

einer vollkommenen Auflösung, noch aus einem feurigen Flusse erklärbar ist, wird begreiflich aus dem festweichen Zustande der Masse, worin allein die Krystalle sich so formen, halten und ineinander fügen können, wie wir sie im Granit und in andern Gemengen finden. Ein anderer Vorgang ist kaum denkbar.“ . . . Bei der Krystallisation zog sich die Masse aus dem festweichen ausgedehnten Zustande auf einen viel kleinern Umfang zusammen, wodurch große, Anfangs mit Wasser gefüllte Weitungen und Leere Räume entstanden, welche später das Einstürzen und Niedersinken der darüber gelagerten Gebirgsmassen nach sich zogen, wodurch die Schichten aus ihrer ursprünglichen Lage gebracht, zerrissen und verschoben wurden. Da, wo unter der sinkenden Last sich noch weiche Masse befand, mußte diese durch den Druck gezwungen werden, in die Höhe zu steigen, und in die vorhandenen Risse und Spalten eindringen, wo sie dann krystallisirte und Gänge bildete u. — „So lange das Wasser in der festweichen Masse gehalten und gebunden war, konnte dasselbe durch seine Bewegungen nicht störend auf die Krystallisation einwirken. Erst nachdem ein großer Theil jener Masse krystallisirt und das Wasser ausgeschieden war, konnte dieses durch die Luft und andre Ursachen mehr bewegt werden und den ruhigen Fortgang der Krystallisation hemmen, so daß die Glieder der Kieselreihe sich nicht mehr so vollkommen und deutlich ausbilden und nicht in den Zusammenhang kommen konnten, wie früher. Diese Unvollkommenheit beginnt schon beim Thonschiefer, welcher nichts als ein Granit mit sehr kleinen und undeutlichen Gemengtheilen ist. In die Flöz- (geschichteten) Gebirge hinein hat sich der Quarz meist nur in kleinen Körnern festgesetzt, die im Laufe der Zeit zu Sandstein vereinigt werden. Die Trippelverbindungen von Kieselerde, Thonerde, Kali u., welche in der Urzeit die verschiedenen Arten von Feldspath und Glimmer hervorbrachten, kamen in die neuere Zeit nur als ein feiner Schlamm herein und bildeten die ver-

chiedenen Arten von Thon. Quarzsand, Sandstein und Thon kommen in der Regel mit einander gemengt vor, und dies Gemenge würde, wenn die Umstände zu ihrer Ausbildung günstiger gewesen wären, höchst wahrscheinlich den schönsten Granit gegeben haben, wie es denn auch wirklich bisweilen in ausgezeichneten Granit übergeht.“

b. Die Kalkreihe. Gleichzeitig mit der Kieselreihe beginnt die Kalkreihe, anfangs nur mit schwachen Anfängen, später mit einer ungeheuren Mächtigkeit. Der kohlensaure Kalk, wie er in den Gebirgen vorhanden, ist im Wasser gar nicht oder nur sehr wenig auflösbar, nur wenn ein Ueberschuß von Kohlensäure mitwirkt, findet die volle Auflösung Statt. So war es im Urstande. Indem nun die überschüssige Säure sich davon trennte, wurde der Kalk niedergeschlagen; geschah dies langsamer, so erlangte er deutlichere, krystallinische Bildung; ging es rascher vor sich, so wurde diese mehr und mehr verwischt. — Nächst dem kohlensauren Kalk tritt in dieser Reihe am mächtigsten der Dolomit auf, der in den Urgebirgen eine Seltenheit ist, aber in der Flözzeit fast alle Kalkformationen begleitet.

c. Kohlenstoffreihe. Diese Reihe beginnt mit dem Graphit im Urgebirge, macht sich im Thonschiefer des Uebergangsgebirges geltend, sondert sich als selbstständiges Gebilde in dem Aethrazit aus, erlangt eine ungeheure Mächtigkeit durch die Steinkohlen, und endet mit der Braunkohle, wenn man nicht etwa den Torf als ihr letztes Glied ansehen will. Die Kohlenlager sieht man zwar meist als Reste zerstörter urweltlicher Pflanzen an. Wie schon früher R. v. Raumer, so bestreitet auch Fuchs, A. Wagner und Schubert⁶⁾ dies mit den schlagendsten Grün-

6) Vgl. Schubert, Weltgeb. S. 505: „Daß die Gebirgsart, welche die organischen Reste der frühern Weltzeit in sich trägt, nicht ein Erzeugniß ihrer vormals lebenden Inwohner, sondern der nähernde Mutter Schoß derselben sei, wird man schon bei dem Kohlen-

den, und machen es mehr als wahrscheinlich, daß die ganze Reihe des Kohlenstoffs ein Produkt des durch den Niederschlag des kohlensauren Kaltes frei gewordenen Ueberschusses von Kohlensäure sei. Bei der Zersetzung dieser überschüssigen Kohlensäure überließ sie den größten Theil des in ihr gebundenen Sauerstoffs der Atmosphäre zur Bildung der Lebensluft, während ein großer Theil desselben auch zur Bildung des Gipses u. a. aufging; aus dem Residuum entstanden aber zweierlei Produkte: bituminöse und humusartige, und aus der Vereinigung beider in verschiedenen Verhältnissen die verschiedenen Kohlenarten, während die humusartigen Stoffe an sich zugleich ein Substrat für die Entstehung der Vegetabilien gaben.

§. 9. Die nun folgenden Kapitel sollen einzelne geologische Hauptpunkte zur weiteren Begründung der eignen und Bekämpfung der gegnerischen Ansicht in besondre Erörterung ziehen. Wir folgen ihm hier mit demselben ungetheilten Interesse, müssen aber unsre Mittheilungen noch mehr als bei den frühern Kapiteln beschränken.

Das 5. Kap. handelt von dem angeblichen Centralfener der Erde. Im Anfange der Dinge, lehrt der Vulkanismus, war die Erde weißglühend, und noch gegenwärtig bewahrt sie in ihrem Innersten einen Theil ihrer ursprünglichen Gluth, während ihr Aeußres zu einer festen Kruste erstarrt ist. Man hat auch bereits berechnet, daß es 353 Millionen Jahre ge-

gebirge anerkennen müssen. Hätte die fast unermessbar große Masse der Steinkohlen aus einem Vorgang der Verkohlung einer schon vorhandenen Pflanzenwelt sich bilden müssen, dann wären dazu selbst nur für ein einziges großes Steinkohlenrevier alle Urwälder und Daine, Gebüsch und Kräutersfelder der Erdoberfläche nicht hinreichend gewesen, auch wenn der Ertrag längere Zeit hindurch nur zur Kohlenherzeugung gedient hätte."

dauert habe, bis die Erde auf ihre gegenwärtige Temperatur, die sie bereits schon einige Tausend Jahre besitzt, herabgeunken ist. Es gründet sich dies kühne Märchen von einem Centralfeuer, das begreiflich den Vulkanisten sehr willkommen sein muß, auf die Erfahrung, daß in den Bergwerken und bei Bohrung artesischer Brunnen mit der Zunahme der Tiefe auch die Temperatur zunimmt, und zwar durchschnittlich betrage 125 Fuß um 1 Grad Reaumur. „Es würde demnach, sagt Schubert (Weltgeb. 255. 259), wenn diese Wärmezunahme regelmäßig so fortschritte, das Wasser, welches in den mittlern Graden der Breite auf einer Höhe von 8000 Fuß beständig gefroren bleibt, in einer Tiefe, welche dieser Höhe gleich käme, zwar nicht, wegen des auf ihm lastenden Druckes, in Dampfform, wohl aber in Siedehitze gefunden werden. Bei einer Tiefe von $1\frac{1}{2}$ Meilen würde der Wärmegrad der Schmelzhitze des Zinnes, bei 50 Meilen Tiefe der Schmelzhitze des Eisens gleichkommen, und die Temperatur des Erdcentrums 192000 Grad Reaumur betragen.“ Und die Plutonisten tragen nicht das geringste Bedenken, diese Voraussetzung für unzweifelhafte Wahrheit auszugeben.

Gegen diese Theorie spricht aber mit Entschiedenheit, daß in den Polen, deren jeder $2\frac{1}{2}$ Meilen dem vorausgesetzten Gluthheerde näher liegt, dadurch der ungünstige Einfluß der Stellung zur Sonne nicht im Mindesten paralysirt ist, — dagegen spricht ferner, daß in der Tiefe des Meeres die Temperatur fortwährend abnimmt, während es doch nach der vorausgesetzten progressiven Wärmezunahme an seinen tiefsten Punkten in beständigem Sieden begriffen sein müßte, wogegen das Sinken der schwerern, weit kältern Gewässer, die aus den kältern Regionen herbeiströmen, nichts verschlagen könnte, — endlich spricht dagegen die gänzliche Ungleichmäßigkeit der Wärmezunahme in den verschiedenen Bergwerken, so wie die völlige Unabhängigkeit der Wärmezunahme von der Verschiedenheit, welche der Unterschied relativer und ab-

soluter Tiefe hervorbringen müßte ⁷⁾. Einfach und natürlich erklärt sich aber jene Thatsache schon durch die wärmeerzeugenden chemischen Actionen und Reactionen in den Tiefen der Bergwerke, durch den bedeutenden Verbrauch von Pulver und Licht, durch die Ausdünstung der Arbeiter u., — (wie denn auch mehrfach eine merkliche Abnahme der Temperatur in solchen Gruben, wo die Arbeit eine Zeitlang sistirt wurde, beobachtet ist), — wobei die Schwierigkeit der Abkühlung und Erneuerung der tiefen Grubenluft durch zuströmende atmosphärische Luft in Anschlag zu bringen ist. Aber auch von all diesen zufälligen Momenten abgesehen, erklärt sich die progressiv mit der Tiefe zunehmende Wärme der Grubenluft vollkommen genügend und einleuchtend durch die Erfahrung, daß die Dichtigkeit der untern Luftschichten durch den Druck der obern wächst, und sie sich im Verhältniß dieser Zusammenbrückung — unabhängig von der Erwärmung der Sonne — erwärmen ⁸⁾.

7) Wir erinnern, sagt Schubert (Weltgeb. S. 256) an die Beobachtungen von der Wärmezunahme im Innern der Erdmasse, welche in jenen südamerikanischen Grubengebäuden gemacht wurden, deren tiefste Tiefe noch hoch über dem Niveau des Meeres gelegen ist. Hier konnte die Steigerung der Temperatur nicht von der größern Annäherung an den Mittelpunkt herkommen. . . . Die mittlere Temperatur an der Oberfläche ist bei den Bergwerken von Guanarnato in Mexico auf der Höhe von 6200 Fuß über dem Meere gegen 16° Cent. In einer Tiefe von 1600 Fuß hat sich die Wärme schon auf 36° C. gesteigert, obwohl die Höhe über dem Meere hier noch 4600 Fuß beträgt."

8) G. D. v. Schubert (in dem trefflichen, vom Calwer Verlagsverein herausgegebenen Büchlein: Die Naturlehre, als kurzer Inbegriff der Sternkunde, Physik, Chemie u. S. 351 ff.) verwirft zwar das Märlein von einem Centralfener der Erde ebenso entschieden und bestimmt, wie A. Wagner, und macht als Gegenbeweis ebenfalls die oben angeführten Argumente geltend, meint aber den-

Zu der voranstehenden Argumentation liefert der Verf. in den Münchener gelehrten Anzeigen 1850, I. S. 860 f. eine

noch, daß in der festen Erdmasse selber eine Ursache der Wärmeerzeugung, unabhängig von dem Einflusse der Sonne, wirksam sein müsse, da diese Gründe wohl zur Widerlegung jenes Märchens, nicht aber zur positiven Erklärung aller dahin bezüglichen Thatsachen hinreichen. Er stellt die sehr probable und scharfsinnige Hypothese auf, daß die Erdkruste eine Art Volta'sche Säule (wo vermittelt kalter Metallplatten und in kalter Salzauflösung getränkter Lappen durch polarische Strömungen eine Dize erzeugt wird, die auch die strengflüssigsten Metalle zum Schmelzen bringt) im großartigsten Maßstabe sei. Er sagt: „Die Wärme des Erdkörpers erinnert uns an eine Wämeerzeugung ohne das gewöhnliche Feuer und ohne das Zusammentreffen mit chemischen Verbindungen der gemelnen Art. Nicht Metalle allein, auch andre Körper, namentlich der Kohlenstoff, wenn sie in solche Berührung unter sich und mit dem Wasser treten, darinnen Säuren oder Salze aufgelöst sind, können, wie die Metallplatten einer Volta'schen Säule, in eine polarische Spannung treten, welche elektromagnetische Strömungen zur Folge hat, in deren ununterbrochenem, stillem Fortgang sich Wärme entwickelt. Sollten nicht diese verschiedenartigen Ablagerungen, deren Aufeinanderfolge die Hauptmasse der Erdkruste bildet, sollte nicht die ganze mächtige Rinde der Gesteinarten, die einen Kern von wahrscheinlich vorherrschend metallischer Beschaffenheit umlagert, in Wechselwirkung mit einem bekannten oder unbekannten Flüssigen der Tiefe in derselben Weise, und in einem noch unvergleichbar, ja unermessbar höher gesteigerten Maße, solche Entladungen und elektro-magnetische Strömungen bewirken können, vergleichen die unsrer zwergerartig kleinen Apparate, namentlich unsrer Volta'schen Säulen sind? Seit jener Reihe von Jahrtausenden, durch welche die jetzt auf Erden wohnenden Geschlechter der Lebendigen und der Herrscher derselben, der Mensch, bestehen, hat die Wärme des Erdkörpers, wie dies aus scharfsinnigen Berechnungen, die sich sogar auf die Dauer des Umschwungs der Erde um ihre Ase beziehen, keine Verminderung erlitten; die Gluthitze des vermeintlich feuerflüssigen Erdkerns hat sich nicht in das umgebende Gebiet des Weltenraums zerstreut, denn diese Erzeugung

überaus wichtige Ergänzung. Er sagt: „Meine Argumentation ist neuerdings durch den Capitain James Clark Ross zur Evidenz gebracht worden. Bekanntlich war es bei der von diesem berühmten Seefahrer befehligten Südpolexpedition eine Hauptaufgabe, die Temperaturverhältnisse des Meeres zu erforschen, wozu er mit den besten Instrumenten ausgerüstet war. Aus einer Menge von Beobachtungen ergab sich ihm das merkwürdige Resultat, daß unter dem 56.^{er} Grad südl. Breite ein Gürtel oder Kreis rings um die Erde geht, wo die mittlere Temperatur des Meeres von 39°, 5 durch die ganze Tiefe desselben, von seiner Oberfläche an bis herab zum Boden gefunden wird. Nordwärts von diesem Kreise ist die Oberfläche des Meeres wärmer als seine mittlere Temperatur (offenbar durch Einwirkung der Sonne), während die mittlere Temperatur von 39°, 5 sich erst in verhältnißmäßig größerer Tiefe findet, und sie dann bis auf den Grund hinab gleich bleibt. Südwärts jenes erwähnten Kreises ist dagegen die Wärme der Meeresoberfläche geringer als die mittlere Temperatur von 39°, 5, erreicht diese erst wieder in verhältnißmäßig größerer Tiefe und behält sie dann constant bis auf den Boden. Daraus zieht Ross den Schluß: „daß die innere Erdwärme keinen Einfluß auf die Temperatur des Oceans ausübe, denn sonst

der Wärme beruht ohnfehlbar auf ganz andern Ursachen, als die sind, die wir an unsern Hochöfen und chemischen Feuerherden kennen lernen.“ Vgl. Weltgeb. S. 256: Bei den in der vorigen Anmerk. erwähnten mexikanischen Gruben „konnte die Steigerung der Temperatur nur von der Wechselwirkung der Massen des Gebirges ausgehen. Ist diese Wechselwirkung eine electromagnetische, dann wird sie bei dem weitem Verlaufe nach der Tiefe hin, wo aller Wahrscheinlichkeit nach die Verschiedenheit und der polarische Gegensatz der festen und flüssigen Massen in einen Zustand der Ungeschiedenheit und Einförmigkeit übergeht, vielfältige Unterbrechungen, ja ihre endliche Grenze finden.“

könnten wir keine Abtheilung desselben finden, in welchem sie von der Oberfläche bis zur größten Tiefe, die wir erreichten, gleichförmig wäre."

„Gegen diesen Schluß“, setzt Wagner hinzu, „weiß ich nichts einzuwenden. Damit fällt aber das Centralfeuer hinweg, denn wäre es vorhanden, so müßte es seinen Einfluß auf das über ihm befindliche Wasser geltend machen. Im Angesicht solcher Thatsachen sehe ich nicht ein, wie die Vertheidiger des Centralfeuers ihre Hypothese noch festhalten könnten, es müßte denn sein, daß sie, wie ihnen schon Parrot gerathen hat, zu der weiteren Annahme sich entschließen würden, daß das Centralfeuer nur unter dem Lande existire.“

§. 10. Kap. 6 handelt von der Hebungstheorie. Diese Theorie, von Leop. v. Buch begründet und von Elie de Beaumont weiter ausgebildet, lehrt, Werner's Ansicht geradezu auf den Kopf stellend, daß die Flözgebirge die ältern, die unter ihnen liegenden Urgebirge die neuern und neuesten Gebilde seien. Die ungeschichteten Felsarten haben sich im Innern der Erde durch feurigen Fluß erzeugt, dann sind ungeheure Spalten entstanden, aus welchen jene Gebilde als Gebirgsketten emporgestiegen sind, und die bei ihrem Aufsteigen die horizontal abgelagerten Flözgebirge aufgerichtet, oder sich über sie hinweg ergossen haben. E. de Beaumont unterscheidet fünfzehn solcher zu verschiedenen Zeiten entstandenen Hebungssysteme. — Das Hauptargument gegen diese Theorie ist die Regelmäßigkeit und Ordnung im Bau der Gebirgszüge, der gänzliche Mangel all der gräßlichen Zerstörung, Verwirrung und Zertrümmerung, welche zweifellos vullanische Erscheinungen immer und allenthalben hervorrufen, und der Umstand, daß in der ganzen mehrtausendjährigen aktuellen Epoche nirgends auch nur das winzigste Granitberglein im feurigen Fluß hervorgetreten ist, sondern

nur wüste Laven und Schlacken. Die Erscheinungen aber, die man durch die Hebungstheorie erklären will, lassen sich leichter und einfacher bei der oben dargelegten chemischen Theorie erklären. Dahin gehört namentlich die Neigung der Schichten. Waren die Schichten vor der angeblichen Hebung schon erstarrt, und erfolgte die Hebung durch vulkanische Gewalt stoßartig, so läßt sich platterdings nicht begreifen, wie sie nicht tausendfach zerborsten, zerrissen und zertrümmert wurden, sondern vielmehr völlig unverseht und regelmäßig in mannigfachen Biegungen, z. B. mantelförmig, knieförmig u. die Urgebirge umlagert haben. Wohl aber läßt es sich begreifen, daß die Niederschläge „sich nach der Beschaffenheit ihres Fundamentes gerichtet haben, also längst der Gehänge desselben in geneigter, entfernt von denselben in horizontaler Lage. Warum sollten denn nicht zähe Flöschichten bei der Abscheidung aus dem flüssigen Medium in einer geneigten Stellung, conform dem abschüssigen Gehänge ihrer Unterlage, sich haben anlegen können? Sehen wir doch in den gewöhnlichen chemischen Niederschlägen, daß sie aus einer Flüssigkeit an den Wänden der Gefäße, vermöge der Anziehungskraft derselben, stattfinden, ja daß sie selbst bei nicht krystallisirbaren Massen an senkrecht stehenden Stäben sich anlehnen.“ Ferner läßt es sich wohl begreifen, daß durch das Zusammenziehen der Urgebirge bei der Krystallisation, bei dem Austrocknen der Schichten ungeheure innere Weitungen entstehen und später durch das Gewicht der über ihnen lastenden Schwere zusammenstürzen mußten, wodurch sich die Senkungen und Verwerfungen der Schichten erklären, u. s. w. — Für die weitem, sehr interessanten Specialitäten dieses Kap. müssen wir auf eigne Lesung verweisen, und bringen statt dessen noch Einiges aus des Verfassers Abhandlung in den Münchener gel. Anz. bei. Raumann, sagt er hier, ist noch ein eifriger Verfechter der Hebungstheorie nach allen ihren Richtungen. Gleichwohl besteht er selbst zu, daß mehrere Schichtungs-systeme, zuvörderst

die fächerförmigen von Gneiß, Granitgneiß, Grünstein u., ferner die steil aufgerichteten und vertikalen Schichten des Glimmer-, Thon-, Chlorit-, Talc- und Hornblendeschiefer, schwerlich als ursprünglich horizontale und erst später aufgerichtete Schichten zu betrachten seien. Er sieht darin „eine so ganz eigenthümliche Architektur, daß wir uns vor der Hand bescheiden müssen, sie als eine Thatsache anzuerkennen, deren genügende Erklärung der Wissenschaft bis jetzt noch unmöglich gewesen ist“, — und läßt sich sogar zu der Aeußerung herbei, daß „für viele Vorkommnisse von krystallinischen Silikatgesteinen der Gedanke an eine ursprüngliche Ausbildung des vertikalen Schichtenbaues große Wahrscheinlichkeit für sich habe.“ Wagner weist nun nach, daß dies bedeutsame Zugeständniß wegen der gleichen Voraussetzungen auch auf die vertikalen Kalk- und Sandsteinschichten ausgedehnt werden müsse.

Das 7. Kap. ist überschrieben: die Emporhebung Schwedens. Nach Vorgang R. v. Raumer's (Kreuzzüge S. 30 ff.) zeigt der Verf. die Nichtigkeit des abenteuerlichen gern geglaubten Märchens, daß die Ostküste Scandinaviens sich allein in den leztverwichenen Jahrhunderten um mehrere Fuß gehoben habe, und zeigt, daß die fraglichen Phänomene vielmehr auf einem allmählichen Sinken des Meeresspiegels beruhen. Es sind bloß leere und nichtige Behauptungen, daß das Gleichgewicht des Meeres obiges Sinken nicht dulde. Durch Messungen ist es evident nachgewiesen, daß das rothe Meer 25—30' höher als der Spiegel des Mittelmeeres liegt, und ebenso hat sich bei Anlegung des Holsteiner Kanals im J. 1782 erwiesen, daß die Ostsee um 8 Fuß höher steht als die Nordsee. Was ist nun natürlicher, als daß die Ostsee sich gegen den tieferliegenden Spiegel der Nordsee allmählig auszugleichen sucht? Daher fällt die Ostsee und ihre Küsten steigen allmählig empor, und zwar nicht nur die schwedische, sondern auch die gegenüberliegenden deutschen Küsten, daher

kommt es, daß aus der Ostsee beständige Strömungen durch den Sund und die Belte in die niedrigere Nordsee stattfinden, daraus erklärt sich der weit geringere Salzgehalt der Ostsee im Vergleich zur Nordsee, daraus erklärt sich, warum an der Südspitze Schwedens, wo das Niveau beider Meere ausgeglichen ist, kein Heben beobachtet werden kann, daraus erklärt sich endlich, daß an den Küsten der Nordsee allenthalben ein Steigen des Meeres und ein Sinken des Landes wahrgenommen wird. — Noch schlimmer steht es mit dem von der Miss Graham ausgestreuten Fündlein, daß die ganze Küste von Chili sich plötzlich im J. 1832 bei einem Erdbeben um 5 Fuß gehoben haben solle. Wissenschaftliche Untersuchungen an Ort und Stelle haben die Absurdität dieser Angabe außer Zweifel gestellt, aber das kümmert die Vulkanisten nicht in ihrem glücklichen Besitzstande.

Naumann schließt sich zwar den Ansichten von modernen und vorgeschichtlichen Hebungen des Landes und Meeresgrundes noch unbedingt an. Er meint, daß die Beweise hierfür einen solchen Grad von Evidenz besitzen, „daß ein pyrrhonischer Skepticismus dazu gehöre, um die Richtigkeit der aus ihnen gezogenen Folgerungen zu beanstanden.“ Er stützt sich dabei immer noch vornehmlich auf die erwähnte Erhebung der Küste von Chili. Aber die allerneuesten Untersuchungen dieses Küstenstriches durch die vom Kapitan Wilkes befehligte nordamerikanische Expedition haben ein ganz anderes Resultat ergeben. Der Bericht dieser Expedition spricht sich folgendermaßen aus: „Von den Residenten in Chili sind die Gerüchte so widersprechend, daß kein sicherer Aufschluß erlangt werden kann. Die Abnahme der Tiefe der Bay kann auf Rechnung der Anschwellungen der Berge gebracht werden und rührt unzweifelhaft, insoweit sie stattgefunden hat, davon her. Mehrere unserer Naturforscher nahmen eine genaue Untersuchung der Küste vor und Alle kamen in dem Resultate überein, daß kein Beweis für

eine Erhebung vorläge." Auch selbst die Erhebung Schwedens bezeichnet Naumann noch als ein Resultat von mathematischer Evidenz. Aber mathematisch-evident ist und bleibt nur die Thatsache, daß auf der schwedischen Küste das Meer früher höher gestanden, und reine Hypothese ist und bleibt die Erklärung dieses Phänomens, sei es nun durch Hebung des Landes oder durch Senkung des Meeresspiegels und welche von beiden Erklärungen größere Wahrscheinlichkeit für sich habe, bleibt dem subjectiven Ermessen anheim gegeben.

§. 11. Kap. 8. handelt von der Conglomerat- und Sandsteinbildung. Der Verf. führt die Ansicht durch, daß die Sandsteine wie alle Conglomerate überhaupt sich nicht, wie die Mehrzahl der Vulkanisten und Neptunisten annimmt, auf rein mechanischem Wege aus zusammengeschwemmten Trümmern älterer Gesteine gebildet haben, sondern vielmehr ursprüngliche und selbstständige, auf chemischem Wege entstandene Bildungen sind.

Kap. 9. bekämpft die von Buch aufgestellte Theorie, daß die oft so kolossalen Dolomittfelsen durch Umbildung des gemeinen Kalksteins entstanden seien, indem die in feurigen Fluß entstiegengen Massen der Urgebirge auf den Kalkstein eingewirkt, ihn entfärbt, Versteinerung und Schichtung vernichtet, mit Talkerde durchdrungen und als senkrechterspaltene Kolosse über die Thäler in die Höhe gestoßen hätten. Der Verfasser zeigt auf eclatante Weise die gänzliche Nichtigkeit dieser Theorie, wie sie denn auch bereits von Vulkanisten der äußersten Linken (Vespholdt) aufgegeben, und der Dolomit „als neptunische Bildung, die unmittelbar auf die ebenfalls neptunische Bildung des Kalkes erfolgte,“ angesehen wird. Auch Naumann (S. 748) erkennt es an, daß der Dolomit sehr häufig wenigstens als hydrogenes Gebilde betrachtet werden müsse. Noch entschiedener sagt sich Bischof

(II, 279) von der Buch'schen Hypothese los. „Sehen wir,“ sagt er, „statt des plutonischen Weges den nassen, so verschwinden alle Widersprüche, welche man von chemischer Seite gegen jene Ansichten erhoben hat.“

Kap. 10 hat die Ueberschrift: **Der Granit des Harzes** mit Bezug auf analoge Verhältnisse. Wir finden hier die den Vulkanisten sehr unangenehme, von R. v. Kammer zuerst ausgesprochene Vermuthung, daß im Harz und anderwärts der Granit sehr mächtige Lager innerhalb der Schiefergebirge bilde, zur Evidenz einer Thatsache erhärtet.

Kap. 11 bespricht die **Granitbildung**. (Vgl. auch Schubert Weltgeb. S. 457 ff.) Die vulkanistische Schule erklärt den Granit mit allen verwandten Gesteinen für ein Produkt feuriger Schmelzung. Als Hauptstütze dieser Ansicht gilt die Erscheinung, daß die granitischen Steine mitunter Verästelungen und Gänge zeigen, welche von einer größern unterliegenden Masse aus in die obern darauf liegenden Schichten eindringen und sie in den verschiedensten Richtungen durchsetzen. Diese setze nothwendig einen ehemaligen feurig-flüssigen Zustand der eingebrungenen Massen voraus. Aber das fragliche Phänomen erklärt sich bei der chemisch-neptunischen Ansicht völlig ungezwungen. Hören wir darüber Buchs (im 4. Kap. unsrer Schrift). Durch die Eintrodnung der Gießgebirge mußte ihre Masse an Umfang bedeutend abnehmen, hin und wieder bersten und Spalten bilden, wobei die Masse der Urgebirge, wo sie noch in festweichem Zustande war, in die Spalten eingedrückt werden und Gänge bilden mußte. Zwar verloren auch diese eingebrungenen Massen durch die Krystallisation an Umfang, aber so lange noch festweiche Masse da war, drang diese immer noch bis zur gänzlichen Füllung. Mangelte es an Material, oder hörte die bewegende Ursache des Eindringens auf, so blieben die Räume eben leer (die sogenannten Drusenräume); auch können leere Räume dadurch verschwunden sein, daß das Han-

gende gegen das Liegende nachgesunken ist. — Dagegen hat Fuchs die reine Unmöglichkeit der Bildung des Granits aus feuerflüssigem Zustande evident nachgewiesen: 1) aus der verschiedenen Erstarrbarkeit der Gemengtheile des Granits (vgl. oben S. 8); 2) aus der Thatsache, daß der Granit häufig große krystallinische Kalkmassen in sich birgt. Wenn nämlich Kalk und Kiesel-erde in geschmolzenem Zustande bei einander sind, so zieht der Kalk den Kiesel an und statt des kohlen-sauren Kalles entsteht Kieselsäure. Die Urgebirge würden also in solchem Falle weder Kalk noch Quarz darbieten können (vgl. unten S. 13); 3) wäre der Granit sammt seinem Anhang in feuerflüssigem Zustande aus der Unterwelt heraufgestiegen, so wäre nicht zu begreifen, wie er sein Haupt so hoch über alle übrigen Gebirge habe erheben und so steif und fest sich habe hinstellen können, ohne sich gleich einem Lavaström über seine Nachbarn auszubreiten.

Der Granit besteht aus drei mit einander verwachsenen, aber integrierenden Gemengtheilen: Quarz, Feldspath und Glimmer. Befragen wir diese Bestandtheile einzeln nach ihrer möglichen und wahrscheinlichen Entstehungsweise, so finden wir den Neptunismus im entschiedensten Vortheile. Bezüglich der Bildung von Quarzkrystallen auf nassem Wege liegen uns directe Erfahrungen vor, indem die Bildung solcher Krystalle unter den Augen der Beobachter vor sich ging. Eine pyrogene Entstehung derselben ist aber noch nie und nirgends beobachtet worden. — Anders steht es mit dem Feldspath. Die Möglichkeit der Entstehung desselben aus feurigem Wege ist durch Hochofenprodukte erwiesen. Aber ist dadurch die Möglichkeit einer Entstehung desselben auf nassem Wege ausgeschlossen? Keineswegs; denn die Chemie lehrt, daß viele Körper ebensowohl auf nassem als auf feurigem Wege hervorgebracht werden können. Somit kann die Möglichkeit einer hydrogenen Entstehung des Feldspaths von vorn-herin nicht geleugnet werden, auch wenn sie noch nicht auf

dem Wege der Erfahrung als wirklich vorkommend erkannt wäre. „Diese Möglichkeit hat sich aber seit Kurzem als Wirklichkeit erwiesen, zwar nicht durch ein directes Experiment wie beim Quarz, wohl aber hat man neuerdings Feldspath unter Verhältnissen aufgefunden, die nur auf eine hydrogene Bildung desselben schließen lassen. Dies erkennt auch Naumann (S. 738) unumwunden an, und mit noch größerem Nachdruck hat es Bischof in dem angef. Sendschr. an Leonhardt hervorgehoben.“ Was endlich den Glimmer betrifft, so weist Bischof am a. D. nach, daß derselbe sich in mehreren Fällen auf hydrogenem Wege gebildet habe, ja er steht nicht an zu erklären, „daß auch der Glimmer in vulkanischen Producten des Vesuvius nichts weniger als eine Bildung auf feuerflüssigem Wege sei.“ Naumann äußert sich noch zweifelhaft. Jedenfalls sind aber auch hier die Ansprüche des Neptunismus gewichtiger als die des Vulkanismus.

Naumann behauptet auch jetzt noch, daß im Allgemeinen die granitischen Gebirgsarten sich auf pyrogenem Wege gebildet haben, dagegen gesteht er mit der Gewissenhaftigkeit eines redlichen Forschers unumwunden zu, daß dieser Ansicht in manchen Fällen große Bedenkllichkeiten entgegentreten. Wie Wagner (gel. Anz. S. 893 ff.) sich mit ihm auseinandersetzt, müssen wir der eigenen Lesung empfehlen. — Bischof, der bisher ebenfalls die pyrogene Entstehung des Granits vertheidigte, äußert sich jetzt in dem angef. Sendschr. ganz anders. „Indem er von Granitgängen am Rehberger Graben spricht, die nach oben zuletzt in ein so feines Geäder auslaufen, daß die Granitblättchen kaum mehr noch die Stärke des feinsten Papierstreifens besitzen, setzt er hinzu: „bei solchen Dimensionen von Granitadern schwindet jede Vorstellung von einem Eindringen feuerflüssiger Massen, und wer nur je versucht hat, strengflüssige Massen in enge Kanäle einzugießen, wird mir beistimmen. . . . Wie wäre es möglich, daß feuerflüssiger Granit, durch Spalten im Serpentin, in einem Ge-

stein, welches 13 Procent Wasser enthält, hätte aufsteigen können, ohne daß dieses Wasser ausgetrieben worden wäre? Man versuche es nur, eine Serpentinshale als Schmelzgefäß bloß in mäßiger Hitze zu gebrauchen und man wird durch das Zerspringen derselben mit starkem Knalle zur Ueberzeugung kommen, daß eine gewaltsame Explosion hätte entstehen müssen, wenn der feuerflüssige Granit in der Serpentinshale aufgestiegen wäre. So sind aber keine Sprünge, keine Risse, keine Splitter weder im Serpentin noch im Granit wahrzunehmen. . . . Kann man nach solchen Erscheinungen noch an eine Ausfüllung solcher Gänge auf feuerflüssigem Wege glauben? Wenn aber ein solcher Ganggranit als eine entschiedene Bildung auf nassem Wege erscheint, zu welchen Schlüssen kommt man, wenn man den Gebirgsgranit in Betrachtung zieht?" So spricht ein Vulkanist, und endigt mit einem Fragezeichen, dessen Beantwortung keinem Unbefangenen zweifelhaft sein wird.

Das zwölfte Kap. des Wagner'schen Werkes handelt von der **Porphyrbildung**, die schon durch ihre Lagerungsverhältnisse zwischen unzweifelhaft neptunischen Straten und durch die deutlichen Uebergänge, welche diese Felsarten miteinander bilden, sowie durch das Auftreten gänzlich isolirter Porphyrmassen sich als neptunisches Product, trotz aller vulkanistischen Versicherungen vom Gegentheil, erweist.

Die hydrogene Entstehung der Porphyre, so ergänzt der Verf. seine dortige Darstellung neuerdings in den Münchner *el. Anz.* S. 899, hat aber nun auf einmal einen positiven Beweis erhalten, und zwar verdanken wir die Bekanntwerdung dieser Thatsache einem entschiedenen Plutonisten, v. Dechen (*Archiv für Mineral.* XIX, 367). Es ist nämlich in dem Porphyr des Grauwadengebirges am Steimel, der sehr schöne Feldspathkrystalle enthält, das Schwanzschild eines Homalons gefunden worden. Dechen gesteht zu, „daß der Porphyr, worin es gefunden worden ist, nicht in einer hohen

Temperatur massenhaft aus der Erdtiefe gekommen und auf der Oberfläche erstarrt sein könne, und daß eine solche Ansicht sich durchaus nicht mit einem organischen Einflusse dieser Art vertrage.“ Höchst charakteristisch fährt er fort: „Mit dieser Ansicht würde aber Alles erschüttert werden, was sich gegenwärtig in der Wissenschaft über die krystallinischen quarzigen Gesteine und ganz besonders über alle, welche feldspathartige Fossilien enthalten, Geltung verschafft hat.“ Also auch hier, fügt Wagner hinzu, einer der vielen schlagenden Fälle, wo die Plutonisten ihrer Theorie eine größere Geltung als der Evidenz der Thatsachen zugestehen. Wir verweisen auf die gründliche Beleuchtung dieses Falles von Bischof (II, 317 ff.), wo er auch darthut, wie Thatsachen von solcher Art die „Richtigkeit der Hypothese eines plutonischen Metamorphismus in ihrer ganzen Blöße zeigen“; und in dem Sendschreiben erfreut er sich, daß die großen Feldspathkrystalle des Porphyr in Gesellschaft des Schwanzschildes eines Homalonotus nunmehr völlig emancipirt und erlöst aus der höllischen Bratpfanne, in welcher ihre Brüder seit Decennien von den Plutonisten gemartert werden, erscheinen.“

Fast ebenso wie mit dem Granit und Porphyr ist es in neuester Zeit den Plutonisten auch mit dem Melaphyrgebirge ergangen. Volger berichtet (Jahrb. für Mineral. 1848): „Soviel darf ich wohl behaupten, daß das ganze Melaphyrgebirge am Harze kein Verhältniß zeigt, welches der Annahme einer plutonischen Entstehung desselben das Wort geredet haben würde, falls solche nicht von andern Gegenden her a priori übertragen wäre. Geschichtet ist dasselbe an vielen Punkten sehr deutlich, es unterläuft den Zechstein und Gips in schönster Regelmäßigkeit. Am Poppenberge, bekannt durch den Reichthum des Kohlengebirges an Pflanzenabdrücken, ist ein besonders wichtiges Verhältniß: die Kuppe besteht aus Melaphyr, der Körper des Berges aus Steinkohlengebirge. Der Bergbau hat den Berg nach allen Richtungen durchsah-

ren, aber man hat keine Melaphyrdurchsetzung gefunden, sondern hier, wie überall bei Neustadt, lagert der Melaphyr ganz regelmäßig auf dem Steinkohlengebirge.“ Wagner (Münchener gel. Anz. S. 901) fügt hinzu: „Also auch hier wieder nicht der Stiel gefunden, der die Kuppe mit dem vulkanischen Heerde in Verbindung gebracht hätte! Gleichwohl wissen uns die Vulkanisten auf ihren idealen Durchschnitzzeichnungen diese Stiele recht brillant hinzumalen, obschon kein sterbliches Auge je einen solchen Stiel gesehen hat.“

§. 12. Das 13. Kap. behandelt einen der wichtigsten und entscheidendsten Gegenstände: die Basaltbildung. In der Geschichte der Geologie bildet der Kampf der beiden kriegführenden Mächte um den Besitz des Basaltes die interessanteste Episode. Beim Basalt erwarb der Vulkanismus seine ersten Lorbeeren, und als der Neptunismus von hier mit Gloriant aus dem Felde geschlagen war, kam er unaufhaltsam immer mehr herunter bis zur gänzlichen Niederlage. Aber er hat sich wieder aufgerafft, und versüngt mit neuen Kräften steht er auf dem Kampfplatze, und nicht Phantasie, Einbildung und Hypothesen sind seine Waffen, sondern Erfahrung und Thatfachen. Als unabwiesbare Gründe für die feurige Entstehung des Basaltes galten: 1) „die Uebereinstimmung gegenwärtiger Laven sowohl im physischen als chemischen Verhalten mit wirklichen Basalten;“ — aber unter den Basalten selbst herrscht in dieser Beziehung große Verschiedenheit, und in unzähligen Fällen bietet der Basalt nichts Lavaähnliches dar, sondern bequemt sich ganz der Ordnung der unbestritten neptunischen Bildungen an, so daß man berechtigt ist, zwischen primitivem und secundärem Basalt zu unterscheiden, von welchen der letztere durch Schmelzung des erstern entstanden ist, und daher allerdings wesentliche Ähnlichkeit mit den Laven haben kann, ohne daß dies etwas über

den Bildungsweg des erstern entscheide. Uebrigens hat die Phantasie bei der Auffindung von Krateren und Lavaströmen in Basaltgegenden meist den größten Antheil, jede Bergkuppel soll gleich ein erloschener Vulkan, jedes zu Tage liegende gangartige Basaltlager ein Lavaström sein. Wie trügllich der bloße Anschein ist, zeigt der Bimsstein, der allenthalben als ein unbestritten vulkanisches Produkt gilt, während Ne p. Fuchs das schönste bimssteinartige Gestein auf nassem Wege dargestellt hat. — 2) „Die Basalte sind ohne Versteinerungen.“ Das würde aber noch keineswegs die absolute Nothwendigkeit vulkanischer Entstehung beweisen, da auch viele andre Ursachen organische Wesen vom Bereich des Basaltes entfernt halten konnten. In der That findet man aber auch mitten in zerschlagenen Basaltsteinen frisch erhaltene, lebhaft perlmutterglänzende Muschelpetrefakten, was nur bei neptunischer Entstehungsart des Gesteines denkbar ist, — besonders wenn man vergleicht, welchen zerstörenden Einfluß schon ziemlich erkaltete Lavaströme auf die umschlossenen Körper ausgeübt haben. — 3) „Man hat die Bestandtheile des Basaltes (Augit, Magneteisenstein, Feldspath, Olivin) auf trockenem, feurigem Wege dargestellt, was auf nassem Wege noch nicht gelungen ist.“ Es ist aber gelungen, manche andre Substanzen, z. B. Zinnober, Schwefelzink, Schwefelblei u., sowohl auf trockenem als auch auf nassem Wege darzustellen; was bei diesen Substanzen möglich geworden ist, kann bei jenen nicht durch den bloßen Mangel der Erfahrung als unmöglich dargethan werden. — 4) „In der Nähe der Basalte sind die umlagernden Schichten andrer Gebirgsarten durch das Aufsteigen des Basaltes verschoben und aufgerichtet, sowie auch plutonisch umgestaltet.“ — Aber gerade die Veränderungen, welche ein vulkanisches Aufstoßen der Basalte hervorgebracht haben müßte, Zertrümmerung, Zerreißung u. der Schichten, fehlen fast gänzlich, und wo sie etwa

stattfinden sollten, können sie ebenso gut durch Einsturz als durch Erhebung entstanden sein; — dahingegen sind völlig regelmäßige Umlagerungen, mantelförmige, wellenförmige u., die gar keine gewaltsame Störung im Schichtenbau an sich tragen, und daher durchaus nicht durch vulkanische Eruptionen entstanden sein können, überaus häufig. „Ein Blick in Leonhardt's Atlas zeigt, daß basaltische Gänge und Lager in der Regel ohne alle Schichtenstörung von den Flößgebirgen umschlossen werden. Ueberhaupt steht dieser Atlas fast auf jedem Blatte in Widerspruch mit den im Text aufgestellten Hypothesen, und man sollte eher meinen, daß er zur Widerlegung der letztern ausgearbeitet worden sei.“ Aehnlich verhält es sich mit der angeblichen plutonischen Umbildung der Flößgebilde an den Grenzen des Basaltes. In sehr vielen Fällen nimmt man nicht die mindeste Aenderung in der Beschaffenheit der anstoßenden Schichten wahr. Wo sie aber stattfindet, kann sie auch unter neptunischen Voraussetzungen einfach erklärt werden. „Wir wissen, daß bei dem Uebergange der Materie aus dem Zustande der Gestaltlosigkeit in den der Gestaltung Wärme frei wird. Wird dieser Uebergang rasch bewerkstelligt, so kann sich die freiwerdende Wärme bis zur Gluth steigern und Wirkungen ähnlich denen eines Feuerheerdes hervorbringen. Beim Basalte muß aber die Bildung rasch vor sich gegangen sein, da seine Gemengtheile sich nicht, oder nur hin und wieder, deutlich ausgebildet haben. Auch darauf ist aufmerksam zu machen, daß an jenen plutonischen Einwirkungen des Basaltes wahrscheinlich auch die Elektrizität und der Elektromagnetismus, die bei dem Bildungsprozeß des sehr eisenhaltigen Basaltes erregt worden sein dürften, einen großen Antheil gehabt haben dürften.“ Eine solche auf chemischem oder dynamischem Wege entstandene Hitze dürfte auch auf die Ursache hinweisen, daß nur in kleinern Basaltstüden, wo eine beträchtliche Wärmeansammlung unmöglich war, sich organische Reste finden, solche hingegen da, wo der Basalt massenhaft auftritt, fehlen. — Dagegen zeigt das Lagern des

Basalt es auf Kohlen die chemische Unmöglichkeit eines ursprünglich feurigen Flusses des erstern, denn der geschmolzene Magnetisenstein des Basalt es hätte dann die obre Lage der Kohlen in regulinisches Eisen verwandeln müssen. — 5) „Wenn endlich die vulkanistische Schule dem Basalte die regelmäßige Auf- oder Einlagerung abspricht, um dadurch seine Identität mit Lavaströmen wahrscheinlicher zu machen, so kann eine solche Behauptung nur in vollem Widerspruche mit den das Gegentheil laut und unzweideutig bezeugenden Thatsachen aufgestellt werden.“ In unzähligen Fällen kommen basaltische Gebilde als förmliche Lager zwischen geschichteten und Versteinerungen führenden Gebirgsarten und mit denselben in mehrfachem Wechsel vor. Man hat freilich immer ein sehr wohlfeiles Mittel zur Hand, solchen Thatsachen zu entgehen, man nimmt nämlich durch reine Fiktion für jede basaltische Masse einen Stiel an, durch welchen diese mit einer unterirdischen Feueresse in Verbindung gestanden haben soll. Aber abgesehen auch von den dann nothwendig vorauszusetzenden, aber völlig fehlenden Schichtenstörungen ist es für den Vulkanismus ein fataler Umstand, daß die seit alten Zeiten bestehenden Grubenbaue, mit welchen man die Unterlagen der basaltischen Gipfel an vielen Orten nach allen Seiten hin durchfahren hat, nirgends auf einen solchen sie durchbrechenden basaltischen Stiel gestoßen sind. „Es wäre doch ein höchst merkwürdiger Zufall, daß man bei solchen Bauen jedesmal um den Stiel herumgekommen wäre, als ob ein böser Kobold dabei seine Hand im Spiel gehabt und die Geologen geneckt hätte.“

Naumann hält noch unbedingt an der pyrogenen Entstehung aller Basalte fest. Aber daß auch eine nothgedrungene Nachgiebigkeit der Plutonisten in Aussicht steht, zeigt Bischof, der wenigstens die Möglichkeit einer hydrogenen Entstehung basaltischer Gesteine zugiebt (vgl. Münchner gel. Anz. S. 911 f.)

§. 13. Das 14. Kap. sucht zwischen eigentlichen oder neuen, und hypothetischen oder sogenannten alten Laven, welchen lehtern die Vulkanisten in Folge theoretischer Voraussetzungen alle ungeschichteten Gesteinsarten zuzählen, einen sichern Unterschied zu ziehen. Die Unterschiede sind in der That nach Form und Inhalt sehr zahlreich und bedeutend. So mangelt z. B. allen neuen Laven die freie krystallinische Kieselerde, der Quarz, als selbstständiger ausgeschiedener Gemengtheil⁹⁾. Das Vorhandensein selbstständiger Quarzkrystalle führt aber nach chemischen Gesetzen auf neptunische Bildung. Den angeblich alten Laven fehlt ferner das ausgezeichnet Glasige und phantastisch Schlackige der eigentlichen Laven; die Blasenräume der erstern sind meist ausgefüllt und umschließen die vielartigsten Fossilien; die echten Laven sind frei von allem Wassergehalt, und unterscheiden sich dadurch chemisch vom Basalt, der Wasser enthält u. s. w. u. s. w.

Das 15. (lepte) Kap. spricht sich über die Beziehung massiver Gebirgsarten zu den geschichteten aus. Der Verf. weist zuvörderst nach, daß in den Gebirgsarten der Rieselsreihe bei großer Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit gleichwohl eine nahe und innige Verwandtschaft bestehe,

9) „Dasselbe, sagt der Verf. in den Münchner gel. Anz., ist der Fall mit allen Schmelzprodukten, die aus der Gluth der Hochofen hervorgegangen sind. Dies wissen wir uns auch chemisch vollkommen zu deuten. Reine Kieselerde für sich ist in unsern gewöhnlichen Essenfeuern unschmelzbar; mit andern Körpern aber, die in eurtigem Blusse befindlich sind, verbindet sie sich zu Silicaten und wird von den Basen dermaßen festgehalten, daß sie sich nicht mehr von ihnen trennen kann. Angesichts dieser uralten und 1000jährigen Erfahrungen habe ich die Behauptung aufgestellt: daß kein Gestein, welches Quarz als einen seiner Gemengtheile enthält, sich aus dem eurtigflüssigen Zustande gebildet haben kann.“

die zwischen den äußersten Gliedern dieses Gebietes durch eine Menge Zwischenglieder mit geordneten stufenmäßigen Uebergängen hergestellt wird. Dies gestehen auch die Vulkanisten zu. Geht man aber auf diesem Wege weiter, so kommt man unversehens durch allmähliche Uebergänge aus dem Gebiet der massigen granitischen Gesteine in das der geschichteten, in den Gneiß und Glimmerschiefer. Von hier aus geht es aber unaufhaltsam weiter in den Thonschiefer mit seinen Versteinerungen und in den Grauwadenschiefer mit seinen Conglomeraten, und von da aus weiter in das ganze Sandsteingebiet, in welches man überdies noch vom Porphyr aus geführt wird. Hiermit wäre man aber auf zwei großen Heerstraßen ins neptunische Gebiet gerathen. Diese unvermeidlichen Uebergänge vom massigen zum geschichteten Gestein, oder umgekehrt, sind aber dem Vulkanismus ebenso gefährlich, als sie dem Neptunismus günstig sind. Sie nöthigen Beide, um sich halten zu können, den Einen vorwärts, den Andern rückwärts sich ein Gestein nach dem andern zu vindiciren. Der Vulkanist muß aber nothgedrungen schon beim Thonschiefer zum Rückzug blasen, während der Neptunist ungehindert bis zum Granit und Basalt vordringen kann. „Der Ausgangspunkt des Letztern ist ein durchaus gesicherter und unangreifbarer: Freund und Feind müssen es zugestehen, daß Sandsteine, Grauwaden und versteinerungsführende Thonschiefer lediglich und allein dem neptunischen Gebiete zuständig sind. Von diesen aus geht es aber durch die versteinerungsleeren Thonschiefer und Glimmerschiefer unmittelbar in die massigen granitischen Gesteine und von diesen in die Trappgebilde, bis man am entgegengesetzten Ende beim Basalt anlangt. Anders ist es bei dem Ausgangspunkte der Vulkanisten, bei dem Basalte. Hier ist schon gleich das Hauptfundament nicht gesichert und wird vom Neptunismus mit gutem Recht in Anspruch genommen. Und im Fortgange ergiebt sich für sie das noch unerfreulichere Resultat, daß sie mit unvermeidlicher Noth-

wendigkeit aus dem Bereich der massigen Gebilde in die geschichteten hinübergeführt werden und hiermit dem Feinde sich selbst in die Hände liefern.“ Wahrhaft desperat sind die Mittel, durch welche die Vulkanisten sich zu retten suchen. Der Thonschiefer wird, weil's nun einmal nicht zu ändern war, dem neptunistischen Reiche belassen; aber der Gneiß und Glimmerschiefer nolens volens dem vulkanischen einverleibt. Die „ausgezeichnet deutliche und regelmäßige Schichtung“ desselben, die E. von Leonhard noch im J. 1823 sehr bestimmt lehrte, wurde einige Jahre später, wärend der Vulkanismus unter den geologischen Stimmführern des Tages zur Herrschaft gelangt war, von demselben Verfasser als ein bloß „schichtenähnliches Phänomen“ bezeichnet; — denn, man höre! „denn von eigentlicher Schichtung könne bei solchen Gebilden feurigem Ursprungs nicht die Rede sein!“¹⁰⁾ — und Gneiß und Glimmerschiefer für plutonisch-metarmorphosirten (umgeschmolzenen) Thonschiefer erklärt: Der feurig flüssige Granit habe durch die Hitze, die er verbreitete, die Umbildung hervorgerufen. Aber „schon der Anblick einer geognostischen Karte genügt, um aus dem lächerlichen Mißverhältnisse, in welchem die Wirkung zur Ursache gesetzt wird, den Stab über jene solche Hypothese zu brechen. Gneiß und Glimmerschiefer nämlich kommen in vielen Gegenden in so gewaltiger Ausbreitung vor und greifen auf so ungeheure Erstreckungen über alle massigen Gebirgsarten hinaus, daß es durchaus ungenügend ist, aus der ausstrahlenden Gluth der letztern die Umwandlung der geschichteten Massen ableiten zu wollen. . . . Ferner, Glimmerschiefer und Thonschiefer wechseln häufig miteinander und schließen sich in untergeordneten Lagern ein.

10) Raumann ist wieder unbefangen genug, die ausgezeichnete deutliche und regelmäßige Schichtung des Gneißes und Glimmerschiefers offen und rückhaltslos zu lehren.

Warum wurde der eine Theil umgeschmolzen, der andere nicht? Diese Frage ist besonders da zu stellen, wo Gneiß und Glimmerschiefer es sind, die als untergeordnete Lager vom Thonschiefer umschlossen werden. Bei Schwarzja im thüringer Walde findet sich ein Gneißlager, dessen Glimmer eine thonschiefer-ähnliche Beschaffenheit hat. Hier ist ja, rufen die Vulkanisten, der Umschmelzungsproceß klar dargethan! Zugestanden, dann muß aber die Umschmelzung auf nassem Wege vor sich gegangen sein; denn jenes Gneißlager liegt im Grauwadenschiefer!“

Wagner schließt seine Relation in den Münchner gel. Anz. mit den Worten: „Sehe ich schließlich zurück auf all die geognostischen und chemischen Erfahrungen, welche in den letzten Jahren gemacht worden sind, so habe ich nicht bloß keinen Grund gefunden, die von mir in meiner Geschichte der Urwelt ausgesprochenen geologischen Ansichten zurückzunehmen, sondern sie sind nach allen Seiten hin durch die neuern geognostischen Beobachtungen und chemischen Untersuchungen in der erfreulichsten Weise bestätigt und gekräftigt worden. Dem Neptunismus — das Wort in dem Sinne von Fuchs genommen — sind seitdem solche bedeutende Zugeständnisse gemacht worden, daß er Aussicht hat, in nicht sehr ferner Zeit sich in sein früheres Recht, aus welchem ihn ein hitziger Usurpator verdrängen wollte, wieder eingesetzt zu sehen.“

III. Das Thier- und Pflanzenreich der Urwelt.

§. 14. Schon im Vorigen ist öfter der auffallenden Thatfache Erwähnung geschehen, daß in den geschichteten Gebirgen der Erdrinde eine ganze große, überaus üppig wuchernde Welt des Lebens begraben liegt. Wir suchen auch hier an der Hand unseres kundigen Führers uns in diesem Labyrinth

einer versteinerten Welt der ehemals Lebendigen zu orientiren, und jene Zeugen und Denkmäler urweltlicher Zustände zu befragen, ob und was sie uns über sich selbst und ihre Umgebungen, über die Zeit und Dauer, über die Art und Weise ihres Entstehens, Lebens und Vergehens zu berichten vermögen.

Die nächste Frage, die für uns hier in Betracht kommt, ist die, ob die Entstehung dieser urweltlichen Organismen mit der Pflanzen- und Thierschöpfung des Hexaemeron als identisch gedacht werden können. Von den meisten Concorbisten wird diese Frage bejaht. Wir beharren, trotz der Einreden, welche Ehrard und Deliſsch noch neuerlich dagegen erhoben haben, auf das Entschiedenste und Zuversichtlichste bei ihrer Verneinung. Dazu führt uns mit unausweichlich-zwingender Nothwendigkeit die Vergleichung der Resultate der biblischen Exegese mit denen der geognostischen Paläontologie.

Da steht es nun geologischerseits von vornherein unzweifelhaft und unbezweifelt fest, daß diese urweltliche Fülle organischen Lebens nicht später entstanden sein kann, als die Flöſſschichten, von denen sie umschlossen sind, und daß mit der sich vollenden den Bildung derselben die Zeit ihres Lebens abgelaufen war.

Schon dies erste, klarste und gewisseste Resultat der Geognose, verglichen mit den Resultaten der biblischen Exegese, nöthigt uns zur Verneinung der oben aufgestellten Frage.

Wir haben in dem ersten Paragraphen dieser Zugabe erwiesen, daß die Bibel von der Entstehung der Gebirge nichts berichtet, daß sie dieselbe vielmehr als schon vor dem Beginn des Sechstageswerkes vollendet voraussetzt. Mithin berichtet sie auch nichts von der Entstehung der paläontologischen Flora und Fauna, und ihre Zeit muß schon abgelaufen gewesen sein, ehe die unmittelbare Zurichtung der Erde zum Wohnsiß des Menschen im Sechstageswerke begann.

Zur Verneinung der Frage, um die es sich hier handelt,
Bibl. u. Astronomie 3. Aufl.

drängt uns ferner das bereits in der ersten Abtheilung dieser Schrift (Kap. 4, S. 4) gewonnene Ergebniß der Exegese, daß die Tage des Hexaemeron durchaus nicht als Perioden von unbestimmter Dauer, sondern nur als Tage von natürlicher Dauer und Begrenzung gefaßt werden dürfen. Verlegt man nämlich die Entstehung der versteinerten, urweltlichen Organismen in den dritten, fünften und sechsten Tag, so müssen sich nothwendig diese Tage in aufeinander folgende geologische Perioden umgestalten, für deren jede die Geologie einen Zeitraum von vielen Tausenden, „ja von Millionen von Jahren,“ in Anspruch zu nehmen sich genöthigt sieht, um für das Entstehen, Bestehen und Vergehen der dahin gehörigen Organismen, so wie für die Bildung der mächtigen Sarkophage, die ihnen in den Flößschichten bereitet wurden, eine angemessene Zeitdauer zu gewinnen.

§. 15. Gehen wir etwas tiefer ein in die Erforschung der untergegangenen urweltlichen Organismen, so häufen sich die Zeugnisse und Beweise für unsre Behauptung.

Wenn wir diese, nur in versteinerten Exemplaren vorliegenden Organismen der geologischen Umwelt zu denen der Jetztwelt in vergleichende Beziehung stellen, so muß es zunächst zwar zugestanden werden, daß die erstern sich sämmtlich noch in die großen Klassenabtheilungen des jetzigen Pflanzen- und Thierbestandes unterbringen lassen. Anders gestaltet sich aber schon das Verhältniß bei den Gattungen. Mag es auch zugegeben werden, daß keineswegs alle Gattungen erloschen, sondern manche derselben auch in der jetzigen Weltzeit repräsentirt sind, so ist doch so viel gewiß, daß der größte Theil der damals untergegangenen Typen völlig ausgestorben ist, und daß umgekehrt viele unsrer jetzt lebenden Typen damals gar keine Repräsentanten hatten. Machen aber vollends die Arten zum Prinzip der Vergleichung,

so ist es als höchst wahrscheinlich, ja vielleicht schon als ausgemacht anzusehen, daß keine einzige Species der urweltlichen Fauna und Flora sich in die geschichtliche Zeit hinübergerettet hat; wenigstens ist noch keine gefunden worden, die mit Sicherheit als identisch mit einer jetzt lebenden Art erkannt werden müßte. Das Thier- und Pflanzenreich des Gebirgsinnern zeigt sich demnach als ein sehr eigenthümliches und von dem gegenwärtigen nach allen Beziehungen höchst verschiedenes.

Die in der Bibel beschriebene Schöpfung von Pflanzen und Thieren bezieht sich dagegen jedenfalls auf solche Gattungen und Arten, die vom Schöpfer zur Fortpflanzung und Erhaltung, wenigstens zur Genossenschaft des Menschen auf der Erde, bestimmt waren, nicht aber zum völligen Untergange und gänzlichen Erlöschen noch vor dem Auftreten des Menschen. Es geht dies mit großer Sicherheit schon aus dem lauten Accent hervor, mit welchem die Urkunde es wiederholt hervorhebt, daß Gras, Kraut und Bäume jegliches nach seiner Art durch Samen und Frucht zu einer perpetuirlchen Erhaltung und Erneuerung der Arten befähigt gewesen sei, und aus dem Interesse, mit welchem sie bei allen Typen der Thierwelt wiederholt, daß jedes nach seiner Art geschaffen sei, und Allen insgesammt den göttlichen Segen: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet das Wasser und die Erde“ theilt. Die Urkunde bezieht sich ferner ohne Zweifel auf die Erschaffung solcher Organismen, die zwar vor dem Menschen, aber nichtsdestoweniger ja eben darum für ihn vom Schöpfer bestimmt sind. Denn dem Menschen wird allerlei Kraut, das samentragend ist, auf der ganzen Erde, und allerlei Bäume, die Früchte tragen, zur Speise angewiesen, — und eine Beziehung auf die Thierwelt wird ihm aufgegeben, sich dieselbe unterthan zu machen, und zu herrschen über die Fische im Meer, über die Vögel unter dem Himmel, über das Vieh und über Alles, das da kriecht auf Erden. Diese Pflanzen,

die er genießen, und diese Thiere, die er beherrschen soll, sind aber offenbar dieselben, deren Erschaffung unmittelbar vorher berichtet wurde; folglich sind die Organismen, deren Schöpfung die Bibel beschreibt, dieselben, die mit dem Menschen zu leben bestimmt sind, also im Allgemeinen wenigstens die Pflanzen und die Thiere der Jetztzeit. Und dasselbe geht auch aus der immer wiederkehrenden Billigungsformel: „Und Gott sahe, daß es gut war“ hervor. Eben, weil es gut, sehr gut war, kann es nicht zum Untergang, sondern muß zum bleibenden Dasein bestimmt gewesen sein. Daß diese Bemerkung den Sinn der Urkunde trifft, geht mit Evidenz aus der Sündfluthgeschichte hervor, denn dort hält die Urkunde es für nöthig, den Untergang der Thierwelt durch die Bemerkung, daß nicht nur die Menschen, sondern auch die Erde verderbt gewesen, daß alles Fleisch seinen Weg verderbet habe auf Erden, ausdrücklich zu motiviren.

So haben wir also lauter Widersprüche der biblischen Darstellung mit dem, was die geologische Erforschung der untergegangenen Organismen uns lehrt. Aber alle diese Widersprüche werden paralyßirt durch die Widersprüche innerhalb der Naturforschung selbst. Denn zwischen Urwelt und Jetztwelt, zwischen Geologie und Naturgeschichte finden sich eben so bestimmte, ja ganz dieselben Widersprüche. Die Organismen der untergegangenen Urwelt sind nicht die Thiere und Pflanzen der Mosaischen Kosmogonie, aber sie sind auch nicht die Thiere und Pflanzen der geschichtlichen Zeit; wohl aber können und müssen die Organismen der biblischen Schöpfung dieselben sein, welche die Naturgeschichte als die Mitbewohner des Menschen uns kennen lehrt, und darin löst sich der Widerspruch der Bibel mit der Naturforschung zur vollkommenen Harmonie.

Die von den Gebirgen der Erde umschlossenen Lebens-typen sind nicht zur perpetuirlichen Erneuerung und Erhaltung 'nmt gewesen, wenigstens hätten sie dann ihre Bestimmung

nicht erreicht; sie sind nicht für den Menschen geschaffen, sind nie seine Zeitgenossen und Mitbewohner der Erde gewesen, denn ehe der Mensch auftrat, sind sie längst aus der Welt der Lebendigen ausgeschieden und erloschen; sind längst von ihrem steinernen Grab umschlossen, und ihre erstarrten Gebeine sind erst nach 6000 Jahren den Menschen zu Gesicht gekommen, um der Naturforschung Räthsel aufzugeben, die sie wahrscheinlich nie wird lösen können, um die menschliche Wissenschaft, in einer Zeit wo sie Alles verstehen zu wollen sich vermischt, von der Unzulänglichkeit ihrer Mittel und Kräfte zu überzeugen.

Es steht also fest, und wird sich weiter unten noch mehr erhärten: die Fossilien der Gebirgswelt können nicht dieselben Organismen sein, deren Erschaffung die Bibel berichtet. Die Bibel weiß nichts von den Petrefakten und Entozoen der Geologie, sie hat es bloß mit den Wesen zu thun, die für den Menschen erschaffen wurden, die ihm theils zur Nahrung, theils zum Substrat, oder zu Mitteln und Gehülfen seiner Thätigkeit bestimmt waren. Aber auch die Geologie weiß ebenso wenig etwas von den Geschöpfen, die nach der Schrift in der zweiten Hälfte des dritten, so wie am fünften und sechsten Tage geschaffen wurden, sie kann nichts von ihnen wissen, weil ihre Typen nicht zum Untergang, sondern zur Erhaltung bestimmt waren, weil ihre Sippschaften darum nicht von erstarrenden Gewässern verschlungen werden durften, sondern ihre Individuen nach vollbrachter Bestimmung dem gewöhnlichen Wege der Verwesung, die ihre Gebeine meist spurlos verwischte, anheim fallen mußten.

Wie die Bibel klar und bestimmt jede Annahme eines Hineintragens der Bildung der eigentlichen Erdkruste in den fünften und sechsten Schöpfungstag ausschließt, indem sie Land und Meer, und somit die bleibende Gestalt der Erde nämlich im Ganzen und Großen) schon vorher fertig sein

läßt, so duldet sie auch durchaus nicht eine Auffassung, welche das Werk des fünften und sechsten Tages zurückgehen läßt bis in die frühern Tage. Sie weiß durchaus nichts von einer Gleichzeitigkeit, von einem Nebeneinander, sondern nur von einem Nacheinander der Bildung der Erdkruste einerseits und der von ihr berichteten Schöpfung organischer Wesen andrerseits.

Das ganze Gebiet der Geologie, verglichen mit der biblischen Schöpfungsgeschichte, fällt also der Zeit nach vor den Anfang dessen, was die letztere berichtet. Die Geologie kann nicht zum Zeugen für die Wahrhaftigkeit dessen, was die Bibel vorher oder nachher geschehen berichtet, aufgerufen werden, sie kann aber auch nicht Zeugniß ablegen gegen die Wahrhaftigkeit dieses Berichtes. Will sie es dennoch, so ist ihr Zeugniß ein falsches Zeugniß, denn sie will zeugen, nicht was sie gesehen und erlebt, sondern was sie geträumt und phantastirt hat.

Jeder Versuch also, Schrift und Geologie in Harmonie zu bringen, der dies sowohl in der Geologie als in der Bibel begründete und klar ausgesprochene Verhältniß verkennt, — und übelverstandenen geologischen Thatfachen zu Liebe, die Bildung der Erdkruste bis in den fünften und sechsten Tag hineinreichen läßt, oder umgekehrt die Schöpfung des fünften und sechsten Tages in der Zeit der noch unvollendeten Erdbildung vor sich gehen läßt, thut der Schrift schreiende Gewalt an und schadet der guten Sache, der er nützen will. Ja er tritt in eben so bestimmten Widerspruch mit den Thatfachen der Naturforschung, die er doch zum Prokrustesbett der falsch gedeuteten Bibel gemacht hat; indem er im offensten Widerstreit mit den wissenschaftlichen Resultaten die Organismen der Vorwelt mit denen der Mitwelt, denn solche meint ja unbestreitbar die Schrift, identificirt.

Dies ist aber der Standpunkt der meisten Harmonisten sowohl von theologischer wie geologischer Profession, und da-

her konnten ihre Versuche nimmer befriedigen, konnten nimmer trotz aller zuversichtlichen Versicherungen der schönsten Harmonie, trotz alles eignen Glaubens an die mühsam errungene oder erzwungene Uebereinstimmung die grellen Widersprüche völlig verdecken, noch den durch Ueberredung oder Selbsttäuschung erschlichenen Frieden vor der Welt, die nicht so wohlwollend und zur Stiftung von Eintracht und Friede geneigt war, wie sie, behaupten. Das ist nun das Verdienst Schubert's, durch wiederholte geist- und lebensvolle Andeutungen und Skizzen von dieser grundfalschen Auffassung ab- und auf die richtige hingewiesen zu haben, und A. Wagner's Verdienst ist es, daß er diesen richtigen Weg zuerst vollständig und klar durchgeführt und auf die Harmonisirung von Schrift und Geologie glücklich und überzeugungskräftig angewandt hat, und so zuerst eine vollkommen genügende, der weltlichen Wissenschaft ebenso wenig wie der Bibelexegese irgendwie zu nahestretende Concordie dargestellt hat¹¹⁾.

§. 16. Wir wenden uns zu einem andern Resultate der Paläontologie, durch welches sich unsre Behauptung noch weiter bestätigt.

11) Nur in zwei allerdings nicht ganz unwesentlichen Stücken weichen wir von A. Wagner ab, — einmal, wenn er die Bildung der primären und secundären Gebirgsformationen, und natürlich auch das Entstehen und Vergehen der von letztern umschlossenen Organismen, mit dem ersten biblischen Schöpfungstage beginnen und mit der ersten Hälfte des dritten Tages zu Ende gehen läßt, — und dann weiter, wenn er die Bildung der Tertiärschichten mit ihren Pflanzen und Thieren erst in der zweiten Hälfte des dritten, so wie am fünften und sechsten Tage vor sich gehen läßt. Warum wir Ersteres ablehnen müssen, ist aus dem bisher Gesagten abzunehmen. Letzteres aber werden wir unten als unzulässig nachzuweisen versuchen. (Vgl. §. 19.)

Ein noch auffallenderes und nicht minder wichtiges Ergebnis, als die Vergleichung der urweltlichen Fossilien mit der Pflanzen- und Thierwelt der geschichtlichen Zeiten darbietet, liefert die Vergleichung der urweltlichen Flora und Fauna unter sich, d. h. nach Maßgabe der einzelnen Formationen, von denen sie umschlossen sind. Dieselbe Differenz der Gattungen, Typen und Arten, dieselbe Fremdartigkeit und gänzliche Abgeschnittenheit, die wir in dieser Beziehung zwischen Vorwelt und Mitwelt fanden, findet sich auch in ebenso scharfer Bestimmtheit zwischen den Lebensformen der einzelnen Gebirgs-Formationen der Vorwelt.

Zwar ist dies Resultat in seiner Ausnahmslosigkeit be-
 anstandet worden. Der Paläontologe Bronn will auch einzelne Gemeinsamkeiten in verschiedenen Formationen beobachtet haben, so z. B. soll das Gebilde von St. Cassian in Tyrol unter 422 Arten von Versteinerungen 389 ihm ganz eigenthümliche enthalten, dagegen aber mit Kohlenkalk und Zechstein 7 identische und 5 analoge Arten, mit der Trias 4 identische und 6 analoge, mit der Lias 4 identische und 7 analoge, mit der Jura 1 identische und 2 analoge Arten. Damit stehen nun aber die Resultate mehrerer andern gewiß nicht minder ausgezeichneten Paläontologen in direktem Widerspruch. Agassiz z. B., der so genaue, sorgfältige und ausgedehnte Forschungen in diesem Gebiete wie kaum ein anderer Gelehrter gemacht hat, spricht sich folgendermaßen aus: „Es ist gegenwärtig eine erwiesene Wahrheit für mich, daß die Gesamtheit der organischen Wesen nicht allein in den Zwischenräumen jeder der großen Abtheilungen, welche man als Formationen benennt, sich erneuert hat, sondern auch mit der Ablagerung jeder besondern Abtheilung aller Formationen. Ich glaube ebenso wenig an die genetische Descendenz der lebenden Arten von den verschiedenen Tertiär-Abtheilungen, welche man für identisch angesehen hat, die ich aber für specifisch ver-

schieden halte, so daß ich die Idee einer Transformation der Arten von einer Formation in die andre nicht annehmen kann. Indem ich diese Resultate ausspreche, will ich sie keineswegs als Induktionen, die aus dem Studium einer besondern Thierklasse (z. B. der Fische) genommen und auf andre Klassen übertragen wurden, sondern als Resultate direkter Vergleichen sehr beträchtlicher Sammlungen von Petrefakten verschiedener Formationen und Thierklassen hinstellen."

Unser Verf. spricht sich über diese Differenz sehr umsichtig und besonnen aus: „Zunächst steht es unbestritten fest, daß jede Formation unter ihren organischen Gebilden durchaus eigenthümliche hat und daß diese wenigstens die überwiegende Mehrzahl in ihr ausmachen. Ebenso steht es fest, daß die Vermischung der Arten nicht allenthalben, wo zwei Gebirgsarten zusammengrenzen, statt hat, sondern daß es nur einzelne wenige Fälle sind, die bisher bekannt wurden. Aber ebendeshalb hat man ein Recht, die Gültigkeit dieser Annahme so lange zu beanstanden, als nicht durch genaue und wiederholte Untersuchungen von wohl erhaltenen und scharf bestimmbar Exemplaren die Richtigkeit der Bestimmungen außer Zweifel gesetzt ist. Letztere Bedingung wird aber nur für wenige der bisher angegebenen Fälle eingehalten sein.... Uebrigens ist auch noch der Umstand hervorzuheben, daß bei anscheinender Uebereinstimmung in den äußern Formen noch keineswegs mit Sicherheit auf Identität der Art geschlossen werden darf, da in der Färbung oder in der Beschaffenheit des eigentlich thierischen Bestandtheils Unterschiede liegen können, die an den Petrefakten gar nicht wahrnehmbar sind. Wir wären wenigstens bei der Bestimmung der jetzt lebenden Arten sehr übel berathen, wenn wir alle derartige charakteristische, oft unentbehrliche Merkmale nicht benutzen könnten."

Gesetzt also auch, die Bronn'sche Meinung würde sich bestätigen, so bliebe dennoch, da die sehr vereinzelt Aus-

nahmen die Allgemeinheit der Regel nicht aufzuheben vermöchten, die Thatsache im Allgemeinen stehet, daß zwischen den einzelnen Felsarten nicht nur, sondern oft sogar auch zwischen den einzelnen Lagen ein und derselben Gebirgsformation und den von ihnen umschlossenen organischen Typen eine eigenthümlich genetische Beziehung statt findet; so müßte dennoch das Resultat anerkannt bleiben, daß jede Formation ihre eigenthümliche unabhängige Schöpfung für sich habe, und daß somit der Akt der Schöpfung sich eben so oft von Grund aus erneuert haben müsse, als Formationen vorhanden sind. Die Bibel berichtet aber nur von einer einzigen Schöpfung organischen Lebens. Sie könnte also höchstens nur eine von jenen vielen Schöpfungen meinen, aber daß keine derselben gemeint sein könne, geht daraus hervor, daß die biblische Schöpfung von den Organismen handelt, die für den Menschen geschaffen wurden, die also bis in die Jetztzeit fortgebauert haben; die Uebergangs- und Flözgebirge aber nur Typen darbieten, welche längst vor dem Auftreten des Menschen erloschen sind und sich seitdem nicht wiederfinden. Es bestätigt sich also auch hier das bereits früher gewonnene Resultat, daß beide Schöpfungen völlig verschiedene und darum incomparabele sind.

§. 17. Schon früher ist bemerkt worden, daß die sogenannten primären oder Urgebirge keine Petrefakten einschließen. Erst in den Uebergangs- und Flözepochen treten sie auf. Jener Mangel erklärt sich nicht aus der Entstehungszeit der Urgebirge, — so daß dieselben schon vollendet gewesen seien, als der Trieb zum organischen Leben erwachte, — denn auch in der Uebergangs- und Flözzeit, wo diese Gebirge noch auftreten, haben sie in ihrer ausschließlichen Feindseligkeit gegen organisches Leben beharrt. Der Grund muß also vielmehr in der Natur jener Gesteine ge-

sucht werden, — ohne Zweifel darin, daß die krystallinische Natur derselben die Entstehung organischen Lebens nicht zuließ, denn Krystallisation und Organisation sind die beiden entgegengesetzten Pole irdischer Gestaltung.

Verfolgen wir weiter die Betrachtung der Petrefakten, so werden wir auf die beachtungswerthe Erscheinung aufmerksam gemacht, daß in den ältesten Erdperioden die Verbreitung der organischen Wesen einen weit gleichförmigern Charakter als gegenwärtig hatte, indem der Unterschied der Längen- und Breitengrade keinen Einfluß auf die Mannigfaltigkeit der Typen und die Zahl der Individuen ausgeübt hat. —

Ein Hauptunterschied in der Fauna und Flora der ältesten Erdperiode, wie sie uns die Secundärgebirge darboten, von der gegenwärtigen ist ferner in dem Mißverhältnisse der Land- zu den Wasserthieren begründet. „Es sind nämlich die Landthiere nicht bloß in den ältern Formationen ganz und gar fehlend, sondern auch in den spätern Gebirgsbildungen der Secundärperiode sind sie als die größten Seltenheiten zu betrachten; ja es dürfte sich selbst fragen, ob in ihr überhaupt nur Landthiere, die in keinem Lebensstadium an das Wasser gebunden waren, vorkommen.“ Diese Thatsache haben die meisten bisherigen Concorbisten mit Begierde als eine Hauptstütze ihrer Vereinigungsversuche angesehen und mit großer Plerophorie der Ueberzeugung darauf gepocht, daß sich hier ja recht augenscheinlich die biblische Relation, welche die Wasserthiere schon am vierten, die Landthiere aber erst am fünften Tage erschaffen sein läßt, bewähre. Wir können aber unserntheils diese Vereinigung zwischen Bibel und Geologie durchaus nicht billigen und darum auch die Freude darüber nicht theilen.

Allerdings bietet die Aufeinanderfolge der Lebensstufen in den verschiedenen Gebirgsformationen einen anhaltend durchgeführten Fortschritt dar. Aber diese successive Progression ist durchaus nicht die, welche die Bibel lehrt. Nach ihr trat

zuerst das Pflanzenreich auf, und als dies vollendet war, die Thierwelt, und zwar so, daß zuvörderst die Wasserthiere, dann die Luftthiere, und endlich die Landthiere geschaffen wurden. Anders die Geologie. „Zwar ist es allerdings begründet, daß die höchsten Klassen unter den Thieren die Säugethiere und Vögel und unter den Pflanzen der Dicotyledonen erst in der letzten Periode der Gebirgsbildung zur Entwicklung gelangten, allein die vier großen Haupttypen des Thierreiches: Wirbelthiere, Weichthiere, Gliederthiere und Strahlthiere, treten in den ältesten Zeiten zugleich mit einander auf dem Schauplatz auf, und unter den drei letzten Haupttypen auch gleich mit ihren höchsten Familien, so daß eine Steigerung nur für die Wirbelthiere übrig bleibt. Ungleich einfacher und an Formen ärmer tritt dagegen das Pflanzenreich in seinen Anfängen im Uebergangsgebirge auf, indem es auf Arctogamen beschränkt ist, und auch diese nur in wenigen Arten darbieten kann.“ Dagegen stellt sich allerdings eine consequent fortschreitende Succession insofern heraus, als die nach dem Erlöschen der frühern Formen neu auftretenden Typen von einer fortwährenden Tendenz zeugen, dem jetzigen Bestande immer gleichmäßiger zu werden. Je höher hinauf, desto bestimmter tritt diese Tendenz hervor, am bestimmtesten in den Tertiärgebirgen. Die fremdartigen, seltsam paradoxen Formen, mit welchen die ältern Flözgebirge angefüllt sind, sind verschwunden. Die Gesamtphyssognomie erlangt einen ganz andern Ausdruck. „Ihr vorherrschender Charakter ist der des gegenwärtigen Bestandes, ihre Typen, wenn gleich zum Theil nicht mehr in lebenden Formen repräsentirt, schicken sich doch in die allgemeine Ordnung, die in der jetzigen Periode der Schöpfung obwaltet. Ihrer Verbreitung sind engere Grenzen gesteckt als in der vorhergehenden Periode, und ihre Typen sind meist nicht mehr an bestimmte Gebirgsarten gebunden, sondern in verschiedenartigen Gebilden gelagert. Die warmblütigen Thiere treten in überwiegender

Anzahl auf. Der Unterschied zwischen Meeres- und Süßwasserbewohnern, zwischen Land- und Wasserthieren ist aufs vollständigste durchgeführt. Unter den Pflanzen stellen sich Dicotyledonen in Menge ein, wodurch die Flora der Tertiärperiode einen gleichförmigern Charakter mit der jetzigen erhält.“

Daß in dieser völlig verschiedenartigen und ohne die größte Gewaltthat nicht zu identificirenden Reihenfolge des Auftretens der Organismen einerseits nach den Resultaten der Geologie und andererseits nach der unzweideutigen Angabe der Bibel kein Widerspruch liege, ist bereits aus dem Vorigen klar. Ein Widerspruch und zwar ein unlöslicher findet nur dann statt, wenn man identificirt, was durchaus nach Schrift, Wissenschaft und Vernunft nicht identificirt werden darf. Auch hier gilt das alte: *Distingue tempora et concordabit scriptura* — wie mit sich selbst, so auch mit der empirischen Wissenschaft. Dies unbeachtet gelassen zu haben, ist der Fehler fast aller bisherigen Concordisten, so namentlich auch des tüchtigsten unter ihnen, des berühmten Geologen Marcel de Serres. Ihm, dem Meister seiner Wissenschaft, waren die geologischen Thatsachen natürlich hinlänglich bekannt, und ihnen thut er allerdings keine Gewalt an. Aber wie jämmerlich deutet und verdreht er die Schrift, trotz aller aufrichtigen und frommen Ehrfurcht vor ihr, um sie in Einklang zu bringen mit seiner Wissenschaft, die er freilich besser zu handhaben versteht als die Exegese. Andere haben's freilich umgekehrt gemacht und der Geologie Daumschrauben angelegt, um sie nur das aussagen zu lassen, was gerade nach ihrer Meinung der Schrift angemessen wäre.

Schon in seiner Beurtheilung der Schrift des französischen Geologen (Münchener gel. Anz. IX, 213 ff.) hatte A. Wagner die Selbsttäuschung jenes hochachtbaren Gelehrten aufgedeckt und die Unvereinbarkeit seiner Theorie mit der biblischen Relation schlagend nachgewiesen. Was er dort sagt, ist zum größten Theil in seine Geschichte der Urwelt

übergegangen. — Da die von M. de Serres versuchte Vereinigungsweise die gewöhnlichste ist und meist als die einzig mögliche angesehen wird, — wobei es dann freilich den geologischen und nichtgeologischen Gegnern der Schrift ein Leichtes ist, über die Vereinigungsversuche, wobei der gute Wille des Concordisten das Meiste gethan, zu spotten, so mag auch hier diese Theorie in der Kürze noch besprochen und widerlegt werden.

Nach ihr gehörte die Bildung der Uebergangs- und Secundärgebirge sammt den in ihnen erstarrten Organismen der zweiten Hälfte des dritten und dem ganzen fünften Tagewerke an, während die Erschaffung der in den Tertiärgebirgen begrabenen Organismen dem sechsten Tage angehöre. Als feste Anhaltspunkte für diese Theorie wird einerseits die Hypothese, daß die mächtigen Kohlenlager vegetabilischen Ursprungs seien, und andererseits die Thatsache, daß die warmblütigen Landthiere erst im Tertiärgebirge, oder höchstens in vereinzelt noch zweifelhaften Erscheinungen in den allerjüngsten Secundärformationen auftreten, angesehen. Allein jene Hypothese ist von R. v. Raumer, unserm Verf. u. A. (wie schon früher bemerkt) schlagend als nichtig erwiesen; und es tritt im Gegentheil die Thatsache, daß die Vegetabilien in den ältesten Gebirgsformationen nur in höchst ärmlichen, einfachen und geringern Bildungen, und erst in den Tertiärgebirgen in erfließlicher Menge und in den ausgebildeteren Formen der Dicotyledonen auftreten, als unabweihrer, unwiderleglicher Gegenzeuge auf. — Daß nur mit völliger Nichtachtung der biblischen Angaben die Bildung der Uebergangs- und Flößgebirge in den fünften Tag verlegt werden könne, bedarf keines Beweises. Wenn nun andererseits so viel Wesens davon gemacht wird, daß die Wasserthiere sowohl in der Bibel wie in der Geologie unter allen Thierklassen zuerst auftreten, so verschwindet diese geringe Coincidenz gegen die durchgreifende sonstige Divergenz. Von untergegangenen Schöpfungen

weiß das fünfte und sechste Tagewerk nichts, sondern nur von solchen, die mit dem Segen der Fortpflanzung und für den Menschen erschaffen sind. Daß in den allerältesten Formationen neben den Pflanzen auch Thiere zugleich auftreten, und zwar diese in weit größerer Menge und Mannigfaltigkeit als jene, während die Bibel ein Naturreich nach dem andern, und eine Thierklasse nach der andern auftreten läßt, ist völlig unvereinbar, und man braucht nur den biblischen Text zu lesen, um zu sehen, wie überaus dürftig und kläglich die Auskunft ist, daß die Bibel nur auf das Uebergewicht der einen Klasse vor der andern anspiele.

Doch genug der Widerlegung¹²⁾ an einer Auffassung, die ihre eigne Widerlegung selbst an der Stirn geschrieben trägt. Wir bleiben dabei, Bibel und Geologie harmoniren, weil sie Verschiedenes, durch Zweck und Zeit Geschiedenes berichten. Die Geologie weiß nichts von der letzten zum bleibenden Dasein, zur Genossenschaft des Menschen bestimmten Schöpfung, weil diese erst eintrat, wo ihr Bereich endigte, wo die Bildung der Erdkruste im Ganzen und Großen bereits vollendet war, und darum die vorhandene organische Welt nicht mehr in Gefahr stand, ganz und gar von den sich bildenden Gebirgen verschlungen zu werden; — und ebenso weiß die Bibel nichts von solchen Organismen, die, aus einer überschwänglichen Fülle vorhandener Lebenspotenzen hervorgegangen, vorübergehende Erscheinungen der Embryonenzeit der Erde waren.

§. 18. Daß die in den Flöschichten der Gebirgswelt begrabene und versteinerte Thier- und Pflanzenwelt nicht dieselbe sein kann, welche nach der Bibel am dritten, fünften und

12) Weiteres zur Widerlegung findet man A. Wagner, Gesch. d. Urw. S. 482 ff. u. 493 f.

sechsten Tage des Heraemeron's geschaffen wurde, und daß somit die Entstehung einer andern und frühern Zeit angehören müsse, hat sich uns durch die gewichtigsten Gründe von allen Seiten bestätigt und bewährt.

Und doch wäre das Alles, wenn Delip'sch Recht hätte, nur reine Selbsttäuschung. „Aber es ist, sagt er (S. 75), bloße Selbsttäuschung, wenn man meint, mit dem biblischen Schöpfungsberichte eine dem fünften Tage vorausgegangene Thierschöpfung vereinbaren zu können.“ Für diese Behauptung bringt der verehrte Verfasser aber auch nicht den Schein eines Beweises bei. Wir halten uns deshalb für völlig berechtigt, Angesichts der Fülle gewichtiger und unwiderleglicher Gründe, die wir in den drei letzten Paragraphen dafür beigebracht haben, uns seine eigenen Worte, nur in unsere Ansicht umgesezt, anzueignen, — und sagen somit:

Es ist bloße Selbsttäuschung, wenn man meint, die Schöpfung der urweltlichen versteinerten Flora und Fauna mit der Schöpfung der Pflanzen und Thiere am dritten, fünften und sechsten Tage identificiren und dabei doch die Uebereinstimmung der Geologie und Bibel noch einen Augenblick länger festhalten zu können glaubt.

Oder sollte das etwa ein Beweis sein, wenn Delip'sch in seiner Polemik gegen die oben begründete Ansicht fortfährt: „Wir leugnen nicht, daß ein tiefblickendes Auge in diesem Berichte gar Manches zwischen den Zeilen lesen kann, aber wir können nichts gelten lassen, was wider die klare Aussage desselben zwischen den Zeilen gelesen wird. Auch zwingen uns die urweltlichen Entdeckungen gar nicht, dem fünften Tage, mit welchem die Thierschöpfung beginnt, eine ganze Reihe älterer Thierschöpfungen vorausgehen zu lassen. Man nehme nur an, daß während im Laufe des vierten

Tages die Ausbildung des obern Gebietes fortschritt, im Laufe des fünften und sechsten Tages die chemischen und dynamischen Potenzen innerhalb des tellurischen Bereiches nicht ruhten, sondern Ablagerung von Schichten und Gebirgsarten bildeten, bis endlich am sechsten Tage mit dem Auftritt des Menschen das Fluthen zur Ruhe kam. Es ist dies die Ansicht des Geognosten Wilh. Hoffmann.“

In diesen Worten soll, scheint es, der Beweis geführt werden, daß man sich die urweltliche Fauna gar wohl mit der des fünften und sechsten Tages identisch denken könne. Der Beweis müßte dann in dem liegen, was als die Ansicht des Geognosten Hoffmann angeführt wird. Ich muß aber leider gestehen, daß es mir trotz aller Anstrengung nicht möglich gewesen ist, den beabsichtigten Sinn dieser Worte zu erfassen, geschweige denn einen Beweis für die Zulässigkeit der von mir bekämpften Ansicht darin zu finden ¹³⁾.

13) Vielleicht ist auch hierher zu ziehen, was Delüssch S. 77 zu B. 24 sagt: „Das göttliche Nachtwort, welches die Thiere mit ihren Arten ins Dasein ruft, ergeht an die Erde. Die Entstehung dieser Thiere ist also mit einer gleichsam mütterlichen Arbeit der Erde verbunden zu denken. Ebrard hat darauf in werthvollen Aufsätzen über Bibel und Naturwissenschaft die Vermuthung gegründet, daß mit der Geburtsarbeit, welche die Erde zur Hervorbringung der Säugethiere besteht, die Revolutionen, die der Vulkanismus in Anspruch nimmt, zu identificiren seien. Ich wage dem nicht zu widersprechen.“ — Der Verfasser dieses trägt dagegen kein Bedenken, dies Wagniß auf sich zu nehmen. Ebrard's Worte (S. 204) lauten: „Das Hervorgehen von Thieren aus dem Wasser und dem Lande läßt sich schlechterdings nicht ohne vorhergehende gewaltige Revolutionen denken.“ (Ich stimme zu, sobald nur statt Revolutionen Evolutionen gesagt wird.) „Durch große chemische Prozesse, durch neue chemische, physikalische und klimatische (?) Verhältnisse, kurz durch ein Eintreten einer Reihe ganz neuer Kräfte mußte die Erde zur Hervorbringung und Erhaltung des Thierreiches vorbereitet und befähigt werden.“ (Auch hier bin ich, sobald das unberechtigte

Auf den Vorwurf eines unberufenen Zwischen-den-Zeilen-Lesens werden wir unten noch zurückkommen. Hier aber sei es uns noch einmal vergönnt, Delitzsch's Worte als Waffen zum Kampfe gegen ihn selbst zu gebrauchen:

Ich leugne nicht, ja ich behaupte es mit der zuversichtlichsten Entschiedenheit, daß eine unbefangene Vergleichung

Epitheton „klimatisch“ gestrichen wird, völlig einverstanden.) „Offenbar erschien auch dem Eber das Wasser am fünften und das Land am sechsten Tage in gebärender, treißender Thätigkeit und Aufregung. Dies ist die einzige Vorstellung, die den Worten B. 20 u. 24 entspricht.“ (Zugestanden), „denn daß der Schauende die Elephanten und Pferde ruhig und phlegmatisch wie Maikäferlarven aus dem Boden herauskriechend gesehen, oder sie so seinen Lesern hätte darstellen wollen, wird kein Vernünftiger glauben.“ Aber jedenfalls finde ich dies doch immer noch glaublicher, als (ich rede thörlisch) anzunehmen, daß die Elephanten durch vulkanische Eruptionen aus dem Innern der Erde mit heißen Knochen hervorgeschleudert, oder daß die Pferde auf geschmolzenen, glühenden Granitmassen unverseht emporgehoben worden seien. — Doch ich will lieber in eigener Weise argumentiren: Daß das Gebären der Erde durch mächtige chemische, electrische und andere Actionen vorbereitet und begleitet gewesen sein werde, ist, wie gesagt, auch mir nicht unwahrscheinlich, aber, mir diese Erregung des mütterlichen Erbschoßes als eine das Unterste zu oben lehrende, alle schon vorhandenen Ausgeburten des Lebens vernichtende und begrabende Revolution zu denken, das ist mir bei einem reinen Schöpferacte Gottes rein unmöglich. Zum Ueberfluß erinnere ich auch noch daran, daß das Gebären unter convulsivischen von Todesgefahr begleiteten Geburtsschmerzen nach biblischer Anschauung (1 Mos. 3, 16) einer andern und spätern Naturökonomie angehört, daß es erst in Folge einer spätern Alteration und Umstimmung des ursprünglichen Zustandes des Gebärvermögens in die Natur eingetreten ist. Ich halte es daher auch für unberechtigt, der gebärenden Erde (falls sie sich noch im ursprünglichen, anerschaffenen Stande ihrer Kräfte und Fähigkeiten befand) etwas der convulsivischen, todbrohenden Geburtsschmerzen der spätern Weltordnung Analoges zuschreiben.

der geologischen Resultate mit den richtig verstandenen Angaben der h. Schrift eine völlige Uebereinstimmung und Harmonie zwischen beiden wird nachweisen können, aber ich kann keine Vereinbarung gelten lassen, die den klaren Aussagen der heiligen Schrift oder den sichern, von Reptunisten und Vulkanisten zugleich erkannten, Thatsachen der Geologie Gewalt anthut. Die von Delüssch vertretene Harmonisirung macht sich aber dessen vielfach schuldig, indem er die geologischen Perioden der Erdbildung mit den Schöpfungsvorgängen des dritten, fünften und sechsten Tages im Hexaemeron identificirt, und zwar in folgenden Punkten:

1) Es ist klare Thatsache, daß die heilige Schrift ihre Schöpfungstage als natürliche und gewöhnliche, durch Abend- und Morgen-, durch Hell- und Dunkelwerden begrenzte Tage beschreibt (vgl. oben Kap. 4, S. 4); Delüssch macht daraus, um die Schöpfung des Hexaemeron mit der geologischen Schöpfung identificiren zu können, Perioden „göttlichen Zeitmaßes“, deren jede viele Tausende, ja vielleicht „Millionen von Erdenjahren“ umfaßt.

2) Es ist klare Thatsache, daß die Bibel innerhalb des Sechstageswerkes nur von einer Ueberschwemmung der Erde weiß (1 Mos. 1, 2—10), welche bereits am dritten Tage in die Grenzen gewiesen wurde, die ihr bis zur Sündfluth bleiben sollten. Delüssch muß, um die zahlreichen Secundär- und Tertiärablagerungen am fünften und sechsten Tage entstehen zu lassen, denselben eben so viele erneuerte, Alles wieder vertilgende Ueberschwemmungen anweisen.

3) Es ist klare Aussage der h. Schrift, daß mindestens schon am dritten Tage die Gebirgswelt der Erde vollendet war. Delüssch läßt dagegen die Bildung der Secundär- und Tertiärgebirge (und da er sich mehr auf die Seite der Vulkanisten stellt, auch wohl die Emporhebung der Primärgebirge) am fünften und sechsten Tage vor sich gehen.

4) Es ist klare Aussage der h. Schrift, daß am dritten Tage nur Pflanzen, nicht aber Thiere irgend einer Art, am fünften und sechsten dagegen nur Thiere nach ihren verschiedenen Arten, nicht aber auch Bäume und Kräuter geschaffen wurden; — nichtsdestoweniger identificirt Deliſſch mit diesen biblischen Perioden die geologischen Perioden, deren jede Pflanzen und Thiere befaßt.

5) Es ist klare Thatsache, daß das Hexaemeron nur drei Perioden organischer Schöpfung hat, die Geologie deren aber ebenso viele aufzeigt, als die Erdrinde verschiedene Gebirgsgeschichten hat. Nichtsdestoweniger identificirt Deliſſch die biblische und geologische Schöpfung.

Hier wollen wir das Register der Gewaltthaten am biblischen Texte, zu welchen sich die Identification der beiden Schöpfungen, wie Deliſſch sie will, genöthigt sieht, vorläufig abschließen, um es unten (§. 22) wieder aufzunehmen und fortzusetzen.

§. 19. A. Wagner unterscheidet hinsichtlich des geschichtlichen Auftretens der organischen Wesen drei verschiedene Perioden. „Die erste umfaßt diejenigen Thiere und Pflanzen, die nachdem das Chaos auf des Schöpfers Wort zur Bildungsthätigkeit sich erregte, in's Leben traten; mit Vollendung des Schöpfungsprocesses der anorganischen Sphäre erreichte sie gleichzeitig ihr Ende. Die zweite Periode beginnt nach Ablauf der ersten und endigt unmittelbar vor dem Auftreten des Menschen (1 Mos. 1). Die dritte Periode (nach 1 Mos. 2, 19) fällt in die Zwischenzeit zwischen der Erschaffung Adam's und Eva's; von ihr rühren alle noch lebenden Landthiere her, während die Landthiere der zweiten Periode in der Sündfluth sammt und sonders ihr Grab gefunden zu haben scheinen.“

Daß wir die erste Periode und ihre Begrenzung aner-

kennen, geht aus dem Vorigen hervor. Aber die Dreiheit der Perioden und die selbstständige Besondertheit der zweiten und dritten müssen wir bestreiten. Wir leugnen es, und zwar von derselben Ueberzeugung, die unsern Verf. zu seiner Behauptung führte, nämlich von der aus, daß das zweite Kapitel der Genesiß neben dem ersten gleichberechtigt sei und daß beide einander nicht widersprechen können. Die Begründung und Durchführung unsrer Ansicht, daß in Gen. 2, 19 ein und dieselbe Thierschöpfung gemeint sei, wie in Gen. 1, und daß zwischen beiden Kapiteln kein Widerspruch stattfindet, wenn sie mit ihm identificirt wird, würde uns hier zu weit abführen. Wir begnügen uns daher, auf eine frühere Verhandlung über diesen Gegenstand zu verweisen¹⁴⁾.

Wir erkennen nur zweierlei Perioden organischer Schöpfung an: 1) die geologische, die in Gebirgen der Erde versteinert vorliegt, und 2) die biblische, die, für den Menschen geschaffen, mit ihm die Erde bewohnte und noch bewohnt. Versuchen wir nun, uns mit dem verehrten Verfasser über diese Differenz auseinander zu setzen.

Wagner's zweite Schöpfungsepoche soll die des Tertiärgebirges sein. Wie biblischerseits der doppelte Schöpfungsbericht in Gen. 1 und Gen. 2, so hat ihn geologischerseits in dieser Auffassung die Beobachtung bestärkt, daß die Organismen der Tertiärschichten denen der Jetztzeit nach Gattungen, Familie und Typen so nahe stehen, und daß die meisten in der allgemeinen Fluth (Sündfluth) untergegangenen Arten von den noch jetzt lebenden Arten verschieden sind. Ersteres berechtigt dazu, die tertiären Organismen als ebenfalls zur Genossenschaft des Menschen be-

14) Vgl. meine Beiträge zur Vertheiligung und Begründung der Einheit des Pentateuchs. Königsberg 1844 S. I. S. 50—68; — und die Retraction desselben Gegenstandes in meiner Schrift: Die Einheit der Genesiß. Berlin 1846 S. 1—14.

stimmt anzusehen; Letzteres weist auf das vorfluthliche Dasein einer zwiefachen, heterogenen Thierwelt hin.

Wir glauben aber unmaßgeblich, so wie die Sachen jetzt noch stehen, die Organismen der Tertiärepoche als solche ansehen zu können, die eben so wie die der Secundärepoche schon untergegangen waren, als die biblische Schöpfung begann.

Schon in dem petrographischen und noch bestimmter in dem paläontologischen Charakter der Secundärgebirge im Verhältniß zu den Tertiärformationen findet A. Wagner einen durchgreifenden bedeutsamen Unterschied. Er betrachtet demnach die Tertiärformationen als Lokalbildungen, hervorgerufen durch partielle Ueberschwemmungen, welche (zwischen der am dritten Tage im Ganzen und Großen vollendeten Bildung der Erbrinde und der allgemeinen Sündfluth) einzelne Landstriche verheert und ihre Bevölkerung begraben hätten. Für diese Auffassung macht er geltend, daß in den Tertiärbildungen nicht mehr, wie in den Secundärformationen gewisse organische Typen ausschließlich an gewisse anorganische Formationen gebunden seien, sondern vielmehr solche von gleichem petrographischen Charakter oft die größten Abweichungen in ihrer Fauna zeigen, was auf eine mehr zufällige Bevölkrung hinweise, die nicht mehr an die Natur der anorganischen Formation gebunden sei, — ferner, daß auch jenes Verhältniß der Secundärgebirge, nach welchem sämtliche eingeschlossene Typen durchaus fremdartige, jetzt nicht mehr vorhandene seien, in der Tertiärepoche aufgehört habe.

Die Thatsächlichkeit dieser Angaben können wir natürlich nicht von uns aus bestreiten zu wollen uns unterfangen. Doch mögen wir uns wohl auf Agassiz berufen, der nach des Verf. eigener Anführung (S. 179) sagt: „Ich glaube ebensowenig (so wie bei den Secundärformationen) an die genetische Descendenz der lebenden Arten von denen der verschiedenen Tertiärabtheilungen, welche man für identisch an-

gesehen hat, die ich aber für specifisch verschieden halte, so daß ich die Idee einer Transformation der Arten von einer Formation in die andere nicht annehmen kann.“ Der Verf. behauptet auch selbst (S. 208), daß eine scharfe Trennung zwischen Secundär- und Tertiärperiode nicht bestehe, indem warmblütige Thiere bereits in der Kreide und selbst noch in den obersten Schichten der Juraformation sich zeigen, und der bathologische Charakter der Kreide- und Tertiärbildungen, die Agassiz gezeigt habe, eine so auffallende Uebereinstimmung darbiete, daß, wenn hiernach allein die Felsarten classificirt würden, diese beiden Gruppen mit einander verbunden werden müßten. Er führt ferner S. 211 die Umgegend von Paris an, wo eine so durchgängige Differenz zwischen den Petrefakten der verschiedenen Tertiärablagerungen statt finde, daß nicht nur alle Arten, sondern selbst alle Gattungen voneinander ganz verschieden seien, — freilich beanstandet er sofort die Generalisirung der hieraus zu ziehenden Regel durch entgegenstehende Data anderer Gegenden.

Aber gesetzt auch, der Abstand in den Petrefakten der tertiärgebirge wäre von dem des Diluvialschuttlandes und in der Jetztwelt noch so gering, so möchte dies doch vielleicht nicht absolut zu der Annahme nöthigen, daß die organische Schöpfung der tertiären Gesteine mit der des Fluthlandes identisch sei, da wir von den ältesten Secundärformationen an ein beständiges Anstreben und Fortschreiten im jetzigen Bestande wahrnehmen, so daß also natürlich in den jüngsten Felsmassen der Tertiärepoche die Organismen diesem Ziel am nächsten gekommen sein müssen. —

Wagner macht ferner darauf aufmerksam, daß auch dieibel zu seiner Ansicht führe, indem sie am vierten Tages Verhältniß der Sonne zur Erde sich ordnen und festsetzen läßt. Das Auftreten der warmblütigen Thiere sei von dem Einfluß der Sonne abhängig; da nun die Warmblüter erst in der tertiären Epoche zahlreich auftreten, so bilde der

vierte Tag, wahrscheinlich die Grenzscheide, welche die Entstehung der Secundär- von der Entstehung der Tertiärgebirge aus einander halte. Wir wollen uns zur Bestreitung dieser Ansicht nicht darauf berufen, daß auch in der Kreide und Jura Warmblüter vorkommen, da diese doch immer verhältnißmäßig vereinzelt sind und als Verirrungen des Bildungstriebes angesehen werden könnten. Wohl aber berufen wir uns behufs negativer Beweisführung darauf, daß nach der Bibel die ganze vegetabilische Welt vor der Fixirung der solarischen Beziehungen entstanden ist. Ist ja doch das Wachsthum der Pflanzen nach der jetzt bestehenden Ordnung der Dinge in demselben Maße von dem Einfluß der Sonne abhängig wie das Leben der Warmblüter. Für die positive Beweisführung bedürfen wir dessen aber nicht. Die krystallinischen, chemischen, galvanischen u. Actionen und Reactionen, die ohne Zweifel das Entstehen der Gebirgswelt begleitet haben, können und müssen wir uns als Wärme erzeugend denken. Nichts hindert uns die dadurch entstandene selbstständige (von der Sonne unabhängige) Wärme als hinreichend zum Entstehen und Bestehen der Warmblüter anzusehen¹⁵⁾.

Wichtiger als das voranstehende erscheint das Argument, welches Wagner aus der Verschiedenheit der organischen Reste des Diluviallandes von den Organismen des jetzigen Bestandes entnimmt. Indes auch dies scheint uns nicht un-

15) „Daß jene Wärme, sagt Schubert (Weltgeb. S. 555), welche in den Zeiten der frühesten Felsenablagerungen das Gedeihen der calamiten und der andern kryptogamischen Gefäßpflanzen möglich machte und ihren Wuchs zur riesenhaften Baumform steigerte, nicht von den Strahlen der Sonne kam, das ergibt sich uns aus dem Vergleich jener urweltlichen Flora der Erde mit der jetzigen. Selbst der senkrecht auftreffende Sonnenschein unsrer Tropenländer wäre zu schwach gewesen, um nur ein oder das andre vormalige Geschlecht der Schafthalme oder der Bärlappen zu solcher Entwicklung zu kräftigen.“

isbar. Nehmen wir uns einmal die Freiheit, die Worte Gottes Gen. 6, 19 ff., wonach Noah von allen Thieren ein Paar mit in die Arche nehmen soll, oder die Ausrichtung dieses Befehls von Seiten Noah's so zu deuten, daß wir den florischen Charakter des Berichtes nicht aufzugeben brauchen, denn auch mehrere Thierarten durch die Fluth umkamen, weil ihre Repräsentanten nicht mit aufgenommen wurden — wir thun es ohne Bedenken, und Wagner thut es in noch öfterm Maßstabe, indem er sämmtliche am vierten und fünften Tage geschaffenen Thiertypen untergehen läßt —; so setzen wir nicht ein, warum die fragliche Thatsache die Schöpfungseinheit der diluvialen und der nachsündfluthlichen Thierwelt ausschließen sollte. Wir verweisen, wie Wagner, auf die Wiege des Menschengeschlechtes, erwartend, wie erst geologische Forschungen dort in dieser Beziehung andre Resultate als die Durchforschung anderer Gegenden liefern werde.

Wir können uns demnach nicht überzeugen, daß den geltend gemachten geologischen Momenten eine nöthigende Beweiskraft für die Wagner'sche Auffassung beizumessen. Biblischerseits aber haben wir die gewichtigsten Bedenken gegen dieselbe. Sie will den angeblichen Widerspruch zwischen Gen. 1 und Gen. 2, 19 beseitigen, indem sie die hier erwähnte Schöpfung als eine von der des Hexaemeron's verschiedenen nachweisen bemüht ist. Indem sie so den Gegnern der Bibel zeigt, daß eine Identification beider Schöpfungen die Bibel selbst in Widerspruch bringen würde, und doch anderseits nicht im Stande ist, die Nothwendigkeit, Zweckmäßigkeit und Angemessenheit einer zweimaligen Thierschöpfung, den eine vor die Erschaffung des Urmenschen, die andere nach derselben, jedoch noch vor die Bildung des Weiblichen fallen soll, zu motiviren; auch das Schweigen der Bibel über die Motive, die Veranlassung und die anderweitige Bestimmung einer zweiten, eben so wie die erste, für den Menschen, Bibel u. Astronomie. 3. Aufl.

schen bestimmten Thierschöpfung nicht zu rechtfertigen weiß, — giebt sie den Gegnern höchst gefährliche Waffen in die Hand. Statt eines leicht zu lösenden, weil nur scheinbaren Widerspruchs in der Thatsächlichkeit des Vorganges, der beseitigt wird, begründet sie einen neuen und noch schlimmeren, weil unlöslichen, Widerspruch in der schöpferischen Absicht und Planmäßigkeit.

Fassen wir es kurz zusammen, was wir gegen Wagner's Ansicht einzuwenden haben, so ist es Folgendes:

1) Sie läßt die Bildung der Tertiärgebirge erst nach dem sechsten Schöpfungstage beginnen und vor sich gehen, während die Bibel mindestens schon am dritten Tage (nach unserer Ueberzeugung aber schon vor dem Beginn des ersten Tages) die gesammte Gebirgsbildung bis zum Diluviallande abgeschlossen sein läßt.

2) Sie statuirte eine zweimalige Thierschöpfung, deren jede gleich sehr für den Menschen bestimmt ist. Da läßt sich nun platterdings nicht absehen, warum die erste Thierschöpfung nicht so eingerichtet wurde oder werden konnte, daß sie dem Bedürfniß des Menschen genügte¹⁵⁾. Sie stellt die eine ihrer Thierschöpfungen vor die Erschaffung des Urmenschen, die zweite aber vor die Bildung des Weibes aus dem Urmenschen, ohne auch nur den Schein einer Zweckmäßigkeit oder Nothwendigkeit dieses sonderbaren Fortschrittes in der schöpferischen Thätigkeit begründen zu können. Endlich verlegt sie dadurch die Tendenz des ersten Kapitels, die offenbar und zweifellos dahin geht, den Menschen als das letzte Geschöpf, als die Krone und die Vollendung der ganzen Schöpfung darzustellen, und bringt so einen wirklichen Widerspruch des zweiten Kapitels gegen das erste zu Wege.

15) Delüssch, der auch eine zweimalige biblische Thierschöpfung annimmt, hat zwar eine durchaus neue und eigenthümliche Antwort auf diese Frage gegeben, die aber, wie sich unten (§. 23) zeigen wird, nichts weniger als halibar ist.

3) Wie ist es denkbar, daß in der Sündfluth nur Arten der zweiten (nachmenslichen) Thierschöpfung gerettet wurden? Hatte Noah etwa Auftrag und Anweisung erhalten, nur Exemplare der zweiten Schöpfung in die Arche aufzunehmen? Aber warum lesen wir denn davon nichts in den mit so sichtlich ausführlichkeit beschriebenen Vorbereitungen zur Sündfluth? Und warum sind denn die Thiere der ersten Schöpfung alle ohne Ausnahme dem Untergange durch die Sündfluth bestimmt, von denen der zweiten Schöpfung aber nicht alle? Ein ethischer Unterschied kann doch nicht die Auswahl determinirt haben? Eben so wenig aber auch wohl ein physischer, so daß die einen physisch-edler und besser gewesen wären als die andern; — denn dann würden wohl Schlangen und Ottergezüchte, blutgierige Hyänen und reißende Wölfe eher den Untergang verdient haben, als die unschuldigen, edlern Mammuthen u.

4) Endlich auch noch ein paar geologische Bedenken. Nach Agner's Voransetzung müßten alle in den Tertiärschichten lagernden Thierarten sich auch im Diluviallande wiederfinden. Bestätigt sich dies durch die Erfahrung? — Auch will es uns mehr als unwahrscheinlich bedünken, daß (nach Agner's Ansicht) die Felsmassen der Tertiärepoche durch öftte partielle Ueberschwemmungen im jetzt gewöhnlichen Range der Dinge (wie wir doch nach dem sechsten Schöpfungsgehe bis zur Sündfluth hin annehmen müßten) entstanden in sollten.

§. 20. Die meisten Geologen haben die Frage, wie jene theilhaftige Ungleichartigkeit und Ausschließlichkeit der organischen Formen in den einzelnen Gebirgsarten zu erklären, unbeachtet gelassen, oder es doch mit ihrer Beantwortung zu leicht genommen. Schubert hat zwar, die Andeutungen eines frühern Forschers (J. Döllinger, 1802) geist-

reich ausführend, wiederholt eine die Thatfachen, von ihrer empirischen Seite wenigstens, genügend aufklärende Theorie aufgestellt, aber unter den Geologen vom Fache keine Berücksichtigung und noch weniger Anklang gefunden. Unser Verf. aber giebt ihr seine unbedingte Zustimmung.

Zunächst weist er nach, daß man sich die Einlagerung nicht so denken könne, als ob die organischen Geschöpfe in den Urgewässern ursprünglich vorhanden gewesen und dann nach und nach von den spätern Niederschlägen der Erdmassen umhüllt worden wären. „Eine solche Annahme müßte es unerklärt lassen, warum gewisse Thierarten an gewisse Schichten gebunden sind, überall sich einstellen, wo diese vorhanden, überall fehlen, wo diese nicht auftreten“ . . . Von einer belkenartigen Ablagerung kann auch schon darum nicht die Rede sein, da versteinерungsführende Felsarten oft nur die Kuppe der Berge bilden. „Wenn überhaupt zwischen den organischen Formen und den sie umschließenden Felsarten nicht ein bestimmtes Verhältniß zu Grunde läge, so wäre es nicht einzusehen, warum jene nicht durch eine große Reihe von Schichten hindurch greifen, da diese nicht wie die Schalen einer Zwiebel in ununterbrochener Continuität um die Erdkugel herum sich legen, und also eine organische Entwicklungsreihe nach der andern vertilgen könnte, sondern im Gegentheil jede geognostische Formation in gesonderte Gebirgsmassen zerfällt, welche oft durch höchst ausgedehnte Zwischenräume von einander getrennt sind, in denen wenigstens die beweglichen Thiere sich dem Untergange hätten entziehen können, bis auch sie von den spätern Niederschlägen einer andern Formation erreicht worden wären.“

Wir gehen zur Darstellung der Schubert-Wagner'schen Ansicht über. „Ignaz Döllinger,“ sagt Schubert, (Bauplan der Erdveste S. 19) — „der scharfblickende und gedankenreiche Anatom und Physiolog, dessen Auge für dergleichen Beobachtungen so wohl ausgerüstet ist, als irgend ein

Menschenauge, hat auf einem eigenthümlichen Wege der Anschauung in seinem Büchlein über die Fossilien der Kieselreihe, Erlg. 1802, die Behauptung hingestellt, daß jene Entozoen der Erde, welche die Tiefe der Erde als Versteinerungen umschließt, Wesen von einer andern Anordnung und innern Einrichtung gewesen sein möchten, als die etwa im äußern Umriß ihnen ähnlichen, am Licht des Tages lebenden Organismen, die sich durch Zeugung erhalten und vermehren. Auch der jetzige Zustand der Dinge hat noch viele organische Gestaltungen aufzuweisen, deren Entstehen und unvollkommenes Leben nur beziehungsweise auf ein andres, vollkommneres Sein statt findet, und welche spurlos verschwinden, sobald dieses Vollkommnere, für welches allein sie da waren, ihrer nicht mehr bedarf. Wenn das lebende Säugethier zu Tage ausgehoren wird, wo bleibt dann die Placenta? — wenn sich aus dem Leibe der Raupe der Schmetterling entfaltet, wo bleiben dann so manche Organe der Larve? — Wenn jene Disposition, welche im Thierleibe das Erzeugen der Entozoen in einem Wassertropfen das Gedeihen der Infusorien begünstigte, sich verliert, wo bleiben dann diese Binnenthiere?“ — Jene Entozoen sind, wie sich Schubert ¹⁷⁾ anderswo ausdrückt, „nicht Thiere und Pflanzen der gewöhnlichen Zeugung und Verwesung gewesen, sondern unmittelbare Ausgeburten einer Schöpfungskraft, welche bei jedem Pulschlag ihres Bevegens eine Fülle des mannigfaltigsten Lebens über die Sichtbarkeit ergoß.“ Nach dieser Ansicht rief also die gestaltende Kraft, die sich in jugendlich überschwänglicher Fülle in den ebenschwängern Gewässern der Urwelt regte, eine Fülle lebendiger Organismen hervor, die aus der individuellen Bildungsfähigkeit und Receptivität des jedesmaligen Gewässers hervorgingen und darum auch an dasselbe gebunden mit ihm erstarrten, ehe sie ins volle selbstständige und durch Zeugung

17) Vgl. Dessen Gesch. d. Nat. I, 2. A. S. 487 vgl. auch 411 ff.

sich stets erneuernde Leben eintreten konnten. Mit jeder neu sich bildenden Gebirgsformation bildete sich, weil die Disposition und Bildungsfähigkeit des Substrates eine andre war¹⁸⁾, auch eine ihr angehörende neue Welt des Lebens, die ebenfalls unter vorübergehenden Verhältnissen entstand, und darum auch nur eines vorübergehenden Lebens sich erfreuen konnte, bis denn zuletzt, nachdem die Erdveste gleichsam mit Knochengerüst, Fleisch und Sehnen in vollendeter Bildung dastand, eine bleibende Organisation hervortrat, als deren letztes Glied der Mensch da stand.

Ganz ähnlich drückt sich A. Wagner über das Problem aus: „Als die chaotische Masse, durch die schöpferische Lebenskraft erregt, sich zu differenziren begann und eine Mannigfaltigkeit von Bildungen sich zu regen anfang, gestalteten sich aus ihr in allmäliger Reihenfolge die Grundlagen der vielerlei geognostischen Formationen, von welchen ein Theil (die Ur- und Trappgebirge) den in ihnen schlummernden Keim nicht zu entwickeln vermochte¹⁹⁾, während in einem andern Theile alle hiezu günstigen Bedingungen vorhanden waren, so daß, gleichzeitig mit der Entfaltung der unorganischen Gebilde, ein buntes Gewimmel organischer Formen entstand, ebenso vielfach, als es die Grundlagen selbst waren, aus deren Schooße sie hervorgingen und deren Natur auf ihre eigne determinirend eingewirkt hatte.“ Sehr treffend bemerkt dann Wagner

18) „Wie jetzt in unserer fertigen Welt das Land des Polarkreises andre Formen hegt, als das des Wendekreises, der Frühling andre Zeugungen beginnt, als der Sommer und Herbst; so hat auch das schaffende Leben bei seinem Gang durch die gekrümmte Tiefe jeden seiner Fußstapfen hier durch diese, dort durch eine andre Lage des mütterlichen Bodens mit eigenthümlichen Bildungen bezeichnet.“

19) Denn die Krystallisationskraft ist der der Organisationskraft feindlich und ausschließlich gegenüberstehende Pol der Bewegung.

weiter, daß man sich diesen Bildungsproceß ungefähr von der Art zu denken habe, wie er in einem Korallenet vor sich geht, von dem ein Theil zum erdigen Korallenstamm, ein andrer zum thierischen Polypen sich ausbildet. „Daß aber diese ältesten organischen Erzeugnisse des Erdkörpers sich nicht bis in unsre Zeiten lebend erhalten haben, daß sie selbst nicht einmal bis in die nächstfolgende Formation hinreichend, spricht dafür, daß sie an die eigenthümlichen Verhältnisse der Medien, aus denen sie hervorgingen, gebunden waren. Aus dieser Gebundenheit, die sich in ihren genetischen Grundbeziehungen allerdings jetzt nicht weiter ausfindig machen läßt²⁰⁾, ergibt sich nun auch die Eigenthümlichkeit ihres Auftretens in den Gebirgsablagungen . . . Die *generatio aequivoca* hat in jenen Zeiten im größten Maßstabe ihre Thätigkeit gezeigt. Ob den durch sie hervorgerufenen und nicht zur Forterhaltung bestimmten problematischen Wesen eine kürzere oder längere Lebensfrist vergönnt war, wissen wir nicht; ihre Zeit war abgelaufen, als die unorganische Masse der Formation, mit der sie verbunden waren, überwiegend wurde und schichtenweise sich ablagerte.“

§. 21. Da jene untergegangenen Organismen nur mit den Gebirgsformationen, von denen sie umschlossen sind,

20) Im Ganzen und Großen wird uns jedoch diese genetische Beziehung etwas näher gerückt durch die Beobachtung, daß die bei Weitem überwiegende Hauptmasse der thierischen Organismen in den nach den chemischen Bestandtheilen verwandten Kalkgebirgen im Juralall z. B. unter 1000 Arten von Thieren nur 7 Arten von Pflanzen) abgesetzt ist, und daß in den Steinkohlen- (und den damit verbundenen) Sandsteingebirgen das umgekehrte Mißverhältniß der Animalien und Vegetabilien (auf 350 fossile Vegetabilien kommen durchschnittlich nur 13 Arten Thiere vor) und das gleiche chemische Verwandtschaftsverhältniß der Stoffe zwischen der erdigen Matrix und den eingeschlossenen organischen Hauptprodukten stattfindet.

zugleich entstanden sein können, und es andrerseits feststeht, daß die Bibel über Zeit und Art der Gebirgsbildung gar keine Auskunft giebt, so muß auch die Frage über Zeit und Art ihrer Entstehung vom biblischen Standpunkte aus unbeantwortet bleiben, und nur so viel steht negativ fest, daß die Entstehung beider, der Gebirge und ihrer Entozoen, nicht in in das Sechstageswerk fällt.

Daran knüpft sich nun die zweite Frage: Warum schweigt die biblische Schöpfungsgeschichte so ganz und gar von jenen Urzeugungen der Gebirgswelt? „Daß in der Genesis von ihnen gar keine Rede ist,“ so antwortet unser einsichtsvoller Verf. auf diese Frage, „rührt wohl nur davon her, daß sie nicht zur Forterhaltung bestimmt gewesen und deshalb in kein Verhältniß mit dem weit später geschaffenen Menschengeschlechte getreten ist. Die Bibel beschränkt sich in ihrem Berichte aber durchgängig auf die unmittelbaren und nächsten Beziehungen, in welchen der Mensch zu Gott und der Welt steht, mit Hinzueglassung von Allem, was in dieser Hinsicht nicht wesentlich und nothwendig ist. Es ist eine ganz irrige Ansicht, wenn man von der Bibel eine Kosmogonie erwartet, wie sie das Bedürfniß der Wissenschaft allerdings wünschen möchte; sie will lediglich dem religiösen Bedürfnisse genügen und nur in dieser Absicht den Menschen hinsichtlich seines Standpunktes orientiren.“

Ungleich schwieriger und bedenklich ist aber die Beantwortung einer dritten sich uns hier aufdrängenden Frage, die wir aber dennoch, oder vielmehr eben deshalb nicht umgehen können; nämlich die: welchen Grund und welchen Zweck, welche Bedeutung und Stellung jene, doch nur, wie es scheint, zum Untergang bestimmte, Welt des Lebens habe? Warum verschwendete, möchte der forschende Verstand fragen, der Schöpfer eine solch ungeheure Fülle des Lebens, in einer Zeit und unter Umständen, die ihr Bestehen unmöglich machten? Warum wurde die Produktion des organischen Lebens über-

haupt nicht so geordnet und gezügelt, daß sie erst dann hervorgetreten wäre, als durch Vollendung der Erdbildung die zu ihrer Erhaltung nöthigen Bedingungen dargestellt waren? Unser Verf., sich innerhalb der Grenzen der empirischen Naturforschung haltend, geht auf diese Frage nicht ein. Schübert sucht wenigstens durch Analogien aus der Jetztwelt uns wenn auch nicht das Verständniß doch die Thatsächlichkeit des Vorganges näher zu rücken. Er vergleicht jene untergegangene Welt des Lebens mit den Tausenden von Blüthen, mit denen der Obstbaum im Frühling sich bedeckt, und, welche fallend, ohne Früchte zu erzeugen, wenige Wochen nachher wie eine fruchtlos vergangene Welt der Dinge erscheinen; — er erinnert an die Millionen der Lebendigen, die man durch ein Mikroskop in einem gährenden Wassertropfen wahrnimmt und ein spurlos aussterbendes Thierreich werden, sobald die Bedingungen, welche das Entstehen derselben begünstigen, aufhören. — Man könnte ferner auf die Thatsache hinweisen, daß mit jeder neuen, uns nähern Formation die eingeschlossenen Organismen sich immer bestimmter den jetzt bestehenden Typen nähern, und in diesem Anstreben nach den zur Erhaltung bestimmten Lebensformen die Lösung des Räthsels vernuthen u. Wir müssen nun freilich gestehen, daß diese und ähnliche Erklärungsversuche uns nicht befriedigen können, theils weil sie die gesuchte Antwort eigentlich nicht gewähren, sondern nur das Räthsel der Urwelt durch die Räthsel der Jetztwelt zurückschränken, theils aber auch weil sie wieder andre Fragen hervorrufen, deren Beantwortung nicht minder zweifelhaft ist, ja sogar bedenklich werden könnte²¹⁾. Sie

21) Auch die sinnige und vielfach ansprechende Analogie, welche der oft genannte eble, unermüdblich über den Geheimnissen der Schöpfung sinnende Forscher in seinem neuesten Werke (Weltgeb. S. 502) aufgestellt hat, vermag uns nicht ganz zu befriedigen. Er sagt: „Eine Blume unserer Gärten und Felder mag uns dazu dienen, das Verhältniß zu verfinstlichen, in welchem die einzelnen Schöpfungs-

versehen uns nämlich in ein Gebiet, wo die Grenzmarken der theologischen und pantheistischen oder dualistischen Weltanschauung aneinanderstoßen und sich zu vermischen drohen.

gebiete der Felsenformationen in ihrem Erwachen und Entschlafen eines zu dem andern sich befanden. Es sind vier deutlich in die Augen fallende Kreise und ein fünfter dem Auge verborgener, aus denen die prachtvolle Blüthe des Mohns besteht. Der äußerste Kreis, der kräftig grünende Kelch, erscheint und entwickelt sich zuerst. In seiner Hülle liegen die andern Kreise verschlossen. Der Kelch verwelkt und fällt ab. Statt seiner entfaltet sich der Kreis der purpurrothen Blumenblätter. Auch diese sind vergänglich, der Zweck ihres Daseins ist schon vollendet, während der näher nach der Mitte gelegene dritte Kreis der Staubfäden das Werk seines kurzen Daseins beginnt und betreibt. Und wenn dieser dritte Kreis der schönen Blume entfällt, dann bleibt in längerer Ausdauer, als die andern drei, der vierte: die zierliche Krone der Staubwege mit der saftvollen Samenkapsel zurück. Aber selbst diese Gestalt des Blumenlebens, so kräftig sie auch erscheint, ist eine wandelbar vorübergehende. Sie welkt und stirbt, wenn der Same in ihrem Innern reift; der Same, welcher die Kräfte der Fortzeugung und Erhaltung, nicht des Kelches, nicht der Krone, nicht der Staubfäden oder der Kapsel allein, sondern der ganzen Form des Gewächses mit allen ihren Theilen in sich trägt. Als der Kelch mit seinem frischen Grün, als die Blumenblätter mit ihrem Purpur, die Staubfäden mit dem Gelb ihrer Antheren sich entwickelten, da war das Samentorn nicht nur ein Verborgenes, dem Auge Unsichtbares, sondern ein noch gestaltlos-Künstiges, und dennoch war es bereits jene bedeutungsvollste Mitte, auf welche alle Kreise sich bezogen, um derentwillen und für die sie alle gemacht und vorhanden waren. — Auch die Schöpfungsgebiete der Felsenformationen gleichen solchen Kreisen, welche concentrisch, einer um den andern gegliedert, einen gemeinsamen Mittelpunkt haben, nach welchem ihre Radian hingelehrt sind. Dieser Mittelpunkt war in Beziehung auf seine Ausgeburt in das sichtbare Wesen noch ein fernkünftiger, als die äußern Kreise einer nach dem andern sich gestalteten und dahin schwand. Auch an ihnen ist zwar ein allmäliges Nähertreten an die Mitte

Heften wir unsern Blick auf die hier uns entgegentretende Fülle der einst lebendigen Geschöpfe, die von ihrem Ket-

bemerkbar, doch erscheinen erst in der Formationszeit der tertiären Ablagerungen unter den Gestaltungen des Thierreichs die menschenähnlichen Formen, und zugleich treten dann auch im Pflanzenreich solche Geschlechter auf, welche zum Nutz und Dienst des Menschen die geeignetsten sind."

Auch durch diese schöne und vielfach zutreffende Analogie sind die Räthsel der Urwelt durch die Räthsel der Jetztwelt erklärt, ohne daß die Letztern selbst uns klar seien. Außerdem bedt das erhellende Bild die zu erläuternde Sache bei Weitem nicht an allen Punkten, wo es Noth zu thun scheint. Doch ist es noch ein Anderes, was uns bei dieser Analogie unbefriedigt läßt. Wird dabei nicht die Urwelt und die Jetztwelt grade in solchen Beziehungen mit einander parallelisirt, in welchen sie nach der Voraussetzung disparat sein müßten? Ist die schöne Blume mit ihren concentrischen Kreisen, von denen immer nur einer zur Zeit seine Herrlichkeit entfalten kann, und bei deren successiven Entfaltung die andere Stufe der Entwicklung weichen muß, damit die höhere hervorbrechen könne, — ist sie nicht ein Bild und eine Predigt von einer Ordnung der Dinge, wie sie nur in unserm Aeon bedeutsam und beziehungsreich ist? Repräsentirt sie uns nicht ein Weltalter, wo die ursprüngliche Kraft und Fülle des geschaffenen Lebens zwar bereits gebrochen, aber eine Kraft der Erneuerung hinzugekommen ist, die das Alte nicht erhalten kann oder mag, indem sie das Neue schafft, — wo die Sünde mit dem Tode, die Erlösung mit der Auferstehung, um die Herrschaft ringen, und das Ende des Kampfes dies ist, daß aus dem Tode das Leben und aus der Verwesung die Auferstehung hervorgeht, — wo die Pracht der Blüthe abfallen muß, wenn die Frucht reifen soll, wo die Frische und Fülle der Jugend nimmer mit der Reife und Weisheit des Alters vereint sein kann? Werden wir dieselben Gesetze uns auch noch im zukünftigen Vollendungsstadium, wo Sünde und Tod nicht mehr sein wird, geltend denken können? Und werden wir ihre Herrschaft und Geltung auch in einem Weltalter, wo Sünde und Tod noch nicht vorhanden waren, voraussetzen können?

nernen Grabe umschlossen wurden, noch ehe sie sich des ihnen verliehenen Lebens recht erfreuen konnten, ja vielleicht ehe erst die nothwendigen Bedingungen zur Erhaltung ihres Lebens da waren, so scheint hier eine Verschwendung der schöpferischen Kraft obzuwalten, die mit dem Begriffe eines persönlichen und allweisen, eines lebendigen, sich seiner selbst und des Zweckes seiner Thätigkeit bewußten Gottes schwer vereinbar erscheint. Kann man sich denn die Schöpferkraft eines solchen Gottes so ungeordnet, so ungeduldig und zügellos denken, daß sie sich nicht in den Schranken einer harmonischen und organisch-fortschreitenden Entwicklung halten könnte? daß sie zwecklos aus ihrer unendlichen Fülle allenthalben Millionen von Lebendigen austreute, ohne sich darum zu bekümmern, ob das entstandene Leben auch bestehen und den Zweck seines Daseins realisiren könne? — Scheint es nicht, als ob die uns vorliegenden Thatfachen, statt auf einen lebendigen, persönlichen, selbstbewußten Gott, vielmehr auf eine unpersönliche, unbewußte Schöpferkraft hinwiesen, die nicht durch Ueberlegung, Absicht und Plan, sondern durch einen blinden Naturdrang, den sie nicht zu beherrschen und zu zügeln vermag, durch den übermächtigen Reiz der in ihr wohnenden Produktionsfähigkeit getrieben, Welten schafft, — die daher in diesem Augenblicke Millionen lebendiger Wesen aus ihrem Schooße gebiert, und sie mit dem nächsten Fußtritt ihrer Wirksamkeit wieder zertritt, um das wechselnde Spiel des Entstehens und Vergehens wieder von vorne anfangen zu können?

Oder blicken wir auf die Thatfache, daß in dem Fortschritt der auf einander gefolgten und nach einander wiederum zerstörten Schöpfungen ein immer weiter fortschreitendes, seinem Ziele immer näher kommendes Anstreben nach den jetzt bestehenden Typen des Lebens sichtlich hervortritt, — könnte es da nicht scheinen, als ob die Schöpferkraft zwar von vorne herein einem dunkeln Drange nach vollkommener Gestaltung hat, aber erst nach mehrfach mißlungenen Versuchen und

durch dieselben sich selber ühend und vervollkommnend allmählig zu der Fähigkeit und Fertigkeit, passable Gestaltungen zu produciren, gelangt wäre? Wie aber würde dies zu der Idee eines allweisen, heiligen Gottes sich reimen?

Oder will man etwa, um solchen Verirrungen zu entgehen, den Untergang jener Welten des Lebens auf einen andern Willen und Urheber zurückführen, als den, dessen Schöpfermacht sie ins Dasein rief? Gerathen wir aber da nicht aus der Scylla in die Charybdis? wird die Flucht vor dem Abgrunde des Pantheismus uns nicht gradenwegs in den offenen Schlund des Dualismus hineintreiben? — Sollte denn wirklich die jüngstgeborne aller Wissenschaften dazu berufen sein, uns die wilden, phantastischen Träumereien einer uns längst entfremdeten Vorzeit wieder nahe zu legen, ja sie uns thatsächlich zu bewahrheiten? Sind denn die zahlreichen Flöhschichten mit den Millionen von einst lebendigen Wesen, denen sie zum ewigen Grabe dienen, wirklich dokumentarische Zeugnisse und Resultate von ebenso viel fleghaften Einfällen, welche Ahriman's feindselige Macht in das Reich des schaffenden, ordnenden, Licht und Leben bringenden Ormuzd gemacht hat, bis es dem Leptern endlich gelungen ist, eine Welt zu schaffen, in welcher das zerstörende Princip nur einen bedingten und beschränkten Einfluß auszuüben vermag?

Es ist ein gefährliches, klippenreiches Gebiet, durch welches wir hier das Schifflein unsrer Reflexionen hindurchzuführen und zum heimathlichen Hafen des Glaubens zurückzuführen haben. Doch scheint uns ein Ausweg, der bei den Klippen gefahrlos vorüberführt, in der Annahme zu liegen, daß der Zustand der Gebirgswelt, wie er uns vorliegt, mit den Tausenden untergegangener Organismen, die sie umschließt, nicht ein reines Produkt absoluter Schöpferthätigkeit sei, sondern vielmehr ein Resultat eines Conflictes derselben mit einer, entweder ihr vorangegangenen oder ihr nachfolgenden, von anderswo hineingerathenen Störung. Denn eine:

reine, nur von ihrem eignen Willen bedingte Schöpferthätigkeit, die kein außer ihr liegendes Moment zu berücksichtigen hatte, können wir uns nur als eine harmonische, eben so sicher als ruhig fortschreitende denken, durchaus aber nicht als eine in convulsivischer Weise sich überstürzende, welche die Resultate ihres vorangegangenen Wirkens immer wieder zerstören müsse, um Raum und Baß für die nachfolgenden zu gewinnen. — Damit wären wir dem Pantheismus entronnen. Aber auch dem Dualismus? — Ohne Zweifel, sobald wir nur, an der christlich-theistischen Weltanschauung festhaltend, an Stelle eines unabhängigen, ewigen, ungeschaffenen Reiches Ahriman's das mächtige, aber endliche, ursprünglich heilige, aber entartete Reich eines gefallenen teatürlichen Geisterfürsten setzen, dessen verderbliches Eingreifen der heilige und allmächtige Gott duldet, weil er auch in dem Empörer noch die Freiheit und Persönlichkeit, die er ihm verliehen, respectirt, weil er seiner Feindschaft freien Lauf lassen will, um sie zum Gerichte reif werden zu lassen.

Wir vermuthen den Schlüssel zur Lösung aller hier obwaltenden Räthsel in der Erkenntniß zu finden, die sich uns bereits oben (im vierten Kapitel dieser Schrift) als ein Resultat des Gesamtcomplexes der biblischen Offenbarung aufdrängte, daß nämlich unsre Erde in ihrer urweltlichen Periode der Schauplatz jener gewaltigen Katastrophe gewesen sei, in welcher der Abfall und die Empörung in der Engelwelt, von welcher uns die Offenbarung sichere, wenn auch noch so spärlich zugemessene Kunde giebt, sich bethätigte, — und daß die Finsterniß, Wüste und Leerheit, in welcher der heilige Seher nach 1 Mos. 1, 2 die Erde vor dem Sechstagerwerk erblickte, höchst wahrscheinlich das Product dieser zerstörenden Katastrophe sei.

Diese Combination des biblischen tohu vabohu mit jenem ungeheuren Leichenader, welchen die Geologie uns kennen lehrt, hat nun freilich keine andre Berechtigung aufzu-

weisen, als daß sie verspricht, uns durch die gefahrdrohenden Klippen, zwischen welche unsre Betrachtung gerathen ist, glücklich und ungeschädigt in den Hafen zurückzuführen.

Ob aber und wie die Entstehung und der Untergang dieser urweltlichen Schöpfungen vor oder in die Zeit jenes Wüste- und Leerseins der Erde falle, darüber wagen wir kaum eine Vermuthung auszusprechen. Um hier zu einem festern Blicke befähigt zu sein, bedürften wir nicht nur einer tiefern, gründlichern und sicherern Erkenntniß des gegenwärtigen Bestandes des Erdinnern, als die Geologie uns zur Zeit zu geben vermag und vielleicht je zu geben im Stande sein wird, — dazu bedürften wir vielmehr noch einer umfassendern und genauern Kunde der vormenschlichen Geschichte der Geisterwelt, als die Offenbarung uns vorläufig kund zu thun für gut befunden hat.

Die mit ziemlicher Sicherheit festgestellte Thatsache, daß in den verschiedenen auf einanderfolgenden und wieder untergegangenen Schöpfungen der Urwelt eine immer entschiedenere Annäherung an die organische Bildung der Jetztwelt sich kund giebt, scheint indeß darauf hinzudeuten, daß jene urweltlichen Schöpfungen schon zu dem Ziele hinstrebten, welches zuletzt im Sechstageswerk erreicht und dargestellt wurde. Dürften wir diese Schlußfolgerung als berechtigt ansehen, so möchte die Zeit jener Schöpfungen wohl nicht vor, sondern in die Dauer des tohu vabohu zu verlegen sein. Die schöpfrische Einwirkung, welche die Gewässer zu gebären befähigte, wäre dann als bedingt durch das Schweben des Geistes Gottes über dem Chaos zu denken; — ihre Mitleitung und Verlehrung dagegen, die in wiederholten Aborten sich kund giebt, wäre auf das Einwirken und Entgegenwirken jener widergöttlichen Geistermacht zurückzuführen, die in den Fluthen der urweltlichen Finsterniß als ihrem Ureigenen noch viel unbeschränkter und fesselloser herrschte, als sie es in der Finsterniß der gegenwärtigen Welt vermag.

Was aber jetzt noch für unser Wissen, ja selbst noch für unser Ahnen mit einem dichten, undurchdringlichen Schleier verhüllt ist, daß wir es nicht einmal „durch einen Spiegel in einem dunkeln Worte“ zu sehen vermögen, das wird sich uns einst, wenn das Vollkommene erscheinen und das Stückwerk aufhören wird, unserm forschenden und erkennenden Auge unverhüllt bis auf den tiefsten Grund seines Wesens offenbaren.

§. 22. Mit dem Inhalt des vorigen Paragraphen hat neuerdings Delitzsch (Genesis S. 116 ff.) sich in einer Weise auseinanderzusetzen gesucht, die mich noch zu einigen Worten der Rechtfertigung und Bestreitung nöthigt.

Es ist am Eingange seiner Auslegung von 1 Mos. 3, wo er die Frage aufwirft: „Aber wann ist das Böse in die Schöpfung eingedrungen?“, und durch die Beantwortung dieser Frage das Wahre der früher von ihm schon bestrittenen (vgl. oben Kap. 4. S. 25.) „Ansicht von der Umschöpfung der Erde in Folge des Geisterfalles zu seinem Rechte kommen lassen“ will.

Dies Recht, das er meiner Auffassung mit bei weitem größerer Sicherheit, als ich ihr zuzuschreiben wagte, zugesteht, begrenzt er, wie folgt: „Es haben dämonische Gewalten in den Schöpfungsverlauf hineingewirkt, nicht zwar als demiurgische Potenzen, welche der Schöpfung Elohim's widrige Karrikaturen entgegengestellt hätten, wohl aber so, daß sie die in Wehen versetzte Erde mißleiteten, den nicht göttlichen Grund des Geschaffenen in eine ungöttliche Erregung brachten und monströse Geburten, unnatürliche Vermischung, gegenseitiges Morden, Krankheit und Tod unter den von Gott geschaffenen Thiergeschlechtern heimisch machten. Das göttliche Schaffen war also nicht bloß ein Herausarbeiten der finstern Materie zu Lichter, lebendiger Gestalt, sondern auch ein Ringen mit Gewalten des Argen; ganze von Gott ins Dasein gerufene

Generationen erlagen der Verderbniß jener Gewalten und mußten deshalb hinweggetilgt werden. Wenn wir einen Blick vorwärts thun, so zeigt uns die Motivirung des Gerichtes der Sündfluth (A. 6, 1—4), daß wir nichts der Schriftanschauung Fremdes aussprechen. Auch schon die Versuchungsgeschichte des Menschen berechtigt uns zu einem Rückschlusse. Die Schöpfung war gewissermaßen ein Kampf des Schöpfers mit Satan und seinen Mächten, wie die Erlösung ein Kampf des Erlösers mit dem Satan und seinen Mächten ist. Dieser Hintergrund der Schöpfung ist Gen. 1 verhüllt, der Verfasser (?) hat ihn absichtlich verhüllt, aber wir, denen durch die neueste Offenbarung ein offener Blick in das überwundene Reich der Finsterniß verstattet ist, wir wissen's, daß das göttliche Wort: Siehe, es war sehr gut — ein Wort des Sieges, und daß der göttliche Sabbath eine Ruhe des Triumphes ist, ähnlich dem Worte des Erlösers: Es ist vollbracht — und dem Triumphzuge der Himmelfahrt darauf.

Ich freue mich herzlich, daß soweit wenigstens mein Versuch, die Räthsel der Schrift- und Naturforschung zu lösen und zu vereinbaren, bei einem so ausgezeichneten und hochverehrten Schriftforscher Anerkennung gefunden hat. Diese Anerkennung hat viel dazu beigetragen, mich in der Schriftmächtigkeit des meine Darstellung beherrschenden Grundgedankens zu bestärken. Und je größer die sich hier kundgebende Bereitwilligkeit des verehrten Freundes ist, in meine Ansicht einzugehen, und sich daraus anzueignen, was mit seinem ergetischen Gewissen übereinstimmt, um so größer mußte auch für mich die Verpflichtung sein, die Seite meiner Darstellung, die er für schriftwidrig erklärt, so wie die Ansichten, welche er an die Stelle derselben setzt, einer eingehenden und gewissenhaften Prüfung zu unterziehen, um das etwa unhaltbare Eigene bespitzigen und das Bessere des Freundes und Mitarbeiters aufnehmen zu können.

Ich glaube dieser Verpflichtung gebührend nachgekommen zu sein; aber ich habe mich ebensowenig von der Schriftwidrigkeit meiner Ansicht, als von der Schriftmäßigkeit der ihr entgegengestellten überzeugen können, und muß deshalb, bei aller freudigen Bereitwilligkeit, mich von einem Manne wie Delißsch zurechtweisen und belehren zu lassen, auch ferner meiner früheren Auffassung den Vorzug geben.

Zur Vertheidigung derselben gegen die erwähnten Angriffe habe ich schon in frühern Abschnitten dieser Schrift Gelegenheit gehabt (Kap. 4, S. 25; und in dieser Zugabe S. 18). Hier liegt mir noch der Nachweis ob, daß die entgegenstehende unhaltbar und schriftwidrig ist.

Auf die Frage: „Wann ist das Böse in die Schöpfung eingedrungen?“ antwortet nämlich Delißsch: Nicht erst nach dem Sechstagerwerke, aber auch nicht schon vor demselben, sondern während desselben. Dazu bestimmen ihn theils geologische, theils biblisch-exegetische und apologetische Gründe:

1) „Die Ungeheuer der Urwelt mit den Spuren der Grausamkeit, der Krankheit und des Todes, die sie tragen, gehören dem Schöpfungsverlaufe der gegenwärtigen Welt an.“ Ich verweise dagegen auf das, was ich oben in S. 2—5 und S. 15—18 beigebracht habe.

2) „In dem sonst unbegreiflich langen Verlaufe der Schöpfungsperioden“ liegt die Berechtigung zu der Annahme, daß „die Geschichte freier Wesen in dieselbe verflochten sei.“ Will Delißsch uns erlauben, unter den Schöpfungsperioden die geologischen im Gegensatze zu den biblischen zu verstehen, so stimmen wir bereitwillig darin ein, daß der allem Anschein nach langwierige Verlauf derselben am leichtesten und wahrscheinlichsten sich daraus erklärt, daß eine bedeutsame und folgenreiche Geschichte freier Wesen hineinverflochten sei. Beharrt er aber dabei, die einen mit den andern identifizierend, auch den biblischen Schöpfungsperioden eine unbegreiflich lange

Dauer zuzuschreiben, so protestiren wir aus allen Kräften dagegen. Die Bibel weiß nichts von Schöpfungsperioden, die eine ungeheuer lange Dauer gehabt hätten, sie weiß nur von Schöpfungstagen, die durch Abend und Morgen begrenzt sind, die ebenso wie unsere jetzigen Tage aus Morgen, Tag, Abend und Nacht bestehen.

3) Diese Auffassung giebt, sagt Deliſſch weiter, das einzig schrift-, natur- und sachgemäße Mittel an die Hand, die sonst unlösblichen Widersprüche zwischen 1 Mos. 1 und 2 zu lösen, „die nämlich, daß Gen. 1 nur eine der Schöpfung des Menschen vorausgegangene Pflanzen- und Thierschöpfung kennt, während Gen. 2 beide in die unmittelbare Nähe der Schöpfung des Menschen rückt.“

Hier finden wir also Deliſſch nahe zu auf demselben Wege, auf dem wir oben (S. 19) schon A. Wagner fanden, jedoch in völlig selbstständiger und eigenthümlicher Weise. Die Argumente, mit welchen wir dort den Reptern bekämpften, gelten daher auch nur zum Theil gegen den Erstern. Deliſſch giebt nämlich (was wir bei Wagner vermiften) eine Erklärung, warum eine doppelte Pflanzen- und Thierschöpfung (die eine lange vor, die andre in der unmittelbaren Nähe der Erschaffung der Urmenschen) angemessen, planmäßig und nothwendig gewesen sei; — und diese Erklärung ist es nun, die uns hier zu prüfen obliegt.

Eben dies, daß der Fall Satans und seiner Engel in das Sechstageswerk hineinverflochten ist, daß dämonische Gewalten in den Schöpfungsverlauf des Hexaemeron störend hineintwirkten, und „die in Wehen versehete Erde“ zu monströsen Geburten mißleiteten; daß dann ferner diese vor der Erschaffung des Menschen aufgetretene Pflanzen- und Thierschöpfung als Fehl- und Mißgeburten vernichtet und in ihr steinernes Grab verschlossen wurde; — oben dies, meint Deliſſch, war der Grund, warum eine zweite Pflanzen- und Thierschöpfung, von der Gen. 2. berichtet, und zwar in der un-

mittelbaren Nähe der Erschaffung des Menschen, nöthig wurde ²²⁾).

Wir glauben im Voranstehenden seine Ansicht richtig erfaßt und wiedergegeben zu haben, theilen aber vorrückshtshalber auch seine eigenen Worte mit:

„Es ist alles sehr gut (R. 1, 31), nachdem die Materie so weit begeistert, daß die Geschichte ihrer Verklärung, — die Geister des Argen so weit gebannt, daß die Geschichte ihrer Ueberwindung beginnen kann. Die von den Geistern des Argen in Besitz genommene Natur ist vertilgt und — hier lösen sich die beiden Widersprüche (nämlich zwischen R. 1 und 2) — es ist eine Pflanzen- und eine Thierwelt als letztes Glied der mit dem dritten und sechsten Tage begonnenen Pflanzen- und Thierschöpfung ins Dasein getreten, welche demjenigen entspricht, der zum Herrn der Erde und zum Ueberwinder des Argen berufen ist, dem Menschen. Es sind gleichsam die letzten in die Geschichte des Menschen auslaufenden Enden der Gesamtschöpfung, welche Gen. 2, 4 ff. zusammengefaßt werden, um den Knoten der folgenden Ent-

22) Delißsch denkt sich nämlich, wenn wir ihn recht verstehen, die Sache so: Nachdem die Pflanzen- und Thierschöpfungen des dritten, fünften und sechsten Schöpfungstages, von denen 1 Mos. 1 berichtet, als eine ungöttlich verkehrte untergegangen und in den jetzt erst sich bildenden Flösshichten begraben waren, trat die zweite Pflanzen- und Thierschöpfung ein, von welcher 1 Mos. 2 berichtet. Das zweite Kap. setzt nun die Entstehung der neuen Pflanzenwelt nicht nach Erschaffung des Menschen, aber es „rückt die Entstehung des Pflanzenreiches und die Erschaffung des Menschen in einer mit Gen. 1 unvereinbaren Weise nahe zusammen,“ — während es die neue Thierschöpfung ausdrücklich nach der Erschaffung der Urmenschen vor sich gehen läßt. Also zwischen die neue Pflanzen- und Thierschöpfung tritt die Erschaffung des Urmenschen, — und zwischen die Schöpfung des Urmenschen und die Bildung des Weibes tritt die zweite Thierschöpfung.

nichtung zu schürzen. Die Thier- und Pflanzenwelt, welche in unmittelbarer Nähe der Schöpfung des Menschen Gen. 2. ins Dasein tritt, ist die, welche mit dem Menschen den Weg der Verklärung antreten soll, der Verklärung, für welche im Paradies ein fester Ausgangspunkt gegeben ist."

Bei der Betrachtung dieser Auseinandersetzung tritt uns nun aber eine solche Fülle von Zweifeln, Bedenken und Widerlegungsgründen entgegen, daß wir sie kaum zu bewältigen und sie alle zu ihrem Rechte kommen zu lassen wissen.

Wir nehmen, wie wir früher (§. 18) in Aussicht stellen, das Register der Widersprüche dieser Theorie gegen die klaren Aussprüche der heiligen Schrift hier wieder auf. Dort kamen bloß die Gewaltthaten in Betracht, welche diese Theorie der heil. Schrift anthut, um die untergegangenen Pflanzen- und Thierschöpfungen der Flöthschichten mit der Pflanzen- und Thierschöpfung, die das Heraemeron berichtet, identificiren zu können. Hier dagegen kommen die Gewaltthaten in Betracht, die der Schrift angethan werden, um den Fall der Engel und das störende Eingreifen derselben in die Schöpfung innerhalb des Sechstageswerkes verlegen zu können, so wie die, welche nöthig sind, um eine zweite Pflanzenschöpfung unmittelbar vor und eine zweite Thierschöpfung unmittelbar nach Erschaffung des Menschen mit Gen. 1 vereinbar zu machen.

Wir fahren also fort:

6) „Die von den Geistern des Argen in Besitz genommene Natur ist vertilgt.“ Woher weiß unser Verfasser das? Aus der Bibel gewiß nicht, denn von der ersten Seite des alten Testaments bis zur letzten Seite des neuen Testaments ist auch nicht das geringste Wörtlein zu finden, welches auch nur von ferne darauf gedeutet werden könnte, daß die Geister des Argen die im Sechstageswerke geschaffene Natur vor dem Sündenfalle in Besitz genommen hätten, und daß Gott darum dieselbe schon vor dem Auftreten des Menschen wieder vertilgt habe. Sie lehrt aber deutlich, daß die Gei-

ster des Argen erst seit dem Sündenfall in der Finsterniß dieser Welt herrschen, und daß erst in der Sündfluth die Schöpfung des Sechstageswerkes (bis auf die zur Erneuerung derselben nöthigen Reime) vertilgt worden ist.

Woher also weiß es Delißsch? Antwort: Aus der Geologie, deren Resultate er mit den Angaben des Heracmerons in solcher Weise combinirt und identificirt. Aber hat er dazu ein Recht? Ich habe den ungeheuren Reichenader der Millionen von Lebendigen, den die Geologie uns kennen lehrt, mit dem tohu vabohu (von dem Delißsch selbst sagt: „Klang wie Bedeutung der beiden zusammenklingenden Namen ist grausig“) combinirt und identificirt, — aber unser Verfasser schilt dies mit den stärksten Ausdrücken als unzulässige Willkühr, und wirft mir vor, daß ich zwischen den Zeilen gelesen hätte, was wider die klare Aussage der Zeilen selbst sei. Die klare Aussage der Zeilen lautet auf grausige Wüste und Dede; ist das denn so absolut unanwendbar auf den Zustand, der nach der Vertilgung jener geologischen, vormenschlichen Schöpfungen zunächst eingetreten sein muß? ²²⁾ Dagegen behaupte ich mit der zuversichtlichsten Gewißheit, daß die

22) Man erlaube mir noch ein Wort über das „Zwischen-den-Zeilen-lesen.“ Ich muß auf das Stärkste dagegen protestiren, daß es überhaupt erlaubt sei, zwischen den Zeilen der heil. Schrift zu lesen, und eben so sehr, daß ich zwischen ihren Zeilen gelesen hätte. Ich habe aus Gen. 1, 2 durchaus nichts anders entnommen, als was in den Zeilen mit klaren Worten steht. Von einem Falle der Engel steht ebenso wenig wie von einem Untergang ganzer Welten organischen Lebens etwas darin. Das habe ich auch nicht aus und nicht zwischen den Zeilen gelesen; vielmehr habe ich über jenes erst aus andern spätern Daten der Schrift, und über dieses erst aus den Resultaten der Geologie Kunde erhalten. Das Bedürfniß des menschlichen Geistes nach Ueberlegung und Verknüpfung der verschiedenen Momente des Wissens und Erkennens hat mich dazu getrieben, einen Platz zu suchen für den biblischen Fall

vorausgesetzte Einerleiheit der versteinerten urweltlichen Schöpfung und der am dritten, fünften und sechsten Tage in's Dasein gesetzten Schöpfung nicht nur nicht den mindesten Anhaltspunkt in 1 Mos. 1 hatte, sondern durch viele Angaben dieser Urkunde auf das Allerbestimmteste und Unzweifelhafteste ausgeschlossen werden. Ich will es aber nicht bloß behaupten, sondern auch beweisen.

7) Das Hexaemeron berichtet nichts von einer Vertilgung der Pflanzen- und Thierwelt, deren Schöpfung es doch so ausführlich erzählt. Warum berichtet es diese und schweigt über jene?

Dieses Schweigen finde ich begreiflich -- aber eben darum finde ich jenes Reden auch unbegreiflich. Ich behaupte mit großer Zuversicht, daß die Offenbarung durchaus ein Interesse haben könnte, sowohl überhaupt, als insbesondere, schon in 1 Mos. 1 die Entstehungsgeschichte einer schon vor dem Auftreten des Menschen untergegangenen, und zu ihm also gar nicht mehr in Beziehung stehenden Pflanzen- und Thierwelt so ausführlich zu beschreiben. Ich habe dazu die stärksten Gründe in meiner Anschauung von dem Wesen und der Aufgabe der Offenbarung, von den Bedingungen ihres Eintretens und Fortschreitens, von dem Maße ihrer Begrenzung und Ausdehnung, von ihrem Verhältniß zur Gegenwart und Zukunft. Und da ich glaube, daß meine Anschauung hierüber im Wesentlichen mit der von Deleüsch übereinstimmt, so muß ich den Schluß ziehen, daß seine Auslegung oder vielmehr Hineindeutung von Gen. 1 mit seiner eigenen Theorie von der Offenbarung nicht wohl vereinbar sei.

Der Engel und für den geologischen Untergang der Urwelt. Einen solchen Platz glaubte ich in dem tohu vabohu zu finden. Dort rißte ich daher für mein Erkennen jene Momente ein. Ich kann dabei geirrt haben, kann Heterogenes combinirt, Unvereinbares vereinbart haben, — das habe ich nie geleugnet und leugne es auch jetzt nicht. Aber zwischen den Zeilen habe ich nicht gelesen, was ist und bleibt ein ungerechter Vorwurf.

8) Aber gesetzt auch, die Offenbarung habe ein uns eben nicht einleuchtendes Interesse gehabt, über die Entstehung jener schon vor den Zeiten des Menschen untergegangenen Pflanzen- und Thierwelt so ausführlich zu berichten, — so mußte, behaupte ich mit noch größerer Entschiedenheit, dasselbe Interesse sie auch veranlassen, die Vertilgungsgeschichte jener Organismen zu berichten. That sie es aber nicht, so hätte sie auch überdem noch absichtlich und planmäßig die Menschheit zu Irrthum und falschem Verständniß inducirt; — denn, das wird auch Delißsch nicht leugnen können, bis auf die Zeiten Werner's, des Vaters der Geognosie, war kein Mensch im Stande, das Heraemeron anders zu deuten, als so, daß die am dritten, fünften und sechsten Tage geschaffenen Pflanzen und Thiere dieselben seien, die bis zur Sündfluth (und durch Noah's Vermittelung auch nachher noch) auf der Erde mit dem Menschen blühten und lebten.

9) Nur die zweite Pflanzen- und Thierschöpfung, von der Gen. 2 Kunde giebt, sagt Delißsch, entstand in unmittelbarer Nähe der Schöpfung des Menschen, nur sie war bestimmt, „in die Geschichte des Menschen auszulaufen“, nur sie befähigt und berufen, mit ihm zu leben, und mit ihm der Verklärung entgegen zu gehen. Die erste Schöpfung aber, welche Tausende, ja vielleicht Millionen Jahre vor der Schöpfung des Menschen austrat und verging, war eine durch das Eingreifen Satans und seiner Mächte mißrathene, ungöttlich-verkehrte. Ihre Fortdauer würde also ein Sieg Satans über Gottes Allmacht bezeichnet haben. Aber nicht Satan siegte, sondern die göttliche Allmacht, sie siegte dadurch, daß sie diese mißrathenen Schöpfungen vertilgte und neue an ihre Stelle treten ließ, bis die Macht Satans, in Gottes Schöpfung einzugreifen, ohnmächtig sich erwies und erschöpft war. — Wie reimt sich nun damit die Angabe der Urkunde, daß der Schöpfer selbst diesen ungöttlichen Miß- und Fehlgeburten das Vermögen, sich zu besamen und fortzupflanzen und zu erhalten, verliehen habe? (B. 12, 22. 25.)

10) Wie reimt sich ferner damit, daß Gott selbst die satanisch-mißarteten, „monströsen Geburten mit dem Erbe gegenseitigen Verdens, mit der Infection von Krankheit und Tod“, nachdem sie in aller ihrer ungöttlichen Verlehrtheit ausgeborn waren, daß Gott selbst sie segnete (B. 22).

11) Von welcher Pflanzenschöpfung sagt denn B. 29: „Sehet da, ich habe euch gegeben allerlei Kraut, das sich besamet auf der ganzen Erde, und allerlei Bäume, daran Baumfrüchte sind, die sich besamen, zu eurer Speise“? Meint die Urkunde damit die Pflanzen, deren Erschaffung sie B. 11. 12 berichtet hatte? Aber diese waren ja schon Tausende, vielleicht Millionen von Jahren vor der Entstehung des Menschen vertilgt und versteinert! Von andern Pflanzen lebt aber in der ganzen Urkunde kein Wörtlein. Oder meint sie die Pflanzen, die nach Kap. 2 „in der unmittelbaren Nähe der Schöpfung des Menschen“ entstehen? Das wäre doch das Sonderbarste von allem Sonderbaren, zumal wenn (wie ich nach Delitsch's ansprechender Ansicht von der Entstehung des Pentateuchs — vgl. o. Kap. 4. S. 2, Anm. 2 — fast selbst geneigt bin anzunehmen) das zweite Kapitel von einem andern, etwas spätern ergänzenden Verfasser herrührt.

12) Und welche Thierschöpfung meint die Urkunde, — die schon längst untergegangene, die sie beschreibt, oder die erst nach dem Menschen geschaffene, von der sie gar nichts weiß, wenn sie B. 28 sagt: „Und Gott segnete den Menschen und sprach zu ihm: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde, und machet sie euch unterthan und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel, und über alles Thier, das auf Erden freucht?“

13) Von welcher Pflanzen- und Thierschöpfung sagt B. 12. 21. 25: „Und Gott sahe, daß es gut war“, — und zuletzt B. 31: „Und Gott sahe an, Alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut“? Das geht doch

wohl auf die Schöpfung, von der die Urkunde berichtet, und nicht auf die in R. 2, von der sie gar nichts weiß. Aber jene war ja eine durch satanische Eingriffe verkehrte, ungöttlich und widergöttlich gewordene, es waren monströse Ungeheuer, Miß- und Fehlgeburten, die der Verklärung gar nicht fähig waren, die Gott vernichten mußte, um seine Uebermacht über Satans Macht darzuthun, um seinen Sieg über Satans Sieg darzustellen! Und doch nannte er das, was er als satanisch verkehrt vertilgen mußte, gut, sehr gut!

Delißsch meint zwar der sonnenklaren Aussage und dem mehr als centnerschweren Gewichte dieser Worte entgehen zu können. Er sagt: Das sehr gut ist ein Wort des Sieges über Satans gebrochene Macht. „Es ist Alles sehr gut, nachdem die Materie so weit begeistert, daß die Geschichte ihrer Verklärung —, nachdem die Geister des Argen soweit gebannt sind, daß die Geschichte ihrer Ueberwindung beginnen kann.“ — Verstehen wir diese Worte recht, so will der verehrte Verfasser damit sagen, das „Gut“ und das „Sehr gut“ beziehe sich nicht sowohl auf die Entstehung der betreffenden Pflanzen und Thiere (weil diese durch Satans Macht misleitet, einen widergöttlichen Ausgang nahen), als vielmehr auf die Vertilgung derselben, (weil darin Gottes Sieg über Satans Feindschaft sich bewährte) und auf die Ersetzung der vertilgten Kreaturen durch immer neue Schöpfungen bis zu dem Punkte hin, wo Satan nicht mehr fähig war, störend einzugreifen (weil darin die absolute Uebermacht Gottes über Satans Macht sich kund gab). Ist das das richtige Verständniß der Worte — und ein anderes wissen wir in der That nicht heraus zu lesen —, so möchte eine Widerlegung nach dem Voranstehenden nicht mehr nöthig sein.

14) Betrachten wir den Fortschritt in den Schöpfungsmomenten des Hexaemeron, so tritt ganz unverkennbar hervor, und auch Delißsch erkennt es an, daß eine consequent durchgeführte Steigerung von einer niedern Stufe des Da-

seins oder Lebens zu einer jedesmal höhern stattfindet, bis zuletzt alles kreatürliche Leben im Menschen gipfelt, in ihm seine höchste Darstellung, die Krone und den Abschluß seiner Vollenbung findet. Daß der Mensch als das letzte Geschöpf auftritt, ist ein so wesentliches Moment in der Urkunde, daß es als der Grundgedanke derselben bezeichnet werden muß. Und gewiß ist dieser Gedanke, auch abgesehen von dem Offenbarungscharakter des Berichtes, ein richtiger. Setzt nun das zweite Kap. die Schöpfung des gesammten zur Genossenschaft des Menschen bestimmten Thierreichs nach der Schöpfung des Menschen, so tritt es nicht nur mit dem ersten Kapitel in Widerspruch, sondern zerstört uns auch eine Anschauung, zu der Offenbarung, Vernunft und Naturforschung uns gleich sehr berechtigen und nöthigen.

15) Der Bericht des Sechstageswerkes schließt (R. 2, 1—3) mit den Worten: „Und es ward vollendet Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heer u.“ Gehört denn dazu nicht auch die noch jetzt mit dem Menschen lebende Natur, von deren Erschaffung er doch gar nichts gewußt, wenigstens gar nichts berichtet haben soll? So viel ist gewiß, der Verf. dachte hierbei an die Werke Gottes, die er selbst beschrieben hat. Diese kann er also nicht als solche, die dem Untergange geweiht und demselben schon längst anheim gefallen waren, sich gedacht haben. Die Sache steht also nicht so, daß R. 1 bloß nichts von einer zweiten Schöpfung weiß, sondern so, daß es eine solche absolut ausschließt.

16) Delissch läßt die Pflanzenschöpfung des dritten Schöpfungstages längst vor dem Auftreten des Menschen untergegangen sein. Das zweite Kapitel berichtet aber nichts von einer neuen Schöpfung des Pflanzenreiches, sondern nur von der Pflanzung der Bäume im Garten Eden. Es spricht zwar B. 5. 6 von den Bedingungen des Entstehens und Bestehens der gesammten Pflanzenwelt, aber von ihrer wirklichen Schöpfung sagt es kein Wort. Wir finden das leicht

erklärlich, da der Verf. von A. 2 den Bericht des ersten Kap. vor sich hatte, und ihn nur für seine besondere Zwede weiter ausführen und ergänzen wollte. Er setzt aber die Erschaffung und Existenz des gesammten Pflanzenreiches aus A. 1 als bekannt voraus. Wie erklärt Delissch aber dies Schweigen, da nach ihm die Pflanzenschöpfung des ersten Kap. längst untergegangen ist? So viel ist gewiß: entweder setzt der Verf. von A. 2 den Vorgang und die Verwirklichung der Erschaffung des Pflanzenreiches aus A. 1 als bekannt voraus, und dann sah er die dort berichtete Pflanzenschöpfung als eine zur Zeit der Schöpfung des Menschen noch existirende an, — oder aber er dachte sich nur den Garten in Eden mit Kräutern, Sträuchern und Bäumen versehen, die ganze übrige Erde aber nackt, öde und pflanzenleer. Die letztere Auffassung, glauben wir, wird nicht viel Beifall finden.

Doch unsre Widerlegung ist schon allzulang geworden. Wir schließen sie deshalb hier ab, obwohl wir noch nicht Alles erschöpft haben, was wir gegen die bestrittene Auffassung zu sagen hätten. Namentlich hätten wir vom zweiten Kap. aus noch Einiges zu erinnern. Wir begnügen uns aber, auf eine frühere Erörterung seines Inhaltes zu verweisen, deren Gültigkeit im Wesentlichen uns auch jetzt noch feststeht²⁴⁾. Im Allgemeinen sei hier nur noch soviel bemerkt, daß der Bericht in A. 2 nicht sowohl durch die strenge Zeitfolge als durch eine wohlgegliederte und festgeschlossene Gedankenfolge beherrscht ist, aus der sich Form und Inhalt desselben, so wie seine von A. 1 abweichende (d. h. nicht widersprechende, sondern ergänzende, den Stoff unter einen andern Gesichtspunkt stellende) Darstellung einzelner Schöpfungsmomente völlig genügend erklären.

24) Vgl. meine beiden, schon oben in Anm. 14 zu demselben Zwede namhaft gemachten kritischen Schriften.

Zweite Zugabe.

Die oberhimmlischen Wasser.

1 Mos. 1, 6—8.

Das zweite Tagewerk im Heraemeron wird also beschrieben:

„Gott sprach: Es werde eine Veste (Wölbung) zwischen den Wassern, und die sei ein Unterschied zwischen den Wassern. Da machte Gott die Veste und schied das Wasser unter der Veste von dem Wasser über der Veste. Und es geschah also. Und Gott nannte die Veste Himmel. Da ward aus Abend und Morgen der zweite Tag.“

Während die meisten Ausleger unter den hier genannten oberhimmlischen Wassern ganz einfach das Wolkenwasser verstanden, konnten andre Ausleger sich mit dieser Auffassung nicht einverstanden erklären und fanden hier zum Theil eine Andeutung gar wunderbarer Geheimnisse. So sagt z. B. Jakob Böhme ¹⁾: „Die Veste ist der Schluß zwischen Zeit und Ewigkeit. . . Das Wasser über der Veste ist im Himmel, und das unter der Veste ist das äufere materialische Wasser. . . Das Wasser über der Veste ist's, das Gott in Christo hat zur Taufe der Wiedergeburt eingesetzt, nach dem sich das Wort der Kraft Gottes hat darinnen bewegt“ ²⁾.

1) Siehe dessen *Mysterium magnum* oder Erklärung über das erste Buch Moses, Amstb. 1678. 8. S. 75.

2) Aehnlich äußerte sich früher einmal Schubert in einem ältern Aufsatz: Ueber einige der verschiedenen Bedeutungen des Wortes Wasser in der Sprache der heiligen Schrift; in Fr. v. Meyer's Blättern für höhere Wahrh. Bd. II, S. 103; — und R. Stier in f. Andeutungen für gläubiges Schriftverständniß.

So achtungswerth auch das hier sichtbare Bestreben ist, sich der kirchlichen Lehre („Wasser thut's freilich nicht, sondern das Wort Gottes, so mit und bei dem Wasser ist“) anzuschließen, so leuchtet doch die unkirchliche und unbiblische Verlehrtheit derselben so sehr ein, daß wir uns einer Widerlegung dieser Auffassung für überhoben achten.

Wenn andre Ausleger an den Weltäther dachten, in welchem die Himmelskörper schweben, gleichsam schwimmen, so erscheint diese Auffassung nicht minder unzulässig, einmal, weil die Meinung oder das Wissen von einem solchen Weltäther erst der neuern Physik oder vielmehr Naturphilosophie angehört, und die ganze heilige Schrift keine Spur davon darbietet, dann aber auch, weil sich nicht absehen läßt, wie der Weltäther als ein ursprünglicher Bestandtheil der Erde angesehen werden könne.

Schubert³⁾ erinnert an den Nervenäther. „Es wird,“ sagt er, „neuerdings wieder seit den Entdeckungen im Gebiete des thierischen Magnetismus deutlich, daß auch in der uns umgebenden Natur jener Gegensatz, welchen die heilige Schrift unter den ober- und unterhimmlischen Wasser bezeichnet, abbildlich vorhanden sei. . . . Was nämlich als gemeinschaftliche Mutter, Wiedererneuenerin und Nahrung aller größern Körper das Wasser ist, das ist für eine höhere Ordnung der Dinge jener Aether, dessen das Nervensystem des lebenden thierischen Leibes noch viel nothwendiger, unausgesetzter, beständiger zur steten Wideransackung und Nahrung bedarf, als die Lunge der eingeathmeten Luft.“ — Diese Auffassung, die übrigens auch nicht als eigentliche Auslegung auftritt, wird von demselben Grunde, wie die frühere, gedrückt; denn

Bd. II, S. 140. Der Letztere sieht in den obern Wassern, „die einst zur Erde gehörten und ihr wieder genommen wurden, ein Depositum himmlischer Erbllichkeit, die Wasser des Lebens, welche Christus thätlich giebt, indem wir aus Wasser und Geist geboren werden.“

Vgl. dessen Symbolik des Traumes 3. Aufl. S. 52.

on einem Nervenäther weiß das biblische Alterthum sicher
och weniger, als von einem Weltäther.

Eine plausible Auffassung hat Fr. v. Meyer mehr-
ach ⁴⁾ ausgesprochen. Wie anste Erde, meint er, aus den
urückgebliebenen untern Wassern sich gebildet habe, so Sonne,
Mond und Sterne des vierten Tagewerkes aus den obern
Wassern in Verbindung mit dem am ersten Tage ausgeschie-
enen Lichtäther.

Dieser Auffassung, nur mit dem Unterschiede, daß ich den
Lichtäther nicht mit Fr. v. Meyer ausschließlich den obern
Himmelswelten zutheilte, sondern ebenso sehr ein Mitwirken
deselben bei der Entwicklung der untern Wasser zur Erde,
als bei der Entwicklung der obern Wasser zu den übrigen
Körpern des Sonnensystems statuirte, habe ich in der ersten
Auflage dieser Schrift, so wie in einer der evangel. Kirchen-
zeitung einverleibten Abhandlung (Bd. 39. S. 603 ff.) ent-
chieden den Vorzug gegeben.

Sie hat auch ohne Zweifel viel Ansprechendes, wie sie
enn auch in der That bei mehreren namhaften Lesern und
Beurtheilern meines Buches öffentlich ausgesprochenen Beifall
gefunden hat ⁵⁾. Dennoch mußte ich sie bei einer nochmaligen
sorgfältigern Durchforschung der bezüglichen Bibelstellen
allen lassen und zu der gewöhnlichen Deutung vom Wolken-
wasser zurückkehren.

Für meine damalige Auffassung machte ich ungefähr Fol-
gendes geltend: „Es findet bei ihr sowohl die Entgegen-
setzung, die in der Bezeichnung untere und obere Wasser

4) Vgl. dessen Blätter f. höh. Wahrh. IV, 370; VII, 359;
1. dessen Hesperiden II. 200.

5) So z. B. Rubelbach in einer Recension meiner Schrift
in der luth. Zeitschr. 1843; A. Wagner, in f. Gesch. d. Urwelt;
Ebrard, in dem öfter angef. Auff. über Bibel und Naturwissensch.
— endlich trotz meiner Retractation auch noch Deltsch (Genes. 1.
S. 67 u. 71).

ausgesprochen ist, als auch die Gleichartigkeit, welche die gemeinsame Bezeichnung als Wasser erwarten läßt, volle und genügende Anerkennung. Die Astronomie hat uns über die unverkennbare Gleichartigkeit der Stoffe und Naturverhältnisse der Planeten und auch des Sonnenkörpers mit denen unserer Erde belehrt, wodurch jene Auffassung noch bedeutend an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Auch darin hat sie einen wesentlichen Vorzug vor einer jeden andern, daß sie die Schrift uns nähere Auskunft geben läßt über die Entstehung der übrigen zu unserm Sonnensystem gehörigen Weltkörper; während bei der engen Beziehung, in welcher nach der Schrift die Erde und ihr Himmel zu einander stehen, das gänzliche Fehlen einer solchen Auskunft mindestens sehr auffallend sein würde. Von der so harmonisch nach Form und Inhalt geordneten Urkunde sind wir berechtigt, die Hinweisung auf ein Substrat für die Bildung der Himmelskörper, wie für die Bildung der Erdoberfläche zu erwarten. Bei dieser Auffassung erhält auch die Entwicklung der obern Himmelskörper, die sonst auf das vierte Tagewerk beschränkt wird, und dadurch auf höchst auffallende und unbegreifliche Weise vor der Entwicklung der Erde völlig in den Hintergrund tritt, durchaus gleiche Berechtigung und gleiche Wichtigkeit mit dieser, und wir haben uns beide als durch gleiche Gesetze bedingt, an gleiche Zeiten gebunden und in analogen Stufen fortschreitend zu denken. Unser Sonnensystem, welches sich uns jetzt als einen gegliederten Organismus darbietet, in dem alle Gegenstände gesondert sind und in gegenseitiger lebensvoller Wechselwirkung stehen, wird uns beim Beginn des ersten Tagewerkes als eine einzige ungeschiedene, confuse und — (tropfbar oder elastisch) — flüssige Masse geschildert. Das in dieser finstern Masse gebundene Licht wird durch das Wort der Allmacht entbunden und befreit. Das ist das Werk des ersten Tages. Durch Einwirkung des Lichtes (wahrscheinlich auch unter Mitwirkung jener geheimnißvollen Kräfte der Gravitation, der

Centripetalität und Centrifugalität, der Electricität und des Magnetismus, die sich etwa mit der Entbindung des Lichtes zu regen beginnen) wird nun die zurückgebliebene finstere Masse polarisirt. Der riesige Wassertropfen des Anfangs differenzirt sich zu vielen einzelnen riesigen Tropfen, die auseinanderfahren, bis die sie beherrschenden Gesetze des Lebens ihnen ein „Bis hierher und nicht weiter“ vorschreiben. Dadurch ist ein Unterschied zwischen den Wassern gesetzt, eine „Ausdehnung,“ die Himmel genannt wird, und die in den Uebersetzungen mit dem nicht ganz passenden Worte firmamentum (Beste) nur insofern wiedergegeben werden mag, als der durch sie bedingte Unterschied ein undurchdringlicher ist. Das ist die Entwicklung der zweiten Periode. Die nun auseinander getretenen und differenzirten Himmelskörper beginnen mit dem dritten Tage ihre individuelle Entwicklung und die Produktion secundärer Organismen, bei deren Schilderung die Bibel sich aber aus naheliegenden Gründen fast ausschließlich auf die Erde beschränkt. Am vierten Tage vollendet sich das zunächst beabsichtigte und relativ bleibende Verhältniß der einzelnen Himmelskörper zu einander durch individuelle Verbindung des Lichtes mit denselben. Es erscheint somit die gewöhnliche Annahme, als wenn das vierte Tagewerk sich nur auf Sonne, Mond und Sterne (mit Ausschluß der Erde) beziehe und die Entwicklung der Erde wohl gar unterdessen geruht habe, ebensowohl als Irrthum, wie die andere, daß die übrigen Tagewerke sich ausschließlich mit der Erde beschäftigt hätten. Indem Sonne, Mond und Sterne etwas für die Erde werden, wird die Erde auch nothwendig etwas für sie; indem sie an des Himmels Beste treten, um den Tag und die Nacht der Erde zu beherrschen, um der Erde Zeichen und Zeiten, Tage und Jahre zu geben, kann diese unmöglich dabei indifferent und ruhend sich verhalten, ihre Entwicklung muß dadurch nothwendig um eine wesentliche Stufe weiter gefördert werden.“

Dies Alles läßt sich nun wohl, wie mir scheint, recht gut hören, und ich würde diese Auffassung auch jetzt noch vertreten, wenn ich mich nicht hätte überzeugen müssen, daß „das Wasser über der Erde“ nach alt-hebräischer Anschauung, die im alten Testament hinlänglich constatirt vorliegt, nur das Wolkenwasser bezeichne. Durch diese Erkenntniß ist aber mit einemmale ein Strich durch die ganze Rechnung gemacht.

Die Deutung als Wolkenwasser schien mir aus folgenden Gründen verwerflich: „Wolkenwasser und Erdwasser ist qualitativ identisch, — eine Erkenntniß, zu deren Erlangung der Verfasser der heiligen Urkunde die Resultate der heutigen fortgeschrittenen Physik entbehren konnte, — wo wäre da eine Ausscheidung, wo ein im beiderseitigen Wesen begründeter Gegensatz, den doch die biblische Darstellung postulirt? Denn nach der Urkunde sind die obern und untern Wasser einander in ihrer Art eben so polarisch entgegengesetzt, wie Licht und Finsterniß, wie Land und Meer. Nach der Urkunde sind in Folge der vorgenommenen Scheidung die untern Wasser unterhalb des Himmels und die obern Wasser oberhalb des Himmels genannt; das Wolkenwasser befindet sich aber ebensowohl unterhalb des Himmels als das Erdwasser der Meere; höchstens könnte gesagt werden, es befände sich am Himmel, wie B. 20 von den Vögeln gesagt wird, nimmermehr aber, daß es sich oberhalb des Himmels befinde. Nach der Urkunde soll ferner die Scheidung zwischen beiden Wassern eine bleibende sein, denn das Mittel der Scheidung, welches das untere Wasser von dem obern scheidet, ist die Ausdehnung, die Himmel genannt wird; so lange also der Himmel besteht, besteht auch Trennung und Scheidung zwischen beiden Wassern, — wogegen Erdwasser und Wolkenwasser in beständigem Kreislauf sich täglich vermischt. Dasselbe Wasser steigt heute in die Wolken und sinkt morgen ins Meer, und wiederholt diesen einfachen Kreislauf seit Jahrtausenden. Ein

nicht minder nahe liegender und schlagender Widerspruch gegen diese Deutung liegt darin, daß die Urkunde nach ihr die Wollenbildung schon dem zweiten Tage anweisen würde, was der Wirklichkeit des Vorgangs nicht entsprechend ist, denn die Wollenbildung konnte erst stattfinden, nachdem vorerst die Meeresbildung, die dem dritten Tage angehört, stattgefunden, und nachdem der Einfluß der Sonne die Exhalation des Meeres hervorgerufen hatte, also erst nach oder an dem vierten Tage.“

Die meisten dieser Gründe, so scheinbar sie auch sind, fallen aber schon durch die eine Bemerkung, daß nach alt-hebräischer Anschauung, wie sie durch das ganze alte Testament hindurchgeht, die Wassermassen des Himmels (gleichsam der Himmelocean im Gegensatz zum irdischen Ocean) vom Himmelstraume wie von einem festen Gewölbe getragen werden, so daß nach bildlicher Redeweise, wenn es regnen soll, die Gitterfenster des Himmels (1 Mos. 7, 11; 8, 2; Jes. 24, 18; 2 Kön. 7, 2. 19) oder die Thüren des Himmels (Ps. 78, 23) geöffnet werden, und die Blitze das Himmelsgewölbe durchbrechen (Hiob 36, 29; 38, 24).

Damit soll nun aber nicht gesagt sein (wie manche neuere Ausleger in gänzlicher Verkennung der Bildlichkeit des Ausdrucks den biblischen Schriftstellern gern diese Absurdität aufbürden), daß man sich wirklich den Himmel als ein ehernes Gewölbe mit Fallthüren und Gitterfenstern gedacht habe. Man wußte vielmehr eben so gut wie die klugen Leute unserer Tage, daß dies Gewölbe aus nichts Anderm als aus leichter, klarer, feiner Luft bestehe, wie schon daraus hervorgeht, daß der Ausdruck רָקִיעַ , welcher eigentlich die obere, dünnen Luftschichten, den Aether im antiken Sinne, bezeichnet, ganz identisch mit שָׁמַיִם (Himmelsgewölbe) und שָׁמַיִם (Himmel) gebraucht wird (Hiob 37, 18, 21; 5 Mos. 33, 26 u.), und daß auch von diesem dünnen und feinen Aether gesagt wird, daß er fest stehe wie ein gegossener Spiegel (Hiob 37, 18).

Die Sache ist nur die, daß die ungeheuren Wassermassen, welche die Wolken enthalten, auf dieser leichten, dünnen und ätherischen Luftschicht, wie auf einem ehernen Gewölbe, fest und sicher ruhen (Ps. 104, 3).

Die Veste oder Wölbung, die am zweiten Tage geschaffen, und Himmel genannt wird, ist also nach alt-testamentlicher Anschauung nichts anders, als was wir auch heutzutage noch Himmel nennen, nämlich die obern, klaren und hellen Luftschichten unsrer Atmosphäre, und wenn die heilige Urkunde diese als eine Scheidewand zwischen dem untern Meereswasser und dem obern Wolkenwasser, als den Träger des Himmels-oceans, bezeichnet, so läßt sich weder von sprachlicher, noch von physikalischer Seite etwas Erhebliches gegen eine solche Bezeichnung einwenden.

Daß die am zweiten Tage statt gefundene Scheidung der obern und untern Wasser eine unverbrüchlich bleibende, und die Scheidewand zwischen beiden eine undurchbrechliche sein soll, daß somit gar kein Wechselverhältniß zwischen den beiderlei Wassern ferner statt finden könne, wie oben vorausgesetzt wurde, wird nirgends gesagt. Diese Behauptung folgt aus B. 6 ebenso wenig, als aus der Scheidung zwischen Licht und Finsterniß in B. 4 folgt, daß das ausgeschiedene Licht nun mit der Finsterniß nicht mehr in Berührung kommen solle.

Auch der Gegensatz, der in der unterschiedlichen Bezeichnung des untern und obern Wassers, sowohl als die Gleichartigkeit, welche in der gemeinsamen Bezeichnung als Wasser ausgesprochen ist, finden bei dieser Auffassung allerdings ihre Rechnung. Sind die beiden Wasser auch dem Inhalte nach nicht verschieden, so doch durchaus der Form nach, und den lokalen Unterschied bildet eben die zwischen beiden gelagerte atmosphärische Wölbung.

Eben so ist es auch unbegründete Voraussetzung, daß die Wollenbildung erst nach der am dritten Tage stattge-

fundenen Meeresebildung und nach der dem vierten Tage angehörenden Fixirung des Verhältnisses der Sonne zur Erde habe eintreten können; denn dieselbe Wärme, die am dritten Tage die natürliche Bedingung für die Entstehung und Ausbildung der Pflanzenwelt war, konnte auch am zweiten Tage schon die zur Wollenbildung nöthige Exhalation des irdischen Wassers hervorrufen.

Daß die Deutung der obern Wasser von den Wollen die allein richtige sei, ergiebt sich aus Ps. 104, 3; 148, 4. Hiob 26, 8, so sehr ich dies früher auch gegen Keil⁶⁾ bestritten habe.

Was nun Psalm 148, 4 betrifft („Lobet Ihn, ihr höchsten Himmel, und ihr Wasser, welche über dem Himmel“), so steht es zunächst unzweifelhaft fest, daß die obern Wasser hier dieselben sind, wie die in 1 Mos. 1, 7. Wenn nun weiter aus der Anordnung des Psalms erwiesen werden sollte, daß die obern Wasser hier und folglich auch in 1 Mos. 1, 7 nicht die Wollen seien, so ist auch diese Argumentation eine unbeschränkte. Allerdings zwar ist das durchgeführte Thema des ganzen Psalms: „Himmel und Erde, mit all ihren Bewohnern und Kräften, sollen den HErrn loben;“ allerdings handelt B. 1—6 von dem Lobe der Himmel und der Engel, und B. 7 ff. von dem Lobe der Erde mit ihren Creaturen; aber die voranstehende Darlegung der alttestamentlichen Anschauung lehrt, daß die Wollen keineswegs als zur Erde, sondern vielmehr, weil sie als über dem Aetherhimmel befindlich angesehen wurden, auch zum Zuhör des Himmels gezählt werden mußten. Erst wenn die Wollen ihren Inhalt, als: Regen, Hagel, Schnee, Blitz, u. den Aetherhimmel durchbrechend, haben fahren lassen, gehören diese der Erde an, und so ist es ganz in der Ordnung, daß Blitz, Schnee, Hagel und Nebel

6) Vgl. dessen apologia Mosaicae traditionis S. 19; und meine Gegenbemerkungen in der evang. Kirchenzeit. S. 604 ff.

im zweiten Theile des Psalms, der von dem Lobe der Erde handelt, genannt werden. Nehmen wir nun die gleich näher zu betrachtende Parallelstelle Ps. 104, 3 noch hinzu, so kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, was mit den Wassern über dem Himmel gemeint ist; und Hengstenberg⁷⁾ hat gewiß vollkommen Recht, wenn er sagt: „die Wasser über dem Himmel können nur die Wolken sein, andre himmlische Wasser kennt die Schrift nicht. Steht es also fest, daß im ersten Gliede die höchsten Himmel genannt werden, im zweiten die Wolken, so auch, daß der Parallelismus des Verses kein synonymes ist, sondern daß die höchsten Regionen des Himmels und die niedrigsten sich einander gegenübersehen. Der bloße Himmel im Gegensatz gegen den höchsten Himmel kann nur der niedere sein.“

Noch bestimmter tritt diese Ansicht aus Psalm 104, 3 als die allein richtige hervor. Dieser Psalm enthält ein genau an die Schöpfungsurkunde sich anschließendes und die dort gegebene Reihenfolge der Schöpfungsthatfache einhaltendes Lob Gottes aus der Natur⁸⁾, und kann darum in der obschwebenden Frage als der älteste Kommentar zu 1 Mos. 1, 7 angesehen werden. B. 2 und 3 lautet: „Er hüllet sich in Licht gleich dem Gewande, spannet aus den Himmel gleich dem Vorhange. Der da zimmert mit dem Wasser seine Obergemächer, der Wolken macht zu seinem Fahrzeug u.“ Wir haben hier zuerst das Licht, als das schöpferische Produkt des ersten Tages, dann den Himmel und die Bältung desselben mit dem Wasser zu den obern Gemächern

7) Vgl. dessen Comment. z. d. Psalmen IV, 2. S. 188.

8) „Die Darstellung folgt im Allgemeinen der Reihenfolge der einzelnen Schöpfungstage, der erste u. zweite B. 2—5, der dritte B. 6—18, der vierte B. 19—23; der fünfte B. 24—26 und eine Auspielung auf den siebenten B. 31.“ Hengstenberg a. a. O. III, 1. S. 125.

Gottes als das Werk des zweiten Tages. Daß diese Wasser identisch mit den obern Wassern in 1 Mos. 1, 7 sind, leuchtet demnach ein, und daß beide das Wolkenwasser bezeichnen, geht zweifellos aus B. 13 hervor, wonach der Regen aus diesen Obergemächern kommt. Wir schließen auch hier Hengstenberg's treffliche Deutung an: „B. 3 setzt die Schilderung des Werkes des zweiten Tages fort. Die Wasser, die obern, sind das Material, womit oder woraus gezimmert wird. Aus haltlosem Wasser ein festes Schloß zu bauen, den Wolkenhimmel, fest wie ein gegossener Spiegel (Hiob 37, 18); ist ein erhabenes Werk der göttlichen Allmacht. Den Namen der Obersäle Gottes führt die Wolkenburg als der obre Theil des Weltgebäudes, der untre ist die Erde.“

Eben so klar und entschieden, wie für meine jetzige, sprechen diese Psalmstellen aber auch gegen meine frühere Ansicht. Denn wären die obern Wasser in 1 Mos. 1, 7 das Substrat, woraus die Sonne, Mond und Sterne am vierten Tage gebildet wurden, so könnte der heilige Sänger nimmermehr die obern Wasser als etwas noch Vorhandenes, und zwar noch als Wasser Vorhandenes anführen.

Noch ein Punkt könnte Bedenken gegen die jetzt vertheilte Deutung erregen. Es könnte nämlich scheinen, als ob die Wolkenbildung ein zu geringfügiger Gegenstand für ein ganzes Tagewerk sei, und dieselbe neben den übrigen unvergleichlich gewichtigeren Tagewerken zu unbedeutend sei und das Ebenmaß in der Vertheilung der Schöpfungswerke zerstöre. Allein eine solche Argumentation wäre überhaupt nur dann im Rechte, wenn die Schöpfungsurkunde Resultat nicht prophetischen Schauens, sondern physikalischer Untersuchungen wäre, und statt nach dem Maßstabe des religiösen Bedürfnisses nach dem der physikalischen Wissenschaft zu messen sei.

Aber auch davon abgesehen, übersteht man bei dieser Argumentation, daß die Wolkenbildung keineswegs als das einzige, ja nicht einmal als das hauptsächlichste Resultat der

schöpfriſchen Wirkſamkeit dargeſtellt iſt, daß vielmehr die Bildung der rakiah, des Himmelsgewölbes, deutlich als das wichtigſte und hauptſächlichſte Werk dieſes Tages hervortritt; denn dieſe Rakiah, nicht die Sammlung der obern Waſſer, wird von Gott benannt.

Erinnern wir uns nun daran, daß dieſes Himmelsgewölbe nichts mehr, aber auch nichts weniger iſt, als der Aetherhimmel, d. h. die Atmosphäre, die unſre Erde umgiebt, ſo werden wir gewiß nicht behaupten können, daß dieſes Schöpfungswerk ein zu unbedeutendes, zu der Wichtigkeit der übrigen in einem ungebührlichen Mißverhältniſſe ſtehendes ſei. An Wichtigkeit für das Leben und Weben, für das Entſtehen, Wachsen und Gedeihen auf der Erde ſteht es ganz parallel mit dem Werke des erſten Tages, denn die Erde kann der Atmosphäre gewiß eben ſo wenig entrathen, wie des Lichtes; und wenn mit Recht häufig darauf aufmerkſam gemacht wird, daß das Licht die erſte irdiſche Kreatur Gottes hätte ſein müſſen, weil es die Bedingung alles Entſtehens und Lebens auf der Erde ſei, ſo kann man mit gleichem Rechte behaupten, daß die Atmosphäre das zweite Werk der ſchaffenden Weiſheit ſein mußte, daß namentlich die Bildung der Atmosphäre dem dritten Tagewerke nothwendig vorangehen mußte, weil die Pflanzentwelt ebenſo wenig ohne Atmosphäre, wie ohne Licht entſtehen und beſtehen kann.



Dritte Zugabe.

Die Lichter des Himmels als Zeichen für die Zeiten, Tage und Jahre.

1 Mos. 1, 14.

Die angezogene Stelle versetzt uns in das vierte Tagewerk der Erbschöpfungsgeschichte und lautet nach Luther's Uebersetzung so: „Und Gott sprach: es werden Lichter an der Beste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht, und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre.“ Es sind vornehmlich die letzten Worte, die uns hier angehen. Nach der gewöhnlichen Fassung werden die beiden Worte: Zeichen und Zeiten als Hendiadyn und die beiden andern: Tage und Jahre als Apposition dazu gefaßt, so daß der Sinn wäre: diese Lichter sollen dienen zu Zeichen der Zeiten, nämlich der Tage und Jahre. Allein das Ungrammatische dieser Annahme ist auch schon mehrfach hervorgehoben worden, namentlich auch von Umbreit und Luch¹⁾. Der Uebersetzer übersetzt ganz richtig: sie seien zu Zeichen sowohl für die Zeiten als für die Tage und Jahre. Dagegen müssen wir in der Auffassung des Sinnes dieser Uebersetzung von Luch abweichen.

Um den Sinn des Ausspruches zu ergründen, müssen wir hier, wie immer, von einer genauen Untersuchung der Worte und zwar zunächst von der Etymologie und dem Sprachgebrauch ausgehen, und dann den so constatirten Begriff in seiner ganzen Ausdehnung zu erfassen und mit möglichster Schärfe und Klarheit zu bestimmen suchen. Wenn wir hier das eigentlich Lexicologische nur kurz behandeln, so mag uns zur Entschuldigung gereichen, daß eine derartige ausführliche

1) Umbreit, Probe einer Auslegung der Schöpfungsgeschichte. Stud. u. Kritik. 1839. I, 196, — Luch, Comment. zur Genesis, S. 24.

Erörterung dem Zweck und der Haltung unseres Schriftchens weniger angemessen erscheint — um so eher, als die Etymologie und der Sprachgebrauch, auf welche wir unsere weiteren Erörterungen bauen, anderweitig hinlänglich fixirt ist.

Es sind die Worte Zeichen und Zeiten, deren Untersuchung uns obliegt. Beginnen wir mit dem letztern. Das entsprechende hebräische Wort *mo-ed*, — wenn es von der Zeit gebraucht, und dann richtig durch *tempus constitutum*, bestimmte Zeit, übersetzt wird, — bezeichnet jeden Kleinern oder größern Zeitraum oder Zeitmoment, dessen Ursache und Begrenzung nicht wie bei den Tagen und Jahren als solchen einzig und allein durch die Bewegung der Himmelskörper bedingt ist, sondern vielmehr zunächst durch den Verlauf irdischer Verhältnisse, Zustände und Thatsachen, die sich zwar in und mit der Zeit, aber doch selbstständig entwickeln, mögen sie nun den Charakter der Nothwendigkeit tragen und somit der Natursphäre angehören, oder mit dem Charakter der Freiheit der Sphäre des Geistes angehören. So wird das Wort gebraucht von der Saat- und Erntezeit, von der Zeit der Schwangerschaft und Niederkunft, von der Wanderungszeit der Störche, von den historischen und prophetischen Entwicklungszeiten des Reiches Gottes im Ganzen und Einzelnen, von den theokratischen Festen u. s. w., wozu das Verikon und die Concordanz die Belegstellen liefert.

Gehen wir über zu dem andern Worte: *oth*, *σημεῖον*, Zeichen. Das Zeichen weist stets auf ein Anderes, sei dies nun abwesend oder begleitend, vergangen oder zukünftig, hin. Aber zwischen dem Zeichen und dem, worauf es hinweist, muß, wenn anders das Verhältniß beider zu einander das richtige ist, ein wesentlicher, d. h. durch das beiderseitige Wesen gegebener, nicht bloß willkürlicher Zusammenhang stattfinden. Das Zeichen gehört immer der Sinnwelt, das Bezeichnete bald der Sinnwelt, bald und vorzugswelse der Sphäre des Geistes an, und daraus ergibt sich, welcherlei Art der zwischen beiden obwaltende Zusammenhang ist.

Nehmen wir zur Veranschaulichung der genannten beiden Fälle von jedem ein Beispiel. Die Sonne ist ein Zeichen für Tage und Jahre: aus ihrem Stande erkenne ich die Zeitverhältnisse des Tages und des Jahres; aber beides steht auch in einem wesentlichen und nothwendigen Verhältnisse zu einander, nämlich in dem der Ursache und Wirkung. — Ferner die Wunder Jesu waren Zeichen, *σημεια*, insofern sie auf Ihn selbst hinwiesen: das Wunderbare ihres Wesens auf das Wunderbare Seiner Person und Erscheinung, aber nicht nur das, sie bildeten auch in der Sphäre der Natur das ab, was Er in der Sphäre des Geistes zu wirken gekommen war; sie waren Ausflüsse derselben Gotteskraft, die dort im Reiche der Natur dieselben Erscheinungen hervorriefen, die sie hier im Reiche der Gnade ausrichteten, und dadurch eben ihren göttlich-theologischen Charakter und ihre Zusammengehörigkeit mit dem, worauf sie hinwiesen, bekräftigten.

Aus diesen Beispielen wird nun klar, daß da, wo Zeichen und Bezeichnetes beide der Natursphäre angehören, das Zeichen das Dominirende, seine entsprechende Erscheinung Hervorrufofende oder Bedingende ist; dahingegen aber, wo das Bezeichnete der Sphäre des Geistes angehört, umgekehrt dies das Präponderirende, Bedingende und — wenn auch nicht immer der Zeit nach, doch immer der Idee nach — Erste ist.

Daraus ergibt sich nun, in wiefern die Gestirne Zeichen für die Zeiten und für die Tage und Jahre sind. In Beziehung auf das Bekehrte liegt das Richtige auf der Hand: Die Gestirne rufen sie hervor und geben durch die Art ihres Daseins zugleich Zeugniß und Beweis von der Wirklichkeit und der Art des Daseins derselben. — Schwieriger und verwickelter wird aber die Anwendung auf die moadim, die bestimmten Zeiten, weil der Begriff derselben umfassender und tiefer liegend ist. Das Bezeichnete fällt hier nicht immer der Sphäre der Sinnlichkeit anheim, sondern häufiger noch wurzelt es in der Welt des Geistes. Ferner findet hier nicht das einfache Verhältniß zwischen den Gestirnen einerseits und

den entsprechenden irdischen Erscheinungen andererseits statt, sondern es greift noch ein drittes, selbstständiges, bestimmendes, der Erscheinung ihre eigenthümliche Disposition, ihren besondern Charakter ausprägendes Moment ein, nämlich die selbstständig integrierende, mitwirkende und bedingende, der Erde so wie ihren Bewohnern innewohnende Lebenskraft, gestalten sich diese nun als freie selbstbewusste Geistesethätigkeit, oder als unbewusste Naturnothwendigkeit und unfreier Instinkt. Doch haben wir einmal diese Unterschiede scharf ins Auge gefaßt, so ist die Anwendung nicht so gar schwierig.

Zunächst sollen die Gestirne nach ihren kosmischen Verhältnissen und Stellungen zu einander und zur Erde Zeichen und Zeugnisse entsprechender Erscheinungen auf der Erde sein, sollen auf sie aufmerksam machen, ihr Dasein bezeugen. Der innere Zusammenhang beider modificirt sich nun darnach, ob die irdische Erscheinung dem Gebiete der unfreien Natur oder des freien Geistes angehört. Im ersten Falle ist der Zusammenhang in den kosmischen Influenzen zu suchen, und diese sind das Dominirende und Erregende, während in den Objecten selbst die Empfänglichkeit, Disposition, Bildungs- und Individualisationsfähigkeit als Basis und nothwendige Bedingung der Wirksamkeit dieser Einflüsse liegt. Die Wirklichkeit solcher Einflüsse zeigt die Erfahrung, obschon sie gerade in dieser Beziehung so mangelhaft und beschränkt ist, unabweisbar durch eine Menge dahin einschlagender Erscheinungen. Dahin gehören z. B. die unzähligen, noch bei Weitem nicht alle erkannten periodischen Einflüsse der Himmelskörper auf meteorologische, agriculturische, nomadische, nautische und technische Verhältnisse; dahin der ganze natürliche, an bestimmte Zeiten gebundene Verlauf des organischen Lebens: die Blüthe-, Entwicklungs- und Fruchtzeit der Pflanzenwelt, die Zeit der Brunst, der Empfängniß und der Geburt des animalischen Lebens, die als unfreie Naturnothwendigkeit bei den Thieren sich zeigen, während sie beim Menschen in das Gebiet ethischer Freiheit gehören, obschon auch hier mehrere

Beziehungen auf kosmische Zeiten (z. B. die Katamenien u. A.) hervortreten; ferner die ganze Sphäre des thierischen Instinktes; dahin gehört endlich auch das ganze große und geheimnißvolle Gebiet des psychischen Lebens des Menschen, dessen Beherrschtsein von kosmischen Einflüssen sich darum durchgehend in krankhaften Erscheinungen manifestirt, weil es ursprünglich, durchdrungen und getragen von der Energie des Geistes, die kosmischen Beziehungen zu beherrschen bestimmt war. Diese ganze Reihe kosmischer Einwirkungen näher zu specificiren und zu erörtern, liegt nicht in unserm Interesse, darum mögen die vorstehenden Andeutungen genügen. Reiches Material zu einer weitem Ausführung, so wie diese selbst, liefern Schubert's Schriften, deren Bekanntschaft wir bei unsern Lesern voraussetzen dürfen, besonders seine Geschichte der Seele und seine Abhandlungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens. Wir bemerken noch, daß die heilige Schrift diesen Erscheinungen, als einzig der Natursphäre angehörend, keine besondere Aufmerksamkeit widmen konnte. Doch gehört Hiob 38, 33 dahin, wo (im Original) von einer Herrschaft des Himmels über die Erde die Rede ist, wo freilich auch zugleich das Unergründliche dieser Herrschaft ausgesprochen ist.

Anders gestaltet sich das Verhältniß des Zeichens zum Bezeichneten im zweiten Falle, wenn nämlich letzteres eine Erscheinung in der Welt des Geistes ist. Dahin rechnen wir vornehmlich diejenigen Phasen und Erscheinungen des Reiches Gottes, die in der organischen Entwicklung desselben im Ganzen oder Einzelnen — als Höhepunkte hervortreten, und von so hoher Wichtigkeit und Bedeutung sind, daß gleichsam das ganze Weltall sie mitfeiert und mit dabei interessirt ist. Das Reich Gottes entwickelt sich in der Zeit. Die Zeit ist also eine Bedingung, ein Faktor seiner successiven Entwicklung, und insofern alle Zeit durch den Lauf der Gestirne zur Manifestation gelangt, stehen die Entwicklungsstufen des göttlichen Reiches auch in einer bestimmten Beziehung zu den

Gestirnen. Aber die Zeit ist weder der einzige, noch auch der wichtigste Faktor dieser Entwicklung; vielmehr das, was ihr allein ihre höhere Würde und Weihe giebt, ist das freie Walten des Geistes in ihr, sowohl des endlichen, menschlichen Geistes, um dessentwillen Alles geschieht, als auch des absoluten göttlichen Geistes, zu dem Alles geschieht. Kann nun schon das freie Walten des endlichen Geistes mit dem Walten des absoluten Geistes in Collision treten, und dadurch die Entwicklung gehemmt und aufgehalten werden, so kann auch — sollte man meinen — die freie Entwicklung im Menschenleben mit der nothwendigen, sich stets gleichbleibenden Entwicklung der Zeit in Collision gerathen und ihr entweder voraneilen oder hinter ihr zurückbleiben. Aber die Zeitpunkte, um die es sich handelt, sind eben moadim, d. i. bestimmte Zeiten, ein allweiser Wille hat Alles zuvorbedacht und versehen, eine prästabilierte Harmonie, die auch das Entgegenstehende zu einen weiß, hat Alles umschlossen, und aus diesem Zusammenschluß entsteht das Pleroma, die Fülle der Zeiten. Der Lauf der Naturzeiten und der Geistes- (Gnaden-) Zeiten ist daher stets ein paralleler, und wenn er uns zu divergiren scheinen sollte, so liegt das bloß an dem falschen Standpunkt, von dem aus wir ihn betrachten, beruht also auf optischer Täuschung. Gott allein hat den rechten, weil absoluten, Standpunkt, den aus der Höhe des absoluten Schauens, der für alle Phasen der Fortbewegung der richtige ist, wo allein die Harmonie stets und ununterbrochen hervortritt. Wenn wir nun auch demzufolge auf eine continuirlich-klare Anschauung der Harmonie der Entwicklung verzichten müssen, so tritt sie aber gerade in ihren Höhepunkten so klar hervor, daß sie auch dann für uns erkennbar ist, wenn wir anders sehen wollen. Und darin liegt nun die höchste Bedeutung des Wortes: sie sollen zu Zeichen sein für die bestimmten Zeiten. Als die Zeit erfüllet war und der Heiland der Welt ins Fleisch geboren wurde, da glänzte auch sein Stern am Himmel und führte die Weisen aus dem Morgenlande zu seiner

Krippe. Wir haben seinen Stern gesehen, sagten sie, und waren deß sicher, daß auch Er selbst erschienen sein mußte, so wenig auch das ganze Jerusalem davon wußte. Soll man nun sagen: darum, weil der Stern am Himmel erschien, darum erschien auch jetzt das Heil der Welt; oder soll man umgekehrt sagen: weil das ewige Wort des Vaters, der Erstgeborne vor aller Creatur jetzt in der Krippe als Mensch geboren wurde, darum leuchtete der Stern über der armen Hütte, wo das Wunder geschah. Soll eben Eins von Beiden gesagt werden, so entscheiden wir uns unbedingt für das Letztere. Aber wir halten Beides für unrichtig, das Eine für falsch, das Andere für ungenau. Das Richtige ist vielmehr dies: weil die Fülle der Zeiten, der Zusammenschluß der nothwendigen und der freien Entwicklung gekommen war, darum erschien der Stern am Himmelzelt, darum auch des Menschen Sohn in der Krippe; jenes war das Untergeordnete, Secundäre, weil der unfreien Natur Angehörige, dieses das Präponderirende und Primitive, weil der Sphäre des freien Geistes angehörig. — Ganz dasselbe Verhältniß wird stattfinden, wenn am Ende des gegenwärtigen Weltlaufes, nach der Weissagung, Zeichen geschehen werden an Sonne, Mond und Sternen (Luk. 21, 25), und erscheinen wird das Zeichen des Menschensohnes im Himmel (Matth. 24, 30), und dann auch alle Geschlechter auf Erden werden kommen sehen des Menschen Sohn in den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit.

Wir glauben so den Sinn unserer Stelle nach allen seinen Beziehungen andeutungsweise erschöpft zu haben. Zugleich wird sich aus dieser Darstellung ergeben, mit wie viel oder wie wenig Recht ältere und neuere Ausleger eine Beziehung auf die jetzt ganz verschollene Astrologie in ihr gefunden haben. Wir können uns hier auf eine Würdigung dieser für die Geschichte des menschlichen Geistes so wichtigen, aber nicht gerade erfreulichen Erscheinung einlassen ²⁾, sondern

2) Vergl. übrigens Pfaff, Astrologie, Nürnberg 1816; —

begnügen uns mit einem allgemeinen Urtheil. Wir glauben, daß die moderne Bildung hier, wie auch in manchen andern Beziehungen, in ihrem oft sehr gerechten Eifer vielleicht etwas zu voreilig mit dem Schmutz, der Jahrhunderte lang die heiligen Bilder entstellte, auch diese selbst hinweggenommen hat, und indem sie mit Recht eine schmachvolle, die Menschheit tief entwürdigende Ausgeburt gottlosen, ja tollen Aberglaubens und lügnerischer Gaunerei, die sogar als Wissenschaft aufzutreten wagte, und nur in den entarteten Zeiten der römischen Kaiser und im Aberglauben des Mittelalters sich volle Geltung verschaffen konnte, entlarvte und austrieb, — zugleich auch eine tiefliegende Wahrheit, die hier freilich zur schmachvollen Karrikatur verzerrt war, verbannt hat; eine Wahrheit, die den freien Geist eines Kepler erfüllte und erhob, die ihm Blicke in die heilige Hieroglyphenschrift des Himmels eröffnete, wie nur er sie gethan hat. Wir sind sehr weit davon entfernt, der Astrologie in irgend einer Beziehung das Wort reden zu wollen, aber den Glauben, daß die Höhepunkte der Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden von den Himmelswelten gleichsam mitgefeyert werden, und sich in correspondirenden Erscheinungen daselbst abbilden, können wir nicht aufgeben, ohne den biblischen Aussprüchen Gewalt anzuthun. Aber eben, weil jene Wahrheit eine so tiefliegende ist, glauben wir, daß sie nur in absoluten Höhen- und Wendepunkten der Menschengeschichte für uns sichtbar hervortrete, und beschränken darum ihre Anwendung einzig auf die beiden genannten Entwicklungssphären, nämlich die Menschwerdung Christi und Seine Wiederkunft zum Gericht, wobei wir gar keiner Gefahr uns aussetzen, da bei diesen ausdrückliche Schriftstellen uns zu Schutz und Trub zu Gebote stehen.

G. F. v. Schubert, Abhandlungen II, 2. S. 377 ff. und Fr. v. Meyer, Blätter II, S. 141 ff.

Vierte Zugabe.

Kurze Andeutungen zur Entwicklungsgeschichte der irdischen Natur.

Die irdische Natur ist der Leib der Menschheit; der Mensch (als Gattung) ist ihre Seele. Seine Entwicklung ist auch ihre Entwicklung, seine Hemmung auch ihre Hemmung. Mit seinem Fall ist auch ihr Fall gesetzt, mit seiner Wiederherstellung und Auferstehung auch die ihrige verbunden ¹⁾. Die

1) Wir verweisen hier auf den zweiten Abschnitt von Schell's Beitr. zur speculativen Philosophie, der die Ueberschrift führt: Der Sündenfall und die Erlösung oder der Tod und die Auferstehung nach der Geschichte und der Philosophie, der des tief Christlichen, mit gewohnter Schärfe und Präcision Ausgesprochenen und hierauf Bezüglichen eine reiche Fülle enthält. Wir theilen eine Stelle mit (S. 203): „Mit der fortschreitenden Entwicklung des endlichen Geistes wird Schritt für Schritt auch die Natur erhoben und verklärt, indem die Seele den Leib, und das Innere das Äußere zu durchbringen berufen ist. Mit dem Falle des Menschen wird hingegen auch die Natur in den Fall gezogen, welche dem Menschen, wie der Leib der Seele, wie das Äußere dem Innern folgt. Eben daraus folgt aber auch, daß die Natur durch den Sündenfall nicht bloß subjektiv, nämlich in den Augen des Sünders, sondern auch an sich selbst alterirt worden ist. Es kann daher nur einer abstracten Verstandesansicht, welche oft die Lüchtigsten überschleicht, zugeschrieben werden, wenn die Theilnahme der Natur an dem Fall ihres Herrn, der ihr Inneres ist, bestritten wird. Wie oft muß es noch wiederholt werden, daß das Innere der Natur, in das Fall nicht bringen konnte, der Mensch selbst ist. So sehen wir auch täglich in der Erfahrung, daß es auch nach dem Falle der Mensch ist, der, nachdem er selbst wieder erlöst worden, nun auch seinerseits die Natur erlöst. Erst unter seiner Pflege veredelt sich jedes Gewächs, das in der

Kurz, Bibel u. Astronomie. 3. Aufl.

werdende Vollenbung der Erde geht ganz parallel mit der des Menschen und steht in jedem Momente ihres Verlaufes auf gleicher Stufe mit dieser. Tritt sie hier äußerlich sichtbar hervor, so nicht minder auch dort; ist sie hier eine verborgene, so können wir dort keine offenbare verlangen. — Wir wollen hier in kurzen Andeutungen nach Anleitung der heil. Schrift ihre verschiedenen Entwicklungsstufen nach den durch die heilige Geschichte und Weissagung gegebenen Perioden der Erlösung oder Wiederherstellung des Menschen darzustellen versuchen. Solcher Perioden bieten sich uns sieben dar.

Erste Periode.

Vom Sündenfalle bis zur Sündfluth.

In die Natur des Menschen, so wie in die Natur der Erde, ist mit dem Sündenfall Tod, Fluch und Verderben eingebracht. Es ist ein elektrischer Schlag, der Alles innerlich durchbebt, der eine totale Umwandlung der innern Lebensrichtung, des innern Lebensprinzips bewirkt. Aber alsobald tritt auch als Gegengewicht die Verheißung des Heils ein, und mit ihr gewissermaßen das Heil selbst schon, denn die göttliche Verheißung ist der erste Schritt zu ihrer Erfüllung und das erste, lebenskräftige Element, der Keim derselben. So ist denn der Anfang einer doppelten Entwicklungsreihe gesetzt: Die Sünde und das Verderben in ihrem Gefolge streben ihrer vollständigen Entfaltung entgegen; und nicht minder geht das göttliche Heil, reagirend und sich assimilirend, was sich ihm assimiliren läßt, seiner allmählichen, möglichst ausgebreiteten Verwirklichung entgegen. Je weiter aber Beides in seiner Entwicklung fortschreitet, um so mehr scheiden sich die Elemente Beider, um so mehr tritt Jedes unverhüllter hervor, als das, was es seinem innern Wesen nach ist. Das Bildniß, von den Menschen getrennt, entweder ganz verkommen oder verwilbert.“

jüngste Gericht, das Scheidung heißt (*xpíōis*), und sich nach jeder Beziehung als Scheidung darstellt, vollendet diese Scheidung für alle Ewigkeit.

Der Gluck und das Verderben hat also seit jenem Momente, mit welchem die erste Periode beginnt, die ganze irdische Natur durchdrungen, zunächst freilich erst noch innerlich. Daher noch nach Außen relative Ueberbleibsel der anerschaffenen Kraft und Herrlichkeit, die sich in der Leiblichkeit des Menschen in langem, meist 800jährigem Leben, in der ihn umgebenden Natur durch Kraft, Schönheit und Fülle ihrer Produktionen äußert. Aber ihre Realität, ihre Nachhaltigkeit beweist die geschehene innere Umwandlung dadurch, daß sie nachwirkt, daß sie nun allmählig sich auch äußerlich darstellt in der Natur und im leiblich-psychischen Menschen. Es besteht zunächst noch eine vorübergehende Incongruenz des innern Zustandes mit der äußern Erscheinung, aber sie ist eben nur eine vorübergehende, die sich allmählig verzehrt. Das Heil, das als Verheißung eingegriffen, kann seine heilende Kraft, ehe die Krankheit zur vollen, selbstbewußten, äußern Erscheinung gelangt, nur durch geheime erhaltende Wirkung bewähren.

Zweite Periode.

Von der Sündfluth bis zu Abrahams Erwählung.

Wie beim einzelnen Menschen schon früher nach acht-hundertjährigem Leben durch den Tod die Disharmonie und Auflösung, die im Innern ist, hervortrat, so tritt sie nun auch in der ganzen Natur und im ganzen Menschengeschlechte durch die Katastrophe der Sündfluth hervor. Die Natur zerfällt in Klimate, und in der Menschheit bilden sich einander abschließende Völker, Nationalitäten, Sprachen, Racen. Die Sünde hat nun das sinnliche Leben vollständig durchdrungen, das Geufzen der Kreatur erlangt seine Intension, tritt von

nun an auch äußerlich zu vernehmbaren Tönen hervor²⁾. Das Heil macht dagegen sich geltend durch das Bundeswort: So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Same und Erndte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht (1 Mos. 8, 22); und als Bundeszeichen wölbt sich der Regenbogen in den Wolken (1 Mos. 9, 13: Meinen Bogen hab' ich gesetzt in die Wolken, der soll das Zeichen sein des Bundes zwischen mir und der Erde).

Dritte Periode.

Von Abrahams Erwählung bis auf Christum.

Nun kann das Heil auch schon entschiedener eingreifen. Ein Volk wird aus der Völkermasse erwählt, auf welches alle speciellen Führungen und Vorbereitungen sich concentriren, und für dies Volk wird ein Land auswählt aus der Ländermasse, da Milch und Honig innen fließet, ein Land, das eben so sensible ist für den leisesten Hauch des Segens und des Glühes, wie das Volk, das darinnen wohnen soll, dem eben so wie seinem Bewohner die speciellste göttliche Aufsicht und Führung zu Theil wird. Man denke, um die Wahrheit dieser Bemerkung sich näher zu bringen, an die tiefe Bedeutsamkeit der Sabbath- und Jubeljahre und die ihnen beigegebenen Verheißungen; man erinnere sich an Moses Segen und Gluch, den er in dem durchaus prophetischen fünften Buche

2) Daß auch noch andere Leute als der Apostel diese Töne und Seufzer gehört haben, dafür zeuge hier nur folgende Stelle aus Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde: Bettina schreibt (I, S. 38): „Wenn ich einsam Nachts in der freien Natur stehe, da ist's mir, als ob sie ein Geist wäre und mich um Erlösung bäte. Oft habe ich die Empfindung gehabt, als ob die Natur mich jammernd wehmüthig um etwas bäte, daß es mir das Herz durchschneide, nicht zu verstehen, was sie verlangt.“ Paulus verstand es. —

des Pentateuchs so kräftig und eindringlich über dieses Land ausspricht; man vergleiche endlich damit und mit dem jetzigen Zustand seiner ursprünglichen Erbherrn den jetzigen Zustand des Landes. — Die übrigen Länder gehen unterdeß, wie die übrigen Völker, ihre eigenen Wege, übrigens getragen und erhalten durch das Segens- und Bundeswort 1 Mos. 8, 22; 9, 11 ff. Vgl. Matth. 5, 45 und Apostelgesch. 14, 16. 17.

Vierte Periode.

Von Christus bis zum tausendjährigen Reiche.

Das Seufzen und Sehnen der Kreatur ist in den vorigen Perioden zum vollen Selbstbewußtsein gekommen. Die Zeit ist erfüllet, der menschengewordene Gottessohn erscheint auf der Erde, um auszurichten, was die ewige Gnade des Vaters zuvorbedacht und verheißen hatte. Wo sein Fuß hintritt, entspringt Heil und Segen im Leben des Menschen und der Natur. Vor Ihm weichen die Krankheiten, vor seinem gebietenden Worte legt sich der wilde Sturm empörter Wellen, die Nahrungskräfte des Wassers potenziren sich zum stärkenden Wein, der des Menschen Herz erquickt und erfreut, und fünf Brode sättigen mehr als 5000 Menschen. Und als das Blut auf Golgatha fließt, da geht ein Hauch des Lebens von ihm aus und durchdringt die ganze Schöpfung, eine vis vitalis durchströmt ihre Adern und kräftigt sie zu neuer Lebensthätigkeit. Die Erde erhebt vor freudig-bangem Schauer im Vorgefühl ihrer Erneuerung, die Felsen zerreißen, die Gräber thun sich auf. Die objektiv vollbrachte, aber noch nicht subjektiv angeeignete Erlösung greift nun um sich und bringt in den Menschen und in die Natur. Aber es ist dies ein stilles, verborgenes Wirken und Umgebären. Der neue Mensch und die neue Erde ist da, aber noch als Keim, als Embryo. Alles Leben entsteht und entfaltet sich im Verborgenen: der dunkle Schooß der mütterlichen Erde verhüllt

die Genesis des Pflanzenlebens, und die Geburtsstätte des thierischen Lebens ist von geheimnißvollem Dunkel umschlossen, die Entstehung und erste Entwicklung des Lebens ist das Räthsel der Wissenschaft, an welchem sie immer zu lösen haben wird. So verbirgt sich auch vor dem forschenden Blick des Menschen das Geheimniß der Erneuerung der Erde, die Geburt und das Wachsthum des neuen Lebens in ihr. Wie der Christ auch nach seiner Wiedergeburt aus Wasser und Geist noch diesen Leib der Schmerzen und der Krankheiten mit sich trägt und doch innerlich den Frieden und die Seligkeit des Himmels in sich aufgenommen hat, wie er äußerlich sich nicht unterscheidet von allen andern, und doch innerlich eine neue Creatur ist; — so trägt auch die Erde noch ihr altes Kleid des Fluches, ihre Dornen und Disteln, ihre Wüsten und Einöden, es gehen noch immer zerstörende Fluthen, verheerende Orkane, erstarrende Fröste und versengende Gluthen über ihr altes vielgeplagtes Haupt, und doch ist sie innerlich eine neue Creatur und ist versiegelt zu einer vollkommenen Verklärung, wodurch sie erhöht werden wird zu unnennbarer Herrlichkeit ³⁾. Aber wie dennoch auch im äußern Leben des Christen der stille Gottesfrieden, der seine Brust erfüllt, sich darstellt und um so herrlicher sich darstellt, je drückender die Last des Lebens auf ihm liegt, so strahlt auch das Angesicht der Erde die innere und zukünftige Verklärung ab: wo christliche Atmosphäre weht, da werden aus Wüsteneien blühende Gefilde des Segens, das rauhe Germanien wird zu einem Garten Gottes, Britanniens trübe, feuchte Nebelinsel zum blühenden Park.

3) Man vergl. hier Ch. Fr. Richter's wunderschönes Lied: Es glänzet der Christen inwendiges Leben &c.

Fünfte Periode.

Das Millennium).

In den letzten Kämpfen der vorigen Periode ist die Macht der Finsterniß eigentlich schon überwunden; zum Tod ermattet wird sie nun gebunden auf tausend Jahre. Die heiligen Blutzengen der Wahrheit gelangen zur ersten Auferstehung, leben und regieren mit Christo tausend Jahre ohne

4) Die so vielfach mißverstandene, verzerrte und mit fleischlichen Erwartungen überfüllte Lehre vom tausendjährigen Reiche ist trotz alle dem doch immer eine biblische Lehre. Wir werden uns aber vor all diesen Verirrungen bewahren, ohne daß wir deshalb genöthigt wären, die Realität und concrete Gewißheit dieser Weissagung irgendwie zu verflüchtigen, wenn wir mit der Augsb. Confess. Art. 17 es als chiliastischen Irrthum erkennen: „Das für der auferstehung der tobtten eitel heilige, frome ein weltlich reich haben, und alle Gottlosen vertilgen werden.“ Christus wird allerdings herrschen mit den Heiligen, die an der ersten Auferstehung Theil haben, aber das ist kein sichtbar irdisches, weltliches Regiment, sondern ein unsichtbar himmlisches; — denn noch hat Himmel und Erde nicht die letzte, schließliche Vollenbung erhalten, noch ist die letzte Scheidung, das letzte Gericht nicht gewesen, noch ist der Tod nicht aufgehoben, — aber die Folgen und Einflüsse dieser unsichtbaren Regierung werden sichtbar, irdisch und weltlich sein, indem durch sie das christliche Princip zum vollen Sieg in allen Verhältnissen und Lagen des Lebens, zur vollsten Anerkennung vor allen Machthabern und Obrigkeiten gelangt, und so seine Segnungen in einer bisher unerhörten Ausdehnung und Energie über die ganze Erde verbreitet. „Die leuchtende Grundidee,“ sagt Lange in s. verm. Schr., „ist diese: einmal muß das lebendige Christenthum verklärt werden zur herrschenden Weltreligion, und dann müssen alle seine Segnungen sich aufs Herrlichste ergießen.“ Zur rechten Würdigung der hier zur Sprache kommenden eschatologischen Beziehungen geben überhaupt Lange's verm. Schr. I. u. II. manche treffliche Gedanken.

allen Widerstreit, ohne alle Anfeindungen der Finsterniß, daher denn alles Christliche im Leben, in der Kunst, Wissenschaft, Politik u. s. w. sich zur höchsten Blüthe entfalten, seine herrlichsten Früchte tragen kann. „Die Principien des Heils sind zur wissenschaftlichen Evidenz gebracht, zur politischen Geltung gekommen, zur öffentlichen Sitte geworden.“ Das kann nicht ohne den bedeutendsten sichtbaren Einfluß auf die Natur stattfinden. Ungehemmt, unentweicht kann nun ihr Berklärungs- und Erneuerungstreben auch nach außen hervortreten. Sie wird bestrahlt werden von dem Glanz und der Energie des Christenlebens ihrer Bewohner, wird dadurch schon und durch deren Pflege gekräftigt und erregt zu neuen herrlichen Entfaltungen ihrer so lang gehemmten und verstorbenen Lebenskraft. Des Mondes Schein wird sein, wie der Sonne Schein, und der Sonne Schein wird siebenmal heller sein, denn jetzt (Jesaja 30, 26). „Die Gifte sind in Arzneien verwandelt, die wilden Thiere durch die Magie des Geistes gebändigt,“ die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei den Böden liegen, Löwen werden Stroh essen, wie die Dachsen, ein Säugling wird seine Hand stecken in die Höhle des Basilisken (Jes. 11, 6—9). Zwar ist der Tod noch nicht aufgehoben, aber es sollen nicht mehr da sein Kinder, die ihre Tage nicht erreichen, oder Alte, die ihre Jahre nicht erfüllen, sondern Knaben von hundert Jahren sollen sterben (Jes. 65, 20). — Es ist die Periode des Vorgenusses, der organischen Vorbereitung auf die Zeit der letzten und höchsten Vollenbung, die Periode einer relativen, irdischen Vollenbung, als eines Vorspieles der absoluten himmlischen Vollenbung; sie hat für die Natur und die Menschheit dieselbe Bedeutung, wie die Verklärung auf Tabor für die Leiblichkeit des Herrn als Anfang und Vorbild seiner vollen Verklärung durch die Auferstehung, wie die präliminatarische Mittheilung des heiligen Geistes an die Jünger

(Joh. 20, 22) als Angelb der vollen Geistes-Ausgießung am Pfingstfest. So bahnt sich auch hier durch proleptische Entwicklungen das Zukünftige an, die allgemeine Auferstehung durch die erste Auferstehung, das jüngste Gericht durch das Regiment Christi und seiner Heiligen, die ewige Seligkeit durch tausendjährigen Frieden, die Verklärung des Himmels und der Erde durch höhern Glanz der Sonne und des Mondes, durch kräftigere Blüthen der Erde.

Sechste Periode.

Die kleine Zeit des letzten Kampfes.

Die Macht des Bösen war in der vorigen Periode noch nicht vernichtet, sie war nur „die verborgene ecclesia pressa“, die Religion des Unglaubens und der Christusverachtung war nicht ausgestorben, sondern nur zurückgedrängt, „zum verborgenen Paganismus, zum schmachbeladenen Conventikelwesen“ geworden. Nun nimmt die Macht der Finsterniß alle ihre letzte Kraft zusammen; je länger, je kräftiger sie gebunden und zurückgedrängt gewesen war, um so unausbleiblicher war nach dem Gesetz der Schwankungen, die erst in der absoluten Vollendung aufhören können, ein solches Umschlagen ins Gegentheil; aber es ist nur das letzte Aufladern eines verlöschenden Lichtes, es sind nur die letzten Zuckungen des Bösen, worin sich die Zähigkeit seiner Schlangennatur verräth, es ist die letzte Kraftanstrengung, die alle Kräfte erschöpft und verzehrt, in Folge deren es an der empfangenen Todeswunde verbluten muß. Mag auch sein verpestender Hauch noch einmal die Erde überzogen, den heller gewordenen Spiegel ihres Angeichts verbunkelt und manche ihrer schönen Blüthen erlödtet haben, es dauert nur eine kleine Zeit (Apol. 20, 3); seinen gewaltigen, verzweifelten Anstrengungen ist schon das Gepräge der Ohnmacht, der gänzlichen Niederlage aufgedrückt. Es fällt Feuer von Gott aus dem Himmel und verzehret sie (R. 20, 9), „das Feuer des Weltgerichts und der

Erdmetamorphose überrascht sie, Christus erscheint auf dem großen, weißen Thron (B. 11), die allgemeine Auferstehung erfolgt und mit ihr das Weltgericht,“ der Tod und der Hades werden geworfen in den feurigen Pfuhl, das ist der andere Tod (B. 14).

Siebente Periode.

Der ewige Sabbath.

Die volle letzte Scheidung ist geschehen, das Schmelz- und Läuterungsfeuer des Gerichtes hat die Erde von ihren Schlacken gereinigt. Dieser finstere Niederschlag — ἡ γδογά — bildet nun die Wohnung aller unseligen Geister, die nicht erlöst werden konnten, weil sie nicht wollten, die äußerste Finsterniß, wo sein wird Heulen und Zähnklappen (Matth. 8, 12; 2 Petri 2, 17), das ewige Feuer, da ihr Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht verlöscht (Mark. 9, 43—44). Dagegen bildet die geläuterte, verklärte Erde — ἡ ἀφθαρσία — die Wohnung der Seligen, unter denen Christus den Thron seiner unmittelbarsten Präsenz, seines potenzirtesten Wohnens innerhalb der Creatur aufschlägt. Dieser Herrlichkeit angemessen ist denn auch die Herrlichkeit der Erde: alle γδογά, die jetzt in ihr, an ihr, auf ihr ist, hat sie abgestreift, alle ἀφθαρσία, die jetzt in ihr verhüllt, verdunkelt, verborgen ist, ist dann zur herrlichsten Blüthe entfaltet, offenkundig hervorgetreten; aller Schmutz, den sie jetzt trägt, ist tausendfach verschönert, alle ihre herrlichsten Erzeugnisse zur heil- und lebensvollsten Potenz gekräftigt (vgl. Matth. 26, 29). Ihr Fleisch von Staub und Asche, womit die Verwesung sie bekleidet hatte, ist, nachdem es dem Feuer übergeben worden, durchglüht, durchglutert und erneuert ihr wiedergegeben, ihre Adern durchströmt ein lauterer Strom lebendigen Wassers, klar wie ein Krystall, der geht aus von dem Thron Gottes

und des Lammes (R. 21, 1); ihre Gebeine, jetzt noch von todtm, starrem Gesteine, sind durchleuchtet vom hellsten Licht, beseelt vom fröhlichsten Leben, glänzender als Edelsteine, gediegener als Gold, köstlicher als Perlen und reiner als Krystall⁵⁾.

5) Die genannten Stoffe sind die herrlichsten und edelsten, die unsere Erde in ihrem jetzigen Zustande darbietet. Die leuchtenden Edelsteine, die glänzenden Metalle sind die „irdischen Lichtsammler, der Erde Augen“ (Bähr, Symb. des Mos. Kultus I, 276 ff.). Man könnte sie als die Reliquien der verlorenen Herrlichkeit der Erde betrachten, oder als die vorlaufenden Ausgeburten ihrer zukünftigen vollständigen Umgebärung, man könnte versucht werden, sich durch sie den zukünftigen Verklärungszustand der neuen Erde und ihrer Stoffe einigermaßen zur Anschauung zu bringen, da die Weissagung mehrere darauf hindeutende Züge enthält. Wir wollen kein Gewicht auf die Bedeutsamkeit legen, in welcher das Gold und die Edelsteine bei allen prophetischen Visionen der göttlichen Herrlichkeit erscheinen, obschon es genau genommen auch hierher gezogen werden könnte, machen dagegen besonders aufmerksam auf die Schilderung des neuen Jerusalems in der Offenb. R. 20, 18—21. Der Bau ihrer Mauern ist von Jaspis, die Stadt von lauterem Golde, gleich dem reinen Krystall, die Gründe der Mauern sind geschmückt mit lauter Edelsteinen, die zwölf Thore sind zwölf Perlen und jedes Thor ist von einer Perle, die Gassen der Stadt sind lauter Gold wie durchsichtiges Krystall. — Auch die Natur der edlen Metalle und der Edelsteine weist schon bedeutungsvoll und ahnungsreich auf die zukünftige Vollendung hin. Ist es, wie wir oben wahrscheinlich gemacht haben, ein charakteristisches Merkmal der neuen Erde, daß ihre jetzt so starre, todt, dunkle und trübe Masse in lebenskräftiger Einheit mit dem Lichte innigst verbunden, von ihm vollständig durchleuchtet, beseelt und belebt sein wird, so können jene edlen Stoffe wohl dazu dienen, uns dies anschaulich zu machen. Das Gold in seiner Reinheit, in seinem sanften, stillen und doch so majestätischen Glanze, die Edelsteine mit ihrem funkelnden, blizenden, lebendig beweglichen Feuer und ihrer mannigfaltigen Farbenpracht, der Bergkrystall mit seiner reinen, hellen Durchsichtigkeit, die Perle mit ihrem majestätisch-einsältigen, milden Lichte stellen schon jetzt eine annähernde lebensvolle Einheit von Licht und Finsterniß dar. Es gilt ja wohl mehr oder minder von allen diesen Stoffen, was Lange (verm. Schr. I, 16, 17) von den Edelsteinen so schön und wahr sagt: „Sie sind Typen des Auserwählten, des selten Edlen, als Produkte der Verklärung des gemeinen Erbstoffs, des rohen Mineralischen durch mystische Feuerwirkung zu den feinsten, strahlendsten Lichtgebilden. Sie sind Stoffe der finstern Erde, in denen das Licht des Himmels, Alles durchbringend, zur vollkommensten Herr-

schaft gelangt ist, und in denen doch das Individuelle, das Verschiedene nicht zerstört, sondern gerade in seiner reinen Wesenheit, in einer besondern Farbe durch Feuer und Licht zur Anschauung gebracht worden ist.“ Und warum sollten das finstere Gestein, die dunkeln Erden im Schmelzofen eines göttlichen Läuterungsfeuers sich nicht zu solchen edlen und noch edlern Stoffen umbilden können? Zerlegt doch die Chemie auch die dichtesten Edelsteine in Gase und Erden. Freilich noch keine menschliche Kunst hat aus dem Kohlenstoff den Demant, aus Thonerde den Rubin oder Saphir darzustellen vermocht, aber ist das zu verwundern? Es fehlt ihr ja annoch der Stein der Weisen, zerlegen kann sie wohl, aber über dem Zerlegen entflieht das punctum saliens, die Seele, und kein Nachspruch der Wissenschaft kann den befehlenden Lebensodem in ihr Thongebilde hineinzaubern. Aber ein Strahl der schaffenden, belebenden Gotteskraft blizt hinein und die Kohle wird zum Demant, der Thon zum Rubin, der Kiesel zum Karneol. Wir wollen damit keineswegs behaupten, daß gerade unsere Metalle, unsere Edelsteine in ihrer jetzigen Gestalt die Bestandtheile der neuen Erde bilden werden, vielmehr steht zu vermuthen, daß auch diese noch nicht die vollkommenste Einheit und Durchbringung des Lichtes und des Dunkels darstellen, daß auch ihnen noch wesentliche Merkmale der letzten Durchklärung fehlen, und es kann dafür wenigstens bei dem Golde auf unsere Schriftstelle hingewiesen werden, die zweimal es hervorhebt, daß dem lautern Golde, woraus die Stadt und ihre Gassen bestehen, die Klarheit und Durchsichtigkeit des Krystalls zukomme. — Und nun zuletzt noch eine Bemerkung: vielleicht siele von diesem Standpunkte aus auch einiges Licht auf die noch nicht gehörig gewürdigte und noch weniger genügend erklärte räthselhafte Erscheinung, daß jene Stoffe zum Gegenstand des ersehntesten Besizes geworden sind, daß sie selbst über den bessern und edlern Menschen eine unerklärlich-magische Gewalt ausüben, die sich bei andern zu einer dämonisch-unwiderstehlichen Macht steigert; — und dies nicht nur als Mittel, Bedürfnisse zu befriedigen und Genüsse zu realisiren, sondern eben so sehr und noch mehr rein um ihrer selbst willen. Es könnte vielleicht dieser in der Erscheinung so unedlen Bier nach edlen Metallen und Steinen eine unbewußte, verkehrte und verzerrte Wahlverwandschaft und tiefere Beziehung zu Grunde liegen, und in ihr ein neuer Beweis für die Wahrheit vorliegen, daß jeder Verirrung, so verkehrt sie in ihrer Richtung, so verderblich sie in ihrem Fortgang und Folgen auch sein mag, die Basis eines tiefern und edlern, aber verkannten und verzerrten Bedürfnisses zukomme, und daß gerade darin die oft völlig unbegreifliche Kraft und Hartnäckigkeit des Irrthums oder der Verirrung ihre Erklärung finde.

Inhaltsverzeichnis.

Erste Abtheilung.

Bibel und Astronomie.

	Seite
Erstes Kapitel. Die Theologie und die Naturwissenschaften	3
Zweites Kapitel. Die deistische und pantheistische Weltanschauung	24
Drittes Kapitel. Eine Universalgeschichte des Kosmos	40
Viertes Kapitel. Die biblische Weltanschauung von der Entstehung, Entwicklung und Vollenbung des Weltalls	54
§. 1. Ursprung, Bedeutung und Charakter der biblischen Schöpfungs- und Urgeschichte	54
§. 2. Fortsetzung	65
§. 3. Fortsetzung	79
§. 4. Die Begrenzung und Dauer der Schöpfungstage	84
§. 5. Die Schöpfung des Himmels und der Erde	98
§. 6. Der Zustand der Erde vor dem Sechstagerwerke	102
§. 7. Das erste, zweite und dritte Tagewerk	106
§. 8. Das vierte Tagewerk	109
§. 9. Das fünfte und sechste Tagewerk	119
§. 10. Die Urgeschichte des Menschen	121
§. 11. Die Stellung und Aufgabe des ersten Menschen	124
§. 12. Der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen	127

	Seite
§. 13. Die Bildung des Weibes	131
§. 14. Der Sündenfall	133
§. 15. Der Versucher	136
§. 16. Aussicht auf Erlösung	138
§. 17. Die Morgensterne und die Kinder Gottes	147
§. 18. Geistigkeit und Leiblichkeit der Engel	151
§. 19. Natur, Stellung und Aufgabe der Engel	162
§. 20. Der Fall in der Engelwelt	165
§. 21. Die Erlösungsunfähigkeit der gefallenen Engel	168
§. 22. Die Continuität des Bösen bei den gefallenen Engeln	171
§. 23. Die Wohnung der guten Engel	173
§. 24. Der Himmel als die Wohnung Gottes	177
§. 25. Rückblick auf die Urgeschichte der Erde und des Menschen	180
§. 26. Fortsetzung	189
§. 27. Die gegenwärtige Stätte der gefallenen Engel	195
§. 28. Die Universalgeschichte des Kosmos	206
§. 29. Das Interesse der Engel an den irdischen Entwicklungen	209
§. 30. Das Eingreifen der Engel in die Geschichte der Vorbereitung des Heils	211
§. 31. Christus der zweite Adam	214
§. 32. Mitwirkung und Gegenwirkung der Engel im Leben Jesu	218
§. 33. Die Himmelfahrt Christi und der Fortgang des Kampfes bis zur Wiederkunft Christi	221
§. 34. Die Wiederkunft Christi und die Erneuerung des Himmels und der Erde	225
§. 35. Das Gericht und die ewige Vollendung	238
§. 36. Rückblick auf die Stellung der Engel	243
Fünftes Kapitel. Die astronomischen Forschungen und Ergebnisse	246
§. 1. Die Sonne	247
§. 2. Die Planeten und die Monde	252
§. 3. Die Sternschnuppen	257
§. 4. Die Kometen	259
§. 5. Entstehen und Bestehen des Sonnensystems	261
§. 6. Die Fixsternparallaxe	264
§. 7. Die sonnenartige Natur der Fixsterne	267

	Seite
§. 8. Die Milchstraße	270
§. 9. Die Centralsonne	273
§. 10. Die Veränderlichkeit der Fixsterne	281
§. 11. Die Doppel- und Vielsterne	287
§. 12. Dunkle Weltkörper am Fixsternhimmel	293
§. 13. Die Nebelflecke	300
§. 14. Rückblick	318
Sechstes Kapitel. Conflict und Harmonie zwischen Bi-	
bel und Astronomie	323
§. 1. Die Aufgabe dieses Kapitels	323
§. 2. Die Schöpfungslehre und Schöpfungsgeschichte	325
§. 3. Die Erschaffung der Welt in sechs Tagen	328
§. 4. Die Erschaffung des Lichtes vor der Sonne	332
§. 5. Die Erschaffung der Fixsterne vor der Erde	336
§. 6. Die Erschaffung des Planetensystems	340
§. 7. Die Bewohntheit der Himmelswelten im Allgemeinen	343
§. 8. Die Engel als Bewohner der Fixsternwelten	346
§. 9. Fortsetzung	353
§. 10. Bewohner der außerirdischen Weltkörper unseres Son-	
nensystems	357
§. 11. Die astronomische Weltanschauung	362
§. 12. Die Unenblichkeit des Raumes	365
§. 13. Die Transcendenz und Immanenz Gottes im Spiegel	
der Astronomie	368
§. 14. Die Menschwerdung Gottes in Christo	371
§. 15. Fortsetzung	375
§. 16. Fortsetzung	378
§. 17. Fortsetzung	389
§. 18. Fortsetzung	401
§. 19. Die Katastrophe des Weltendes	407
§. 20. Die Dauer des irdischen Weltlaufes	412
§. 21. Die kosmische Vollenbung	414

Zweite Abtheilung.

Zugaben verwandten Inhaltes.

Erz.

Erste Zugabe. Die Geologie und die Bibel.

I. Der angebliche Widerstreit zwischen Geologie und Bibel 421

II. Die Bildung der Erdrinde 443

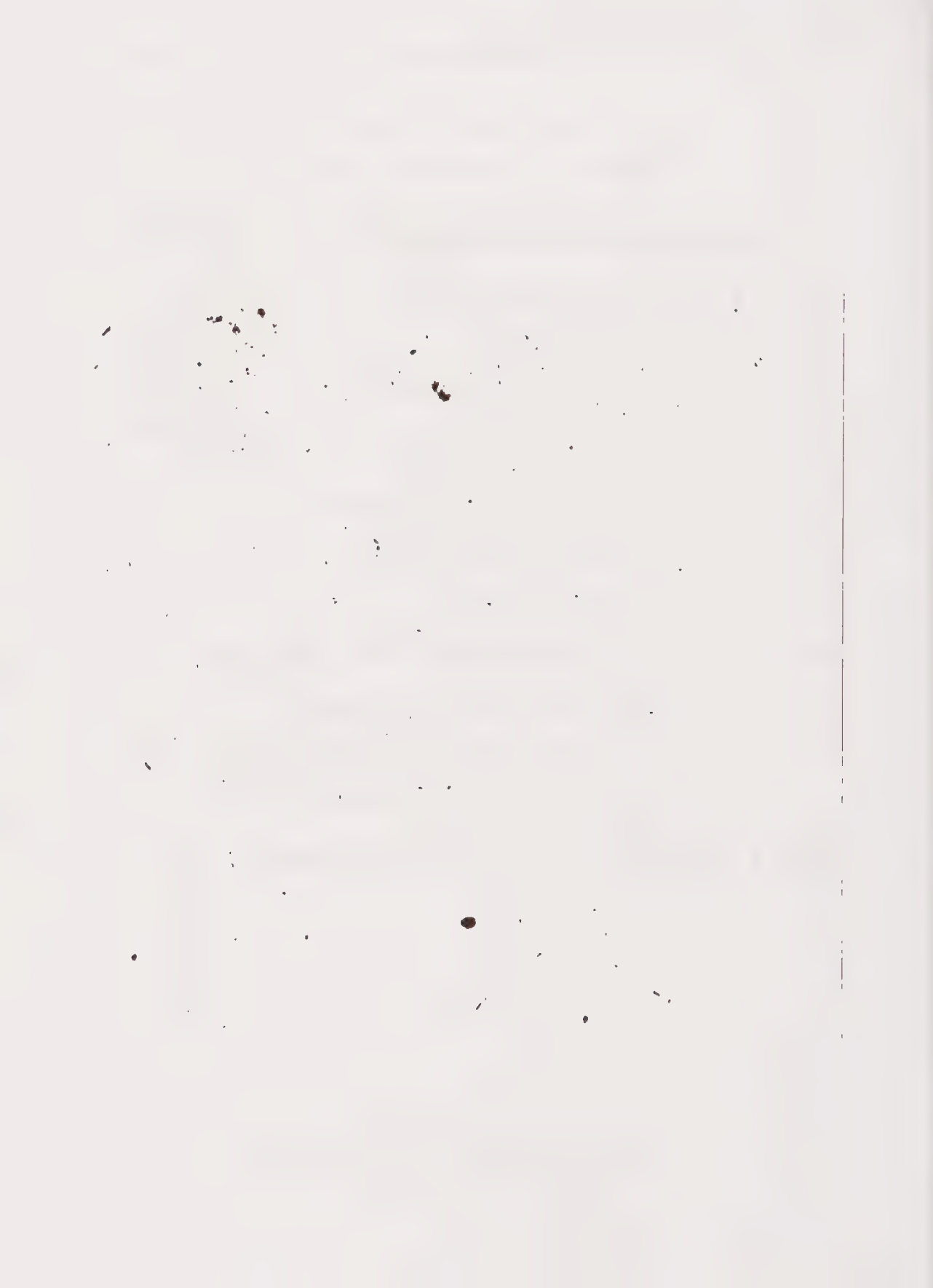
III. Das Thier- und Pflanzenreich der Urwelt 480

Zweite Zugabe. Die oberhimmlischen Wasser 533

Dritte Zugabe. Die Lichter des Himmels als Zeichen
für die Zeiten, Tage und Jahre 545Vierte Zugabe. Kurze Andeutungen zur Entwicklungs-
geschichte der irdischen Natur 553

Sinnstörende Druckfehler.

- 62 Z. 8 v. o. lies „geernt“ statt „genirt“.
- 72 Z. 4 v. o. l. „ergründendem“.
- 85 Z. 10 v. u. l. „vav consecut.“ st. „a convers.“.
- 92 Z. 8 v. o. l. „kategorisch.“ st. „katheg.“.
- 94 Z. 17 v. u. l. „R. 2“ st. „R. 5“.
- 97 Z. 3 v. o. l. „gewehrt“ st. „gewährt“.
- 157 Z. 15 v. o. l. „adjecto“ st. „adjecta“.
- 160 Z. 1 v. o. l. „umhüllenden“ st. „umhüllten“.
- 163 Z. 4 v. u. l. „S. 22, 3“ st. „S. 12 Anm.“.
- 182 Z. 1 v. u. l. „S. 22“ st. „S. 14. 1 Erl. 2“.
- 204 Z. 8 v. u. l. „wüsten“ st. „meisten“.
- 302 Z. 15 v. u. l. „Schranken“ st. „Schreden“.
- 305 Z. 16 v. o. ist das Parenthesenzeichen hinter „Größe“ zu streichen.
- 332 Z. 7 v. u. l. „Relationen“ st. „Reclamationen“.
- 352 Z. 7. u. 8 v. o. ist das erste Fragezeichen mit einem Komma, das zweite mit einem Punkt zu vertauschen, auch vor „kann“ ein „so“ zu lesen.
- 370 Z. 17 v. o. l. „nicht“ vor „solchem“.
- 386 Z. 9 u. S. 416 Z. 1. v. u. l. „vierten“ st. „fünften“.





Lightning Source UK Ltd.
Milton Keynes UK
UKHW030859081118

331980UK00007BA/558/P



9 781143 767678

9



781143 767678